Die
Hohenzollern
von
F. von Köppen

0177801

41232 I/IV

Die Hohenzollern und das Reich.

Von der Gründung des Brandenburgisch-Preußischen Staates bis zur Gründung des Deutschen Kaisertums.

Von

Hedor von Köppen.

Zweite Auflage.

FAM.
35 NO
SALT LAKE CITY, UTAH 84150

Glogau.

Verlag von Carl Flemming.

FRIDERIC·GUILLAYME·PAR·LA·GRACE·DE·DIEU·ELECTEUR·DE·BRANDENBOURG·DUC·DE·PRUSSE·DE·MAGDEBOURG·DE·CLEVE·DE·POMERANIE·&c·
FRIEDRICH WILHELM
Der Grosse Kurfürst

Die Hohenzollern und das Reich.

Von der Gründung des Brandenburgisch-Preußischen Staates bis zum Regierungsantritt Friedrichs des Großen.

Von

Hedor von Köppen.

*

Mit 54 Bildern und 5 Karten.

Zweite Auflage.

Europe
943
H2 kb
v 1

Glogau.

Verlag von Carl Flemming.

Alle Rechte vorbehalten.

414746

Seiner Excellenz

Dem Königlichen Wirklichen Geheimerat, Historiographen des Preußischen Staats, ordentlichen Professor der Universität Berlin, Mitglied des Staatsrats und der Akademie der Wissenschaften, Kanzler der Friedensklasse des Ordens pour le mérite, Ritter hoher Orden,

Herrn Dr. Leopold von Ranke.

Excellenz!

Durch die Ereignisse des Jahrzehnts 1861—71, mit welchem eine mehr als zweihundertjährige Entwickelungsperiode zum Abschlusse gekommen, ist auch für die Beurteilung unserer geschichtlichen deutschen Vergangenheit ein höherer und gesicherter Standpunkt gewonnen worden. Eine nationale Geschichtschreibung, wie Ew. Excellenz solche in größerem Stile durch Ihre Werke angebahnt haben, hat erst seitdem das Verständnis aller Gebildeten und somit den rechten Boden für sich gefunden.

Auf diesem Boden, den Ew. Excellenz sowie Ihre mit- und nachstrebenden Genossen, insbesondere der treffliche Ludwig Häusser, der leider kürzlich verstorbene Professor J. G. Droysen, der rüstige Vorkämpfer unserer nationalen Bewegung H. von Treitschke — urbar gemacht haben, nach dem Beispiele dieser hochverdienten Männer fortzubauen, die Schicksale unseres Hohenzollernschen Herrscherhauses und seine Beziehungen zum Reiche in populärer Darstellung vorzuführen, das ist die Aufgabe, welche ich mir in dem nachfolgenden Werke „Die Hohenzollern und das Reich" gestellt habe.

Ich habe den aufrichtigen, ehrlichen Glauben, daß, wie unser Preußen unter Leitung seiner Hohenzollern zu Deutschlands starkem Hort ersehen war, so jetzt das unter dem mächtigen Kaiserscepter der Hohenzollern, unter der Obhut Preußens geeinte Deutsche Reich von der Vorsehung dazu berufen ist, die Führung der Nationen unseres Erdteils nach den hohen Zielen der Menschheit zu übernehmen und ein Hort des Völkerfriedens, der allgemeinen Wohlfahrt und der Gerechtigkeit zu werden. Diesen Glauben habe ich aus meiner Auffassung der vaterländischen Geschichte gewonnen, auf ihm beruht meine Vaterlandsliebe, und von diesem Geiste werde ich bei dem Werke geleitet, dessen Bearbeitung ich mir, seitdem ich den Degen niedergelegt, zur Hauptaufgabe meines Lebens gemacht habe.

Ew. Excellenz haben mir sowohl durch Ihre Werke, insbesondere durch die „**Zwölf Bücher Preußischer Geschichte**“, welche, als eine wertvolle Gabe von Ihnen, eine Hauptzierde meiner kleinen Bücherſammlung bilden, als auch durch die wohlwollende und nachsichtsvolle Teilnahme, die Sie meinem Buche bereits in seinem Entstehen zuwandten, sowie durch manches freundliche und belehrende Wort, Anregung und freudigen Mut zum Schaffen an diesem Werk gegeben. Es drängt mich, Ihnen hierfür auf der ersten Seite desselben meinen tiefempfundenen Dank auszusprechen, in der Hoffnung, daß es mir bald gelingen möchte, mit einer befriedigenden Vollendung dieses Werkes einen würdigeren Ausdruck meines Dankes zu finden.

Möchte mein Buch auch in weiteren Kreisen eine ähnliche nachsichtsvolle Aufnahme finden, wie Ew. Excellenz demselben zu meiner innigen Freude angedeihen ließen, als ein Beitrag zur nationalen Geschichtschreibung und als ein Körnlein zur Belebung einer aufrichtigen und thatkräftigen, auf richtigem Verständnis der vaterländischen Geschichte begründeten Vaterlandsliebe!

Berlin, im Oktober 1884.

Hedor von Köppen.

Inhalt.

Hohenzollern und Brandenburg bis zum Dreißigjährigen Kriege.

Seite

Hohenzollern und Brandenburg bis zur Belehnung Friedrichs VI., Burggrafen von Nürnberg, mit der Markgrafschaft Brandenburg 1
Die sechs ersten hohenzollernschen Kurfürsten 10
Preußen als Ordensstaat und als weltliches Herzogtum 37
Die drei folgenden Kurfürsten 50
Die drei Grundsteine der Brandenburgisch-Preußischen Monarchie 62
Die Unglücks- und Prüfungsjahre der Mark 73

Die Neubegründung des Brandenburgisch-Preußischen Staates unter Friedrich Wilhelm, dem Großen Kurfürsten. 1640—1688.

Kurprinz Friedrich Wilhelm 90
Schwerer Regierungsanfang 95
Die Vermählung 105
Die Aufrichtung des kurfürstlichen Ansehens in den alten und neuen Landen . . 109
Die Heeresschöpfung 123
Brandenburg im schwedisch-polnischen und im schwedisch-dänischen Kriege 131
Der Kampf mit den ostpreußischen Ständen 154
Die Friedensjahre vom Friedensschluß zu Oliva bis zum Ausbruch des deutsch-französischen Krieges 176
Brandenburg im deutsch-französischen Kriege 1672—1674 190
Fehrbellin 207
Der Ausgang des Schwedenkrieges 1675—1679 225
Die letzten Regierungsjahre des Großen Kurfürsten 243

Das preußische Königtum unter Friedrich I. (III.) und Friedrich Wilhelm I. 1688 (1701) bis 1740.

Kurfürst Friedrich III. 265
Die Erlangung der preußischen Königskrone 279
Die geistige Sphäre des Berliner Hofes unter Friedrich I. (III.) 290
Preußen im Spanischen Erbfolge- und im Nordischen Kriege 303
Die oranische Erbschaft 324
Der Wechsel des Regierungssystems und der Tod Friedrichs I. 329
Friedrich Wilhelm I., sein Charakter und seine Regierungsgrundsätze 339
Die Armee Friedrich Wilhelms I. 350

Seite

Das Ende des Nordischen Krieges 362
Herrenhausen und Wusterhausen 378
König und Kronprinz 393
Kronprinz Friedrich in Rheinsberg 412
Die Wendung in der preußischen Politik und der Polnische Thronfolgekrieg. Tod Friedrich Wilhelms I. 418

Der Weg zur Großmacht unter Friedrich II. 1740—1786.

Friedrichs II. Regierungsanfang 437
Der Tod Kaiser Karls VI. und der erste Schlesische Krieg 445

Titelbild.

Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst.

Holzschnitte.

Die Burg Hohenzollern von Th. Blätterbauer 3
Die Burg zu Nürnberg von Th. Blätterbauer 7
Kurfürst Friedrich I. Nach einem alten Bilde im Hohenzollern-Museum 11
Die Kadolzburg von Th. Blätterbauer 12
Kurfürst Friedrich II. Nach einem alten Stiche 14
Die Plassenburg von Th. Blätterbauer 16
Kurfürst Albrecht Achilles. Nach einem Stiche von Schleuen 17
Kurfürst Albrecht Achilles im Kampfe mit den Nürnbergern von K. Steffeck . . 19
Kurfürst Johann Cicero. Nach Schleuen 21
Kurfürst Joachim I. Nach Schleuen 24
Kurfürstin Elisabeth nimmt das Abendmahl nach evangelischem Ritus (1528) von A. Treidler 28
Kurfürst Joachim II. Nach Schleuen 29
Die Marienburg von Th. Blätterbauer 43
Kurfürst Johann Georg. Nach einem alten Stiche 51
Johann Georg in einer Schule von Hermann Kaulbach 52
Kurfürst Joachim Friedrich. Nach einem alten Stiche 53
Kurfürst Johann Sigismund. Nach einem alten Stiche 57
Die Schwanenburg zu Kleve von Th. Blätterbauer 59
Kurfürst Georg Wilhelm. Nach einem alten Stiche 75
Das Schloß zu Berlin (von der Wasserseite) von Th. Blätterbauer 81
Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst. Nach einem alten Stiche 88
Kurfürstin Luise Henriette. Nach einem alten Stiche 107
Feldmarschall Derfflinger. Nach einem alten Stiche 129
Die Schlacht bei Warschau von W. Räuber 136
Das Schloß zu Königsberg von Th. Blätterbauer 163
Der Große Kurfürst empfängt die Erbhuldigung der preußischen Landstände zu Königsberg den 18. Oktober 1663, von Adolf Menzel 164
Die kurfürstliche Familie bei den ersten Kartoffelpflanzungen, von H. Knackfuß . 181

Seite

Derfflinger vor Rathenow von A. Wagner 216
Schlacht bei Fehrbellin von Adolf Menzel 220
Aufnahme der Hugenotten von A. von Grundherr 252
Die Brandenburger unter Ludwig von Baden bei Szalankemen von Fr. Keller . 273
König Friedrich I. Nach A. Pesne 285
Königin Sophie Charlotte. Nach dem Stiche von Gole 287
Das Schloß zu Charlottenburg von P. H. Müller 291
Königin Sophie Charlotte in Unterhaltung mit Leibnitz von Adolf Menzel . . 295
Im Bibliothekzimmer der Königin Sophie Charlotte von Borckmann 297
Das königliche Schloß zu Berlin von Th. Blätterbauer 301
König Friedrich Wilhelm I. Nach dem Bilde von A. Pesne 341
Königin Sophie Dorothea. Nach dem Bilde von A. Pesne 347
Die Riesengarde von Richard Knötel 357
Die einwandernden Salzburger Protestanten von Adolf Menzel 360
General von Grumbkow von Adolf Menzel 387
Kronprinz Friedrich und Prinzessin Wilhelmine. Nach A. Pesne 395
Das Schloß zu Rheinsberg von Adolf Menzel 413
Kronprinz Friedrich in Rheinsberg von Adolf Menzel 414
Fürst Leopold von Anhalt-Dessau von Adolf Menzel 425
Prinz Eugen und Kronprinz Friedrich von W. Camphausen 427
König Friedrich der Große. Nach einem alten Stiche 441
König Friedrich teilt Schwerin und Podewils seine Pläne mit, von W. Camphausen 453
Maria Theresia von Adolf Menzel 457
Aus der Schlacht bei Mollwitz von H. Knackfuß 461
Feldmarschall Graf Schwerin von Adolf Menzel 463
Friedrich der Große nimmt die Huldigung der schlesischen Stände entgegen, von Adolf Menzel 466
Das Schloß zu Brieg zur Zeit der Herzogin Dorothea Sibylla. Nach einem alten Stiche gezeichnet von Th. Blätterbauer 467

Karten.

Die Mark Brandenburg unter Kurfürst Friedrich I. 1415—1440 8
Die Mark Brandenburg von 1535—1571 32
Brandenburg unter Kurfürst Johann Sigismund 1608—1619 und Kurfürst Georg Wilhelm 1619—1640 72
Brandenburg unter dem Großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm 1640—1688 . . . 224
Preußen unter Kurfürst Friedrich III. als König Friedrich I. 1688—1713 und König Friedrich Wilhelm I. 1713—1740 366

Hohenzollern und Brandenburg

bis zum

Dreißigjährigen Kriege.

Hohenzollern und Brandenburg

bis zur Belehnung Friedrichs VI., Burggrafen von Nürnberg, mit der Markgrafschaft Brandenburg.

Im Schwabenlande, auf einem Vorberge der Rauhen Alb, liegt die Stammburg des alten mächtigen Geschlechts, welches dem Preußischen Staate sieben Könige und dem neugegründeten Deutschen Reiche seinen Kaiser gegeben hat. Schon mancher ritterliche Held war aus ihren Hallen hervorgeschritten, ehe die Schicksale der Hohenzollern mit denjenigen des Brandenburgischen — später Brandenburgisch-Preußischen — Staates für immer in unzertrennliche Verbindung traten. Mit den benachbarten Grafen vom Hohen Staufen waren die Grafen von Hohenzollern durch Bande der Freundschaft verbunden, und wohl bei manchem frohen Familienfeste mögen die Humpen der Ahnherrn beider Geschlechter hell zusammengeklungen sein, wie schon der in beiden erbliche — vielleicht von dem einen auf das andere übertragene — Familienname „Friedrich" anzudeuten scheint. Graf Friedrich von Zollern war der treue Ratgeber des mächtigen Hohenstaufenkaisers Friedrich mit dem roten Barte in allen Reichsangelegenheiten und wurde von dessen Nachfolger Kaiser Heinrich VI. zum Burggrafen von Nürnberg eingesetzt (1191), nachdem das Geschlecht der Grafen von Retz, bei welchem früher diese Würde haftete, mit dem Burggrafen Konrad, dessen Tochter Sophie die Gemahlin Friedrichs, erloschen war. Seine beiden Söhne teilten sich (1227) in das väterliche Erbe dergestalt, daß der ältere, Konrad, das Burggrafentum Nürnberg und die fränkischen Besitzungen, der jüngere, Friedrich II., die Grafschaft Zollern und die schwäbischen Besitzungen erhielt. Von den Burggrafen von Nürnberg (der älteren

Linie) stammen die Kurfürsten von Brandenburg und nachmaligen Könige von Preußen.

Es gehört zur Familienüberlieferung der Hohenzollern, daß sie in guten und bösen Tagen treu zu Kaiser und Reich hielten. Während die Mehrzahl der deutschen Fürsten die Macht des Kaisers zu schwächen und nur ihre Hausmacht zu mehren trachteten, waren die Bestrebungen der Hohenzollern stets dem Wohle des ganzen Reiches gewidmet. Im Frieden fiel ihr Rat, im Kriege ihr Schwert allezeit schwer in die Wage. Oftmals trugen die Burggrafen in wogender Schlacht die Sturmfahne des Reichs, und mancher deutsche Kaiser hatte ihnen seine Krone zu danken. Nach dem Aussterben der Hohenstaufen und dem Ende des Zwischenreichs war es Burggraf Friedrich III., der bei der Kaiserwahl zuerst auf den Grafen Rudolf von Habsburg hinwies und mit seinen gesamten Besitzungen für ihn bürgte (1273). Seinen Sohn Friedrich IV. sehen wir in der Mühldorfer Schlacht (28. Sept. 1322) auf der Seite König Ludwigs des Bayern heldenmütig kämpfen. In seine Hände legte der gefangene Gegenkönig Friedrich von Österreich sein Schwert nieder, und Ludwig verlieh ihm den Ehrentitel eines „Retters des Reiches." Als nach dem Tode Kaiser Ruprechts von der Pfalz (1410) das Reich abermals durch innere Wirren erschüttert ward, lenkte Burggraf Friedrich VI., als bevollmächtigter Führer der brandenburgischen Kurstimme, zu Frankfurt a. M. die Wahl auf Sigismund von Lützelburg, den König von Ungarn, dem er in der Schlacht bei Nikopolis das Leben gerettet hatte, gegen Jobst von Mähren, der von Mainz und Köln unterstützt wurde. König Sigismund dankte dem Burggrafen, indem er ihm ein Arbeitsfeld voll Disteln und Dornen übertrug, damit er und seine Nachkommen Lorbeeren und Palmen darauf pflanzen sollten. Dieses Arbeitsfeld war die Mark Brandenburg.

Mit dem Namen „Brandenburg" bezeichnete man die nordöstlichen Grenzmarken des Reiches von der mittleren Elbe und unteren Havel bis zur Oder, welche die Deutschen in der Zeit der Sächsischen und Salischen Kaiser in schweren und hartnäckigen Kämpfen den seit der Völkerwanderung dort seßhaften slavisch-wendischen Stämmen der Heweller und Wilzen wieder abgerungen hatten. Jahrhunderte hindurch standen Deutsche und Slaven an der Elbe feindselig einander gegenüber, ähnlich wie in noch viel früherer Zeit Germanen und Römer an den Ufern des Rheinstroms. Da ist keine Scholle in der Mark, die nicht mit dem Blute der Krieger getränkt worden wäre, und der Adler im brandenburgischen Wappenschilde trägt nach der Volkssage nur deshalb die rote Farbe, weil die Mark Brandenburg durch Ströme Blutes dem Reiche

gewonnen wurde. Wir fragen verwundert: woher schöpften die einen den Mut des Angriffs, die anderen die Kraft des Widerstandes in diesem gewaltigen und grausigen Ringen um ein Land, das bei dem kargen Ertrag seines Bodens kaum die blutigen Anstrengungen zu lohnen schien? Und wir finden die Erklärung nur in dem Triebe des Fortschritts, in dem Streben, das Christentum auszubreiten und zur Herrschaft zu erheben, auf der einen, in der Gewohnheit, der Unabhängigkeit, der Liebe zum Väterherde und der Furcht vor den Göttern auf der anderen Seite. Endlich schien es, als ob diese hundertjährige Erb-

Die Burg Hohenzollern.

feindschaft zwischen Deutschen und Slaven sich in ihren eigenen Flammen verzehrte. Dem Grafen Albrecht von Ballenstedt aus dem edeln Geschlechte der Askanier — so genannt nach ihrer Burg Aschersleben oder Ascaria im Harzgebirge — gelang es ebensowohl durch kluge Verhandlungen, als durch sein tapferes Schwert, für die Dauer eine christlich-deutsche Herrschaft östlich der Elbe zu begründen. Die alte wendische Trutzfeste Brennabor, um welche öfters die Wogen des Kampfes gebrandet hatten, war es, die dem eroberten Lande ihren Namen gab. Kaiser Konrad III. erklärte das Land zu einem Reichsfürstentum und verband mit der Würde des Markgrafen von Brandenburg, die im Hause der Askanier erblich wurde, zugleich das Amt des Erzkämmerers im Heiligen Römischen Reiche (1142).

Mit tiefem, sittlichem Ernste erfaßten die Askanier ihre Aufgabe, das den Heiden abgerungene Land durch die Bande christlich-deutscher Bildung immer enger mit dem Reiche zu vereinigen. Johanniter und Tempelritter, die bereits Albrecht bei der Rückkehr von einem Kreuzzuge in die Mark eingeführt und reichlich mit Landbesitz ausgestattet hatte, dienten ihnen als Stützen bei dem weiteren Vordringen gegen Osten. Fromme Mönche vom Cistercienserorden gründeten Klöster und geistliche Schulen als Pflanzstätten des Christentums und betrieben auf den Vorwerken ihrer Klöster eine Musterwirtschaft des Landbaues. Durch zahlreiche Einwanderungen aus den Weser- und Rheingegenden wurden deutsche Sprache und Art verbreitet. Holländische Ansiedler lehrten dem Volke in dem sumpfreichen Lande die Kunst des Wasserbaues und ihre heimischen Gewerbe. Es war ein Rückströmen der deutschen Volkskraft in ihre alte Heimat; denn schon vor der Völkerwanderung hatten germanische Stämme die Wohnsitze zwischen Elbe und Oder innegehabt, bis sie von der nachdringenden slavischen Flut weiter gegen Westen und Süden gedrängt wurden.

Ernst und düster, aber nicht ohne eigentümliche Reize war das Bild der märkischen Landschaft in der Zeit der Askanischen Fürsten. Dichte Kiefernwaldungen wechseln mit weiten, undurchdringlichen Sumpf- und Moorstrecken. Trägen Laufes durchziehen die Flüsse zwischen niedrigen Ufern die gleichförmige Fläche, hier mit einem Netze von Armen Inseln und Brüche umschlingend, dort zu Seebecken sich erweiternd. Da und dort erheben sich indessen aus dem Sumpflande bereits wohlbestellte Ackerflächen. Das elende wendische Dorf mit seinen Lehm- und Reisighütten nur wenig über den Erdboden emporragend verbirgt sich mehr und mehr in die Waldwildnis, oder es wird noch als „Kietz" — d. h. als dürftiger Anhang — neben den später entstandenen freundlicheren Ansiedelungen der Deutschen geduldet. Von den Hügeln schauen die stattlichen Burgen der Johanniter und Tempelritter; zwischen Äckern und Wiesen liegt die von den deutschen Einwanderern gegründete Stadt mit Türmen, Wällen und Thoren; aus der Waldeinsamkeit tönen die Klänge der Klosterglocken. Von dem Harlunger Berge bei Brandenburg, wo schon in vorslavischer, d. i. altgermanischer Zeit, von dunkeln Eichen umrauscht, das Bundesheiligtum der Sueven unter der Obhut ihres tapfersten Stammes, der Semnonen, stand und wo in der Wendenzeit ein Tempel des Triglaf sich erhob, blickt jetzt die St. Marienkirche über die Ufer und Seen der Havel. Das Heidentum ist ausgestorben, und die Namen der alten Götter sind fast vergessen, kaum daß noch ein altes wendisches Mütterchen heimlich ein Gebet zu den drei Hauptgöttern Radegast, Suantewit und Triglaf vor sich hin murmelt.

Die Saat, welche die Askanischen Fürsten während ihres beinahe zweihundertjährigen Waltens (1142—1320) in den Marken gestreut und gepflegt hatten, verkümmerte unter ihren Nachfolgern Bayrisch-Wittelsbachischen und Lützelburgischen Stammes. Die Bayrischen Markgrafen (1323—1373) behandelten das Land nicht freundlich; durch ihren Streit mit dem Papste und den Lützelburgern fiel die Mark Brandenburg in Bann und Interdikt, und feindselige Nachbarn rissen Teile ihres Gebietes an sich. Die Markgrafen und Landverweser aus Lützelburgischem Hause (1373—1415) — Karl IV. ausgenommen, dessen Regierung freilich nur fünf Jahre dauerte — gaben sich nicht einmal die Mühe, das Land kennen zu lernen. Sie verpfändeten Einkünfte und Zölle, Schlösser und Städte, zuletzt die ganze Mark und fragten nichts nach ihrem Schicksal.

Was von dem Askanischen Erbe nach den unruhvollen Zeiten der Wittelsbacher und Lützelburger noch übrig geblieben, beschränkte sich auf das Gebiet der vier Marken, der eigentlichen Kernlande des Brandenburgisch-Preußischen Staates, nämlich: die Altmark am linken Ufer der mittleren Elbe, die Priegnitz oder Vormark rechts der Elbe und unteren Havel, die Uckermark zu beiden Seiten der Ucker und die Mittelmark mit dem Havellande, dem Lande Teltow, Barnim, Lebus, Zauche und Sternberg. Die Grenzen dieses Gebietes waren bei den streitigen Ansprüchen der Nachbarn noch vielfach schwankend. In der Bevölkerung waren die Spuren der langen Verwilderung nicht zu verkennen, ja selbst das Wendentum begann von neuem sich zu regen. In den Burgen hauste ein trutziger Raubadel, der Wege und Straßen unsicher machte; die gewerbliche Thätigkeit stockte, der Bürger seufzte unter dem Drucke der Abgaben, und der Bauer verkam in Roheit, Unwissenheit und Aberglauben. Das ehemals blühende Reichsland galt jetzt für eine wüste Sandscholle, und niemand trug Verlangen nach ihrem Besitze.

Auch Sigismund von Lützelburg, der König von Ungarn und Markgraf von Brandenburg, an den nach dem Tode des letzten Pfandinhabers Jobst von Mähren die Mark zurückfiel, hielt sich ferne von ihrem Boden und weilte lieber in seinem Hoflager zu Ofen. Hier erschienen vor ihm bald nach seiner Wahl zum deutschen Kaiser die Abgesandten von Brandenburg, klagten ihm des Landes Not und Mißstand und baten ihn um Hilfe. Sigismund erwiderte, selbst könne er nicht kommen; aber er wolle ihnen einen Helfer senden. Damit meinte er keinen anderen als den Burggrafen von Nürnberg Friedrich VI., den er zum „gemeinen Verweser und obersten Hauptmann" der Mark einsetzte, auf daß er — wie es in der Bestallungsurkunde vom 8. Juli

1411 hieß — „mit seiner Arbeit, Mühe und Macht die Mark, die leider seit langer Zeit durch Krieg und aus anderen Ursachen schwer verfallen und ins Verderben gekommen, wieder aufbringe."

Die Wahl behagte den märkischen Adligen wenig; denn sie hatten sich gewöhnt, selber die Herren zu spielen, und mochten keinen anderen Herrn über sich leiden. „Was will der Fremdling in unserer Mark? Wir können den Nürnberger Tand hierzulande nicht brauchen!" so riefen die Quitzow und ihre Genossen, die Rochow, Putlitz, Bredow, Alvensleben. „Und wenn's ein Jahr hindurch Burggrafen von Nürnberg regnete, wir ließen sie nicht aufkommen!"

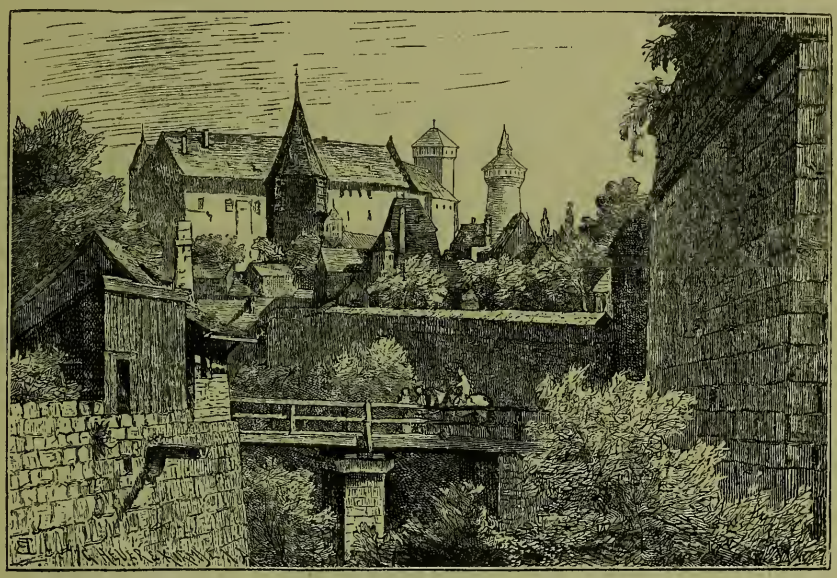
Sie glaubten um so kecker auftreten zu dürfen, da sie den Herzog Swantibor von Pommern-Stettin zu ihrem Rückhalte hatten, der, von Jobst vordem zum Hauptmann der Mittel- und Uckermark eingesetzt, nicht nur durch den Verlust seines Einflusses sich gekränkt fühlte, sondern auch für die Uckermark fürchtete, welche, nachdem sie längere Zeit hindurch im Besitze der Markgrafen von Brandenburg gewesen, vor kurzem von Pommern erworben war.

Mit besonnenem, festem Mute ging der Burggraf an seine schwierige Aufgabe. Im Sommer 1412 erschien er zum erstenmal in der Mark und entbot die Stände des Landes zur Huldigung nach der Hauptstadt Brandenburg. Vieles wirkte seine persönliche Erscheinung, sein ritterliches Auftreten, um ihm die gute Meinung der Brandenburger zu gewinnen; denn er war ein Bild männlicher Kraft und Schönheit, gewandt in der Führung der Rede, leutselig und mild im Wesen; wo aber die Macht seines persönlichen Einflusses nicht ausreichte, um sein Ansehen zu befestigen, da verließ er sich auf sein Recht und sein Schwert.

Mit einer Schar tapferer fränkischer Ritter wandte sich der Burggraf gegen die Herzöge von Pommern, die in das Land gefallen waren, und zeigte ihnen in der Schlacht am Kremmer Damme (24. Okt. 1412), daß die Mark wieder einen Beschützer habe. Dann zog er vor die Burgen der trutzigsten Raubritter und ließ sein schweres Geschütz, im Volksmunde noch bekannt unter dem Namen der „faulen Grete," die gewaltigen Steinkugeln gegen ihre Mauern schleudern, daß sie dröhnten, wankten und barsten. Da fielen die Burgen Friesack, Plaue, Golzow, Beuthen, und die Adligen lernten ihren Herrn erkennen.

Nachdem Friedrich auf diese Weise sein Ansehen in der Mark aufgerichtet und die Beziehungen zu den Nachbarstaaten durch Bündnisse und Verträge geordnet hatte, begab er sich nach Kostnitz, wo um diese Zeit der Kaiser und

die ersten Fürsten der Kirche und des Reichs vereinigt waren, um über die Beseitigung der ärgerlichen Kirchenspaltung, die Verbesserung der Kirche an Haupt und Gliedern und die Unterdrückung der Ketzerei Rat zu pflegen. Verweilen wir einige Augenblicke bei dieser Kirchenversammlung, der großartigsten und glänzendsten, welche das Mittelalter gesehen! — Mehr als der Glanz und Aufwand, welchen die geistlichen und weltlichen Herren in den Straßen der alten Reichsstadt, bei den Festen und Gelagen zur Schau trugen, mehr als



Die Burg zu Nürnberg.

die Weisheit und Thorheit, die von beiden Seiten bei den Verhandlungen des Konzils zu Tage gefördert wurde, wird unser Interesse durch einen einzelnen Staatsakt gefesselt, dessen hohe Bedeutung und Tragweite keiner der anwesenden hochwürdigen und durchlauchtigen Herren zu ermessen vermochte. Es war die erbliche Belehnung des Burggrafen Friedrich von Hohenzollern mit der Markgrafschaft Brandenburg und der Kur- und Erzkämmererwürde des Heiligen Römischen Reichs.

Schon bei der Einsetzung zum Statthalter hatte Sigismund dem Burggrafen zur Erstattung seiner mannigfachen Auslagen bei der Verwaltung, der Ablösung der Zölle und Einlösung landesherrlicher Schlösser und Städte die Summe von 150000 „guten, roten ungarischen Gulden“ auf die Mark Bran-

denburg verschrieben. Jetzt erhöhte er diese Summe auf 400000 Gulden und fügte die Bestimmung hinzu, daß, wenn er oder einer seiner Erben vom Hause Lützelburg die Mark Brandenburg zurückverlangen solle, er zuvörderst die genannte Summe, welche der Burggraf bei der Verwesung der Mark als Statthalter zugesetzt, zu erstatten habe. Bei der Höhe dieser Summe war die Möglichkeit eines Rückganges der Mark von den Hohenzollern an die Lützelburger schon damals gering; sie schwand völlig, als die beiden Brüder Sigismund und Wenzel von Lützelburg ohne männliche Leibeserben starben.

In der Urkunde vom 30. April 1415, welche Sigismund über die Belehnung ausfertigen ließ, führte er an, daß er, aus eigener Bewegung und aus besonderer Liebe zu dem Kurfürstentum Brandenburg, den Burggrafen Friedrich in Betracht seiner Redlichkeit, Vernunft, Macht, Festigkeit und sonstigen Tugenden, womit der allmächtige Gott seine Person reich gezieret, dazu berufen habe, die Herrschaft dieses Landes zu übernehmen, damit es wohl regiert und, nachdem es jahrelang in Unfrieden gestanden, der Wohlthaten des Friedens und der rechtlichen Ordnung wieder teilhaftig werde.

Die förmliche Belehnung fand erst zwei Jahre später zu Kostnitz statt, als bereits der Glanz des Konzils erblichen war vor dem blutigen Schein, welchen der Scheiterhaufen des mutigen Zeugen der Wahrheit Johannes Huß um sich verbreitete. Wäre es nach dem Willen des Kurfürsten gegangen, dem Kaiser Sigismund wäre das Erröten erspart geblieben, als er von Huß an das ihm zugesagte freie Geleit erinnert ward; aber der einsichtige Rat des einzelnen vermochte nicht durchzudringen durch den Wust von Aberglauben und Pfaffentrug, welche die Zeit beherrschten. Friedrich war unterdessen zum zweitenmal nach der Mark gegangen, hatte den rastlosen Empörer Dietrich von Quitzow ins Elend getrieben und die Erbhuldigung der Brandenburgischen Stände empfangen.

Am Morgen des 18. April 1417 schmetterten Posaunen und Zinken durch die Straßen von Kostnitz. Das Gefolge des Burggrafen, dem sich viele Reisigen vom Gefolge anderer Herren anschlossen, hielt einen dreimaligen Umritt durch die Stadt. Bei dem dritten Ritte sammelten sich alle Fürsten, Grafen, Ritter und Freien vor des Burggrafen Herberge auf dem Fischmarkte zu seiner Abholung. Zwei Ritter in prächtiger Rüstung trugen das Banner der Markgrafschaft Brandenburg und den Burggrafenschild von Nürnberg. Ihnen folgte Friedrich hoch zu Rosse. In blühender Manneskraft, das männlich schöne Antlitz von blonden Locken umwallt, erschien er unter den ihn umgebenden Fürsten — nach dem Bilde eines Zeitgenossen — „gleich dem Morgenstern

Druck und Verlag von Carl Flemming in Glogau.

inmitten der Wolken.“ Alle Fenster und Dächer in der Nähe des Marktes waren besetzt von Leuten, Geistlichen und Weltlichen, Frauen und Männern, Christen und Juden. Auf dem oberen Markte vor dem Hause „zu dem hohen Hafen,“ welches der König Sigismund bewohnte, war die Throntribüne errichtet. Eine breite Freitreppe führte zum Throne hinauf.

Als der Zug hier angekommen war, hielt er still; der Burggraf und seine Bannerträger stiegen von den Rossen. König Sigismund trat auf die Tribüne hinaus und ließ sich auf dem Thronsessel nieder. Zwei Kardinäle nahmen auf den etwas tiefer stehenden Sesseln zu beiden Seiten Platz. Zur Rechten des Königs stand der Kanzler mit dem Lehnsbriefe, zu seiner Linken Herzog Ludwig von Bayern, der Pfalzgraf vom Rhein, welcher Scepter und Reichsapfel trug. Herzog Rudolf von Sachsen hielt das blanke Schwert über dem Haupte des Kaisers und befestigte die Spitze im Scheitel seiner Krone.

Nun trat Burggraf Friedrich hervor zwischen den beiden Bannern von Brandenburg und Nürnberg, schritt die Stufen der Throntreppe hinan, verneigte sich mit ritterlichem Anstande vor dem Kaiser und ließ sich auf ein Knie nieder. Unter lautloser Stille las der Kanzler den Lehnsbrief. Darauf fragte der Kaiser den Burggrafen, ob er alles so halten und beschwören wolle, wie es in dem Briefe stand und wie es des Kurfürsten Pflicht gegen das Heilige Römische Reich sei. Er antwortete: „Mächtiger König, gern!“ Da nahm Sigismund das Banner von Brandenburg aus den Händen des Ritters und übergab es dem Burggrafen, ebenso das Scepter und den Reichsapfel aus den Händen des Pfalzgrafen. Herzog Rudolf zog das Schwert aus der Krone des Königs und hielt es über dem Haupte des Burggrafen. Posaunen und Zinken fielen ein, und die Herolde verkündeten mit lauter Stimme, daß der Römische König Sigismund den Grafen Friedrich von Hohenzollern, Burggrafen von Nürnberg, mit der Markgrafschaft Brandenburg, sowie mit des Heiligen Römischen Reiches Kur- und Erzkämmererwürde für sich und seine Nachkommen erblich belehnt habe.

Die sechs ersten
Hohenzollernschen Kurfürsten.

Es ist eine würdige Reihe hochherziger Fürsten, welche die Vorhalle des Preußisch-Hohenzollernschen Königshauses füllt. Sämtlich redlichen Willens, hellen Blickes und unverzagten Herzens, suchten die Hohenzollern ihre Ziele nicht in nebelgrauer Ferne, sondern sie erkannten ihren Beruf, prüften ihre Kräfte und leisteten, was möglich. Wenn die Hohenstaufen sich für die Idee eines christlichen Weltreichs opferten, die Habsburger in dem Trachten nach Mehrung ihrer Hausmacht ihre höhere Aufgabe, Schützer und Mehrer des Reichs zu sein, aus dem Auge verloren, so wurden die Hohenzollern von dem Streben geleitet, sich einen Staat zu gründen und sein Volk mit Bildung und Gesittung zu erfüllen. Sie haben nicht kraft eines Vertrages die Regierung eines fertigen Staates übernommen, sondern sie haben sich ihren Staat selbst geschaffen und dem Volke, welches die einzelnen Landesteile desselben bewohnte, ein gemeinsames Vaterland gegeben. Aus gesundem, tüchtigem Kerne ist der Brandenburgisch-Preußische Staat unter ihrer schützenden Hand naturkräftig emporgewachsen, wie der Baum, der jedes Jahr einen neuen Ring ansetzt und frische Zweige treibt. Unter ihrem segensreichen Walten blieb die Mark trotz aller Wechselfälle und Wandlungen zwei Jahrhunderte lang in stetigem Wachstum an Umfang, innerer Festigkeit und Wohlfahrt. Und bei aller Verschiedenheit der einzelnen Fürstencharaktere zeigt sich doch eine ununterbrochene Gleichartigkeit in der Auffassung ihres Berufes und ihres Verhältnisses zum Volke. Der Sohn setzt das Werk des Vaters fort und hinterläßt seinem Nachfolger ein erweitertes Wirkungsfeld. Nicht alle Hohenzollern waren Mehrer der Marken; manche besaßen statt dessen die Kunst des wirtschaftlichen Zusammenhaltens;

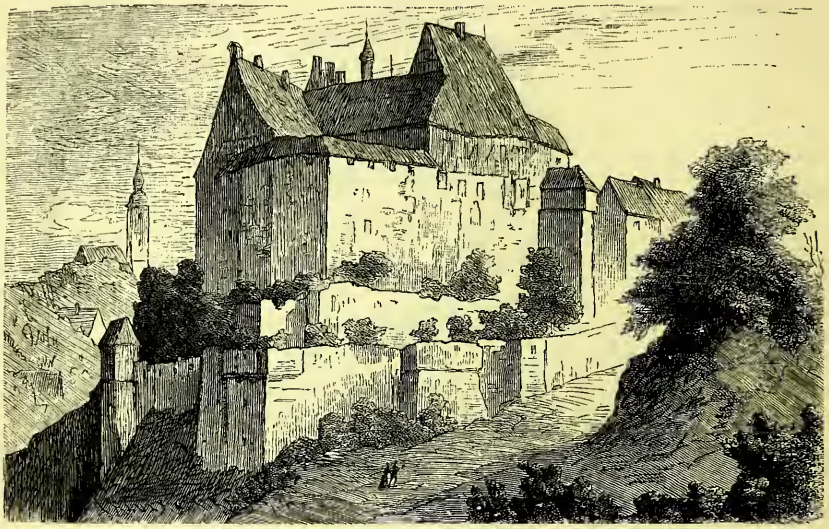
aber da ist nicht einer unter ihnen, der nicht einen Baustein zur Größe des Hohenzollernschen Hauses und zur Macht des Brandenburgischen Staates beigetragen hätte.

Voran schreitet Kurfürst **Friedrich I.** (1415—1440). Einsichtsvoll, tapfer und gerecht, eine kernige, echte Hohenzollernnatur, betrachtet er sich selbst als „den schlichten Amtmann Gottes in dem Fürstentume." Das Recht zu stärken und das Unrecht zu kränken, war überall sein Wille. „Wer Gott vertraut, den verläßt er nicht!" lautete sein Wahlspruch. Ob er gleich nicht streitliebend war, griff er doch zum Schwerte, wo es not that. Er kämpfte glücklich gegen Mecklenburg und Pommern und regelte durch Verträge die Grenzen des Landes. Dem überwundenen Adel erwies er sich großmütig, und seine Gemahlin, Elisabeth von Bayern-Landshut, im Volke „die schöne Else" genannt, übte durch ihre Huld und Anmut einen versöhnenden Einfluß auf die verhärteten Gemüter. Getreu dem Kaiser und dem Reiche, auch wo er seinen eigenen Neigungen nicht folgen durfte, übernahm Friedrich auf das Ansuchen der Fürsten die Führung des Reichsheeres gegen die Hussiten, mußte aber sehen, wie bei Riesenburg das ganze große Heer bei dem ersten Anblick der zu wilder Kampfbegeisterung entflammten Kriegsscharen Prokops die Flucht ergriff (1422), und fühlte sich durch diese Niederlage in der Überzeugung bestärkt, daß „die Hussiten nach Gottes unerforschlichem Ratschlusse mit den Waffen nicht zu überwinden" seien. Durch seine Vermittelung kam endlich der Friede zu stande (1436). Vorher aber hatten seine märkischen Lande schwer unter dem Einfall der Hussiten zu leiden. Viele Städte gingen in Flammen auf; Lebus, Müncheberg, Straußberg wurden erstürmt, geplündert und zerstört. Erst das kleine Bernau setzte dem Verheerungszuge ein Ziel und gewann den Ruhm, alle Stürme Prokops abgeschlagen zu

Kurfürst Friedrich I.

haben, bis des Kurfürsten zweiter Sohn, der nachmalige Kurfürst Friedrich II., damals achtzehn Jahre alt, mit einem Heerhaufen der bedrängten Stadt zu Hilfe kam und die Hussiten vor ihren Mauern in die Flucht schlug (1432).

Bis an sein Ende blieb Friedrich für das Wohl des Reiches thätig. Selbst von den Fürsten zum Träger der Kaiserkrone ausersehen, wirkte er doch nach Sigismunds Tode (1437) bei der Wahl zu Frankfurt für Albrecht (II.) von Österreich, den Schwiegersohn seines verstorbenen kaiserlichen Freundes. Als zwei Jahre später abermals eine Wahl notwendig ward, gab er — nur ungern



Die Kadolzburg.

und wohl nur, um eine Spaltung zu verhüten, — seine Stimme für Friedrich (III.) von Steiermark und Kärnten ab, obgleich er in ihm nicht den Herrscher sah, dessen Deutschland bedurfte.

Nach den Mühen und Kämpfen eines thatenreichen Lebens zog sich Friedrich auf seine Kadolzburg in Franken zurück, bestellte in Frieden sein Haus und starb als ein frommer Christ im sechsundzwanzigsten Jahre seiner Regierung am 20. September 1440.

Mit ernstem, fast schwermütigem Antlitz tritt der zweite der Hohenzollernschen Kurfürsten, **Friedrich II.**, genannt der Eiserne (1440—1470), uns entgegen, der vom Vater unter vier Söhnen ersehen war, ihm in der Regierung der Kurmark zu folgen, während von den anderen Söhnen der jüngste, Fried-

rich der Fette, die Neumark, der älteste, Johann, und der dritte, Albrecht, die fränkischen Fürstentümer Baireuth und Ansbach erhielten. Eisern ward Friedrich geheißen weniger wegen des eisernen Harnisches, den er auch unter dem Mantel gewöhnlich trug, als wegen seines festen Willens und unerschütterlichen Rechtssinnes. „Ich geb' auch wieder, was ich unrecht hab', sicher und unsicher, bei lebendigem Leib, daß meine Erben nicht unrecht Gut erben, noch meine Seele übel fahre!" — so lautete das Bekenntnis, welches er bald nach seinem Regierungsantritte in der Domkirche zu Brandenburg feierlich ablegte.

Drei Jahre später, am Tage von Mariä Himmelfahrt 1443 (15. August), sehen wir den hochgewachsenen, stattlichen Herrn, die eiserne Rüstung diesmal mit einem kostbaren Hermelinmantel bedeckt, inmitten der Vornehmsten des brandenburgischen Adels die Stiftung des Schwanenordens oder des „Ordens von unserer lieben Frauen Kettenträgern" vollziehen. Die St. Marienkirche auf dem Harlunger Berge bei Brandenburg, wo den heidnischen Slaven im Havellande zuerst das Christentum verkündet worden, war zum Stiftungsorte des neuen christlichen Ordens ersehen. Hier wurden, nachdem der Bischof von Brandenburg die Messe celebriert hatte, die Ordensritter vom Marschall mit Namen aufgerufen; hier empfingen die noch vor kurzem so trutzigen Edlen der Mark, die Schulenburg, Bredow, Alvensleben, Jagow, Waldow, Schlieffen, Arnim, Sparr und andere aus den Händen des jugendlichen Hohenzollernfürsten das Ordenszeichen, welches sie verpflichtete, „nach ihrem Stande ehrbar zu leben, sich vor aller Missethat, Unfug und Unehre treulich zu bewahren, alle Streitigkeiten dem Urteil der Gesellschaft zu unterwerfen, dagegen die von anderen ohne Grund angetastete Ehre der Genossen zu verteidigen." Der Schmuck bestand in einer silbernen Kette, deren Glieder die Form von kleinen Sägen hatten, die ein Herz von Rubin zusammenpreßten, daran in einer Strahlensonne das Bild der Jungfrau Maria und unter diesem in silbernem Ringe ein Schwan. Das gepreßte Herz und die Sägen deuteten auf die Sorgen dieser, das Bild der Himmelskönigin auf den Frieden der zukünftigen Welt, und der Schwan, von dem die Sage geht, daß er in seiner Sterbestunde sänge, versinnbildlichte das selige Ende des Christen. Wenn auch die Formen des Ordens bald abstarben und dieser in der Reformationszeit völlig verschwand, so hat er doch viel dazu beigetragen, den Geist des brandenburgischen Adels zu heben und seine rauhen Sitten zu mildern.

Wie sein Vater trug Friedrich II. in der Brust ein stolzes Bewußtsein von seiner fürstlichen Macht, welcher alle Rechte und Freiheiten der einzelnen

Stände unterzuordnen waren. Dies bewies er gegenüber den nach Unabhängigkeit strebenden Städten. Als die vereinigten Spreestädte Berlin und Köln ihm den Baugrund zu einem Schlosse an der Spree verweigerten und von ihrem alten Rechte, dem Fürsten, wenn er mit gewaffnetem Gefolge käme, die Thore zu schließen, Gebrauch zu machen drohten, da erschien der Eiserne plötzlich des Nachts mit einer reisigen Schar vor dem Spandower Thore, erzwang sich unter kluger Benutzung eines zwischen den Geschlechtern und den Zunftbürgern ausgebrochenen Zwistes von den überraschten Bürgern den Einlaß und trat nun als Schiedsrichter in ihrem Streite auf. Mit gewaffneter Hand schlug er einen Aufruhr in den Städten nieder, änderte ihre Verfassung und setzte ihre Gerechtsame auf ein bestimmtes Maß herab (1442). Der stolze Roland, der ehedem als Sinnbild der städtischen Freiheit auf dem alten Markte gestanden, stürzte von seiner Höhe herab; aber am linken Spreeufer zwischen den beiden Städten erhob sich trotz des Widerspruches der Bürger Friedrichs kurfürstliches Schloß als ein festes Haus für seine Nachkommen (1451). Friedrich gab der Mark beinahe den Umfang wieder, welchen sie in den glücklichen Zeiten der Askanier gehabt hatte. Teils durch geschickte Unterhandlungen, teils durch Kauf erwarb er im Süden Teile der Lausitz — Kottbus, Peitz, Teupitz und Bärwalde (1441) —, im Osten von dem bedrängten Deutschen Orden die Neumark (1455), die seit 1402 von der Mark Brandenburg getrennt gewesen war. Es war ihm aber nicht beschieden, die brandenburgischen Erbansprüche auf Pommern zur siegreichen Geltung zu bringen.

Kurfürst Friedrich II.

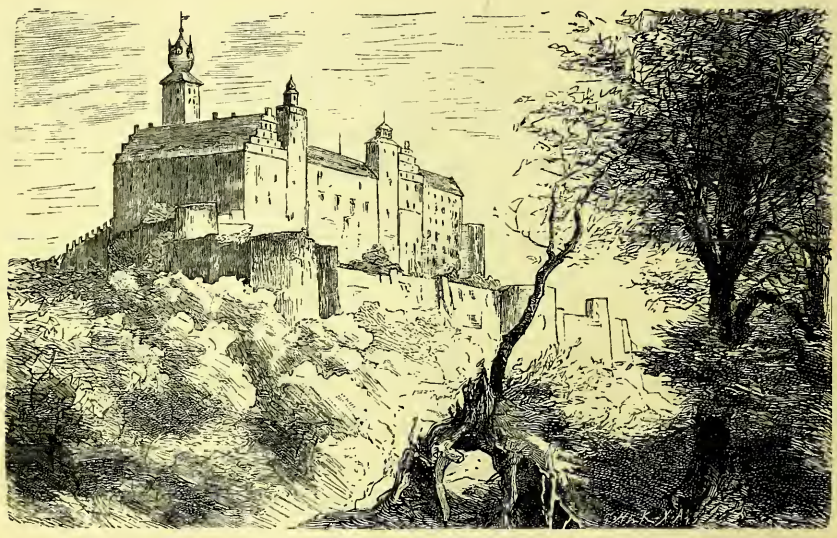
An der offenen Gruft des letzten Herzogs von Pommern-Stettin (gestorben 1464) standen sich zwei Parteien gegenüber, von denen die eine den Kurfürsten von Brandenburg, die andere den Herzog von Pommern-Wolgast für den rechtmäßigen Erben des Bestatteten erklärte. Als nun der Altburgemeister

Albrecht von Glinden dem Toten Helm und Schild auf die Bahre warf, — wie es Brauch war bei dem Erlöschen eines fürstlichen Geschlechts — mit den Worten: „Da liegt unsere Herrschaft von Stettin," da sprang der Ritter Franz von Eickstedt in die Gruft hinab, hob den Greifenschild wieder empor und rief: „Nicht also! Wir haben noch eine erbliche, geborene Herrschaft, die Herrschaft von Pommern-Wolgast; ihr gehört Schild und Helm!" — Da klirrten die Waffen hüben und drüben. „Nieder mit Brandenburg, horsa Wolgast!" scholl es hüben. „In die Gruft mit dem Greifen, hoch den Adler!" riefen die anderen drüben, und viel fehlte nicht, dann hätten sich über der offenen Gruft in St. Ottos Dom die Schwerter gekreuzt.

Die Verhandlungen zwischen Brandenburg und Pommern über die Erbfolge scheiterten, und ein langwieriger Krieg verwüstete die Grenzstriche beider Länder. Friedrich fühlte, daß seine Kräfte nicht mehr ausreichten, den Krieg bis zu Ende durchzukämpfen, und daß dieser eine frische, ungebrochene Kraft erfordere. Er bewog seinen Bruder Albrecht, den Markgrafen von Baireuth, die Regierung in Brandenburg zu übernehmen. Im Juli 1470 nahm er rührenden Abschied von den Ständen; dann zog er sich auf die Plassenburg in Franken zurück und starb daselbst bereits im folgenden Jahre im Februar 1471.

Ein echter Kriegsheld, ritterlich und hochgemutet, betritt der dritte Hohenzollernsche Kurfürst **Albrecht**, mit dem Zunamen Achilles (1470—1486), den märkischen Boden. Die Kunde von seinen ruhmvollen Kriegsthaten war ihm vorausgegangen. Er war es, der in der Nürnberger Fehde, den Seinigen vorausstürmend, mitten im Getümmel feindlichen Händen das Banner entriß, es unter einer Wolke von Lanzen und Schwertern heldenmütig verteidigte und, unter der Wucht der feindlichen Streiche zusammenbrechend, ausrief: „Nirgends kann ich rühmlicher sterben als auf dem Schlachtfelde!" — der dann, von den Seinigen emporgezogen unter einem Hügel von Toten und Verwundeten, den herbeigeholten Wagen ablehnte und sich wieder zu Rosse schwang; denn: „Ein Fürst darf in der Schlacht nicht fahren!" — Wer wußte nicht, wie er vor Gräfenberg als Erster die Sturmleiter angesetzt, erstiegen, von der Mauer in die Stadt hinabgesprungen und, den Rücken gegen die Mauer gelehnt, sich so lange gegen die andringenden Feinde gewehrt hatte, bis die Seinigen von anderer Seite nachdrangen und ihm Hilfe brachten! — Nun kam der gefeierte Held, der Sieger in so vielen Schlachten, um von der Mark Besitz zu nehmen, und die Märker freuten sich, einen so ritterlichen Herrn zu erhalten. Den hohen Wuchs, die edle, fürstliche Haltung schien er

von seinem Vater Friedrich I. geerbt zu haben; die Schönheit seiner Gesichtszüge rief ihnen das Bild seiner Mutter, der „schönen Else," ins Gedächtnis. Aber der stolze, prachtliebende Fürst und die schlichten, biederen Märker verstanden sich nicht. Wie sehr stach diese dürftige Mark mit ihren Kiefernheiden, ihren Sumpf- und Sandflächen gegen die fruchtbare fränkische Berg- und Hügellandschaft ab! Welcher Unterschied bestand zwischen der derben, knorrigen Art des märkischen Adels und den feinen, höfischen Sitten der fränkischen Ritter! Auch grollte Albrecht dem Adel, wie den Städten der Mark wegen des Widerstandes, den jener seinem Vater, diese seinem Bruder bei der Auf-



Die Plassenburg.

richtung ihres Regiments in den Marken geleistet, und behandelte mit Geringschätzung die Abgesandten der Städte, die ihm zur Begrüßung entgegenkamen. Als er zu Stendal die Huldigung der altmärkischen Stände empfangen hatte und mit seinen Rittern im Rathaussaale beim Gastmahle saß, da ließ er die Vertreter der märkischen Stände fast unbeachtet am Kamin stehen und zusehen, wie jene sich an dem feinen Gewürze, dem köstlichen Claretwein und dem Einbeckschen Bier labten, womit die Bürgerschaft von Stendal die Tafel besetzt hatte. Das verdroß die ehrlichen Brandenburger.

Die Verstimmung nahm zu, als der Fürst eine Steuer einführen wollte, die seinen Unterthanen ihr Lieblingsgetränk, das Bier, verteuert hätte. Darüber kam es zu Mißhelligkeiten und Streitigkeiten, welche jenem den Aufenthalt in

der Mark vollends verleideten. Er ging auf die Kadolzburg zurück, wo er durch eine prächtige Hofhaltung mit Turnieren und Waffenspielen den Glanz des Rittertums erneuerte, und übertrug die Statthalterschaft in Brandenburg seinem ältesten Sohne, dem Markgrafen Johann. Nur wenn die Not des Landes ihn rief, dann erschien Albrecht zur rechten Stunde mit seinem tapferen Schwerte als Retter.

Noch war die pommersche Fehde nicht ausgetragen. Zwar hatte Kaiser Friedrich III. den Kurfürsten mit Pommern-Stettin belehnt; aber die Wolgaster weigerten sich, den Spruch des Kaisers anzuerkennen. Endlich kam durch Mecklenburgs Vermittelung ein Vergleich zu Prenzlau zu stande (1472), nach welchem der Kurfürst Titel und Wappen von Pommern führen und Pommern-Stettin als Lehen an die Wolgaster Herzöge übertragen sollte. Als aber Kurfürst Albrecht bei einer Zusammenkunft in Prenzlau dem jungen Herzog Bogislaw die Hand darreichte mit den Worten: „Lieber Vetter, hiemit leihe ich Euch Land und Leute," zog dieser die seinige heftig zurück mit dem Ausrufe: „Doar salen jo ehr de säven Düwel dorchfoahren!" — schwang sich aufs Roß und jagte davon ins Kriegslager bei Pasewalk. So blieben trotz der Prenzlauer Verträge die Verhältnisse mit Pommern in der Schwebe, und die Wolgaster warteten nur eine günstige Gelegenheit ab, um eine Entscheidung zu ihren Gunsten herbeizuführen.

Kurfürst Albrecht Achilles.

Andere Verwickelungen ergaben sich im Süden. Der Statthalter Markgraf Johann wollte seiner Schwester Barbara zu ihrem Witwenerbe, dem Herzogtum Glogau, verhelfen, das ein Vetter ihres verstorbenen Gemahls, der Herzog Hans von Sagan, ihr streitig machte. Die Streitsache wurde noch verwickelter dadurch, daß zwei Könige das oberlehnsherrliche Recht über die Hinterlassenschaft in Anspruch nahmen, nämlich Wladislaw, König von Böhmen, und

Matthias, König von Ungarn, ersterer wegen des schon seit einem Jahrhundert bestehenden Lehnsverhältnisses zwischen Schlesien und Böhmen, letzterer, weil er Schlesien erobert hatte. Matthias unterstützte die Ansprüche des Herzogs Hans von Sagan, Wladislaw hatte sich mit der Witwe des verstorbenen Herzogs von Glogau vermählt, machte jedoch keine sonderlichen Anstrengungen, um ihr das Erbe zu erhalten. In dem Kriege zog der junge Markgraf gegen Hans von Sagan den kürzeren. Letzterer fiel sogar in die Mark ein, verwüstete die Vorstädte von Krossen und belagerte Frankfurt, wo der junge Markgraf Johann mit der Hauptmacht stand. In seiner Bedrängnis sandte der Markgraf Botschaft an den Vater nach Franken mit der Bitte um Hilfe. Aber der alte Held verwies ihn nächst Gottes Hilfe auf seine eigene Kraft. „Ihr habt," schrieb er ihm, „nicht mehr denn einen Fürsten zum Feinde, da ein König und siebzehn Fürsten unsere Feinde waren . . . Dennoch half Gott, daß wir eine ehrliche Richtung erlangten, und wollten ehr tot sein, denn daß wir eine schändliche Richtung aufnähmen." Als nun aber auch die pommerschen Herzöge den Krieg von neuem begannen, als da eine Gesandtschaft aus der Mark vor ihm erschien, um seine Hilfe anzurufen, da säumte Albrecht Achill nicht länger und brach mit seinen Mannen aus Franken zum Schutze der Mark auf. Während er sich gegen die Pommern wandte und sie durch einen raschen Kriegszug (im Sommer 1478) zum Waffenstillstande nötigte, wehrte sich der Sohn in der Lausitz noch tapfer gegen Hans von Sagan. Letzterer mußte sich bis Reppen und Drossen zurückziehen. Die Bürger dieser Städte wehrten sich tapfer gegen alle Angriffe des Feindes; ja, bei der Abwehr eines Sturmes auf Drossen nahmen auch die Weiber teil, indem sie große Kessel voll heißen Breies auf die Mauern schleppten und diesen den Stürmenden ins Antlitz schütteten. Im Munde des Volkes bildeten sich daher die Spottverse:

„Der Herzog Hans ohne Leute und Land
Hat sich am Brei vor Drossen das Maul verbrannt."

Als darauf Kurfürst Albrecht selber auf dem Kriegsschauplatz erschien, trafen die beiden Heere bei Krossen in offener Schlacht aufeinander. Die Kriegsmacht des Herzogs Hans wurde völlig aufgerieben; er selbst rettete sein Leben nur durch die Flucht. Nachdem ihn auch sein Beschützer, König Matthias, fallen gelassen, sah sich Herzog Hans zum Frieden genötigt und gab die Städte Krossen, Züllichau, Bobersberg und Sommerfeld an Brandenburg heraus. Er selbst führte später als Herzog ohne Land ein umherirrendes Leben. Die Herzöge von Pommern mußten im Frieden von Prenzlau die brandenburgische Lehnshoheit anerkennen.

Kurfürst Albrecht Achilles im Kampfe mit den Nürnbergern.

Wie sein Vater nahm auch Albrecht bis an sein Ende mit Rat und That an des Reiches Wohl teil. Schon im Jahre 1475 wehrte er bei einem Zwiste des Bischofs mit der Stadt Köln am Rhein an der Spitze des Reichsheeres die Einmischung des mächtigen Herzogs Karls des Kühnen von Burgund ab, welcher zum Schutze des Bischofs mit Heeresmacht gegen die Stadt vorgedrungen war.

Noch in seinem letzten Lebensjahre begab sich der narbenbedeckte, greise Fürst auf den Reichstag zu Frankfurt (im Februar 1486) und ließ sich im Lehnsessel in die St. Bartholomäuskirche tragen, um seine Kurstimme für den ritterlichen Maximilian (I.), Erzherzog von Österreich, abzugeben. Wenige Wochen darauf, am 11. März 1486, starb er in dem Predigerkloster zu Frankfurt, wohin er zur Feier des Gottesdienstes sich hatte tragen lassen. Der Kaiser und sämtliche Großen des Reiches geleiteten die Leiche bis an den Main, wo sie auf ein Schiff gesetzt und den Fluß hinauf nach Franken gefahren ward. Sie ward im Kloster Heilbrunn in der Ahnengruft beigesetzt, wo auch die Gebeine der beiden ersten Hohenzollernschen Kurfürsten ruhen.

Kurfürst Albrecht Achilles, unter dessen Herrschaft noch einmal die fränkischen und die brandenburgischen Lande der Hohenzollern vereinigt waren, hatte schon im dritten Jahre seiner Regierung durch ein weises Hausgesetz Fürsorge getragen, daß die Lande, welche er seinen Nachkommen hinterlassen würde, in Zukunft ungeteilt bleiben sollten. Die berühmte Dispositio Achillea bestimmte, daß die Mark Brandenburg als unteilbares Gut in der Linie seines ältesten Sohnes Johann nach dem Rechte der Erstgeburt forterben, daß die fränkischen Besitzungen Ansbach und Baireuth dagegen als zwei besondere Fürstentümer auf seinen zweiten und dritten Sohn und auf deren Nachkommen übergehen sollten.

Dem Kriegshelden folgt der Gelehrte, dem Achilles ein Cicero; denn diesen Beinamen erwarb sich der Nachfolger Albrechts durch seine wissenschaftliche Bildung und staatsmännische Beredsamkeit. Kurfürst **Johann** Cicero (1486—1499) war der Mark kein Fremder, wie sein Vater beim Antritt seiner Regierung. Er war am Hofe seines Oheims Friedrichs II. erzogen und hatte bereits dreizehn Jahre als Statthalter die Regierung der Mark geführt. Wenn die drei ersten Hohenzollernschen Kurfürsten durch ihre Stellung zum Reiche öfters von der Fürsorge für ihren Brandenburgischen Staat abgezogen wurden, so waltete Johann wie ein treuer Hausvater mit Ordnungsliebe und Sparsamkeit allein für seine Mark. Weise und wohlbedacht war sein Beginnen; „all Ding ein Weil!“ lautete sein Wahlspruch.

Schwere Sorge bereitete dem Fürsten die Herbeischaffung der Mittel für den Staatshaushalt. Glücklicher als sein Vater, erlangte er zwar von den Ständen die Bewilligung der „Bierziese," nachdem er ihnen in eindringlicher Rede die Notwendigkeit dieser Auflage zur Tilgung der Landesschulden und zur Führung eines geordneten Staatshaushalts vorgestellt hatte; aber die Städte der Altmark fuhren fort, sich der Einführung derselben zu widersetzen, und in Stendal kam es darüber zu blutigen Auftritten, bei welchen die kurfürstlichen Räte von den erregten Volkshaufen erschlagen wurden. Da zeigte Johann Cicero, daß er nicht bloß zu reden, sondern auch zu handeln verstand. Er rückte mit Gewaffneten vor die aufrührerische Stadt, zwang sie, ihm die Schlüssel ihrer Thore zu überliefern, strafte die Rädelsführer mit dem Tode und die Stadt mit dem Verluste ihrer Freiheiten und durch die Erhöhung der Bierziese auf das Doppelte des ursprünglichen Anschlages für den Zeitraum von mehreren Jahren. Nun fügten sich auch die übrigen Städte der Altmark.

Kurfürst Johann Cicero.

Die Regierung des Kurfürsten Johann Cicero fällt in die Zeit, als das geistige Leben in Deutschland durch das Studium der antiken Kunst und Wissenschaft, das sich, von Italien ausgehend, zunächst über Süddeutschland verbreitete, einen neuen Aufschwung nahm. An vielen Orten wurden Lehrstühle zur Pflege der neuen Wissenszweige errichtet (Basel 1460, Ingolstadt 1472, Tübingen und Mainz 1477, Wittenberg 1502), und der deutsche Geist begann den Schätzen einer untergegangenen Kulturwelt nachzugraben und sie für sich zu erobern. Kurfürst Johann stand der neuen, humanistischen Bildung nicht fern; er sah in ihr ein Mittel zur Hebung des Volksgeistes und zur Besserung der Sitten und wünschte mit ihrer Hilfe eine Annäherung des geistigen Lebens in Brandenburg an dasjenige in dem übrigen Deutschland herbeizuführen. Mit Eifer betrieb er selbst während seiner schweren kör-

perlichen Leiden — der wohlbeleibte Herr litt schon frühe an der Wassersucht — mit seinem gelehrten Arzte, dem Professor Pistoris aus Leipzig, den Plan zur Errichtung einer Landes-Universität in Frankfurt a. O. Aber es war ihm nur vergönnt, den Grund zu legen. Unter seinem Nachfolger trat sie ins Leben (1506).

Eine neue Zeit war im Anzuge. Die Kunde von der neuentdeckten Wunderwelt jenseits des Oceans hob den Menschen über den beschränkten Gesichtskreis des Gewohnheitslebens hinaus und nährte in ihm den Trieb der freien Forschung. Schon zeigten sich die Vorboten jener tiefernsten Bewegung, welche das ganze innere Leben eines Teils der Bevölkerung umgestalten sollte. Aber es waren nur vereinzelte Lichtstrahlen, welche hie und da die Nebel der Finsternis durchdrangen. Noch war die Masse des Volks in Roheit und Unwissenheit, Aberglauben und Knechtschaft befangen, und es stand damit in der Mark noch übler als in anderen Reichslanden, so daß Kurfürst Johann wohl recht hatte, wenn er in seinem Testamente seinen Sohn Joachim ermahnte: „Liebster Prinz, ich hinterlasse Euch ein großes Land, allein es ist kein deutsches Fürstentum, in dem mehr Zank, Mord und Grausamkeit im Schwange gehen, als in unserer Mark. Wehret doch solchem Unwesen und schaffet, daß Eure Unterthanen liebreich und sanftmütig bei einander wohnen mögen."

Johann Cicero, welcher auf friedlichem Wege, durch Kauf die Herrschaft Zossen an sein Haus gebracht hatte, starb am 8. Januar 1499 zu Arneburg in der Altmark im vierundvierzigsten Jahre seines Lebens. Wie er der erste unter den Hohenzollernschen Kurfürsten gewesen, der dauernd seinen Aufenthalt in der Mark Brandenburg genommen, so war er auch der erste, der in brandenburgischer Erde bestattet ward. In der Gruft zu Lehnin, wo die Gebeine der tapferen Askanier ruhen, ward seine Leiche beigesetzt und in späterer Zeit nach dem Dom zu Köln an der Spree geführt, wo ein Denkmal (von Peter Vischer) seine Grabstätte schmückt.

Mit gemischten Empfindungen betrachten wir das Bild des hochbegabten Fürsten, auf dessen Haupt der Kurhut von Brandenburg überging. Kaum in das Jünglingsalter eingetreten, von jugendlicher Gestalt und Schönheit, aber von ernsten, strengen Gesichtszügen, noch in den Studien begriffen und dennoch reifen Geistes und klaren Urteils, durchdrungen von dem Gefühle seiner fürstlichen Autorität und Würde, so steht dieser **Joachim I.** (1499—1535) an der Wende des Jahrhunderts, auf der Schwelle einer neuen Zeit. Nestor ward er geheißen; denn sein Rat galt viel bei den Fürsten des Reichs, und er glänzte durch seine Reden auf den Reichstagen zu Worms und Augsburg wider Luther

und die Protestanten. „Eine Schatzkammer von Gelehrsamkeit“ nannte ihn der Abt Tritheim, und ein Lieblingswort Joachims hieß: „Ein Fürst ohne gelehrte Bildung gleicht einem gekrönten Thoren.“ Aber trotz aller Gelehrsamkeit vermochte er doch nicht die tiefsten Regungen seiner Zeit zu begreifen.

Einem Knaben zu gehorchen, dagegen bäumte sich der Stolz des märkischen Adels, und wieder erwacht die alte böse Lust am Raubwesen und Stegreifreiten. Die Straßen werden unsicher, wie in den Zeiten der Quitzow, und der Krämer, der seinen Karren packt, empfiehlt sich dem Herrgott mit dem bekannten Gebetsseufzer:

„Vor Köckeritze und Lüderitze,
Vor Krachten und vor Itzenplitze
Behüt' uns, lieber Herre Gott!“

Ich will euch zeigen, daß ihr einen Herrn habt! denkt der kurfürstliche Jüngling, und mit finsterer Stirne vernimmt er im Beisein seines gesamten Hofes die Klage des Bürgersmannes, der den vertrauten Freund und Günstling des Kurfürsten, den Herrn von Lindenberg, als denjenigen bezeichnet, der ihn nachts auf der Straße überfallen, seiner Waren beraubt und mißhandelt habe. Da hilft kein Fußfall, kein Gnadeflehen; an demselben Tage fällt das Haupt des von Lindenberg unter dem Beile.

Da gerät der märkische Adel in Harnisch wider den Fürsten. Einige der Raubritter lauern ihm, da er zur Jagd reiten will, in der Köpenicker Heide auf, und was für ein Schicksal sie ihm zugedacht, falls er dort in ihre Hände fiele, das besagt das Sprüchlein, welches einer der verwegensten, der lange von Otternstedt, mit dreister Hand an die Thür des kurfürstlichen Schlafgemachs schrieb:

„Jochimke, Jochimke, hüte Dy,
Wo wi Dy krygen, hängen wi Dy!“

Aber die Sache kommt anders. Zur rechten Stunde durch einen Bauer gewarnt, überfällt der Kurfürst mit seinem reisigen Gefolge die Verschwörer, und wenige Tage darauf erblickt man die Köpfe der Rädelsführer auf den eisernen Stangen des Köpenicker Thores.

Nun durchziehen bewaffnete Trupps das Land, um auf die Landbeschädiger zu fahnden und sie dem Arme der Gerechtigkeit zu überliefern. In einem Jahre werden nicht weniger als siebzig Junker und Knechte an den Bäumen der Landstraße aufgeknüpft. Das deucht auch des Kurfürsten Oheim, dem Markgrafen Friedrich von Ansbach, eine übertriebene Strenge, die nur böses Blut erregen müsse; er erhebt Vorstellungen zu Gunsten des Adels bei dem Neffen. Aber der junge Fürst erwidert ihm: „Nicht adeliges Blut hab' ich

vergossen, sondern nur Schelme, Mörder und Räuber richten lassen. Wären diese redliche Edelleute gewesen, so würden sie keine Verbrechen begangen haben."

Von dem Gerechtigkeitssinne Joachims zeugt auch die Einsetzung eines obersten Gerichtshofes in den Marken, des Kammergerichts, sowie seine Sorge für die Ausbildung tüchtiger Rechtsgelehrten an der neuen Universität zu Frankfurt. Aber wie stimmt zu solcher Gesinnung jenes furchtbare Gericht, das im Jahre 1510 über die Juden der Mark verhängt wurde? — Es war an einem Freitage dieses Jahres, als achtunddreißig Juden nach dem freien Platze vor der Marienkirche zu Berlin geführt wurden, um dort unter gräßlichen Qualen verbrannt zu werden, weil — so lautete die Anklage — „diese boshaftigen, schnöden und verstockten Juden das heilige Sakrament mißhandelt und grausamen Mord an Christenkindern begangen haben." Rund um den hochaufgetürmten Holzstoß stand die blöde Menge, hörte den herzzerreißenden Jammer der Verurteilten und starrte in die aufschlagenden Flammen und in den von der Richtstatt emporsteigenden schwarzen Rauch, welcher die Sonne verhüllte. Noch in demselben Jahre wurden alle übrigen Juden aus dem Lande vertrieben, nachdem sie eine furchtbare Urfehde geschworen, daß sie nimmer wiederkehren würden.

Kurfürst Joachim I.

Es war eine Zeit voll der Gegensätze und Widersprüche, diese Übergangsperiode vom Mittelalter zur Neuzeit. Hier Vorurteile und Aberglaube, dort Streben nach Aufklärung und Wahrheit, hier Ausschweifen in roher Sinnlichkeit, in Schmausereien und Zechgelagen, dort stilles Vertiefen in die größten und heiligsten Fragen der Menschheit! Noch war das deutsche Volk gewöhnt, mit frommer Scheu nach der alten Hauptstadt der Welt zu blicken, von wo ihm einst das Christentum verkündigt worden; aber in der römischen Kirche hatte der Geist des Christentums längst keine Heimstätte mehr, und ihre ersten

Diener frönten der Hoffart und weltlichen Lust. Was Jahrhunderte hindurch ehrfurchtgebietend bestanden, brach zusammen, und das Volk hatte noch keinen Ersatz dafür. Die alten Ideen, von denen das Mittelalter getragen war, hatten ihre begeisternde Kraft verloren, und die neuen, welche in der Volksseele dämmerten, besaßen noch nicht die Kraft, zu zünden und zu erleuchten. Im tiefsten Herzen des Volkes regte sich die Sehnsucht nach der Wiederherstellung der christlichen Lehre in ihrer ursprünglichen Reinheit; aber der Mann Gottes, welcher berufen war, diesem Verlangen in Schrift und Wort bündigen Ausdruck zu geben, saß damals noch zu Wittenberg in seine Bibel vergraben und suchte die Widersprüche zwischen dem Worte Gottes, wie es dort geschrieben stand, und wie es von den Dienern der römischen Kirche verkündigt ward, zunächst für sich selbst zu lösen.

Um diese Zeit geschah es, daß der verrufene Dominikanermönch Johann Tetzel im Auftrage des Papstes Leo X. und des Erzbischofs Albrecht von Mainz, eines Bruders des Kurfürsten Joachim, die Mark bereiste und auf Markt und Straßen den Ablaß für begangene und noch zu begehende Sünden feilbot, um das dafür einfließende Geld, nach Abzug der Sporteln für sich selbst, nach Mainz und Rom abzuliefern. Durch seine Beredsamkeit angelockt, strömte allerorten das Volk herbei, um mit den geforderten Geldopfern die Seele vom Fegefeuer loszukaufen. Dieses schnöde Spiel mit dem Gewissen veranlaßte den ehrlichen Doktor Martin Luther in Wittenberg, aus seiner Verborgenheit hervorzutreten. Am 31. Oktober 1517, dem Tage vor Allerheiligen, schlug er an die Thür der Schloßkirche zu Wittenberg seine berühmten fünfundneunzig Streitsätze, in welchen er auf einfache und schlagende Weise das Verwerfliche des Ablaßhandels darthat. Noch ahnte Luther selbst nicht die ungeheuere Tragweite dieses Schrittes; aber er fühlte, daß er dabei nicht stehen bleiben dürfe. Wie von einer unsichtbaren Macht vorwärts getrieben, begann der schlichte, fromme Mönch, in Schrift und Predigt die Irrtümer und Mißbräuche der römischen Kirche aufzudecken und der reinen Lehre des Evangeliums Bahn zu brechen. Und das Wort drang weiter, wie „von Engeln getragen," auf den Flügeln des Geistes, mit der Kraft der Wahrheit, von Herzen zu Herzen, von Ort zu Ort, von Land zu Land und fand überall fruchtbaren Boden im Volke. An den deutschen Geist trat die Frage heran, ob er noch ferner die römische Abhängigkeit ertragen oder ob er sich für mündig vor Gott erklären und die römischen Fesseln hinter sich werfen wolle.

Und wie standen der Kaiser, wie das Haus Hohenzollern zu der großen Bewegung, welche die Geister ergriffen hatte? — Zwei Jahre nach Luthers

Thesenanschlag war Maximilian I. gestorben und sein Enkel Karl V., König von Spanien, auf den deutschen Kaiserthron erhoben worden. Mit ihm stieg das Kaisertum noch einmal zu einer Höhe empor, die es im Mittelalter kaum erreicht hatte. Aber in dieser universalen Macht des Kaisertums lag die Gefahr für die nationale Entwickelung. Karl V. suchte die Interessen der verschiedenen, unter seinem Scepter vereinigten Völker gegeneinander abzuwägen; er war weit mehr Spanier als Deutscher, er verstand den deutschen Geist so wenig als die deutsche Sprache. Hätte Karl den eigentümlichen Zug der Gemüter begriffen, welcher der Reformation zu Grunde lag, er würde den Augenblick benutzt haben, um mit ihrer Hilfe die päpstliche Allmacht zu stürzen und die Einheit des Reiches aufzurichten. Ein kalter, nüchterner Rechner, betrachtete Karl jedoch die Reformation nur vom dynastischen Standpunkte, und so hielt er es für seine Aufgabe, mit allen Mitteln die formelle Einheit der Kirche aufrecht zu erhalten. Er hielt die Weihe der römischen Kirche für unzertrennlich von dem Glanze der Kaiserkrone des Heiligen Römischen Reiches und blieb dem Kerne der religiösen Bewegung ebenso fremd, wie dem nationalen Leben in Deutschland.

Auch Kurfürst Joachim erkannte nicht die mächtigen Hebel, welche in der Reformation zur Förderung des geistigen Lebens im Volke lagen. Er war nicht blind gegen die Mißbräuche der Kirche; aber er hoffte ihre Abstellung allein mittels eines allgemeinen Konzils herbeizuführen und sah in dem Auftreten des Wittenberger Mönches eine sträfliche Auflehnung gegen die geistliche und weltliche Obrigkeit. Dazu kam, daß seine eigenen Anverwandten, wie sein Bruder, der Erzbischof Albrecht von Mainz, und sein Vetter Albrecht, der Hochmeister des deutschen Ordens, zu den höchsten Würdenträgern der Kirche gehörten, daß also das Interesse seines Hauses ihn nach dieser Seite zu ziehen schien. Die Verirrungen, welche die reformatorische Bewegung in ihren Anfängen begleiteten, wie der Bauernaufstand und die Excesse der Bilderstürmer und Wiedertäufer, konnten ihn in seinem Mißtrauen gegen die „Wittenberger Neuerung“ nur bestärken. So stellte sich Joachim immer entschiedener auf die Seite der Gegner der Reformation. Als solchen sehen wir ihn auf dem Reichstage zu Worms, wo Luther vor Kaiser und Reich das unwiderrufliche Zeugnis seines Glaubens ablegte, zu den strengsten Maßregeln gegen die Wittenberger Ketzerei raten und die Acht gegen Luther unterzeichnen (April 1521). Auf dem Reichstage zu Augsburg, wo die evangelischen Fürsten dem Kaiser ihre Bekenntnisschrift überreichten (24. Juni 1530), ließ er sich sogar zu heftigen Drohungen gegen diese fortreißen, und als der Kaiser trotz des ungnädigen

Reichstagsabschieds zwei Jahre später im Hinblick auf die drohende Türkengefahr den Protestanten den Nürnberger Religionsfrieden gewährte, verweigerte Joachim seine Unterschrift und erklärte, lieber Land und Leute verlieren, lieber sterben und verderben zu wollen, als in diesen Frieden zu willigen.

Trotzdem vermochte Joachim nicht, die Reformation an den Grenzen seines Landes aufzuhalten. Schon übte die Universität zu Wittenberg eine größere Anziehungskraft auf die Söhne des Landes, als diejenige zu Frankfurt, die sich von vornherein feindlich zu den reformatorischen Bestrebungen gestellt hatte. Viele Söhne des Adels und der reichen Bürgerfamilien gingen nach Wittenberg, hörten dort die Predigt des Evangeliums aus dem Munde der großen Reformatoren und kehrten als Förderer des evangelischen Glaubens in ihre Heimat zurück. Und das Volk von Brandenburg horchte auf das Wort und nahm es als ein Saatkorn zu höherer Bildung in seine Herzen auf. So verbreitete sich die neue Lehre in aller Stille unter der Bevölkerung der Mark Brandenburg, unter arm und reich, unter hoch und niedrig; ja selbst in der nächsten Umgebung des Kurfürsten, auch in seinem eigenen Hause fand die Reformation Anhänger.

Schon war das Unerwartete geschehen, daß Albrecht von Hohenzollern, der Hochmeister des Deutschen Ordens, die neue Lehre angenommen und den geistlichen Ordensstaat Preußen in ein weltliches Herzogtum verwandelt hatte (1525). Joachims Vetter, Markgraf Georg von Ansbach, war ebenfalls der Reformation mit treuem Sinne zugethan. Er stand nicht an, dem Kaiser aus Veranlassung eines Streites über die Fronleichnamsfeier freimütig zu erklären, er wolle lieber seinen Hals dem Nachrichter darbieten, als Gott und sein Evangelium verleugnen oder falsche und irrige Lehren annehmen, worauf der Kaiser ihm milde die Stirne streichelte und in seinem gebrochenen Deutsch sagte: „O, nit Kop ab, lewe Fürst, nit Kop ab!“

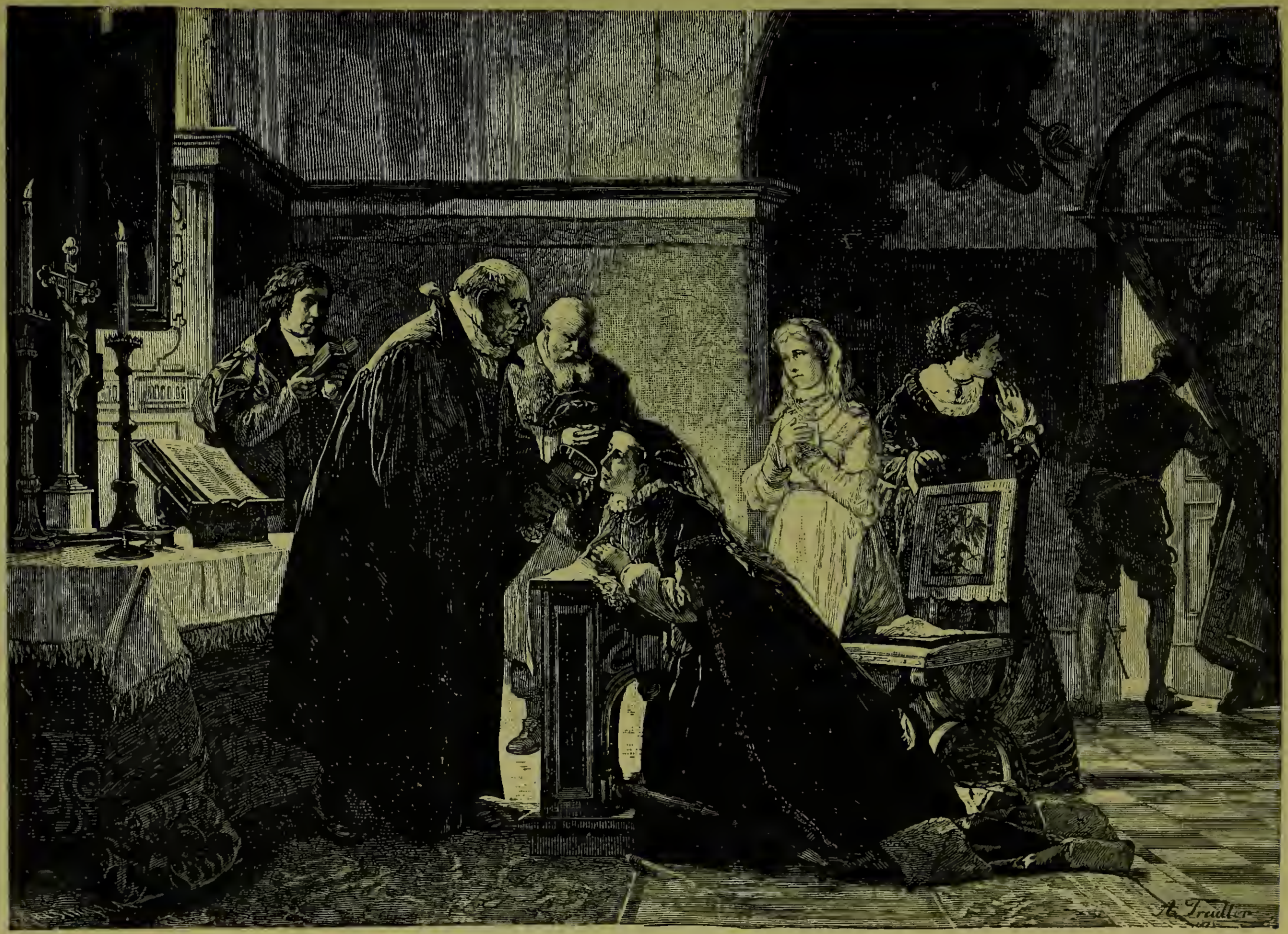
Nun mußte Joachim auch erleben, daß seine Gemahlin Elisabeth, die Tochter des Königs Johann von Dänemark und Nichte des Kurfürsten Friedrich des Weisen von Sachsen, zum evangelischen Glauben übertrat (1528), in welchem sie Trost für manche bitteren Erfahrungen ihres ehelichen Lebens suchte. Vor den heftigen Zornausbrüchen ihres Gemahls flüchtete die schwer geprüfte Frau an den verwandten sächsischen Hof und sah die Mark Brandenburg nicht eher wieder, als bis durch eine neue Wandlung der Dinge daselbst ihr der Weg zur Rückkehr gebahnt war. — Immer einsamer ward es um Joachim; er fühlte, daß die Reformation ihm die Herzen des Volkes entfremdet hatte. Er hatte dereinst in den Sternen gelesen, daß er die höchsten geistlichen und

weltlichen Ehren auf seinem Haupte vereinigen würde, und vielleicht war der Glaube an diese Verheißung der Sterne bei ihm von Einfluß auf die Stellung gewesen, die er gegenüber der Reformation eingenommen. Nun mußte er erkennen, daß seine Deutung irrig gewesen und daß er vergeblich seine Brust einer übermächtigen Zeitströmung entgegengestemmt hatte. Als er sein Ende nahe fühlte, beschied er seine beiden Söhne, Joachim und Johann, zu sich und forderte ihnen das Versprechen ab, daß sie an dem Glauben der alten Kirche festhalten würden. Die Söhne erfüllten sein Verlangen, vielleicht um ihm seine Sterbestunde zu erleichtern, und er konnte doch die Gewißheit der Erfüllung nicht als einen Trost in die Ewigkeit mit hinübernehmen. Wohl vermag der einzelne Mensch durch Beispiel und Überzeugungstreue einen mächtigen Einfluß auf seine Nächsten zu üben; aber er soll sie nicht wider ihres Herzens Neigung in ihrem Glauben binden und ihre Entschließungen für eine künftige Zeit hinaus bestimmen wollen, deren Triebfedern außer seiner Berechnung liegen.

Joachim, der solches von seinen Söhnen verlangte, wich selbst von dem Hausgesetze seines Großvaters ab, indem er in seinem Testamente verfügte, daß von den brandenburgischen Landen die später erworbene Neumark nebst den Ländern Sternberg, Kottbus und Krossen als besonderer Erbteil für seinen jüngeren Sohn Johann abgezweigt, der ältere, Joachim, dagegen sein Nachfolger in der Kurwürde und der übrigen Mark werden sollte, die unter Joachim I. durch Beerbung der Grafen von Ruppin und Lindau einen Landzuwachs erhalten hatte (1524). Die Verhältnisse zu Pommern wurden unter Joachim I. durch den Vertrag von Grimnitz (1529), welcher die Lehnshoheit des Hauses Hohenzollern-Brandenburg und den Heimfall Pommerns an Brandenburg nach dem Aussterben des männlichen Stammes von Pommern-Wolgast bestätigte, endgültig geregelt.

Joachim I. starb am 11. Juli 1535 zu Stendal im Alter von zweiundfünfzig Jahren. Sein Leichnam ward neben dem seines Vaters zu Lehnin beigesetzt und mit diesem zugleich unter Joachim II. nach dem Dom zu Köln an der Spree übergeführt.

Verschieden geartet waren die beiden fürstlichen Brüder, welche im Jahre 1535 die Regierung in den Marken antraten: Kurfürst **Joachim** II. (1535 bis 1571) mild und wohlwollend, freigebig und lebensfroh, Markgraf Johann von der Neumark (1535—1571) ernst und verschlossen, einfach und sparsam. „Wohlthäter sein für alle, das ist Fürstenart!“ lautete Joachims Wahlspruch; Johann führte die Devise: „In silentio et spe fortitudo mea!“



Kurfürstin Elisabeth nimmt das Abendmahl nach evangelischem Ritus (1528).

(In Schweigen und Hoffen ruht meine Kraft!) Jener war zögernd im Entschluß, vorsichtig bei der Ausführung, leicht vertrauend und mitunter schwach; dieser kurz im Entschluß, standhaft bei der Sache, oft abstoßend und hart. Über der Thür seines Schlafgemachs standen die Worte: „Unter Tausenden trau' kaum Einem recht, bis Du erkannt ihn treu oder schlecht!" — Joachim galt schon als Kurprinz für einen gefeierten Kriegshelden; er trug den Beinamen Hektor und war in den Türkenkriegen vor den Mauern von Wien durch Kaiser Karl eigenhändig zum Ritter geschlagen worden. Ein Jahr vor seinem Tode hatte Kurfürst Joachim I. noch die stolze Freude gehabt, seinen aus dem Türkenkriege bei Geschützdonner, Glockengeläute und Orgelklang siegreich heimkehrenden Sohn begrüßen zu können. Die brandenburgische Hauptstadt Berlin hatte damals zum erstenmal das stolze Schauspiel des siegreichen Einzugs der Brandenburger, die in diesem Kriege durch ihre unerschütterliche Standhaftigkeit gegenüber dem wilden Ansturm der von Opium berauschten Türken die Veranlassung zu der sprichwörtlich gewordenen Redensart: „Er steht wie ein Brandenburger!" gegeben hatten. Joachim Hektor liebte auch als Fürst die Ritterspiele und Turniere, aus welchen er als Sieger hervorzugehen pflegte. Johann von der Neumark oder Hans von Küstrin, wie er im Volke genannt ward, waltete still, schlicht und haushälterisch in seinem kleinen Lande; seine Sparsamkeit verscheuchte die Gäste. Er bereiste sein Land, zuweilen in Verkleidungen, prüfte die Rechtlichkeit seiner Unterthanen und hörte ihre Klagen, er ließ Brücken und Wege anlegen und förderte Ackerbau und Gewerbe. Zur Nachtzeit aber verschloß er sich in sein einsames Turmstüblein und forschte in den Sternen. Es zeugt von der landesväterlichen Fürsorge Joachims I., daß er bei der Teilung die ärmeren Landesteile demjenigen seiner Söhne übergab, zu dessen wirtschaftlichen Eigenschaften er das meiste Vertrauen hatte.

Kurfürst Joachim II.

Der einfache Sinn der Brandenburger war mit der kostbaren Hofhaltung und leichten Lebensweise ihres Herrn nicht ganz einverstanden. Sie ergötzten sich wohl, wenn der Kurfürst Wettrennen und Tierkämpfe zu ihrer Belustigung veranstaltete; aber sie machten sauere Mienen, wenn die kurfürstlichen Steuerempfänger an ihre Thüren klopften und den Zins einforderten. Sie sahen auch ungern die Söhne Abrahams sich wieder in der Mark einnisten und ausbreiten, denen der Kurfürst die Rückkehr gestattet hatte, weil er ihres hohen Schutzgeldes nicht entraten konnte. Sie liebten wohl den Kurfürsten; aber sie haßten von Grund des Herzens seinen Günstling, den Juden Lippold, der als Münzmeister die Mittel zu des Kurfürsten Hofhalt und Bauten aus ihren Taschen beizutreiben gar wohl verstand. Und der Neubau des kurfürstlichen Schlosses, die Umwandlung der alten Kirche des Dominikanerklosters in Köln zur Hof- und Domkirche mit der kurfürstlichen Familiengruft, der Bau und die fürstliche Einrichtung der Jagdschlösser kosteten dem Lande vieles Geld. Auch gefiel es den ehrsamen Märkern nicht, daß der Kurfürst neben seiner Gemahlin noch eine Geliebte hatte, nämlich des Stückhauptmanns, Geschütz- und Kunstgießers Matthias Dietrich Witwe, Anna Sidow, genannt „die schöne Gießerin." Als der Kurfürst einst mit ihr und den drei Söhnen, die sie ihm geboren, vor seinem Jagdschlosse zu Köpenick saß, drangen mancherlei Reden der Bauern zu seinen Ohren: „Ist das unsers gnädigsten Herrn unrechte Frau? Sind das seine unrechten Kinder? Wie darf er's thun und wir nicht?" Da mußte der Fürst vor seinen Unterthanen erröten, und er flüsterte der Gießerin zu: „Du solltest beiseite gehen!" — Aber bei alledem blieb er doch der gütige, wohlwollende Herr, und die Märker wußten mehr Rühmenswertes an ihm hervorzuheben, als ihm an Schwachheiten nachzureden war.

Joachim sowie sein Bruder Johann waren beide von Herzen der Reformation zugethan. Letzterer trat bereits im dritten Jahre seiner Regierung offen zum evangelischen Bekenntnis über. Joachim zögerte noch. Auf der einen Seite hielten ihn das seinem Vater gegebene Versprechen und die Mahnungen seines Oheims, des Erzbischofs von Mainz; nach der anderen zogen ihn das Beispiel seiner Mutter, sowie der meisten übrigen Anverwandten seines Hauses, die Stimmung im Lande und endlich das Gefühl für das Rechte und Wahre, welches den redlichen Mann in seinen Entschlüssen leitet.

Die Reformation war aus ihren Anfängen herausgetreten, sie hatte an innerer Stärke und Verbreitung gewonnen und war zu einer Lebensfrage des deutschen Volkes geworden. Da war es von entscheidender Wichtigkeit, daß auch Kurfürst Joachim II. öffentlich zur neuen Lehre übertrat und am Tage

Allerheiligen, den 1. November 1539, mit dem gesamten Hofe, einer zahlreichen Ritterschaft und vielen Geistlichen in der St. Nikolaikirche zu Spandau aus den Händen des Bischofs von Brandenburg, Matthias von Jagow, das Abendmahl nach evangelischer Weise nahm. Das Gleiche that am folgenden Tage der Rat der Städte Berlin und Köln mit dem größten Teile der Bürgerschaft, und in wenigen Tagen folgte das ganze Land. Die Mönche verließen die Klöster und traten in das bürgerliche Leben über, die alten Wallfahrtsstätten mit dem heiligen Blute zu Wilsnack und mit dem wunderthätigen Muttergottesbilde zu Göritz verloren ihre Anziehungskraft. In der Stille war ja alles längst zu diesem Schritte vorbereitet gewesen, so daß der Übergang sich ohne alle Erschütterungen vollzog. Das Volk der Mark, in welchem das Christentum erst nach hundertjährigen hartnäckigen Kämpfen — fast zuletzt in Deutschland — Eingang gefunden hatte, öffnete freudig seine Herzen der neuen Heilslehre, die ihm zugleich eine Hebung und Besserung seiner äußeren Lage zu verheißen schien. Durch die Reformation erst wurde Brandenburg ganz und für immer dem geistigen Leben in Deutschland gewonnen und plötzlich mitten hineingezogen in die große geistige Bewegung, welche das Jahrhundert erfüllte. Fürst und Volk von Brandenburg waren fortan berufen zu Beschützern und Vorkämpfern des evangelischen Glaubens in Deutschland.

Es schadete dem Fortgange der Reformation in den brandenburgischen Landen wenig, daß der Kurfürst noch gern die Formen der alten Kirche aufrecht erhalten sehen wollte; schrieb doch selbst Luther den evangelischen Geistlichen der Mark, welche ihm ihre Besorgnisse darüber ausdrückten, in seiner kernigen Weise: „Und hat Euer Herr, der Kurfürst, an einer Chorkappe nicht genug, die Ihr anziehet, so ziehet deren drei an, wie Aaron, der Hohepriester, drei Röcke übereinander anzog, die herrlich und schön waren. Haben auch Ihre kurfürstliche Gnaden nicht genug an einer Prozession, daß Ihr umhergehet, klingt und singt, so gehet siebenmal mit herum, wie Josua mit den Kindern Israel um Jericho ging. Ja, wenn der Kurfürst Lust dazu hat, mag er wie König David vor der Bundeslade spielen, springen und tanzen! Denn solche Stücke, wenn nur Abusus davonbleibet, geben oder nehmen dem Evangelio gar nichts; doch daß nur nicht eine Not zur Seligkeit und, das Gewissen damit zu verbinden, daraus gemachet werde.“ —

Es kamen die ersten schweren Prüfungsjahre für die Anhänger der Reformation. Der unermüdliche Friedensmahner Luther schloß die Augen für immer (18. Februar 1546). Kaiser Karl, welcher mit den Franzosen Frieden, mit den Türken Waffenstillstand geschlossen und sich mit dem Papste verständigt

hatte, beschloß, mit Gewalt die Einheit der Kirche herzustellen und den entscheidenden Schlag gegen den Protestantismus zu führen. Es war die alte Anhänglichkeit an das Reichsoberhaupt, welche Joachim davon zurückhielt, mit den Häuptern des Schmalkaldischen Bundes, dem Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen und dem Landgrafen Philipp von Hessen, gemeinschaftliche Sache wider den Kaiser zu machen, zumal da dieser nicht müde ward, zu wiederholen, daß er nichts gegen den evangelischen Glauben unternehmen, sondern nur die Aufrührer und Friedensstörer zur Ruhe nötigen wolle. Joachim dachte seinen Glaubensgenossen am meisten zu nützen, wenn er eine vermittelnde Stellung zwischen dem Kaiser und den Fürsten des Schmalkaldischen Bundes einnähme, und näherte sich deshalb dem Herzoge Moritz von Sachsen, ohne dessen Ziele zu teilen und sein zweideutiges Spiel zu durchschauen.

Es ist bekannt, welche Rolle dieser ehrgeizige und ränkevolle Fürst in den Reformationskriegen spielte. Er war Karls V. gelehriger Schüler in der Staatskunst, der schließlich seinen eigenen Meister überlistete. Die neue Lehre, zu der er sich bekannte, galt ihm nur als Mittel zur Erreichung seiner selbstsüchtigen dynastischen Zwecke. Hinterhaltig wartete er ab, bis der Kriegsknoten sich geschürzt hatte, und verließ die Sache seiner Glaubensgenossen, sobald sich ihm die Aussicht eröffnete, durch die Gunst des Kaisers die Kurwürde und die Lande seiner Vettern von der Ernestinisch-Sächsischen Linie an sein Haus Albertinischer Linie zu bringen. Er übernahm zu diesem Zwecke selbst die Vollstreckung der Kaiserlichen Acht wider seinen Vetter Johann Friedrich und fiel in dessen Erblande ein.

Karls V. Sieg bei Mühlberg (24. April 1547) brachte die Entscheidung des Schmalkaldischen Krieges und lieferte den Kurfürsten Johann Friedrich als Gefangenen in seine Hände. Karl V. ließ dem unglücklichen Fürsten das Todesurteil verkündigen. Jetzt glaubte Joachim mit seiner Vermittelung nicht länger zögern zu dürfen. Es gelang ihm, den Kaiser zur Zurücknahme des Todesurteils zu bewegen; dafür übernahm er es, des Kaisers anderen Gegner, den Landgrafen Philipp von Hessen, zu bereden, daß er sich freiwillig stellen und die Gnade des Kaisers anrufen solle, gegen das schriftliche Versprechen, daß er „weder an Leib und Gut, noch mit einigem Gefängnis, Bestrickung oder Schmälerung des Landes“ solle bestraft werden. Der Landgraf ging darauf ein und that zu Halle seinen Fußfall vor dem Kaiser. Arglos ließ er sich darauf mit den übrigen Fürsten beim Gastmahle nieder. Als er sich jedoch anschickte, den Saal zu verlassen, sperrten ihm spanische Landsknechte den Ausgang, und Herzog Alba kündigte ihm in des Kaisers Namen, unter

Druck und Verlag von Carl Flemming in Glogau.

schmählicher Verdrehung des kaiserlichen Versprechens — es war nämlich in der wirklichen Vertragsurkunde anstatt der Worte „mit einigem Gefängnis“ geschrieben worden: „mit ewigem Gefängnis“ — die Gefangenschaft an. Da fuhr Joachim zornig vom Sessel empor, zückte das Schwert wider den Herzog und schleuderte ihm ins finstere Antlitz die Worte: „Das sind Bubenstücke und spanische Ränke!“ — Seit diesem Akte ward das Verhältnis Joachims zum Kaiser ein anderes.

Karl V., der mit seinen spanischen Landsknechten den Widerstand des Schmalkaldischen Bundes gebrochen und die beiden Häupter desselben in seine Gewalt gebracht hatte, glaubte sich jetzt seinem Ziele näher. Er ließ eine Glaubensformel ausarbeiten, welche den alten und neuen Glauben vereinigen und Katholiken sowie Protestanten zur Richtschnur dienen sollte, das sogenannte „Augsburger Interim.“ Aber der große Rechenmeister irrte sich in der Annahme, daß er durch einen Machtspruch der Nation ihren Glauben anbefehlen und die Bewegung, die seit drei Jahrzehnten die Gemüter ergriffen hatte, zum Stillstand bringen könne. Durch ganz Deutschland ging das bittere Gefühl der Täuschung, und die Fürsten, welche vorher dem Kaiser geglaubt hatten, daß er nichts wider ihre Religion thun wolle, sahen sich schmählich hintergangen. Das Interim wurde in den protestantischen Ländern mit Spott und Verachtung zurückgewiesen. Kurfürst Joachim machte zwar einen schwachen Versuch, dasselbe in der Mark einzuführen, mußte aber bei dem Widerstande der Geistlichen bald davon Abstand nehmen, und im Volke höhnte man: „Das Interim, das Interim, das hat den Schalk noch hinter ihm!“ — Der energischere Markgraf Johann von der Neumark verweigerte auf dem Reichstage zu Augsburg (1548) entschieden seine Unterschrift. „Ich kann dies verführerische Gemisch von Wahrheit und Trug nicht annehmen,“ rief er dem Kaiser ins Angesicht. „Lieber Beil als Feder; lieber Blut als Tinte!“ Damit kehrte er dem Reichstage zornig den Rücken.

So sehr hatten sich infolge der widerstreitenden religiösen und politischen Interessen die Verhältnisse im Reiche verschoben, daß der protestantische Teil der Nation die Rettung seines Glaubens jetzt von einem Fürsten erwartete, dem die Religion an sich gleichgültig war und nur als Deckmantel für seine selbstsüchtigen politischen Pläne diente. Selbst die Verbindung mit dem Auslande schien der Mehrheit des Volkes für ein geringeres Übel, als der Verlust der Glaubens- und Gewissensfreiheit. Moritz von Sachsen, den der Kaiser für seinen Abfall vom Schmalkaldischen Bunde mit der Kurwürde und den Landen seines Vetters Johann Friedrich belohnt hatte, den die Nation aber

offen als den Verräter an der protestantischen Sache bezeichnete, fühlte das Gehässige der Rolle, die er spielte, und faßte den Entschluß, für seine noch immer gefangen gehaltenen Mitfürsten und den bedrohten Protestantismus das Schwert wider den Kaiser zu erheben.

Anders als für Moritz lag die Sache für die Brandenburger Fürsten. Markgraf Johann hatte sich schon mehrere Jahre vor dem Ausbruche des Schmalkaldischen Krieges, beleidigt durch einen Angriff der Schmalkaldener auf die Lande seines Schwiegervaters, des streng katholischen Herzogs Heinrich von Braunschweig, von ihrem Bunde losgesagt (1542) und war seitdem seine eigenen Wege gegangen: „Lieber Beil als Feder; lieber Blut als Tinte!“ — Kurfürst Joachim hatte dem Schmalkaldischen Bunde niemals angehört; er war aber als Bürge für die Freiheit des Landgrafen Philipp eingetreten und hatte ein Recht, seine Freilassung von dem wortbrüchigen Kaiser zu fordern. So begegneten sich die Absichten der Brandenburger mit den Plänen des Kurfürsten Moritz.

Vor Magdeburg, an welcher Stadt Moritz wegen ihres Widerstandes gegen das Interim die Acht zu vollstrecken hatte, kamen in aller Stille die entscheidenden Entschlüsse zur Reife, welche eine Wendung in dem Glücke des Kaisers herbeiführten. Seit dem Februar 1551 fanden hier Besprechungen zwischen Moritz und den Brandenburgern statt. Johann von der Neumark übernahm es, die Verwandten des gefangenen Landgrafen für das Unternehmen zu gewinnen und ihnen einleuchtend zu machen, daß Moritz diesmal nicht zum Verräter an ihnen werden wolle, — eine Aufgabe, die ihre Schwierigkeiten hatte. Markgraf Albrecht von Brandenburg-Kulmbach, genannt Alcibiades, brachte im Namen der verbündeten Fürsten den Vertrag mit König Heinrich II. von Frankreich zum Abschluß (15. Februar 1552), nach welchem dieser sich zu einer ansehnlichen Geldzahlung an die Verbündeten verpflichtete und dafür von diesen die Zustimmung zu seiner Besitznahme der lothringischen Städte Metz, Toul und Verdun — vorbehaltlich der Reichsoberhoheit — erhielt. Ein Zeichen von dem beginnenden politischen Verfalle Deutschlands und von dem unter den Wirren der Reformationszeit verloren gegangenen Nationalgefühl der deutschen Fürsten war es, daß diese sich durch Abtretung von Reichsgebiet die Unterstützung einer fremden Macht erkauften; aber nicht sie allein trifft die Schuld, sondern mehr noch den Kaiser, welcher sie durch seine undeutsche, hinterhaltige und wortbrüchige Politik zu einem solchen Schritte getrieben hatte.

Nach Erlaß eines Manifestes an den Kaiser brach Moritz plötzlich aus seinem Lager vor Magdeburg auf, zog mit seiner wachsenden Heeresmacht durch

Oberdeutschland bis Tirol, bemächtigte sich der Tiroler Pässe und nötigte den in Innsbruck weilenden gichtkranken Kaiser zur schleunigen Flucht durch das schneebedeckte Gebirge nach Steiermark. Johann Friedrich und Landgraf Philipp wurden in Freiheit gesetzt, und der ganze Bau, den Karl V. seit dem Tage von Mühlberg aufgerichtet, sank in Trümmer. Durch den Passauer Vertrag (2. August 1552), den des Kaisers Bruder Ferdinand in dessen Namen mit den Fürsten abschloß, wurden diesen ihre Hauptforderungen zugestanden, und der Augsburger Religionsfriede (26. September 1555) verbürgte den protestantischen Ständen nicht nur völlige Gewissens- und Religionsfreiheit, sondern auch politische Rechtsgleichheit mit den katholischen. Karl V., welcher durch diesen Frieden die Ziele seines Strebens vernichtet sah, legte bald darauf die Regierung nieder (1556) und beschloß seine Tage in klösterlicher Einsamkeit zu San Juste in Estremadura (1558). Die Krone des Reichs ging durch die Wahl der Fürsten auf seinen Bruder Ferdinand I. (1556 bis 1564) über.

Durch den Augsburger Religionsfrieden waren nicht alle schwebenden Fragen zur Lösung geführt, aber der rechtliche Bestand der evangelischen Kirche vor Kaiser und Reich anerkannt worden. Für den jungen Brandenburgischen Staat war es von höchster Wichtigkeit, daß er durch die Stellung der Fürsten während der soeben beendigten Kämpfe in die Bahn geleitet worden war, auf der allein eine freie Bewegung und Bethätigung der geistigen Kräfte des Volkes möglich war. Der Bann, welcher während des Mittelalters das gesamte geistige Leben, Glauben und Wissenschaft, Schule und Haus in den Fesseln der römischen Kirche gehalten hatte, war gebrochen, und der Staat hatte die Freiheit erlangt, seinem eigenen sittlichen Zwecke unentfremdet zu leben.

Joachim II. gehörte nicht zu den Männern, welche kühnen Geistes und entschlossenen Mutes neue Bahnen beschreiten — sein Leben und Charakter spiegeln noch vielfach die Gegensätze seiner Zeit —; aber seine Regierung war in mehr als einer Richtung eine vorbereitende und bahnweisende. Eine hohe Bedeutung für die Zukunft des Landes hatten die beiden Staatsverträge, welche Joachim — den einen zwei Jahre nach dem Antritte, den anderen zwei Jahre vor dem Ausgange seiner Regierung — vollzog und durch welche er bedeutende Gebietserweiterungen für die Zukunft anbahnte.

Im Jahre 1537 war zwischen Joachim II. und dem Herzoge Friedrich II. von Brieg, Liegnitz und Wohlau eine Doppelehe ihrer Kinder in der Art verabredet worden, daß Kurprinz Johann Georg mit Sophia, der Tochter des Herzogs, und des Herzogs Sohn Georg mit des Kurfürsten ältester Tochter Barbara verlobt ward. Gleichzeitig schlossen beide Fürsten

einen Erbvertrag, demzufolge im Falle des früheren Aussterbens der herzoglichen Linie im Mannsstamme die Lande Liegnitz, Brieg und Wohlau an Brandenburg, im Falle des früheren Aussterbens des Hohenzollernschen Mannsstammes in Brandenburg und Franken dagegen die böhmischen Lehnsgüter Brandenburgs an die schlesischen Herzöge fallen sollten. König Ferdinand von Böhmen als Lehnsherr der schlesischen Herzöge erklärte zwar neun Jahre später diesen Vertrag für null und nichtig; aber Joachim bestritt ihm das Recht zu solchem Einspruche, weil die Herzöge von Liegnitz u. s. w. bei der Anerkennung der böhmischen Lehnshoheit sich das Recht vorbehalten hatten, von ihrem Lande zu verkaufen und zu verpfänden, was ihnen für gut dünkte. Eine thatsächliche Folge erhielt diese Erbverbrüderung erst, als 138 Jahre später während der Regierungszeit Friedrich Wilhelms, des Großen Kurfürsten, das schlesische Piastenhaus ausstarb (1675), und erst Friedrich dem Großen war es vorbehalten, diesen Ansprüchen seines Hauses mit dem Schwerte siegreich Geltung zu schaffen.

Der andere wichtige Staatsakt, der zwei Jahre vor dem Tode Joachims zum Abschlusse gelangte, war die von Joachim längst angestrebte Mitbelehnung des Hauses Brandenburg mit dem Herzogtum Preußen (1569). Dieses Ereignis, auf welches wir demnächst ausführlicher zu reden kommen, veranlaßt uns, in dem nachfolgenden Kapitel einen Blick auf die frühere Geschichte Preußens als Ordensstaat und als Herzogtum zu werfen, bis seine Geschicke sich zum erstenmal mit denjenigen Brandenburgs berührten.

Der Kurfürst bewahrte sich bis in sein Alter große Rüstigkeit. Noch am 2. Januar 1571 hielt der sechsundsechzigjährige Herr bei strenger Kälte eine Wolfsjagd in den Müggelforsten ab und kehrte mit einem leichten Unbehagen nach seinem Schlosse in Köpenick zurück. Das Tischgespräch ging nicht in der gewohnten Heiterkeit, es bewegte sich viel um geistliche Dinge. Nachdem der Kurfürst einige Stunden geruht hatte, ward er von Brustbeklemmungen und von einer langen Ohnmacht befallen. Einige Minuten darauf verschied er mit den Worten: „Das ist gewißlich wahr!“

Zehn Tage darauf, am 13. Januar, starb sein Bruder Johann zu Küstrin. Joachim ward im Dome zu Köln an der Spree, Johann in der St. Marienkirche zu Küstrin beigesetzt. Da Johann keine Söhne hinterließ, ward die Neumark mit den Kurlanden unter Joachims II. Sohne Johann Georg wieder vereinigt, um nicht mehr von denselben getrennt zu werden.

Preußen

als Ordensstaat und als weltliches Herzogtum.

Zu der Zeit, als die Mark Brandenburg unter den Askanischen Fürsten ihre erste Blüte feierte, begannen im Nordosten Deutschlands, in dem weiten Sumpf- und Niederungslande zwischen Weichsel und Memel, die Bekehrungskämpfe des Deutschen Ordens wider das dort seßhafte heidnische Preußenvolk. Die Preußen oder Poruſſen — d. i. die bei den Russen Wohnenden — waren slawisch-litauischer Abstammung, ihren Sitten und Gebräuchen nach jedoch dem altgermanischen Stamme der Goten verwandt, welche bis zum Vordringen der großen slavischen Flutwelle diese Sitze innegehabt, und hatten sich allen früheren Bekehrungsversuchen — durch den Bischof Adalbert von Prag (997) und den Mönch Bruno von Querfurt (1008) — auf das hartnäckigste widersetzt. Herzog Konrad von Masovien, welcher sich der Einfälle des wilden Nachbarvolkes in sein Land allein nicht zu erwehren vermochte, rief auf den Rat des Bischofs Christian von Oliva die Hilfe des Deutschen Ordens in Accon an und bot ihm als Preis des erbetenen Beistandes das Kulmer Land, welches der Orden freilich erst vorher erobern mußte (1226).

Der Hochmeister des Deutschen Ordens, Hermann von Salza aus Thüringen, ein Mann von weisem Rat und tapferem Mut, der beim Kaiser Friedrich II. in hohem Ansehen stand, entsandte zunächst einige Ordensritter mit reisigem Volke nach Preußen, um ihm Bericht über die Zustände des unbekannten, fremden Landes zu erstatten und den Nachfolgenden mit ihrem Schwerte Bahn zu brechen. Zu ihrem Führer wählte er einen tapferen und erfahrenen Kriegsmann, Namens Hermann Balk aus Westfalen.

Von den Grenzburgen Masoviens am linken Ufer der Weichsel spähten die ersten Ordensritter über den gelben Strom auf Wald und Hügel des Kul-

mer Landes, welches der Schauplatz ihrer nächsten Kämpfe und ihre Heimat werden sollte; aber die neue Heimat dünkte ihnen gar unwirtlich und rauh und das Volk war wilder, als sie es sich gedacht hatten. Auf kleinen Streifzügen suchten sie die Kampfweise der Heiden zu erkunden und ihnen Achtung vor dem Schwerte der Ordensritter einzuflößen. In der Gegend, wo heutzutage Thorn liegt, ging Hermann Balk mit einer kleinen Schar auf das rechte Ufer der Weichsel. Hier — so erzählt die Ordenssage — gewahrte er eine uralte, mächtige Eiche, welche auf einem weitschauenden Hügel stand und den Preußen für heilig galt. Diese wählte er zur ersten Warte des Ordens im Kulmer Lande. Er ließ den Raum rings um den Stamm durch Wälle und Pfahlwerk befestigen, ließ über die unteren starken Äste des Baumes Dielen strecken und den Wipfel mit seinen niederhangenden Zweigen zu einer Laube wölben. Eine schmale, gewundene Treppe führte von den Wurzeln zu dem gedielten Raume in der Krone hinauf. Dieser Behausung der Ritter gab Hermann Balk den Namen Turon, gleichwie der Berg in Syrien geheißen war, an dessen Fuße dereinst das erste Hospital der Deutschen Brüder gegründet ward.

Von Turon zog Hermann Balk gegen die Burgen der Heiden an der Weichsel, überfiel sie und nahm die Besatzungen gefangen. Ward er von den heidnischen Kriegshaufen bedrängt, so warf er sich mit seinen Rittern wieder in seine hölzerne Burg. Seine letzte Zuflucht blieb die Eiche selbst, in deren weit verschränktem Geäste er sich, gleichwie der Adler in seinem Horste, wider die Feinde wehrte.

Um diese Zeit hatten die Dinge im Morgenlande wieder eine günstigere Wendung für die Christen genommen. Kaiser Friedrich II. hatte trotz des auf ihm ruhenden päpstlichen Bannfluches den von ihm gelobten Kreuzzug unternommen und durch die Überlegenheit seines Geistes sowie durch geschickte Unterhandlungen Jerusalem und die heiligen Stätten wieder in die Gewalt der Christen gebracht (1229). Bald darauf war durch Vermittelung Hermanns von Salza die Aussöhnung zwischen Kaiser und Papst zustande gekommen, und der letztere war jetzt mehr denn je geneigt, die Bestrebungen des Deutschen Ordens zur Ausbreitung des Christentums in Preußen zu unterstützen.

Allenthalben in deutschen Landen predigten Priester und Mönche das Kreuz gegen das wilde Heidenvolk und verhießen allen, die sich dem Zuge anschließen würden, Ablaß und Vergebung der Sünden. Viele, welche die weite und beschwerliche Reise nach dem Morgenlande gescheut hatten, nahmen das Kreuz wider die Preußen. Jedem Zuge von Gewaffneten folgte ein Troß

von Wagen und Karren mit Frauen und Kindern, beladen mit Saatkorn, Haus- und Feldgeräte, von starken Rindern gezogen; denn es war den Leuten gesagt worden, daß dort im Osten eine große und fruchtbare Landschaft gewonnen sei, welche nur verwüstet und entvölkert und von neuem des Anbaues bedürfe. Mit den Kreuzheeren drangen die Ordensritter schrittweise tiefer in das Innere ein, indem sie jeden eroberten Strich Landes durch Anlage von Burgen sicherten.

Wenn uns heutzutage menschliches Mitleid für das unterdrückte oder untergegangene Volk teilnehmen läßt, das ja für seinen Herd, seine Heimat und seine Götter gegen die fremden Eindringer kämpfte, so dürfen wir doch nicht vergessen, daß das Maß für Berechtigung und Schuld zu jener Zeit ein anderes war als unser heutiges, daß nach den Anschauungen und Begriffen jener Zeit die Bekämpfung und Vertilgung der Heiden ein Gott wohlgefälliges und verdienstliches Werk war und daß insbesondere der deutsche Ordensritter keine höhere Pflicht kannte, als um Gottes und der heiligen Jungfrau willen das Leben einzusetzen. Ja, so lebendig wirkte der Glaube auf die Vorstellung, daß manche von den Ordensbrüdern, die unter den Keulen und Speeren der Heiden erlagen sterbend zu sehen meinten, wie der Himmel sich über ihnen aufthat, und die heilige Jungfrau mit dem Jesuskinde ihnen am Himmelsthore winkte.

Mit Verwunderung sahen die Heiden, wie die fremden Kriegsmänner trotz ihrer geringen Zahl überall den Sieg davontrugen; da sank ihnen der Mut, und es verließ sie das Vertrauen gegen die schützenden Götter. Viele von ihnen gaben den Kampf auf und nahmen das Christentum an, andere flüchteten weiter dem Osten zu. Wo die Ritter mit dem Schwerte Bahn gebrochen, folgten die Priester mit dem Kreuze, um die christliche Lehre zu verkündigen, und wo die Kriegsmänner ihre Burgen zu Schutz und Trutz errichtet hatten, da gründeten die nachfolgenden deutschen Ansiedler friedliche Hütten. Fehlten ihnen die Steine zum Baue, so schichteten sie die Stämme des Waldes zu den Wänden. Wie durch Zauber wuchsen die freundlichen Wohnstätten der Menschen aus dem Boden. Wenige Monate nach der Ankunft der ersten christlichen Einwanderer bewegte sich die wohlgeordnete Gemeinde auf dem Markte und in den Straßen der neugebauten Stadt. Der Kaufmann bot seine Waren feil, der Handwerker schnitt und hämmerte, und der Landbauer fuhr mit seinem Erntewagen den ersten Hafer ein. So entstanden im Schutze der Burgen Turon und Chelmo die ersten deutschen Städte in Preußen: Thorn und Kulm (1232), fünf Jahre später Elbing (1237), die Tochterstadt Lübecks,

an der Stelle des alten Handelsortes Truso am Dranſenſee, ferner Graudenz, Rehden, Braunsberg u. a. O.

Die Begründung und Befeſtigung der Ordensherrſchaft in Preußen war indeſſen noch mit großen Schwierigkeiten verbunden. Nur für einen Feldzug dauerte die Pflicht der Kreuzfahrer. Hatten die Kreuzſcharen den Heimweg angetreten, dann erhoben die Heiden wieder trotziger ihre Stirnen. Oftmals empörten ſie ſich gegen die neue Herrſchaft. Sie umlagerten die Ritter auf ihren Burgen, verjagten und erſchlugen die chriſtlichen Anſiedler in den neugegründeten Städten und ſchleppten Weiber und Kinder zu noch ſchlimmerem Loſe in die Gefangenſchaft fort. Dann gingen wieder neue Heerzüge aus dem Inneren Deutſchlands nach dem Oſten, und vor den nahenden Kreuzſcharen flohen die Heiden in das Dunkel der Wälder zurück. Auf den verwüſteten Fluren begann von neuem der Anbau durch fleißiger Menſchen Hände. So gingen die großen Völkerwogen hin und her, wie Flut und Ebbe; jedes Kreuzheer drang weiter nach Oſten vor, und jedes ließ im Lande die Spuren deutſcher Kultur zurück. Ein ſtattliches Kreuzheer führte König Ottokar von Böhmen über die Weichſel bis weit hinauf an die Küſte des bernſteinreichen Samlandes, wo im heiligen Walde der Götterſitz „Romowe“ lag, zerſtörte die heilige Eiche mit den Götzenbildern und erbaute auf einer Uferhöhe des Pregelfluſſes die nach ihm benannte Königsburg (1255). Mit ihm war ſein Schwager, Markgraf Otto III. von Brandenburg, der Askanier, gezogen und erbaute am Friſchen Haff eine Burg, die er nach ſeinem Heimatlande Brandenburg nannte, nicht ahnend, welche Schickſale dereinſt ſein Heimatland mit dem fernen Oſtlande verbinden würden.

Schon früher hatte ſich ein anderer Ritterorden, welcher ſich die Ausbreitung des Chriſtentums in den nordöſtlichen Küſtenländern der Oſtſee, unter Kuren, Liven und Eſthen zur Aufgabe geſtellt hatte und den Namen des „Livländiſchen Schwertordens“ führte, mit dem Deutſchen Orden vereinigt (1237). Die Beſitzungen des Ordens in Preußen und in Livland trennte jetzt nur noch das unzugängliche Litauen, deſſen Bewohner den heidniſchen Preußen bei ihren Aufſtänden alle mögliche Unterſtützung angedeihen ließen. Da geſchah es nach einer Niederlage, welche der Orden durch die Litauer in Kurland erlitten hatte (1260), daß noch einmal der Aufſtand in ganz Preußen emporloderte, furchtbarer, blutiger, als je zuvor. Von den Samländiſchen Küſten bis zur Weichſel erhob ſich das ganze Volk und forderte trotzig ſeine Heimat und ſeine Götter zurück. Aus allen Städten flüchteten die Einwohner und ſuchten Schutz auf den Ordensburgen oder in den Zufluchtſtätten, die für Not-

fälle an gesicherten Orten, auf umwallten Höhen oder auf Flußinseln angelegt waren. Überall flammten die Weiler und Dörfer, wurden die Felder verwüstet, die Leute bei der Feldarbeit ergriffen und weggeführt, die gefangenen Christen als Sühnopfer den Göttern dargebracht. Aus den umlagerten Burgen spähten die Ritter sehnsüchtig nach Boten, die ihnen die Annäherung neuer Kreuzscharen melden möchten. Aber die Hilfe blieb diesmal lange aus. Wohl ward im Reiche wieder das Kreuz gepredigt; aber nur wenige folgten dem Rufe. Es war die „kaiserlose, die schreckliche Zeit." Zwiespalt herrschte unter den Fürsten und Verwirrung im Reiche. Als endlich ein Kreuzheer erschien, war der Winter so weich, daß er keine Unternehmungen gestattete. Mann und Roß blieben in den Morästen stecken und vermochten nicht vorwärts zu dringen. Unverrichteter Dinge kehrten die Kreuzheere um und überließen die Ritter auf den Burgen ihrem Schicksal.

Diese Jahre der Not und Bedrängnis waren die eigentliche Heldenzeit des Ordens, reich an Zügen begeisterter Hingebung und ausharrender Tapferkeit. Da bewährten die Ordensrittter als Vorkämpfer des Deutschtums im Ostlande die Ausdauer in der Kraft und die Treue im Glauben, welche unter den Völkern der Erde vorzugsweise dem Deutschen eigen sind. Sie fühlten sich berufen zu Hütern und Pflegern der jungen christlich-deutschen Pflanzung, die Gott nicht verderben lassen würde, ob auch Sturm und Wetter darüber hingingen. Endlich ward ihre Beharrlichkeit gekrönt. Nachdem ein strenger Winter das Sumpfland trocken gelegt hatte, brachen die Ritter aus ihren Burgen vor und verbreiteten mit tapferem Schwerte Schrecken unter den Heiden, und als nun neue Kreuzscharen zu ihrer Hilfe eintrafen, da führten die Ritter sie von Sieg zu Sieg, ja, sie trugen das Ordenskreuz bis in die östlichsten Landschaften Preußens an der Meeresküste und am Ufer der Memel.

Deutscher Fleiß und deutsche Arbeitskraft vollendeten auf friedlichem Wege die Eroberung des Landes. Die verödeten Fluren wurden wieder angebaut, die Wohnstätten stiegen empor aus Schutt und Asche, der Bürger kehrte zurück in den Ringwall der Stadt, und mit dem aufblühenden Wohlstande regten sich Frohsinn und Lebensfreude.

Unter den Burgen des Landes war keine stattlicher und schöner als diejenige, welche der Landmeister Konrad von Thierberg auf einem Hügel am rechten Ufer der Nogat erbaut und zu Ehren der Mutter Gottes Marienburg genannt hatte (1274). Hierher verlegte der Hochmeister Siegfried von Feuchtwangen im Jahre 1309 den Hauptsitz des Deutschen Ordens, welcher nach dem Verluste von Accon (1291) kurze Zeit in Venedig gewesen war.

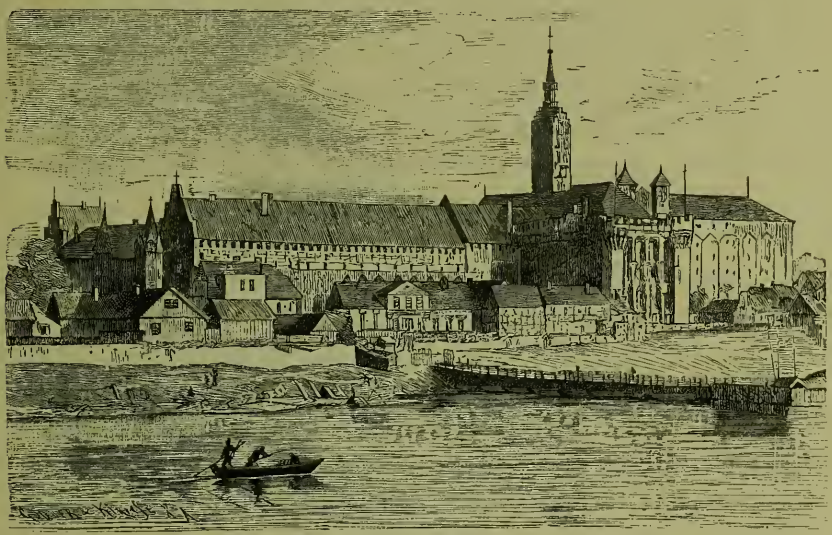
Zu derselben Zeit, als die Mark Brandenburg unter Bayern und Lützelburgern schwere Prüfungen durchzumachen hatte, feierte der preußische Ordensstaat unter der Leitung des Hochmeisters Winrich von Kniprode (1351 bis 1382) sein goldenes Zeitalter. Da sah die Marienburg viele edle Gäste, welche aus den Ländern des Westens und Südens eintrafen, um an den Kriegszügen wider die Litauer teilzunehmen und im Heidenlande den ehrenreichen Ritterschlag zu verdienen. Solchen berühmten Kriegsgästen pflegte der Hochmeister vor dem Aufbruche zur Heidenfahrt das Hochmahl am Ehrentische anrichten zu lassen. Laut riefen die Ordensherolde die Namen der Gäste auf, denen solche Ehre zu teil ward, — dem Herkommen nach etwa zehn bis zwölf. Den obersten Ehrensitz erhielt derjenige, dem an Ruhm und ritterlicher Tugend kein anderer gleichkam. Die übrigen folgten der Reihe nach. Kostbares Tischgerät bedeckte die Tafel. Alle Trinkbecher waren von Gold und Silber, und es gab deren so viele, daß jeder Gast den Becher, den er einmal geleert hatte, als sein Eigentum mitnehmen durfte. Da hat mancher durch tapferes Trinken viele goldene und silberne Becher gewonnen. Auch andere Ehrengaben wurden reichlich ausgeteilt. Musik, Liedsprecher und Jubelgesang würzten die Freuden des Gastmahls, das wohl fünf bis sechs Stunden dauerte. Es hieß in Deutschland und anderen Reichen eine ausgezeichnete Ehre, des Ordens Gast am Ehrentisch gewesen zu sein.

Der Aufbruch zur Kriegsfahrt fand gewöhnlich in der Winterzeit statt, wenn starker Frost die Eisdecke über Brüche und Moore gespannt und dadurch die Litauische Wildnis zugänglich gemacht hatte. Zuweilen wankte und krachte die Eisdecke unter den Füßen des Heeres. Tausende von Arbeitern mit Äxten gingen dem Heere voraus, um den Weg durch den Urwald zu bahnen. Die Nachtstille ward durch das Geheul der Wölfe und das Gekrächz der Raubvögel unterbrochen. Zuweilen trat Tauwetter ein und verwandelte die Eisfläche wieder in Moräste. Dann war schleunigste Umkehr geboten und der Rückweg noch weit beschwerlicher als der Anmarsch.

Trotz der Kriegszüge gegen die Litauer, welche während der ganzen Regierungszeit des Hochmeisters Winrich von Kniprode fortdauerten, gewann derselbe Zeit, seine Fürsorge der inneren Wohlfahrt des Landes zu widmen. Seiner besonderen Gunst erfreuten sich die Städte, welche damals Handelsbeziehungen mit entfernten Marktplätzen anknüpften. Die bedeutenderen unter ihnen, wie Thorn, Elbing, Danzig, Kulm, Königsberg und Braunsberg, wurden Mitglieder der Hansa. Die Städte des Ordenslandes verleugneten ihre Abstammung von den großen deutschen Handelsstädten nicht und pflegten lebhafte

Gemeinschaft mit den Hauptorten der Hansa. Sie hielten nicht nur ihre eigenen Tagfahrten zu Marienburg und Danzig, sondern schickten auch Verordnete zu den Beratungstagen der Hansa nach Lübeck und Stralsund.

Auf der Verbindung des ritterlich kriegerischen und des bürgerlichen Elements beruhte die beste Kraft des Ordens. Als die Interessen der Städte und der Ordensherren auseinandergingen, begann der Verfall. Schon die doppelte Stellung der größeren Städte, als freie, unabhängige Glieder der Hansa einerseits und als vom Orden abhängige Gemeinden andererseits, barg einen Widerspruch, der sich mit der Zeit schärfte. Als Glieder der Hansa



Die Marienburg.

beschickten die preußischen Städte die Tagfahrten und schlossen Bündnisse und Verträge mit auswärtigen Staaten; als abhängige Kommunen mußten sie den Hochmeister als Landesfürsten anerkennen, welcher die Ein- und Ausfuhr regelte und den Handel freistellte oder beschränkte. Je freier und selbständiger sich der Handel in den Städten entwickelte, um so mehr trat der Gegensatz zwischen dem regsamen und beweglichen Bürgertum und dem in seinen Formen und Satzungen feststehenden Rittertume hervor. Mit Unmut empfand es der Bürger, wie der Ritter von der Ordensburg voll Geringschätzung auf ihn herabblickte, weil sein Stand sich durch friedliche Arbeit zu gleichem Ansehen emporgeschwungen hatte, wie der Ritter durch die Verdienste seines Schwertes, und die wohlhabenden Weichselstädte glaubten ihre Handelsinteressen und Rechte

durch die Hansa oder durch den Anschluß an Polen besser geschützt als durch die Ordensherrschaft.

Auch die eingewanderten Adligen, welche im Lande Güter erworben hatten, fügten sich ungern der Oberhoheit der Ritter auf den Burgen. Viele vom landläßigen Adel, insbesondere aus dem Kulmer Lande, schlossen untereinander zur selbständigen Wahrung ihrer Rechte einen Bund, welcher der „Eidechsenbund" genannt wurde nach dem Bilde des Tieres, das sie als gemeinsames Erkennungszeichen führten (1398).

Außer diesen Verhältnissen war es die einseitige, mönchische Verfassung des Ordens, welche ihm seine Stellung im Lande mehr und mehr erschwerte. Bei allem Ruhm und Ansehen, dessen sich der Orden noch zur Zeit Winrichs von Kniprode erfreute, fehlte ihm doch das, was seiner Macht hätte Dauer verleihen können. Der deutsche Ritter hatte kein Haus, keine Heimat. Seine Heimat war die Ordensburg, sein Leben eine fortlaufende Reihe von Kämpfen. Er hatte ja allen Freuden des eigenen Herdes mit dem Eintritt in den Orden entsagen müssen. Er konnte den Ruhm seines Namens auf keinen Sohn vererben, und die erlauchten Namen der Salza, Thierberg, Feuchtwangen, Kniprode erloschen mit ihren Trägern in der Geschichte des Ordens. Nur durch Zuwachs von außen, durch Aufnahme neuer Mitglieder vermochte der Orden seine Lebenskraft zu ergänzen, nicht aber von innen heraus frische Zweige zu treiben. So blieb seine Herrschaft dem Lande eine fremde und schlug keine Wurzeln im Herzen des Volkes. Der Eingeborene sah in ihm immer noch den alten Feind und der Eingewanderte nur den Herrscher.

Auch innerhalb des Ordens änderte sich mit der Zeit so manches. Statt der einfachen, strengen Zucht, welche die Ordensregel forderte, zogen Wohlleben und Verschwendung in die Ordenshäuser ein; die alte Frömmigkeit wohnte nicht mehr unter jedem Ordensmantel, und das Wort des Meisters fand nicht immer Gehorsam.

Solange die Ritter mit tapferem Schwerte die Landesgrenzen wider die Heiden schirmten, traten die inneren Schäden des Ordensstaates weniger zutage; aber die Zeit kam, da die Litauer Christen wurden. Großfürst Jagiello (Wladislaus) von Litauen nahm die Taufe und empfing dafür die Hand der schönen Prinzessin Hedwig, Tochter des Königs Ludwigs des Großen von Ungarn und Polen, sowie die Anwartschaft auf die polnische Königskrone (1386). Was der Fürst um einer Krone willen für ersprießlich erachtete, das thaten seine Unterthanen für wollene Röcke. Die Litauer wurden haufenweise an die Ufer der Flüsse geführt, mit geweihtem Wasser besprengt und ver-

tauschten ihren heidnischen Glauben mit dem Christentum sowie ihre langen leinenen Kittel mit warmen wollenen Röcken, welche den neuen litauischen Christen unentgeltlich geliefert wurden. Seitdem hatten die Kriegsfahrten des Ordens zur Bekehrung der Litauer ihren Zweck und ihre Bedeutung verloren, und die Zuzüge aus den Nachbarländern hörten auf. Dagegen umfaßte jetzt die vereinigte Macht von Litauen und Polen drohend das Ordensland; denn begreiflicherweise trugen die Könige von Polen schon lange Begehren danach, die Herrschaft über die reichen Handelsstädte und fruchtbaren Landschaften an der unteren Weichsel zu erlangen und ihr Reich bis an die Ostsee auszudehnen.

Argwöhnisch spähten die preußischen Wartleute an den Wegesperren der Grenze nach Litauen hinüber; denn nicht selten schlichen unheimliche Gestalten von dort ins Land, um die zuletzt der Ordensherrschaft unterworfenen Grenzvölker durch Versprechungen zum Aufstande wider den Orden zu reizen, und die polnischen Sendboten, welche Geschenke nach der Marienburg brachten, schauten feindselig zu ihren Zinnen empor, als prüften sie, wieviel Stürme die festen Mauern wohl auszuhalten vermöchten. Oftmals schon drohte die offene Feindschaft auszubrechen, und nur die friedliche Gesinnung der Hochmeister, die auf Winrich von Kniprode folgten, hielt den Kriegsbrand noch einige Zeit danieder. Da wählte der Orden im Jahre 1407 mit Herrn Ulrich von Jungingen einen jungen, kriegsfreudigen Ritter zum Hochmeister, welcher entschlossen war, dem unabwendbaren Sturme die Stirne zu bieten.

Mit jedem Tage zogen die Kriegsgewitter schwärzer herauf. Schon waren die vereinigten Polen und Litauer in das östliche Ordensgebiet eingebrochen, verwüsteten und plünderten die Grenzstädte und verübten alle Greuel und Frevel, die man sonst von den Heiden gehört hatte. Der Hochmeister hatte das Ordensheer an der Drewenz versammelt. Als die Kunde von den Raubeinfällen der Polen und Litauer in das Lager des Ordensheeres kam, verlangte dieses mit Ungestüm, an den Feind geführt zu werden. Der Hochmeister hob das Lager auf und zog den Feinden entgegen nach der Heide von Tannenberg. Dies geschah in demselben Jahre, als Burggraf Friedrich von Nürnberg die Statthalterschaft in der Mark Brandenburg antrat.

Der Tag von Tannenberg, 15. Juli 1410, an welchem der Hochmeister und die Blüte des deutschen Rittertums auf der Wahlstatt sanken und das Ordensheer — vorzüglich durch den Abfall des Eidechsenbundes während der Schlacht — eine schwere Niederlage erlitt, bezeichnet den Wendepunkt in der Geschichte des Ordens zu schnellem Niedergange. Nach einer langen Zeit des Aufblühens und der machtvollen Erhebung kam jetzt eine Reihe von Unglücks-

schlägen über den Orden. Die Feinde, welche vordem das Schwert des Ordens gefürchtet hatten, breiteten sich raubend, plündernd, mordend im Lande aus. Die Burgen ergaben sich ohne Widerstand, und die Städte öffneten dem Polenkönige treulos die Thore. Dennoch würde dieser eine Tag nicht für die Schicksale des Ordens auf lange Zeit hinaus entscheidend gewesen sein, wenn ihm ein treues Volk zur Seite gestanden hätte und wenn die Verhältnisse im Innern des Ordensstaates gesunde gewesen wären. Dies war aber, wie wir soeben gesehen haben, nicht der Fall. Selbst der Heldengeist eines Heinrich von Plauen, des Retters und Verteidigers der Marienburg, vermochte nur für kurze Zeit die drohendsten Gefahren aufzuhalten und einen vorübergehenden Frieden herbeizuführen, welcher dem Orden zwar seinen Besitzstand fast ungeschmälert zurückgab, dafür aber unerschwingliche Kriegssteuern auferlegte (1411).

Jetzt offenbarten sich die ordensfeindlichen Elemente und seine inneren Gebrechen. Die Städte traten in offene Feindschaft zum Orden; Danzig, Thorn, Kulm, Elbing u. a. vereinigten sich zu Marienwerder mit den Rittern der Eidechsengesellschaft zu einem Bunde, welchen sie den „preußischen Bund“ nannten und unter den Schutz des Königs von Polen stellten (1440). In dem ausbrechenden Kriege mit Polen und dem preußischen Bunde ließ der Orden auswärts Söldner werben, um seine Burgen zu verteidigen. Dennoch waren es nicht die Waffen der Polen, die ihm den Untergang bereiteten, sondern der Abfall der Städte und die Untreue der eigenen Knechte. Als der Hochmeister bei den zerrütteten Verhältnissen des Ordens sich außer stande sah, den geworbenen Söldnern den verabredeten Kriegslohn zu zahlen, und in seiner Bedrängnis schon die Neumark an Kurbrandenburg zuerst als Pfand, dann käuflich überlassen hatte (1455), griff er zu dem bedenklichen Mittel, den Hauptleuten der Landsknechte für ihre rückständigen Soldforderungen eine Pfandverschreibung auf die Marienburg und sämtliche von ihnen besetzten Ordensburgen auszustellen. Da verkauften die Hauptleute schnöderweise ihre Anrechte an den Feind des Ordens und überlieferten für eine Geldsumme von 436000 Gulden die Marienburg und die anderen Burgen an Polen. In die verlassene Hochmeisterburg hielt König Kasimir von Polen seinen prunkenden Einzug (1457). In dem „ewigen Frieden zu Thorn“ (1466) mußte darauf der Orden alles Land im Westen der Weichsel, auf der Ostseite aber die Marienburg, das Kulmer Land und andere große Gebietsteile an Polen abtreten. Für den übrigen Teil des deutschen Ordenslandes mit der Hauptstadt Königsberg mußte der Hochmeister dem Könige von Polen als seinem Oberherrn den Lehns- und Huldigungseid leisten.

Die Macht und Herrschaft des Deutschen Ordens in den Ostseeländern war für immer gebrochen. Die Wogen des Slawentums überfluteten wieder das Land, in welchem deutscher Fleiß und deutsche Arbeit ehedem unter dem Schutze des Ordens sich angeheimt hatten, und das verkleinerte Ordensland lag, weit entfernt von dem deutschen Mutterlande, wie eine Insel zwischen dem Meere und slavischem Gebiete. Das Hochmeistertum in Königsberg war nur ein Schatten der alten Ordensherrlichkeit auf der Marienburg, und drückend empfand der Orden seine Abhängigkeit von dem polnischen Lehnsherrn, dem er zu Tribut und Heeresstellung im Kriege verpflichtet war.

Die große geistige Bewegung, welche vom Herzen Deutschlands ihren Ausgang genommen hatte, war unterdessen auch bis in die östlichen Landschaften gedrungen, denen erst vor drei Jahrhunderten das Licht des Christentums gedämmert hatte, und fand hier in vielen Herzen begeisterte Aufnahme, so daß Luther von Wittenberg aus schrieb: «Vide mirabilia, ad Prussiam pleno cursu plenisque velis currit Evangelion!» (Siehe das Wunder, das Evangelium eilt in vollem Laufe und mit vollen Segeln nach Preußen!) Bei dem frischen geistigen Streben, das sich mit der Reformation allenthalben regte, verloren die mittelalterlichen Einrichtungen des Deutschen Ordens ihre Bedeutung völlig. Der Orden hatte seine hohe Aufgabe als Vorkämpfer des Christentums gegen die Heiden in Preußen längst erfüllt, die Ordensregeln wurden von den Brüdern nicht mehr beobachtet, und der weiße Mantel mit dem schwarzen Kreuz wurde kaum noch geachtet. Die wundervolle Schöpfung des Deutschen Ordens schien bei dem Blühen und Treiben der neuen Zeit nur noch eine Ruine von bröckelndem Gestein.

Der neugewählte Hochmeister Albrecht von Hohenzollern, ein Enkel Albrecht Achills, welcher der neuen Lehre von Herzen zugethan war, wandte sich nach einem unglücklichen Kriege mit Polen (1519—1521) während des Waffenstillstandes persönlich in Wittenberg an Luther mit der Bitte um Rat, auf welche Weise er den Orden mit neuer Lebenskraft erfüllen könne. Dieser aber riet ihm, daß er den Ordensstaat unter Aufgebung der veralteten Satzungen und Formen in ein weltliches Fürstentum oder Herzogtum verwandeln, einen Herd gründen, eine Hausfrau wählen und die reine Lehre des Evangeliums als Landesvater unter seinen und seiner Nachkommen Schutz stellen möge. Dieser schlichte Rat des verständigen Mannes fiel gewichtig in die Brust Albrechts. Der Lehnseid, den zu leisten er als Hochmeister sich nicht entschließen konnte, deuchte ihm weniger drückend, wenn es ihm gelang, die Macht des Landesherrn durch Vererbung in seinem Hause auf die Dauer zu befestigen

und auf diese Weise wenigstens die Reste des alten deutschen Ordenslandes, die sonst wohl unvermeidlich der polnischen Herrschaft und dem Slaventum zugefallen wären, für die deutsche Herrschaft und die deutsche Nationalität zu retten. Die Friedensverhandlungen mit Polen führten jetzt rasch zum Ziele, und nachdem auch die preußischen Stände ihre Zustimmung erklärt hatten, fand am 10. April 1525 die Belehnung zu Krakau statt. „Es saß König Sigmund zu Krakaw auff seinem Stul“ — so berichtet die Chronik — „vnd kam der Hochmeister geritten in seinem Wapenrock, vnd ging auff den Stul zum König, fiel auff seine Knye, da ward er auffgenommen, legt sein Ordenskleid von ihm vnd empfing das Land zu Preußen zu Lehen. Es gab der König auch dem Hochmeister ein new Wapen, vnd ward ihm der Titel geben: Ein Herzog von Preußen, vnd sein Stand vnd Sitz geben nechst bey dem König.“

Vergebens eiferte der Papst gegen den Frevel des „abtrünnigen Hochmeisters,“ er bewog sogar den Kaiser, ihn in die Acht zu erklären; aber bei der Entfernung Preußens vom Reiche und bei den Wirren, die im Reiche selber ausbrachen, blieben alle Protestschritte erfolglos. Die Ordensritter gingen teils nach Deutschland, wo fortan Mergentheim Hauptsitz des Ordens wurde, teils legten sie ihre Ordenstracht ab und nahmen Ehrenstellen und Güter vom Herzoge zu Lehen.

Nächst Albrecht hatten seine Brüder Kasimir und Georg von Baireuth und Ansbach zu Krakau die Mitbelehnung über Preußen empfangen. Kurfürst Joachim I. von Brandenburg, welcher aus Abneigung gegen die Reformation den Schritt seines Vetters nicht gebilligt hatte, unterließ jede Bewerbung um die Mitbelehnung. Anders dachte Joachim II., welcher die Möglichkeit, auf diese Weise den Glanz und die Macht seines Hauses zu mehren, schon zu Anfang seiner Regierung ins Auge faßte. Er vermählte sich mit Hedwig, der Tochter des Königs Sigismund von Polen (1535), und als ihm drei Jahre darauf ein Sohn geboren ward, suchte er für diesen die Mitbelehnung nach. Seine Bemühungen versprachen jedoch erst erfolgreich zu werden, als der umsichtige und thätige Kanzler Lamprecht Distelmeier mit großem Eifer diesen Plan aufnahm. Nach Überwindung von vielen Schwierigkeiten und nachdem die Geneigtheit der einflußreichsten polnischen Magnaten durch Geschenke gewonnen war, ging Joachims langjähriger Wunsch in Erfüllung. Als nach dem Tode des ersten Herzogs von Preußen (1568) dessen Sohn Albrecht Friedrich belehnt ward, empfing Joachim II. die Mitbelehnung und — für den Fall des Erlöschens der fränkischen Hohenzollern in Preußen — die feierliche Huldigung der preußischen Stände.

Joachim feierte dieses bedeutungsvolle Ereignis durch ein glänzendes Dank- und Freudenfest in Berlin. Am frühen Morgen des 28. August 1569 erklangen die gesamten Glocken der Hauptstadt; auf den Wällen und Bastionen wurden die Geschütze gelöst. Dann ritten im feierlichen Zuge die kurfürstlichen Reisigen aus der großen Schloßpforte heraus; ihnen folgten die Bürgerstöchter aus beiden Städten in weißen Gewändern — damals „Badekittel" genannt — und mit gelösten Haaren. Nach ihnen zog feierlich der Magistrat der Schwesterstädte einher, die goldenen Amtsketten über den schwarztuchenen Schauben, die Zobel- und Sammetbaretts aufgeschlagen und eine Kette mit goldener Medaille darum befestigt; dann die Junker, d. h. der Landadel von drei Meilen in der Runde her, und die Geistlichen mit silbernem Abendmahlsgerät in der Hand. Ihnen folgte der Oberst von Nostitz, Polens Gesandter, das Adlerbanner Preußens in der Hand, dann der Edle Gans zu Putlitz mit dem Kurschwerte in vergoldeter Scheide und der Feldmarschall Joachim von Röbel mit der Fahne Brandenburgs. Dann kam der Kurfürst selbst; — ein golddurchwebtes Damastgewand, mit Zobel verbrämt, darüber der Hermelinkragen, bildeten den kostbaren Ornat über seinem Gewande von dunkler Seide; sein Haupt war mit dem Kurhute bedeckt. Ihm folgten sein Sohn Johann Georg und sein Enkel Joachim Friedrich mit dem Hofadel. In langsam feierlichem Schritte begab sich der Zug zum Dome. Hier hielt Lamprecht Distelmeier eine glänzende lateinische Festrede. Dann erhob sich Joachim, bestieg eine Estrade, auf welcher sich ein Thron, von köstlichen Stoffen überhängt, befand und erteilte feierlichen Ritterschlag. Auch Lamprecht Distelmeier erhielt die drei Schwertschläge über den Nacken. Nach dem Schlusse dieser Festlichkeit wurden silberne, für diese Feier geprägte Denkmünzen unter das Volk ausgeworfen.

So hatten sich die Schicksale Brandenburgs und Preußens einander genähert. Kaum ein halbes Jahrhundert sollte vergehen, bis sie unter Hohenzollernschem Scepter für immer vereinigt wurden.

Die drei folgenden Kurfürsten.

Rauh in seinem Wesen, streng bis zur Härte, dabei mäßig und sittenstreng, ordnungsliebend und sparsam war Kurfürst **Johann Georg** (1571—1598) mehr nach seinem Oheim Johann von der Neumark, als nach seinem Vater Joachim II. geartet. «Fiat justitia, pereat mundus!» war die Antwort, die er oft dem gnadeflehenden Verurteilten entgegenhielt. Dem leichten Leben abhold, das am Hofe seines Vaters herrschte, hatte er sich schon als Kurprinz mehr und mehr vom Hofe zurückgezogen. Zur Regierung gelangt, wollte er keinen Zweifel darüber aufkommen lassen, daß mit dem System Joachims II. gebrochen werden solle. Da litt mancher Redliche mit den Schuldigen. Der Jude Lippold, dem durch die Folter das unglaubliche Geständnis abgepreßt worden, den Kurfürsten Joachim durch Zaubertränke an sich gefesselt und zuletzt vergiftet zu haben, ward zu einem grausamen Tode verurteilt. Seine Glaubensgenossen irrten, zum zweitenmal des Landes verwiesen, den Grenzen zu. Der treffliche Thomas Matthias, Burgemeister von Berlin und kurfürstlicher Rentmeister, den keine andere Schuld traf, als vielleicht mit zu großer Hingebung, unter Aufopferung seines ganzen Vermögens seinem Fürsten gedient zu haben, schmachtete lange im Gefängnis. Beklagenswert war auch das Schicksal der „schönen Gießerin," welche den Augen der Welt entzogen ward und im Gefängnisse zu Spandau den Rest ihrer Lebenszeit vertrauerte. In der Volkssage kehrt sie später als „weiße Frau" wieder* und durchwandelt, wenn

* Eine andere Sage verbindet die Erscheinung der weißen Frau mit dem Schicksal der Gräfin von Orlamünde, einer jugendlichen Witwe, welche von Liebe für den Burggrafen Albrecht von Hohenzollern († 1361) entbrannte. Dem Burggrafen entfiel einmal die Äußerung, daß seiner Vermählung mit ihr „vier Augen" im Wege stünden; — er meinte, daß sein verheirateter Bruder und dessen Sohn die Ehe nicht gern sehen würden, weil im Falle, daß er Nachkommen

in der Hohenzollernschen Familie ein Unglücksfall bevorsteht, warnend die Räume des alten Schlosses.

Johann Georg führte wieder einen geordneten Haushalt zurück, veranlaßte die Ritterschaft und Geistlichkeit unter Einräumung gewisser Vorrechte, einen großen Teil der unter Joachim angewachsenen Landesschulden zu übernehmen, und suchte dem Aufwande der Bürger durch die sehr ins kleine gehenden Fest- und Kleiderordnungen zu steuern, leider nicht immer mit Erfolg. Obgleich ein gelehrter und frommer Herr, hing Johann Georg doch dem Aberglauben seiner Zeit an. Unter seinem Schutze hauste im grauen Kloster zu Berlin, dessen Zellen die Mönche vom Dominikanerorden seit der Reformation geräumt hatten, der dunkle Abenteurer Leonhard Thurneißer, ein zweiter Faust, umgeben von magischen Büchern und Zaubergeräten, Schlangen und seltsamen Vögeln. Hier hatte er seine Formschneide- und Buchdruckereiwerkstätten, und hier suchte er im Besitze geheimer Künste, dem Kurfürsten die verheißenen Schätze von Gold und Edelsteinen zu schaffen, bis dieser, des langen Wartens müde, ihn mit einem Prozesse bedrohte, worauf er das Weite suchte (1584) und im Elende verkam. Lange noch lebte im Volke die Erinnerung an den rätselhaften Mann fort, von dem es unerwiesen geblieben, ob er der Klasse schlauer Betrüger oder irrender Gelehrter beizuzählen ist. Die Räume des grauen Klosters wurden aber unter Johann Georg noch zu einer würdigeren Bestimmung, zur Aufnahme einer neuen Landesschule, geweiht, welche der Kanzler Lamprecht Distelmeier (am 13. Juli 1574) dem ersten Rektor

Kurfürst Johann Georg.

hätte, eine Teilung der Burggrafschaft zu erwarten stand. Die Gräfin aber bezog die Andeutung auf ihre beiden Kinder erster Ehe und tötete sie, um das vermeinte Hindernis aus dem Wege zu räumen. Über diese That empört, ließ der Burggraf sie einkerkern und hinrichten. In der Sage nahm sie die Gestalt der unglückweissagenden weißen Frau an.

FAMILY HISTORY LIBRARY
35 NORTH WEST TEMPLE
SALT LAKE CITY, UTAH 84150
0177801

Jakob Bergmann für die Jugend des Adels und der Städte übergab und aus welcher sich in späterer Zeit das „Gymnasium zum grauen Kloster“ entwickelte. Die neue Anstalt leistete wesentliche Dienste zur Ausfüllung der Lücken in der Volksbildung, die seit der Reformation sich immer lebhafter fühlbar machten.

Der Fortgang der Reformation in der Mark blieb nicht ohne Trübungen. Diese kamen nicht von außen; — denn die beiden Kaiser aus dem Hause Habsburg, die auf Karl V. folgten: Ferdinand I. (1556—1564) und Maximilian II. (1564—1576) ließen der reformatorischen Bewegung freien Lauf, jener unter dem Drucke der Notwendigkeit, dieser aus Gerechtigkeit und Duldsamkeit; — aber zwischen den neuen Religionsparteien selbst, zwischen Lutheranern und Kalvinern oder Reformierten, wurde die Spaltung immer schroffer. An die Stelle der frischen Glaubenswärme des Gemüts, mit welcher die neue Lehre aufgenommen worden, trat der Streit über kirchliche Lehrsätze. Kurfürst Johann Georg war dem strengen Luthertum ergeben; er bewerkstelligte eine Sammlung der Kirchenlehren und Vorschriften, die den lutherischen Geistlichen zur Richtschnur dienen sollten, und veranstaltete in Gemeinschaft mit dem ihm nahe befreundeten Kurfürsten August von Sachsen eine Zusammenkunft von Theologen verschiedener Länder zu Torgau, welche die sogenannte „Eintrachtsformel“ zur Beseitigung aller Glaubensverschiedenheiten ausarbeiteten. Dieselbe wurde in den brandenburgischen Landen mit bindender Kraft eingeführt, und die Geistlichen sollten sich durch einen Revers für ihre Aufrechterhaltung verpflichten, was nicht ohne Widerspruch von manchen Orten her geschah. Die Folge davon war, daß die Kalviner sich noch schärfer von den Lutheranern trennten und daß die Eintrachtsformel gerade das Gegenteil von dem bewirkte, was sie eigentlich sollte und was ihr Name besagte.

Während der siebenundzwanzigjährigen friedlichen Regierung Johann Georgs hatten sich der Wohlstand des Landes gemehrt, die Gewerbe gehoben, der Handel erweitert. Manufakturen und Fabriken fingen an aufzublühen, und die Bevölkerung wuchs zusehends. Neue Ansiedler kamen aus den Niederlanden, von wo sie der finstere Glaubenshaß der Spanier vertrieben hatte, nach der Mark und verpflanzten ihre Erwerbszweige auf den Boden der neuen Heimat. Der Umfang der Marken war durch die Erwerbung der früher Lausitzer Herrschaften Beeskow und Storkow mittels Kaufes vom Bistum Lebus als böhmische Lehen erweitert worden (1575).

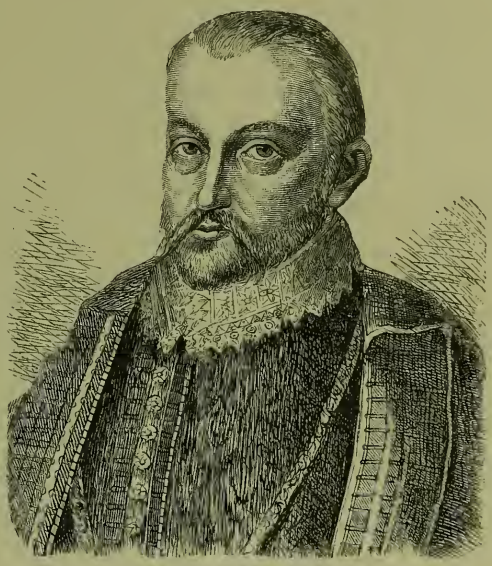
Kurfürst Johann Georg starb am 8. Januar 1598 im 63. Lebensjahre.

Von seinen drei Gemahlinnen waren ihm dreiundzwanzig Kinder geboren worden; fünfzehn derselben überlebten ihn.

Johann Georg in der Schule.

Mit den Erfahrungen, die er während seiner zweiunddreißigjährigen Verwaltung des Erzstifts Magdeburg gesammelt hatte, übernahm Johann Georgs ältester Sohn **Joachim Friedrich** (1598—1608) die Regierung, ein staatskluger Fürst von hellem Geiste und mildem Sinne, der seine Handlungen nach dem Wahlspruche richtete: „Die Furcht Gottes ist der Weisheit Anfang."

Nicht ohne Schwierigkeiten gelangte Joachim Friedrich zur Alleinregierung in den Marken; denn Johann Georg hatte in seinem Testamente bestimmt, daß die Neumark mit denjenigen Landesteilen, welche früher Markgraf Johann besessen, abermals als getrenntes Fürstentum seinem ältesten Sohne dritter Ehe, Christian, zufallen sollte. Dem widersetzte sich Joachim Friedrich unter Berufung auf die Dispositio Achillea und suchte die Vermittelung seines Verwandten, des Markgrafen Georg Friedrich von Ansbach und Baireuth nach, mit welchem die Linie des Albrecht Achill in Franken ausging. Beide verständigten sich über einen Familienvertrag, welcher jedoch erst nachdem Georg Friedrich ohne Leibeserben gestorben war (1603) von den beiden Stiefbrüdern Joachim Friedrichs anerkannt wurde. Dieser sogenannte „Hausvertrag von Gera" erneuerte die Bestimmung des Achilleischen Hausgesetzes, nach welcher die brandenburgischen Lande mit allen ihren Nebenländern und Anwartschaften stets ungeteilt in der brandenburgischen Linie der Hohenzollern nach dem Rechte der Erstgeburt forterben sollten. Die fränkischen Länder sollten dagegen nach Georg Friedrichs Tode auf die beiden Stiefbrüder Joachim Friedrichs und deren Nachkommen übergehen, und zwar Baireuth auf Christian, Ansbach auf Joachim Ernst.



Kurfürst Joachim Friedrich.

Das Herzogtum Jägerndorf nebst den Herrschaften Oderberg und Beuthen, in deren Besitz die fränkischen Hohenzollern durch Kauf gelangt waren, vererbte Markgraf Georg Friedrich auf den Kurfürsten Joachim Frie-

drich, welcher diese Lande seinem jüngeren Sohne Johann Georg mit der Bestimmung übertrug, daß dieselben nach dem Erlöschen seiner Linie an Brandenburg zurückfallen sollten (1607). Markgraf Johann Georg von Jägerndorf war es, der — wie wir später des näheren hören werden — im ersten Akte des Dreißigjährigen Krieges eine Rolle spielte und nach der Schlacht am Weißen Berge in die Acht erklärt wurde (1621). Seine Lande wurden als erledigte böhmische Lehen vom Hause Österreich eingezogen und trotz der Anrechte Brandenburgs an dieselben nicht herausgegeben, bis König Friedrich II. in späterer Zeit mit den lange mißachteten Ansprüchen seines Hauses auf Liegnitz, Brieg und Wohlau auch diejenigen auf Jägerndorf erneuerte.

Zeugte der Hausvertrag von Gera von dem staatsmännischen Blicke des Kurfürsten Joachim Friedrich, so legte dieser durch die Einsetzung des „Geheimen Staatsrats" (1605) den Grund zu der geordneten und einheitlichen Verwaltung des Staates und sorgte durch die Stiftung der sogenannten „Fürstenschule" in dem früheren Lustschlosse zu Joachimsthal (1607), aus dem sich später das Joachimsthaler Gymnasium entwickelte, für die unentgeltliche Ausbildung von jungen Leuten adeliger und bürgerlicher Herkunft zum Staatsdienste.

Seitdem die Kurfürsten von Brandenburg die Mitbelehnung über Preußen erhalten hatten, war ihr lebhaftes Interesse auch diesem Lande zugewandt. Der junge Herzog Albrecht Friedrich von Preußen war schon bald nach seinem Regierungsantritte (1569) mit den preußischen Ständen in Zerwürfnisse geraten, welche die Keime zu einer unheilbaren Gemütskrankheit in ihm weckten. Der König von Polen, sein Lehnsherr, sah sich deshalb veranlaßt, die vormundschaftliche Regierung dem nächsten Anverwandten des jungen Fürsten, nämlich dem Markgrafen Georg Friedrich von Baireuth und Ansbach, zu übertragen (1577), nach dessen Tode dieselbe auf den Kurfürsten Joachim Friedrich überging (1603).

Trotz seiner Gemütskrankheit war Albrecht Friedrich (bereits 1572) mit Maria Eleonore, der Tochter Wilhelms des Reichen, Herzogs von Kleve, Jülich und Berg, vermählt worden, und da aus dieser Ehe nur Töchter entsprossen, so rückten die Aussichten der brandenburgischen Hohenzollern auf die Erwerbung Preußens der Erfüllung näher. Aber noch eine andere, nicht weniger glänzende Aussicht eröffnete sich um diese Zeit dem Hause Brandenburg-Hohenzollern.

Wilhelm der Reiche hatte nur einen Sohn, Johann Wilhelm, der kinderlos und, wie sein Schwager Albrecht Friedrich, geisteskrank war. Maria

Eleonore war daher die mutmaßliche Erbin der schönen Herzogtümer am Niederrhein. Von ihren vielumworbenen Töchtern war die älteste, Anna, mit dem Sohne Joachim Friedrichs, dem Kurprinzen Johann Sigismund, vermählt (seit 1594). Joachim Friedrich knüpfte die verwandtschaftlichen Bande mit dem Jülicher Hause noch fester, indem er selbst nach dem Tode seiner ersten Gemahlin Katharina, der Tochter Johanns von der Neumark, in seinem neunundfünfzigsten Lebensjahre sich mit der damals (1603) zwanzig Jahre alten vierten Tochter, Eleonore, des Herzogs Albrecht Friedrich und der Maria Eleonore vermählte.

So war die Regierung Joachim Friedrichs wichtig durch das, was er gethan, wichtiger noch durch das, was er vorbereitet hatte. Im Osten wie im Westen standen dem Brandenburgischen Staate Erwerbungen in Aussicht, welche zusammen an Umfang und Bevölkerung dem Gebiete der alten brandenburgischen Lande gleichkamen. Damit erwuchsen ihm aber auch neue Aufgaben, und seine Stellung unter den übrigen Staaten gewann eine erhöhte Bedeutung. In Preußen begegneten sich fortan die Staatsinteressen Brandenburgs mit denjenigen Polens, und durch seine Ansprüche auf die Kleve-Jülichsche Erbschaft ward Brandenburg mitten in die Welthändel hineingezogen. Es war vorherzusehen, daß sowohl der Tod Albrecht Friedrichs von Preußen, als derjenige Johann Wilhelms von Jülich, Kleve und Berg große Veränderungen in der Stellung Brandenburgs bewirken würden. Beide Ereignisse traten jedoch erst ein, nachdem Kurfürst Joachim Friedrich die Augen geschlossen hatte. Er starb am 18. Juli 1608 in seinem dreiundsechzigsten Lebensjahre an einem Schlaganfalle, der ihn auf der Fahrt von Köpenick nach Berlin ereilte.

Joachim Friedrichs erste Gemahlin Katharina war ihm eine treue Gehilfin und Gefährtin. Sie war eine fromme, mildthätige Frau, die Mutter der Armen. Sie legte große Milchwirtschaften in der Kölnischen Vorstadt an, ließ die Milch auf dem später danach benannten „Molkenmarkt" verkaufen und gründete für den Ertrag die Schloßapotheke, aus welcher den Armen unentgeltlich Arzneimittel verabreicht wurden. Ihr Andenken blieb im Volke gesegnet.

„Dem Recht getreu und meinem Volke!" — mit diesem Wahlspruch führt sich der neunte unter den Hohenzollernschen Kurfürsten, **Johann Sigismund** (1608—1619), Joachim Friedrichs Sohn, in die Brandenburgisch-Preußische Geschichte ein; und das Bewußtsein, danach zu handeln, mochte ihn trösten, wenn er für seine Rechtsansprüche bei Kaiser und Reich nicht immer

die verdiente Unterstützung fand und selbst in seinem eigenen Volke oft mißverstanden ward. Er war treu seinen Überzeugungen, nachgiebig, wo es die Klugheit, fest und entschieden, wo es die Ehre seines Hauses und das Interesse seines Landes forderten.

Was dem Kurfürsten Johann Sigismund von dem lutherischen Volke der Mark schwer verdacht wurde, war sein Übertritt vom lutherischen zum reformierten Bekenntnis (25. Dezember 1613), und es ist schwer zu sagen, was ihn dazu bewogen. Es ist gesagt worden, der Kurfürst habe sich dabei von der Rücksicht auf die größtenteils reformierte Bevölkerung der Kleve-Jülichschen Lande leiten lassen; es wäre indessen eine bedenkliche Staatskunst gewesen, durch einen Religionswechsel die Zuneigung der Einwohner eines neuen Landesteils gewinnen zu wollen, wenn dabei die Anhänglichkeit der (streng lutherischen) Bevölkerung der alten brandenburgischen Lande aufs Spiel gesetzt wird; denn in dieser erregte der Schritt des Kurfürsten große Aufregung und Entrüstung. Die Geistlichen nährten durch ihre Predigten von den Kanzeln herab die Aufregung des Volkes, und in der Hauptstadt kam es während der Abwesenheit des Kurfürsten und der Statthalterschaft seines Bruders Johann Georg von Jägerndorf (1615) zu aufrührerischen Volksscenen.

Kurfürst Johann Sigismund rechtfertigte seinen Übertritt vor den eigenen Unterthanen in seiner Confessio Marchica und erklärte darin, daß er sich nur aus Überzeugung in seinem Gewissen zu der reformierten Religion bekannt habe, daß er keinen seiner Unterthanen in der Freiheit des Glaubens antasten, sich selbst aber auch durch andere nicht irre machen lassen werde, und ermahnte an die Einheit in der Liebe, wenn Einheit des Glaubens noch nicht zu erreichen sei. „Weil der Glaube nicht jedermanns Ding ist, sondern ein Werk und Geschenk Gottes und niemand zugelassen, über die Gewissen zu herrschen, oder, wie der Apostel Paulus redet, ein Herr sein zu wollen über den Glauben, welches allein dem Herzenskündiger zusteht, als wollen S. K. G. auch zu dieser Bekenntnis keinen Unterthanen öffentlich oder heimlich wider seinen Willen zwingen, sondern den Kurs und Lauf der Wahrheit Gott allein befehlen, weil es nicht an Rennen und Laufen, sondern an Gottes seinem Erbarmen gelegen, verhoffen aber gänzlich, begehren auch in Gnaden und befehlen hiermit ernstlich, daß Unterthanen und andere, so entweder die streitige Religionssache nicht verstehen oder noch zur Zeit nicht genugsam darin informieret sein, des Lästerns, Schmähens, Diffamierens wider die Orthodoxos und Reformatos, die man aus lautern Haß und Neid für Kalvinisch mit vollem Mund ausrufen thut, sich gänzlich enthalten mit den Schwachgläubigen, so sie vermeinen stark zu sein,

Geduld tragen, nach der Vermahnung des Apostels Pauli, und was sie selbst nicht gelesen, noch bishero genugsam verstanden, nicht bald verketzern oder verdammen, sondern in der Schrift mit Fleiß forschen, das Urteil heimgeben Dem, der da richtet, welcher auch wird ans Licht bringen, was im Finstern verborgen ist, und den Rat der Herzen offenbaren, alsdann wird einem jeglichen von Gott Lob widerfahren" — — Schöne und edle Worte; aber die Zeit für religiöse Duldsamkeit war noch nicht gekommen.

Die Regierungsthätigkeit Johann Sigismunds wurde einerseits durch seine Beziehungen zum Herzogtum Preußen, andererseits durch die Jülich-Klevesche Angelegenheit lebhaft in Anspruch genommen. Er befand sich als Kurprinz auf der Reise nach Preußen, als er die Nachricht vom Tode seines Vaters erhielt; aber in der Überzeugung, daß es in Preußen jetzt Wichtigeres für ihn zu thun gab, als daheim, setzte er seinen Weg ohne Unterbrechung fort. Trotz des Widerspruchs des preußischen Adels erlangte Johann Sigismund vom Könige Sigismund III. von Polen die vormundschaftliche Regierung über Albrecht Friedrich (1609) und zwei Jahre später (1611) auch für sich und seine Nachkommen die Belehnung mit Preußen, so daß nach dem Tode Albrecht Friedrichs der Anfall Preußens an Brandenburg gesichert war.

Kurfürst Johann Sigismund.

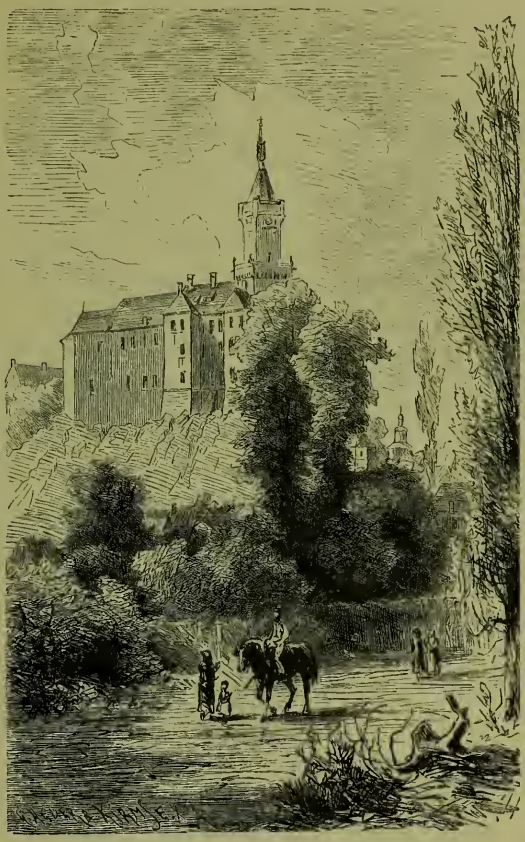
Verwickelter gestalteten sich die Verhältnisse im Westen. Am 25. März 1609 starb Herzog Johann Wilhelm von Kleve, Jülich und Berg ohne Hinterlassung von Leibeserben. Nach den Bestimmungen seines Vaters Wilhelms des Reichen, welche die Bestätigung des deutschen Kaisers Maximilian II. und seines Nachfolgers Rudolf II. (1576—1612) erhalten hatten, sollten die Kleve-Jülichschen Lande für diesen Fall an Johann Wilhelms älteste Schwester Maria Eleonore, die Gemahlin Albrecht Friedrichs von Preußen, und an deren Leibeserben über-

gehen. Da aber Maria Eleonore bereits acht Monate vor ihrem Bruder, dem Erblasser, ohne Hinterlassung von männlichen Leibeserben gestorben war, so trat jetzt Johann Sigismund als Gemahl ihrer ältesten Tochter Anna als Erbansprecher auf. Aber andere Bewerber machten ihm das Erbrecht streitig. Von den drei anderen Schwestern Johann Wilhelms war die nächstälteste, Anna, mit dem Pfalzgrafen Philipp Ludwig von Neuburg vermählt; beider Sohn, der junge Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm, behauptete nun, als Sohn der ältesten noch lebenden Schwester Johann Wilhelms Erbrechte zu besitzen, welche den brandenburgischen vorgingen. Auch der Pfalzgraf von Zweibrücken, welcher mit der dritten, und der Markgraf von Burgau, Sohn des Erzherzogs Ferdinand und der Philippine Welser, welcher mit der vierten Schwester vermählt war, erhoben, gestützt auf einen Gnadenbrief Kaiser Karls V., nach welchem die weiblichen Familienglieder miterben sollten, Ansprüche auf Teile der Hinterlassenschaft Johann Wilhelms. Endlich beriefen sich die beiden Linien des Hauses Sachsen auf eine Anwartschaft, die ihnen Kaiser Friedrich III. auf diese Reichslehen erteilt und Maximilian I. bestätigt hatte.

Albrecht,	Wilhelm,
Herzog in Preußen († 1568).	Herzog von Jülich, Kleve und Berg.
Albrecht Friedrich, verm. m.	Maria Eleonore († 1608) verm. mit dem Pfalzgrafen Philipp Ludwig von Neuburg.
Herzog in Preußen († 1618)	Anna († 1609)
Anna, verm. mit Kurfürst Joh. Sigismund.	Eleonore, verm. mit Kurfürst Joachim Friedrich.

Die Hauptgefahr in dieser Angelegenheit bestand indessen nicht in der schwierigen Auseinandersetzung unter den verschiedenen Erbansprechern, sondern dieselbe wurde noch weit bedrohlicher durch die Einmischung des Hauses Habsburg, welches mit Mißtrauen das Anwachsen der protestantischen Macht Brandenburgs beobachtete. Kaiser Rudolf II. erklärte, bei dem zweifelhaften Erbrechte die Jülich-Kleveschen Lande einstweilen in Beschlag und in Verwaltung nehmen zu wollen. Ein solcher Anspruch des Hauses Habsburg-Österreich schloß aber um diese Zeit die größte Gefahr für den Protestantismus in Deutschland in sich; denn die Zeit der Ruhe, welche der Augsburger Religionsfriede dem Reiche gegeben hatte, ging zu Ende. Die römische Kirche suchte mit Hilfe von

Inquisition und Jesuiten das durch die Reformation verloren gegangene Gebiet wieder zu erobern, und unter der Regierung des von Jesuiten umgarnten, kraftlosen und stumpfen Kaisers Rudolf II. nahmen Religionshaß und Parteiwirren überhand. Die Jülich-Klevesche Angelegenheit drohte der Brennpunkt zu werden, von dem sich der allgemeine Brand über Deutschland verbreiten würde. Da war es von Wichtigkeit, daß Kurfürst Johann Sigismund von Brandenburg, dem Kaiser und allen Erbansprechern zuvorkommend, alsbald nach dem Tode Johann Wilhelms durch seinen Bevollmächtigten, Stephan von Hartenfeld, den brandenburgischen Adler an der Schwanenburg zu Kleve anheften ließ zum Zeichen seiner Besitzergreifung von dem Lande Kleve (im April 1609). Ein Gleiches geschah in Düsseldorf und in anderen Städten der Jülich-Klevesschen Lande trotz aller Proteste des Kaisers. — In der unmittelbaren Nachbarschaft der umworbenen Lande währte noch der Kampf der Niederländer für Glauben und Freiheit wider die spanische Macht, und sowohl niederländische als spanische Heere durchzogen zu wiederholten Malen das neutrale Gebiet. In Deutschland aber standen die beiden Verbindungen der protestantischen und der katholischen Fürsten, der Union und der Liga, einander kampfgerüstet gegenüber. Die Frage war also nicht allein, ob dieser oder jener Bewerber die Erbschaft antreten, sondern ob das Haus Österreich seine ehrgeizigen und ländersüchtigen Bestrebungen gegenüber den Rechten zweier protestantischen Fürsten würde durchsetzen können. Auf



Die Schwanenburg zu Kleve.

Seite Österreichs standen die Liga und Spanien, auf Seite der protestantischen Fürsten die Union, Holland, England und Frankreich. Von beiden Teilen wurden Truppen in Bewegung gesetzt. König Heinrich IV. von Frankreich glaubte den Augenblick gekommen, um mit Hilfe der Union die Macht des Hauses Habsburg zu stürzen und seine kühne Idee, die Aufrichtung einer Universalmonarchie mit Gleichberechtigung aller Konfessionen, in die Wirklichkeit zu übertragen. Er war im Begriffe, nach der Grenze abzureisen und die Führung eines Heeres zu übernehmen, als das Messer Ravaillacs seinem Leben und seinen großen Entwürfen ein Ziel setzte (1610).

Angesichts der vom Hause Österreich drohenden Gefahr hatten sich unterdessen die beiden Nebenbuhler, Brandenburg und Pfalz-Neuburg, im Vertrage zu Dortmund (31. Mai 1609) über eine gemeinschaftliche Verwaltung der Kleve-Jülichschen Lande geeinigt, bis ihre Sache vor einem Schiedsgericht ausgetragen sein würde. Der Kaiser erklärte diesen Schritt für einen Eingriff in seine Rechte und sandte den Erzherzog Leopold nach Jülich, um das Land in Beschlag zu nehmen. Brandenburg und Pfalz-Neuburg hielten ihre Ansprüche trotz der Drohungen des Kaisers aufrecht; ein unliebsamer Zwischenfall trübte jedoch die Einigkeit der beiden Häuser, als sie soeben durch einen Ehebund zwischen dem jungen Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm mit der ältesten Tochter des Kurfürsten, Anna Sophie, noch fester geknüpft werden sollte. Beide Fürsten kamen mit großem Gefolge nach Düsseldorf, um hier das Nähere zu verabreden. Da führte — so wird berichtet — nach einem Gastmahle, bei dem der Wein nicht gespart worden, das Gespräch über das Heiratsgut der Prinzessin zu einem lebhaften Wortwechsel. Der Pfalzgraf forderte nicht weniger, als die gesamten Kleve-Jülichschen Lande als Mitgift für seine zukünftige Gemahlin. Ihm entgegnete der Kurfürst, daß schon die Hand der Prinzessin genug der Ehre für den Pfalzgrafen von Neuburg wäre. Da entfuhr dem Pfalzgrafen das unbesonnene Wort: „Wär' es mir nicht um das Jülicher Land, gerad um Eure Tochter ist's mir nicht!" — und im nämlichen Augenblicke fühlte er die Strafe von der Hand des heftig erregten Kurfürsten auf seiner Wange brennen. Außer sich vor Zorn verließ der Pfalzgraf das Mahl und brach ohne Verzug mit seinem Gefolge von Düsseldorf auf. Bald darauf trat er zum katholischen Glauben über, vermählte sich mit Magdalena, der Schwester des Herzogs Maximilian von Bayern, des Hauptes der Liga, und gewann dadurch an dieser eine Unterstützung. Ein spanisches Heer unter Spinola rückte in das Jülicher Land. Um dieselbe Zeit trat der Kurfürst zur reformierten Kirche über und rief die Hilfe der Holländer an, welche unter

Moritz von Oranien mehrere Plätze im Kleveschen besetzten. Als der Ausbruch des Krieges unmittelbar bevorzustehen schien, kam durch Vermittelung anderer Fürsten zu Xanten ein Vergleich zustande (1614), demzufolge eine Teilung der gesamten Erbschaft in der Weise beschlossen wurde, daß Brandenburg das Herzogtum Kleve sowie die Grafschaften Mark und Ravensberg und die Herrschaft Ravenstein, Pfalz-Neuburg dagegen die Herzogtümer Jülich und Berg erhalten sollte. Demungeachtet verließen weder die spanischen noch die holländischen Truppen das Land, welches wieder in den Schauplatz des spanisch-niederländischen Krieges hineingezogen wurde. Der Vertrag von Xanten bildete indessen die Grundlage für die späteren Verträge, durch welche Brandenburg — allerdings erst zweiundfünfzig Jahre später, unter dem Großen Kurfürsten — endlich in den rechtlich anerkannten Besitz von Kleve, Mark und Ravensberg gelangte.

Im August 1618 starb Herzog Albrecht Friedrich, und das Herzogtum Preußen ging nun als polnisches Lehen an das Haus Brandenburg über.

Während seines letzten Aufenthalts in Preußen ward Johann Sigismund wiederholentlich von Schlaganfällen betroffen. Nach Berlin zurückgekehrt, übergab er die Regierung seiner Staaten am 22. November 1619 seinem Sohne Georg Wilhelm und starb wenige Wochen darauf am 23. Dezember im Alter von siebenundvierzig Jahren.

Es kam über Brandenburg die schwere und drangsalvolle Zeit des Dreißigjährigen Krieges, dessen erste beide Jahrzehnte das Land unter der Regierung des schwachen Georg Wilhelm, des Vaters Friedrich Wilhelms des Großen Kurfürsten, durchlebte. Ehe wir in diese Epoche eintreten, überblicken wir hier noch einmal Land und Volk derjenigen Gebiete, die jetzt nach zweihundertjährigem Walten unter dem Scepter der Hohenzollern vereinigt waren.

Die drei Grundsteine

der Brandenburgisch-Preußischen Monarchie.

Um den Kern der vier Marken, deren Regierung die Hohenzollern antraten, als „niemand im Reiche war, der sie haben mochte," haben sich während eines Zeitraumes von zwei Jahrhunderten eine Anzahl neuer Erwerbungen gruppiert. Anfangs in einem lockeren Verbande zum Stammlande — die meisten als Lehen oder Pfänder der Nachbarstaaten —, sind sie allmählich mit ihm zu einem Ganzen zusammengewachsen, so daß das Gebiet der eigentlich **brandenburgischen Lande** jetzt einen um beinahe die Hälfte größeren Flächenraum, als zur Zeit der Lützelburgischen Kurfürsten bedeckt.

Auch das Ansehen der märkischen Landschaft hat sich geändert. Die Waldungen sind großenteils gelichtet, die Moräste trocken gelegt, die Gewässer durch Dämme und Wasserstraßen in regelmäßige Bahnen geleitet. Zahlreiche Wohnstätten, blühende Städte bedecken das Land. Die alten Burgen der märkischen Ritter sind in Trümmer gesunken. Dort vom Waldessaume herüber schauen zwei stumpfe Warten, es sind die Türme, von denen einst das Sternenbanner der Quitzow wehte; — aber auf sicherer Straße leitet der Kaufmann sein Fuhrwerk daran vorüber, nicht mehr fürchtend, daß verkappte Ritter aus dem Waldverstecke vorbrechen könnten, ihn seiner Waren zu berauben. Überall erkennt man den Sieg der Menschenkraft über die Ungunst der Natur und die Erhebung des deutschen Wesens über das untergehende Slaventum. Wendische Art und Sprache sind in die weniger zugänglichen, durch Sumpf und Moorstrecken abgeschlossenen Gegenden zurückgedrängt worden, um sich dort noch einige Zeit zu behaupten. Aber Wald und Heide bewahren noch die Erinnerung an die alten Kämpfe, und im Flüstern des Schilfrohres, dem Rauschen der Föhren wehen die Sagenklänge der Vorzeit zu dem lebenden Geschlechte herüber. Der rote Boden der Priegnitz redet von vergossenem Wendenblute, und

jene — unweit Spandau — hornartig in das breite Havelbecken vorspringende Halbinsel erinnert an die Flucht und Bekehrung des letzten Wendenfürsten Jaczo, der hier seinen Schild am Stamme aufhängte zum Wahrzeichen, daß er sich zum Christengotte bekannt, der ihn gerettet, als er, von Albrecht dem Bären nahe verfolgt, in voller Rüstung zu Rosse das breite Strombett durchschwamm.

Die Erinnerung an die askanischen Fürsten lebte in den Herzen der Brandenburger noch lange nach ihrem Ausgange fort; sie stieg selbst mit dem Schatten des großen Waldemar, den der schlaue Lützelburger Karl IV. in seinem Streite mit den Wittelsbachern heraufbeschwor, noch einmal lebendig empor. Aber weder Wittelsbacher noch Lützelburger haben im Volke dauernde Spuren hinterlassen. Das prächtige Schloß zu Tangermünde, wo Karl IV. von der Aufrichtung eines großen Brandenburgisch-Böhmischen Reiches unter dem Scepter der Lützelburger träumte, ragt als einziges Denkmal aus jener Zeit einsam und schweigend aus der Umgebung niedriger Häuser empor. Von dem Wirken der Hohenzollern sind überall in Land und Volk die Spuren erkennbar, und der Einfluß der Hohenzollernschen Fürsten zeigt sich im gesamten Volksleben der Brandenburger.

Der Adel, ehedem kriegerisch und trutzig, hat sich friedlicheren Neigungen zugewandt und am Hoflager der Fürsten feinere Sitten angenommen, freilich auch ein gutes Teil von seiner ursprünglichen Kraft verloren. Auch die Hochschulen werden vielfach von jungen Edelleuten aus der Mark besucht, und wenn außerhalb Deutschlands das Sprichwort geht: „so fleißig, wie ein Deutscher von Adel," so haben auch die Brandenburger ihr Teil an diesem Lobe. Die vornehmen Geschlechter der Mark tragen Ehrgeiz danach, viele ihrer Mitglieder in hohen Staatsämtern oder als Berater in der Nähe der Fürsten zu sehen. Manche böse Sitte hat sich freilich noch aus alter Zeit vererbt, und die Neigung zum Trunke hat der brandenburgische Edelmann mit den übrigen Deutschen gemein behalten. So wird von dem Besuche eines hohen Herrn an dem Hofe des mäßigen Kurfürsten Johann Georg berichtet: „Herr und Knecht sind so mächtig voll nach Spandau gezogen, daß sie fast das Spandauische Thor nicht finden konnten."

In den Städten der Mark hat sich ein fleißiger Bürgerstand entwickelt, der nicht allein dem materiellen Erwerbe nachgeht, sondern sich auch mit den ernsteren Fragen des Lebens beschäftigt. In dem Hause des Bürgers finden wir die Züge deutschen Familienlebens. Seit der Reformation ist die Sitte aufgekommen, daß auch die Frauen an der Gesellschaft der Männer teilnehmen. Sie mag im Anfange zu manchen Übertretungen der Anstandsgesetze Veranlassung gegeben haben, das entnehmen wir aus der Hausordnung, welche der gestrenge Herr Hans von Küstrin für das „Frauenzimmer" im Schlosse giebt. Es wird

darin dem Haushofmeister und Thürknecht als Pflicht eingeschärft, mit Fleiß darüber zu wachen, daß „keine Unfläterei im Frauenzimmer, noch davor getrieben werde; auch soll er kein unordentliches Geräusch oder dergleichen Scherz, so mit Jungfern oder Mägden vorgenommen würde, gestatten.“ Im Gegensatze zu den alten, einfachen Sitten des Bürgers nimmt, namentlich seit der Regierung des Kurfürsten Joachim II., der Aufwand bei Familienfesten und in der Kleidertracht überhand. Da helfen keine obrigkeitlichen Verordnungen, durch welche die Zahl der Brauthähne bei Hochzeiten eingeschränkt wird, kein Eifern der Sittenprediger von den Kanzeln herab gegen den „Hosenteufel.“ Der Stadtjunker thut es in der Kleidung dem adeligen Stutzer nach, und die Schwelgereien hören selbst während der Notzeit des Dreißigjährigen Krieges noch nicht auf; ja, vielleicht wird bei manchem durch die tägliche Gefahr, die für Besitz und Leben droht, die Begierde zur schnellen Wahrnehmung des Genusses noch mehr erregt.

Trotz des Aufschwunges, welchen mit der Reformation das geistige Leben genommen, stehen doch die Künste in der Mark noch auf einer sehr niedrigen Stufe. Wir suchen vergebens nach Denkmälern der bildenden Kunst, nach den Namen von Dichtern oder Geschichtschreibern oder auch nur nach einer Meistersängerschule. Wir finden nur über Johann Sigismund eine Notiz, wonach derselbe Maler, „Konterfeiter,“ Bildhauer und eine ansehnliche Kapelle von Spielern und Sängern unter einem für die damalige Zeit sehr hochbesoldeten Kapellmeister an seinem Hofe gehalten habe. Noch bleibt hier eine große Lücke in der Volksbildung auszufüllen, und die schöne Aufgabe, auch in dieser Richtung Wegweiser ihrem Volke zu werden, bleibt späteren Hohenzollernschen Fürsten vorbehalten. Die Vergnügungen, in welchen das Volk bei dem Mangel edlerer Genüsse Ersatz sucht, tragen einen sehr eigentümlichen Charakter. So veranstaltet der lebensfrohe Kurfürst Joachim II. einen sogenannten „Knüttelkrieg“ zwischen Berlinern und Spandauern. Nachdem beide Parteien sich drei Tage lang auf der Havel von Kähnen aus bekämpft haben, wird der Kampf zu Lande mit Knütteln fortgesetzt, bis es der achthundert Mann starken Schar von Spandau durch List gelingt, die zahlreichere von Berlin in die Flucht zu schlagen. Die Kampflust ist indessen zu einer solchen Höhe gestiegen, daß der Kurfürst selbst durch sein persönliches Einschreiten die kämpfenden Scharen nicht zu trennen vermag; erst die einbrechende Dunkelheit bewirkt des Kampfes Ende.

Die alten kirchlichen Volksfeste, Rumpelmetten und Ostergelächter, hat die Reformation beseitigt; dennoch kommt es vor, daß sich in der Kirche nach der Predigt Gaukler, Seiltänzer, Affen- und Bärenführer im Beisein der Geistlichen und der „weisen Herren“ vom Rate vor dem Volke sehen lassen. Auch

die dramatischen Vorstellungen und die Aufführungen der Schulgesellen tragen nicht gerade zur Volksbildung bei, wenn wir nach dem Titel der aufgeführten Stücke auf ihren Inhalt schließen dürfen. So bringt kurz vor Ausbruch des großen Krieges der Schauspieldirektor und Theaterdichter am Hofe Johann Sigismunds, Junker Hans Stockfisch, genannt der englische Junker, mit seiner Truppe ein Stück zur Aufführung, welches den Titel führt: „Amantes amantis; das ist ein sehr anmutiges Spiel von der blinden Liebe oder, wie man's zu deutsch nennt, von der Löffelei. Alles nach Art und Weise der jetzt anzutreffenden Venus-Soldaten, auf gut sächsisch gereimt und vorher schon viermal durchgesehen und agiert; mit einem schönen Nachspiel von Priamus und Thisbe aus dem Poeten Ovidio." — Ein anderes Stück, das ein märkischer Schulmann für seine Jugend verfaßte, erscheint 1618 in Berlin unter dem Titel: „Heliogabalus, ein Teufel neuerer Art, wie selbiger unsern Magdeburg das Herz zweier Handwerksburschen bestricket und einen davon jämmerlich umgebracht hat; der zweite ist ihm aber durch Bekehrung entrissen. Ein schön Spiel für Christen und Reisende." Daß es bei solchen Aufführungen nicht ohne derbe Späße hergeht, ist selbstverständlich, und es gehört zum Gaudium des Publikums, daß der Teufel oder irgend ein Bösewicht eine tüchtige Tracht Schläge bekommt. Dieser Art von Volksbelustigungen macht der Dreißigjährige Krieg ein Ende.

Weit verbreitet ist noch der Aberglaube unter allen Ständen. Nur mit einem Teile des Aberglaubens hat die Reformation aufgeräumt, der andere hat sein Reich behauptet. Daß man noch fest an die Erscheinung des Teufels glaubt, darf uns nicht wunder nehmen, wissen wir doch, daß selbst Luther unter solchen Anfechtungen zu leiden hatte und auf der Wartburg sein gewaltiges Tintenfaß als Wurfgeschoß gegen den Satan schleuderte. Es ist die Furcht des Menschen vor der Macht des Bösen in ihm, welche dem bösen Princip die leibhaftige Gestalt des Teufels mit Hörnern, Klauen und Pferdefuß andichtet. Aber auch andere unheimliche Gestalten werden erblickt, und es ist die Mark so voll von Spuk und Gespenstern, wie kaum ein anderer Winkel des Heiligen Römischen Reiches. Unholde und Kobolde laueren hinter jedem alten Weidenstumpf. Nicht allein, daß sie nachts den einsamen Wanderer schrecken oder ihn vom rechten Wege ab in Sümpfe und Brüche locken, um dann plötzlich zu verschwinden und ihn seinem Schicksale zu überlassen, sondern sie zeigen sich auch bei hellem Tage als Mäher ohne Kopf oder in anderer Ungestalt dem Arbeiter auf dem Felde. Ihr Erscheinen deutet auf Mißernte, Viehsterben oder Brandunglück. Im Zusammenhange mit diesem Aberglauben steht der im ganzen Volke verbreitete schreckliche Hexenwahn. Mit Hilfe der

Folter werden den Unglücklichen, die man im Verdachte der Hexerei und des Umganges mit dem Teufel hat, die unglaublichsten Aussagen abgequält, und ein Verfahren wird bei diesen Hexenprozessen angewandt, welches vielleicht nur in den Greueln der Inquisition seinesgleichen findet.

Astrologie und Alchymie sind Wissenschaften, die insbesondere von den Fürsten mit Eifer betrieben werden. Als der Hofastrolog Joachims I. den Untergang der Städte Berlin und Köln für den 15. Juli 1499 aus den Sternen vorausgesagt hatte, begab sich der Kurfürst mit dem gesamten Hofe an diesem Tage nach dem Tempelhofer Berge bei Köln, um hier das Ereignis abzuwarten, und ließ sich erst am Abend durch seine fromme Gemahlin Elisabeth zur Rückkehr in das Schloß bewegen. Auch die Kalendermacher stehen in dem Rufe, gewisse Ereignisse vorhersagen zu können, und die Kalender sind gefüllt mit Prophezeiungen von Feuersbrünsten und Wassersnöten. Oft fallen Blut- und Schwefelregen zur Erde, oft auch werden merkwürdige Zeichen, leuchtende Schwerter und Kreuze, am Himmel erblickt und von den Geistlichen auf der Kanzel gedeutet, und als im Jahre 1588 ein seltsam gestalteter Hering gefangen ward, nahm man dies als ein Vorzeichen des nahen Weltunterganges.

Von dem großen Umschwunge, welchen seit einem Jahrhundert alle Verhältnisse des Handels und der Gewerbe genommen haben, sind die märkischen Länder schon ihrer natürlichen Lage wegen wenig berührt worden. Fast der ganze Handel Deutschlands liegt in den Händen der Kaufleute von Hamburg, Lübeck, Frankfurt a. M., Augsburg und anderen Reichsstädten; sie versorgen die nordischen Gegenden mit allen Waren und Erzeugnissen des civilisierten Lebens und ziehen fast ganz und gar den Aktivhandel an sich, durch den die märkischen Länder im Laufe des Mittelalters sich blühend erhoben. Selbst in den bedeutenderen Städten bilden Ackerbau und Viehzucht fast den einzigen Lebenserwerb.

Überdies leidet das Land in Bezug auf Handel und Wandel noch an einem ganz besonderen Übel, welches während des Dreißigjährigen Krieges in verderblicher Weise zunimmt, nämlich an der Überschwemmung mit schlechten Geldsorten. Eine Anzahl von Menschen, nach damaligem Sprachgebrauch „Kipper und Wipper“ genannt, machen ein Gewerbe daraus, die guten Geldsorten an sich zu bringen, sie im Auslande, wo schlechtere geprägt wurden, umzutauschen und dafür diese mit Vorteil in Umlauf zu setzen. Zu vielen Centnern wurden diese schlechten Münzen ins Land gebracht, und so zerstört diese Unsicherheit der Geldverhältnisse noch den geringen Handel, welcher von den früheren Zeiten her in der Mark zurückgeblieben ist.

Am trübsten sind die Zustände des brandenburgischen Landvolks, bei

dem zum großen Teil noch das Verhältnis der Erbunterthänigkeit wie in der slavischen Zeit fortdauert. Der Bauer sieht in seinem Grundherrn den Kläger, Richter und Urteilsvollstrecker in einer Person, und der auf dem Bauernstande fortdauernd lastende Druck bewirkt bei ihm eine gewisse Gleichgültigkeit gegen die höheren Interessen des Lebens und giebt seinem Charakter einen nicht gerade liebenswürdigen Zug. Etwas von dem zähen Trotze und dem verschlossenen Sinne des alten Wendenvolkes mag auch in das Blut des märkischen Landbauers übergegangen sein, der argwöhnisch und lauernd unter dem breitkrempigen, groben Filzhute hervorguckt, wie „der Wolf aus der Sandgrube." Mißtrauisch schüttelt er den Kopf zu jeder neuen Staatseinrichtung der kurfürstlichen Herren; unwillig und zögernd greift er zum Beutel, wenn er eine neue Steuer entrichten soll, die der Aufwand der kurfürstlichen Hofhaltung, die Reisen zu den Reichstagen oder nach den neuen, ihm unbekannten Landesteilen Preußen und Kleve notwendig machen; aber er versteht zu gehorchen, und im Grunde des Herzens fühlt er auch, was er diesen hohenzollernschen Fürsten zu danken hat, und daß mit ihnen erst Gesetz und Ordnung in das Land eingekehrt sind. So wächst in seinem Herzen die Anhänglichkeit zu dem Fürstenhause.

Und es ist ein gesunder, tüchtiger Kern in diesem brandenburgischen Volke. Durch die schwere Arbeit, mit welcher er dem kargen Boden seine Früchte abringen muß, hat der Brandenburger die zähe Ausdauer und Beharrlichkeit in seinem Thun sich angeeignet, die ihn vor dem schwersten Unternehmen nicht zurückschrecken, in der ernstesten Prüfung nicht verzagen läßt. Und das Land, wo der Schweiß seiner Väter in die Furchen des Ackerbodens gefallen, wo sein Pflug über die Gebeine der Vorfahren dahingeht, diese ernste, armselige, sandige Mark ist ihm über alles teuer geworden. Liebe zur Heimat, Treue zum Fürstenhause, das sind alte Herzenseigenschaften des Brandenburgers, des Erstgeborenen der Borussia; sie haben sich fortgeerbt aus der Zeit, von der wir reden, bis in die Zeit, in der wir leben. Mögen sie denn weiter erben von Geschlecht zu Geschlecht bis in die fernsten, fernsten Zeiten Preußens! —

Seit den ersten Jahrzehnten des siebzehnten Jahrhunderts weht das hohenzollernsche Banner nicht nur über dem kurfürstlichen Schlosse an der Spree, sondern auch über der alten Hochmeisterburg zu Königsberg und über der Schwanenburg zu Kleve. Wenden wir uns daher von den alten brandenburgischen Kernlanden jetzt zu den neuen Landesteilen und ihren Bewohnern, welche die Bestimmung haben, mit denjenigen von Kurbrandenburg zu einem Volke zu verschmelzen, zunächst zum Herzogtum Preußen.

Zwischen den unteren Läufen der Weichsel und des Niemen dehnt sich das

Tiefland von **Preußen**, an Flächenraum beinahe ebenso groß als die kurbrandenburgischen Lande. Dunkelgrüne Wiesen und fruchtbares Marschland wechseln mit Brüchen, Mooren und unabsehbaren Waldungen. Auf einige Meilen Entfernung von der Küste, mit dieser gleichlaufend, erstreckt sich ein waldbedeckter Höhenzug mit Seen, Flüssen und Schluchten, welcher ehedem selbst den Küstenrand bildete. Die breiten Ströme tragen Flöße, welche gewaltige Stämme aus den preußischen Urwäldern in die bewohnten Gegenden führen. Weit zerstreut über das Land liegen die alten Ordensburgen; aber die Gebietiger mit weißem Mantel und schwarzem Kreuze sind daraus verschwunden, und neue Grundherren haben ihre Herrschaft angetreten. In ihrer Nähe liegen die zahlreichen kleinen Städte mit niedrigen Holzhäusern, die meisten von fleißigen deutschen Handwerkern und Ackerbürgern bewohnt. In dem nordöstlichen Teile des Landes treffen wir noch die Reste der slavischen Bevölkerung. Auf den sandigen oder feuchten Flächen zwischen den preußischen Heiden und Seen wohnt der verschlagene Masure in der strohgedeckten Lehmhütte, zwischen den ausgedehnten Sümpfen und Wäldern an den Ufern des Niemen der rossegewandte Litauer. Hier ist auch trotz der langen Bekehrungskämpfe des Deutschen Ordens das Heidentum im Volke noch nicht ganz erloschen. Noch schwingt Perkunos den Donnerkeil, Potrimpos beschützt die aufgehenden Saaten, und Pikullos vernichtet das Werk der Menschenhand. In tiefem Waldesdunkel findet man die Litauer noch um ihre Priester zu heidnischem Götzendienste und Tieropfern versammelt, wie ehedem ihre Vorfahren im heiligen Romowe. Noch treffen wir überall die Spuren der Ordenszeit. An den Stämmen alter Bäume findet sich das Bild der Jungfrau Maria, der Beschützerin des Ordens, und wo eine solche „heilige Linde“ steht, da neigen alle Bäume des Waldes ihre Kronen gegen das Gnadenbild. Das Schlachtfeld von Tannenberg aber trägt seit dem blutigen Tage nur dürres Heidekraut, und auf einem Hügel daselbst erhebt sich die Trauerkapelle, die der Orden zum Lesen der Seelenmessen für die „hunderttausend Gefallenen“ errichten ließ.

Während der hundertjährigen Einwanderungen aus allen Gegenden Deutschlands haben sich zwar deutsche Sprache und Sitte eingebürgert, aber auch der Einfluß des polnischen Elements ist nicht zu verkennen. Nach der Auflösung des Ordensstaates haben die Ordensritter großenteils Ämter und Ehrenstellen in herzoglichen Diensten angenommen und sind mit Landbesitz ausgestattet worden. Durch die fast republikanische Verfassung des alten Ordensstaates sind indessen Adel und Städte in den Besitz von Vorrechten und Freiheiten gelangt, über deren Behauptung sie mit Eifersucht wachen. Sie haben mit

Mißtrauen den Anfall ihres Landes an das brandenburgische Kurhaus gesehen; das Beispiel des polnischen Adels, der im eigenen Lande mit Willkür schaltet, hat auch die preußischen Adligen angesteckt, und das fortdauernde Lehnsverhältnis Preußens zu Polen giebt ihnen nur zu oft einen Vorwand, um in ihrem Widerstande gegen die landesherrliche Obrigkeit bei Polen Schutz zu suchen. Das Interesse Brandenburgs liegt Preußen fern, und die hohenzollernschen Kurfürsten von Brandenburg und Herzöge von Preußen haben hier noch manchen schweren Kampf zu bestehen, um ihre landesherrliche Autorität gegenüber den nach Libertät strebenden preußischen Ständen zu befestigen und der Idee des monarchischen Einheitsstaates den Sieg über die Sonderinteressen der einzelnen Landesteile zu verschaffen. —

Ebenso weit wie im Osten der brandenburgischen Stammlande das Herzogtum Preußen, liegen im Westen die Kleveschen Lande, auf beiden Ufern des Rheins von der Ruhrmündung bis in die Marschen des Niederlandes das alte Herzogtum **Kleve**, auf dem fruchtbaren Hellweg und südlich der Ruhr in dem wenig ergiebigen Süderland (Sauerland) die Grafschaft **Mark**, weiter nordöstlich im Teutoburger Walde bis zum Gebirgsthor der Weser, der Porta Westphalica, die Grafschaft **Ravensberg**. Oberhalb Kleve endlich, westlich des Rheins, zwischen Erft und Maas und zu beiden Seiten der Roer, erstreckt sich das Herzogtum **Jülich**, und auf dem rechten Rheinufer, von der Ruhrmündung stromaufwärts bis über die Sieg hinaus, das Herzogtum **Berg**, welche beide Herzogtümer nach dem Xantener Vertrage an das Haus Pfalz-Neuburg fallen sollen und erst zweihundert Jahre später unter hohenzollernschem Scepter mit den übrigen Teilen der Erbschaft Wilhelms des Reichen wieder vereinigt werden. (Vergl. Geschichts-Atlas Tafel III. u. f.)

Die Kultur dieser Lande weist in weit ältere Zeiten zurück als diejenige Preußens und Brandenburgs. Schon die Römer hatten dem Lande ihre Spuren eingedrückt. Die Hauptstadt des Jülicher Landes leitet ihren Ursprung und Namen Juliacum von Julius Cäsar ab; auch auf den Hügeln, welche die Stadt Kleve tragen, erhob sich ein von ihm erbautes Römerkastell. Vom unteren Rhein her suchten die Römer in das Innere Deutschlands einzudringen, bis Hermann der Cherusker im Teutoburger Walde die Legionen des Varus vernichtete. Seitdem beschränkten sich die Römer darauf, den Rhein als ihre Grenzlinie durch eine Reihe von Kastellen zu befestigen, in deren Nähe die Städekolonieen Moguntiacum (Mainz), Confluentes (Koblenz), Bonna (Bonn), Colonia Agrippina (Köln), Novesium (Neuß), Castra vetera (Xanten) und Lugdunum Batavorum (Leyden) entstanden. Auf den Trümmern der alten

Römerherrschaft in den Rheingegenden gründeten dann die fränkischen Merowinger und Karolinger ihre Reiche, und die ripuarischen Franken, welche sich an Stelle der Römer als herrschendes Volk an den schönen Ufern des Rheins niederließen, nahmen allmählich das Christentum an. Bei der Teilung des großen Frankenreiches unter den Söhnen Ludwigs des Frommen im Vertrage zu Verdun (843) wurden die Länder zwischen Rhein und Maas zu dem Reiche Lothars, dem Mittelreiche zwischen Deutschland und Frankreich geschlagen, kamen aber bei den späteren Teilungen wieder an Deutschland. In den ersten Zeiten des Deutschen Reiches entwickelte sich die Macht der Stammherzogtümer. Zum Herzogtum Lothringen gehörten die ripuarischen Franken in dem späteren Jülicher Lande, während ein Zweig derselben unter den Grafen von Teisterbant sich in dem alten Ubierlande niederließ und auf dem rechten Rheinufer über den Deutzgau stromaufwärts und abwärts in der bergigen Landschaft ausbreitete, welche später den Namen der Grafschaft Berg führte. Zum alten Sachsen gehörten die Stämme der Westfalen und Engern, welche die spätern Grafschaften Mark und Ravensberg bewohnten. Als die Macht der Stammherzöge unter den Hohenstaufenkaisern gebrochen ward, erlangten die einzelnen erblichen Herrengebiete — nun unter unmittelbarer Hoheit der Kaiser — eine um so größere Bedeutung, und seit dieser Zeit traten die genannten Grafschaften in den Vordergrund, als die älteste unter ihnen die Grafschaft Kleve am Niederrhein.

Die Grafen von Kleve starben 1368 aus. Ein Graf von der Mark, Adolf IV., vermählte sich mit der Erbtochter dieses Hauses und brachte dadurch Kleve an sein Haus. Sein Enkel, Adolf VI., erwarb zu den Ländern Kleve und Mark noch die kleine Herrschaft Ravenstein (1397), westlich von Kleve an der Maas, als Lösegeld eines Kriegsgefangenen, des Grafen Johann von Salm, und ward auf dem Konzil zu Kostnitz vom Kaiser Sigismund zum Herzoge von Kleve erhoben.

In gleicher Weise wie den Grafen von der Mark Kleve durch mütterliche Erbschaft zufiel, vereinigten die Herzöge von Jülich jüngerer Linie durch Heirat und Beerbung (1423) das Herzogtum Berg und die Grafschaft Ravensberg mit ihrem väterlichen Erbteil. Als der Mannesstamm des Jülicher Hauses mit Wilhelm II. 1511 ausstarb, brachte dessen Tochter Maria durch ihre Vermählung mit Johann III. von Kleve die Erblande Jülich, Berg und Ravensberg an dessen Haus. Johanns Sohn, Wilhelm der Reiche (1539—1592), vereinigte auf diese Weise die gesamte Kleve-Jülichsche Erbschaft, und da sein Sohn, der geisteskranke Johann Wilhelm, kinderlos blieb, so ging dieselbe auf seine Tochter, Maria Eleonore, die Gemahlin Albrecht Friedrichs von Preußen,

und auf deren Nachkommen über. Eigentümlich ist es, daß die Vereinigung dieser Erbschaft nur auf weiblicher Nachfolge beruht.

Ihre besondere Geschichte hat die in fruchtbarer Börde gelegene Stadt Soest, das alte „Haupt der Engern." Nach dem Sturze Heinrichs des Löwen, dem sie unterthan gewesen, gewann der Erzbischof von Köln die Oberhoheit über die Stadt; aber in der blutigen Soester Fehde riß sie sich vom Krummstabe los und begab sich unter den Schutz und die Landeshoheit der Herzöge von Kleve als Grafen von der Mark (1444). Soest war stolz auf seine alten reichsstädtischen Privilegien, auf seine Zugehörigkeit zur Hansa und besonders auf sein Stadtrecht, das älteste in Deutschland, das selbst dem Lübischen zur Grundlage diente.

Die Erinnerungen an die Kämpfe der Römer und Germanen um die Rheingrenze, an die Franken- und Alemannenschlacht bei Tolbiacum (Zülpich), nach welcher der Frankenkönig Chlodwig zum Christentum übertrat (496), an die Herrlichkeit Karls des Großen, der in Aachen seine Lieblingspfalz hatte und unter dem Domchor begraben liegt, haben sich unter der Bevölkerung des Jülicher Landes ebenso lebhaft erhalten, wie unter derjenigen von Mark und Ravensberg die Überlieferungen von der Hermannsschlacht, von den Sachsenkriegen und von Wittekind, dessen Gebeine in der Dorfkirche zu Enger begraben sind. Auch die Sage findet hier ihre Stätten. In Xanten am Niederrhein wuchs der edle Siegfried auf, der die Nibelungen besiegte und ihren unermeßlichen Schatz gewann; von hier zog er aus an den Königshof der Burgunden zu Worms, von wo ihm die Kunde gekommen war von der schönen und tugendhaften Chriemhild. An die Schwanenburg zu Kleve knüpft sich die liebliche Sage vom Schwanenritter; hier landete am Stromufer der Ahnherr des ältesten Herrschergeschlechts, den ein Schwan weit über das Meer von fernen Küsten hergezogen, befreite die schöne Beatrix aus unliebsamer Freier Schar und vermählte sich mit ihr. Als sie aber trotz dem Verbot ihn nach Namen und Herkunft fragte, die er ihr als Ritter des heiligen Grals verschweigen mußte, verließ er sie für immer, und der Schwan führte ihn wieder von dannen. Beatrix aber ward die Stammmutter der Grafen von Kleve. Anderer Art sind die Sagen, die auf dem Boden von Mark und Ravensberg entstanden sind. Hier ist es Wittekind, der auf dem Wittenfelde, wo die große Schlacht geschlagen ward, auf weißem Rosse nachts durch die Lüfte stürmt. Hier schläft auch Karl der Große mit seinen Paladinen in dem Desenberge bei Warburg und wird auferstehen, wann es die rechte Zeit ist. —

In der Volksart zeigt sich der Unterschied zwischen dem leichten, unruhigen und aufbrausenden Blute des Rheinfranken und dem langsam und ruhig

fließenden des Westfalen. Jener ist leichtlebig, frohsinnig, beweglich, anstellig und findig, — dieser gesetzt und bedächtig, geradherzig und treu, festhaltend an der Väter Brauch und Sitte; jener im Bewußtsein seiner früh erlangten Bildung nicht frei von Eitelkeit und Selbstüberschätzung, — dieser stolz darauf, daß noch das Blut der alten Cherusker in seinen Adern fließt und daß er Hermann und Wittekind zu seinen Vorfahren zählen darf. Bei dem Rheinländer findet sich lebhaftes, geistiges Streben, Sinn für Kunst und Wissenschaft, auch Witz und Schalkheit; das Jülicher Land ist ja die Heimat unserer Tiersage von Reineke Voß, die uns ein ergötzliches Spiegelbild von dem eiteln, bunten Treiben der Menschen vorhält. Dafür finden wir bei dem eisenreckenden Geschlecht, welches die rote Erde der Grafschaft Mark bewohnt, mehr naturwüchsige Kraft; hier steht noch der Freistuhl der heimlichen Feme, deren Sprüche mit unerbittlicher Gerechtigkeit und unabwendbarer Sicherheit das Haupt des Schuldigen treffen.

Diese von der Natur mit mannigfachen Schätzen und Reizen ausgestatteten, von fleißigen Menschen angebauten, mit wohlhabenden Städten und Dörfern dicht bedeckten Lande sind nun unter das Scepter der Hohenzollern gekommen und sollen mit dem brandenburgischen Kern und dem preußischen Ostlande zusammen die Grundsteine bilden, auf welchen sich der Königsbau des preußischen Hohenzollernstaats erhebt. Sowie die alten Hohenzollern die Aufgabe erfüllten, die Ostmarken des Reiches gegen die Wenden zu schirmen, wie sie das blutgedüngte Ostland Preußen für Deutschland gewannen, so treten ihre Nachkommen jetzt den Beruf an, auch die Westmarken des Reiches mit starkem Arme zu schützen und die Stämme der deutschen Lande in Ost und West unter ihrem Schilde zu einträchtigem, vollmächtigem Wirken zusammenzuschließen. Aber noch ist die Klevesche Erbschaft nicht sicher gestellt vor der Begehrlichkeit der anderen Erbansprecher und vor der Mißgunst des Kaisers, noch ist in Preußen die landesherrliche Autorität der hohenzollernschen Fürsten nicht aufgerichtet, noch gilt es, im Volke der Mark Brandenburg die finsteren Vorurteile des Aberglaubens und die religiöse Unduldsamkeit zu verbannen und die Saat für eine höhere Geistesbildung auszustreuen, noch endlich ist unter der Bevölkerung der getrennten Landesteile das Gefühl der Zusammengehörigkeit zu einem einheitlichen Staatswesen, einem gemeinsamen Vaterlande, zu wecken, ehe Fürst und Volk an die Erfüllung ihres hohen, geschichtlichen Berufes herantreten können, und gerade jetzt bricht jene sturm- und drangsalvolle Kriegszeit herein, die alles frische und freie Geistesleben erstarren macht.

Druck und Verlag von Carl Flemming in Glogau.

Die Unglücks- und Prüfungsjahre der Mark.

Die böse Saat, welche die habsburgischen Kaiser im Reiche gestreut hatten, war im Aufgehen. Der ebenso launenvolle als leidenschaftliche, von den Jesuiten beherrschte Kaiser Rudolf II., dessen siebenunddreißigjährige Regierung dem Reiche nur Unheil brachte, wurde von dem Familienrate der Erzherzöge seiner Erblande verlustig erklärt. Vergeblich suchte der schwache Fürst, durch den Erlaß des Majestätsbriefes (11. Juli 1609) wenigstens Böhmen für sich zu retten, mußte aber auch dieses Land seinem Bruder Matthias überlassen und starb in der allgemeinen Verachtung (20. Januar 1612). Kaiser Matthias (1612—1619), der seinem Bruder Kronen und Länder entrissen hatte, zeigte sich selber unfähig, sie zu behaupten. Im Familienrat der Erzherzöge ward ihm in der Person seines Vetters Ferdinand von Steiermark ein Vormund gesetzt. Dieser, ein Zögling der Jesuiten, mehr Mönch als Fürst, aber thätig und beharrlich, hatte früh das Gelübde abgelegt, die Ketzerei mit allen Mitteln zu vertilgen, und war entschlossen, „lieber über eine Wüste zu herrschen, als über ein Land von Ketzern.“ Als er unter schnöder Verletzung des Majestätsbriefes eine protestantische Kirche zu Braunau schließen, eine andere zu Klostergrab zerstören ließ, kam es in Prag zu den aufrührerischen Scenen, die als der Anfang des Dreißigjährigen Krieges angesehen werden. Die verhaßten kaiserlichen Räte Martinitz und Slawata wurden nach „guter, altböhmischer Sitte“ zum Fenster hinausgeworfen, eine Art provisorischer Regierung in Böhmen eingesetzt und ein Heer geworben.

Während dieser Wirren starb Kaiser Matthias (20. März 1619). Erzherzog Ferdinand ward von den Kurfürsten als Ferdinand II. (1619—1637) zum Kaiser gewählt. Aber fast zu derselben Zeit erklärten die böhmischen

Stände ihn der Krone in seinem Erblande verlustig und trugen diese dem Kurfürsten Friedrich von der Pfalz, dem Haupte der Union, an. Gegen den ketzerischen Fürsten rief Ferdinand die katholische Liga zu Hilfe, deren Haupt Herzog Maximilian von Bayern war. Der Krieg begann, und die Schlacht auf dem Weißen Berge bei Prag (8. November 1620) entschied in einer Stunde das Schicksal Böhmens und Friedrichs V. Der eitle und schwache Pfalzgraf, für den seine Gegner den Spottnamen des „Winterkönigs" erfanden, irrte flüchtig von Land zu Land, und in Böhmen begannen die Jesuiten das Bekehrungswerk.

In diese unheilvolle Zeit fallen die ersten Regierungsjahre **Georg Wilhelms** von Brandenburg (1619—1640.) Wohlwollenden und milden Sinnes, aber ohne die Willens- und Thatkraft seiner Vorfahren, fühlte der Fürst nicht den Mut in sich, um den Gefahren zu trotzen, die sein kleines Land bald von allen Seiten bedrohten, und stand in der entscheidenden Stunde oft unschlüssig und ratlos. „Anfang bedenk' das End'!" lautete sein Wahlspruch; aber er machte mit demselben die Erfahrung, daß über den, der in stürmischer Zeit zu viel bedenkt und zu wenig handelt, die Wogen zusammenschlagen. Seine Aufgabe war eine ungemein schwierige. Die Kleveschen Lande wurden ihm noch durch Pfalz-Neuburg, den Kaiser und Spanien streitig gemacht. In Preußen versagten ihm die Stände die Erbhuldigung, weil er Kalvinist war. König Sigismund von Polen verweigerte die Belehnung, weil er seine Schwester Maria Eleonore dem Gegner Polens, dem Könige Gustav Adolf von Schweden zur Gemahlin gegeben hatte, und nur durch Bestechung der polnischen Landstände gelang es ihm, die Belehnung zu erhalten. Noch mehr erschwert ward seine Stellung durch seine Verwandtschaft mit zwei Hauptgegnern des Kaisers, mit dem Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz, dem Winterkönige, dessen Schwester Elisabeth Charlotte er zur Gemahlin hatte, und dem Fürsten Bethlen Gabor von Siebenbürgen, der mit einer Schwester des Kurfürsten, Katharina, vermählt war.

Schon die ersten kriegerischen Vorgänge in Böhmen berührten auch das Haus Brandenburg. Markgraf Johann Georg von Brandenburg-Jägerndorf, der Oheim des Kurfürsten, gehörte zu den mutigen Männern, welche für die Sache des unglücklichen Winterkönigs noch mit den Waffen eintraten, als dieser selbst sich bereits verloren gegeben hatte, und teilte mit ihm das Schicksal, von dem Kaiser geächtet und seines Landes verlustig erklärt zu werden (1621). Das Herzogtum Jägerndorf zog Ferdinand, trotz der näheren Ansprüche Georg Wilhelms, als verwirktes Lehen der Krone Böhmen ein und übergab es seinem Anhänger, dem Grafen Karl von Liechtenstein. Johann Georg starb im Elend zu Leusch in Ungarn.

Trotz dieser Mißachtung seiner Rechte blieb Georg Wilhelm peinlich bemüht, alles zu vermeiden, was das Mißfallen des Kaisers hätte erregen können, und ging in dieser Rücksicht so weit, daß er auf des Kaisers Verlangen dem unglücklichen Winterkönige, seinem Schwager, die Gastfreundschaft kündigte, welche dieser mit seiner kränkelnden Gemahlin nach seiner Flucht aus Böhmen im kurfürstlichen Schlosse zu Küstrin gesucht hatte.

Die Vorkämpfer, welche die Sache des geächteten Winterkönigs fand, Graf Ernst von Mansfeld, Markgraf Georg Friedrich von Baden-Durlach und Herzog Christian von Braunschweig, wurden durch die Heere der Liga aus dem Felde geschlagen. Die Verdienste des Herzogs Maximilian von Bayern um den katholischen Glauben belohnte der Kaiser durch Verleihung der Oberpfalz mit der Kurwürde an. Die protestantischen Staaten England, Holland und Dänemark verbanden sich zur Bekämpfung des Hauses Habsburg und zur Wiedereinsetzung des vertriebenen Pfalzgrafen, welcher der Schwiegersohn König Jakobs I. von England war. König Christian IV. von Dänemark, als Herzog von Schleswig-Holstein von den Ständen des niedersächsischen Kreises zum Kreisobersten erwählt, übernahm die Aufstellung und Führung eines Heeres.

Kurfürst Georg Wilhelm.

Auch jetzt zögerte Georg Wilhelm, Partei zu nehmen und überließ sich der Leitung seines österreichisch gesinnten, katholischen Kanzlers, des Grafen Adam von Schwarzenberg. „Der Kaiser ist die von Gott gesetzte Obrigkeit," sagte er, „und bleibt der Kaiser Kaiser, so bleibe auch ich Kurfürst. Ich habe nur einen Sohn und muß dafür sorgen, daß ihm die Nachfolge nicht bestritten wird."

seines Vetters an ihn. In der Pfalz setzten sich die Jesuiten fest, um das protestantische Land katholisch zu machen, und viele tausend Pfälzer verließen deshalb landflüchtig ihre schöne Heimat.

Jetzt aber nahm der Krieg eine weitere Ausdehnung

Schon nähert sich der Krieg den Grenzen der Mark. Von Norden her zieht König Christian von Dänemark gegen Tilly heran und drängt ihn gegen die Vorberge des Harz zurück; am Elbufer bei Dessau bezieht der kaiserliche Feldoberst Albrecht von Wallenstein mit seinem neugeschaffenen Heer eine feste Stellung und erwartet den Angriff Mansfelds, welcher gleichfalls mit einem stattlichen Heere die Elbe hinaufzieht (1626). Die Siege Tillys bei Lutter am Barenberge (25. April) und Wallensteins an der Dessauer Elbbrücke (27. August) entscheiden den Feldzug.

Die Kriegsbahnen gehen mitten durch die Mark. Zuerst kommt ein Teil des Heeres König Christians IV., verfolgt von Tilly, dessen Truppen noch leidliche Mannszucht halten. Dann folgen die Trümmer des Mansfeldschen Heeres, und endlich Wallenstein, „der Länder Geißel." Haufen von Fliehenden und Schutzflehenden verkünden das Nahen der fremden Kriegsvölker. Dann folgen sie selber; plündernd, sengend und brennend durchziehen sie Dörfer und Städte, überall Thaten des Entsetzens verübend. Verwüstete Felder, Schutt- und Trümmerhaufen bezeichnen den Weg, den sie genommen. Zaghaft wagt sich der Landmann wieder aus seinem Versteck hervor. Sein Hof und Haus sind unterdessen in eine Brandstätte verwandelt, seine Feldfrüchte zertreten. Mit Verzweiflung betrachtet er das Werk der Zerstörung. Er schickt den abziehenden Kriegern einen furchtbaren Fluch nach und verläßt dann selbst Weib und Kind und den Boden, wo seine väterliche Hütte gestanden, um sich dem nächsten Kriegshaufen anzuschließen und Sitte und Menschlichkeit da zu verlernen.

Bis an die Küsten des Meeres ist der Krieg vorgedrungen. Wallenstein hat es beim Kaiser durchgesetzt, daß die mecklenburgischen Lande nach Vertreibung der Herzöge ihm selbst zugesprochen werden, und trägt den stolzen Titel eines Generals des oceanischen und baltischen Meeres. Von den Küsten Pommerns bis hinauf nach Jütland wehen die Fahnen des Friedländers. Da giebt die Bürgerschaft von Stralsund das Beispiel heldenmütiger Ausdauer und Tapferkeit. An seinen Wällen scheitern alle Stürme und das Kriegsglück Wallensteins.

Auf der Höhe seiner Macht glaubt Kaiser Ferdinand einen Hauptschlag gegen den Protestantismus führen zu dürfen und erläßt das berüchtigte Restitutionsedikt (6. März 1629), kraft dessen alle seit dem Passauer Vertrage eingezogenen Stifter und geistlichen Güter der katholischen Kirche zurückgegeben werden sollen. Gleichzeitig werden die Kalviniſten vom Religionsfrieden ausgeschlossen und die katholischen Reichsstände erhalten das Recht, ihre Unterthanen zur katholischen Religion zu zwingen. Infolge dieses Ediktes werden

von Kurbrandenburg die Bistümer Brandenburg, Havelberg und Lebus nebst dem Betrage der Einkünfte seit fünfzig Jahren zurückgefordert.

Durch diesen Gewaltschritt des Kaisers wird der schwache Georg Wilhelm aus seiner Teilnahmlosigkeit herausgerissen und überlegt mit dem Kurfürsten Johann Georg von Sachsen die Maßregeln, welche zu ergreifen sind, um der kaiserlichen Willkür zu steuern.

Da treten zwei Ereignisse ein, welche plötzlich die ganze Lage verändern: die Absetzung Albrecht von Wallensteins auf dem Reichstage zu Regensburg auf den Betrieb Maximilians von Bayern und anderer Reichsfürsten, die er durch seine Eigenmächtigkeit verletzt hat, und die Landung Gustav Adolfs, Königs von Schweden, zur Unterstützung seiner bedrängten Glaubensgenossen in Deutschland.

Gustav Adolf hatte soeben den schwedisch-polnischen Erbstreit der beiden Wasalinien durch einen für ihn sehr vorteilhaften achtjährigen Waffenstillstand beendigt. König Sigismund von Polen aus dem Hause Wasa hatte als Katholik nicht vermocht, seine Ansprüche auf die Krone Schwedens gegenüber den protestantischen Ständen durchzusetzen, welche die Krone seinem Oheim Karl IX. von Südermanland übertrugen. Gustav Adolf, Karls IX. Sohn, erbte von diesem die Krone, aber zugleich die Aufgabe, dieselbe gegen Polen zu verteidigen. Schon dieser schwedisch-polnische Krieg zog auch Brandenburg in die Mitleidenschaft. Gustav Adolf landete in Pillau (1626), legte eine Besatzung in diese Festung und forderte seinen Schwager Georg Wilhelm auf, strenge Neutralität für die preußischen Lande zu bewahren. König Sigismund von Polen verlangte dagegen als Lehnsherr Preußens von ihm Hilfsleistung gegen Schweden. Aus dieser Verlegenheit befreite den Kurfürsten der Waffenstillstand, der durch Vermittelung anderer Mächte zwischen Schweden und Polen zu stande kam (1629).

Eine größere Aufgabe wartete Gustav Adolfs in Deutschland. Der leitende Gedanke seiner nationalen Politik war die Erwerbung der Herrschaft über die Ostseeländer. Die wachsende Macht des Hauses Habsburg, die Vertreibung seiner Verwandten, der Herzöge von Mecklenburg, dieses alles waren für ihn Veranlassungen genug, der Entwickelung der deutschen Angelegenheiten seine volle Aufmerksamkeit zuzuwenden. In dem soeben beendigten schwedisch-polnischen Kriege hatte der Kaiser dem Könige von Polen offen seine Unterstützung angedeihen lassen; es stand zu besorgen, daß das katholische Haus Habsburg, nachdem es ihm gelungen, seine Übermacht in Deutschland zu befestigen, auch nach Skandinavien übergreifen und dem Protestantismus in Schweden, auf dem die Rechte der Dynastie Gustav Adolfs beruhten, gefährlich werden würde.

Mehr als dies alles trieb ihn das religiöse Motiv, sich des Protestantismus in Deutschland anzunehmen. In ihm wirkte noch die ideale Triebfeder, die zu kühnen Thaten anspornt, der frische, ungebrochene Geist der Reformation und die aufrichtige Begeisterung für eine höhere sittliche Idee. Das gab ihm die große, geistige Überlegenheit nicht allein über seine Gegner, sondern auch über die evangelischen deutschen Fürsten, welche über ihren engherzigen, dynastischen und politischen Interessen den Sinn für das Große und Allgemeine und für die wahren Ziele der Reformation bereits verloren hatten. Darum ist er auch der Held nicht allein der schwedischen Nation, sondern des gesamten protestantischen deutschen Volkes geworden.

Am 24. Juni 1630, gerade einhundert Jahre nach der Übergabe der Augsburger Bekenntnisschrift, landete Gustav Adolf auf der Insel Ruden bei Usedom und verkündete dem protestantischen Volke Deutschlands, daß er komme, um die durch das Haus Habsburg bedrohte allgemeine Freiheit in seinen Schutz zu nehmen. Schrittweise gewann er Boden in Deutschland, nahm die Inseln an den Odermündungen, nötigte den geängstigten alten Herzog Bogislaw XIV. von Pommern, den Letzten seines Stammes, ihm Stettin zu öffnen und ein Bündnis mit ihm zu schließen, und vertrieb die Kaiserlichen aus Pommern und der Neumark. Es war Zeit für die beiden mächtigsten unter den evangelischen Staaten Deutschlands, für Brandenburg und Sachsen, eine entschiedene Stellung zu nehmen.

Die Wahl für Georg Wilhelm war schwer. Durch ein Bündnis mit Schweden und offenen Anschluß an die Politik dieser Macht konnte er seine Erbschaftsansprüche auf Pommern sicher stellen, das jetzt ganz von Schweden besetzt, und dessen Räumung, wenn er sich feindlich zu ihm stellte, bei dem Tode Bogislaws schwerlich zu erwarten stand. Georg Wilhelm konnte auch auf den von schwedischer Seite angeregten Plan einer Verlobung des Kurprinzen Friedrich Wilhelm mit Gustav Adolfs einziger Tochter Christine eingehen und dadurch seinem Hause eine glänzende Aussicht für die Zukunft eröffnen. Politische wie religiöse und Familien-Interessen schienen ihn somit auf die Seite Schwedens zu ziehen; aber Georg Wilhelm war nicht der Mann, um die Folgen eines gewagten, großen Schrittes tragen zu können. Und wer möchte ihn tadeln, wenn er Anstand nahm, sich dem Fremden unbedingt in die Arme zu liefern, dessen Pläne mit Deutschland noch unbekannt waren! — Wenn das kühne Unternehmen Gustav Adolfs einen ähnlichen Ausgang nahm, wie der Kriegszug Christians IV. von Dänemark, hatte dann nicht Georg Wilhelm, falls er für ihn Partei ergriff, von dem Hause Habsburg ein gleiches

Schicksal zu erwarten, wie es seinen Schwager, den kronen- und länderlosen Winterkönig, und seinen Oheim Johann Georg von Jägerndorf getroffen hatte? —

Schwankend zwischen dem Kaiser, dessen drückende Übermacht er empfand, und dem Schwedenkönig, dem sich völlig anzuvertrauen er nicht wagte, übelberaten von seinem Kanzler, dem Grafen Schwarzenberg, zögerte und zögerte Georg Wilhelm, einen entscheidenden Entschluß zu fassen, während die Wogen immer näher an ihn herandrangen, und es bestätigte sich an ihm das Wort, das Gustav Adolf seinem Nachbar, dem Herzog Bogislaw von Pommern, zugerufen: „Nicht jeder Zauderer ist ein Fabius!“

Endlich versammelten sich auf den Antrieb Sachsens und Brandenburgs die evangelischen Reichsstände in Leipzig (Februar 1631); aber sie vermochten sich nicht über ein gemeinsames Handeln zu einigen. Möglich, daß durch ein einmütiges und entschlossenes Zusammengehen der beiden ersten evangelischen Stände des Reichs sowohl die Einmischung Schwedens abgewehrt, als dem Kaiser bei der Ausnützung seiner Siege Mäßigung auferlegt werden konnte; aber es fehlte den beiden Kurfürsten der feste, energische Wille und die materielle Macht, um ihren Beschlüssen Nachdruck zu geben. Sie begnügten sich, auf dem Papier ihre Streitkräfte zu berechnen; aber sie wagten nicht, eine Truppenmacht ins Feld zu stellen. Auch hatte das streng lutherische Haus Sachsen andere Ziele als das reformierte Haus Brandenburg, und in politischen Angelegenheiten, wie in der schwebenden Jülichschen Erbfolgefrage verfolgten sie sogar ganz entgegengesetzte Interessen. Das einzige, wozu man sich auf dem Leipziger Konvent entschloß, war eine Aufforderung an den Kaiser, daß er das Restitutionsedikt aufheben und seine Truppen aus den Ländern der evangelischen Reichsstände zurückziehen möge. Da dieselbe, wie vorherzusehen war, keine Folgen hatte, so war in der Sache damit nichts geändert.

Immer ernster wurde die Lage Brandenburgs. Auf der einen Seite zog Tilly an die Elbe, um, vereinigt mit Pappenheim, das alte Bollwerk des Protestantismus, Magdeburg, zu bestürmen; von der andern rückte Gustav Adolf an der Oder herauf, eroberte Frankfurt und nahm darauf sein Hauptquartier in Köpenick.

Es war eine merkwürdige Zusammenkunft, die Gustav Adolf in der Köpenicker Heide mit Georg Wilhelm hatte (3. Mai 1631), — der junge, zuversichtsvolle, seines Zieles sich klar bewußte König mit dem zweifelnden, sorgengebeugten und ratlosen Fürsten.

„Ich rate Ew. Kurfürstlichen Durchlaucht, Ihre Partei zu ergreifen,“ rief endlich der durch die Bedenken des Kurfürsten ermüdete König; „denn ich

muß Ihnen sagen, die meinige ist schon ergriffen." Damit war die Unterredung abgebrochen.

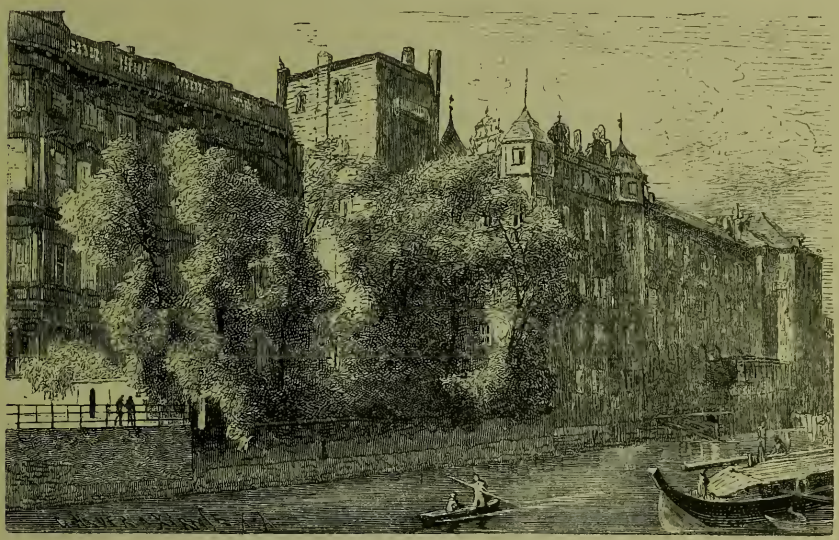
Zehn Tage darauf übergaben die kurfürstlichen Gesandten dem Könige von Schweden die Schlüssel von Küstrin und Spandau; aber das Schicksal Magdeburgs hatte sich unterdessen erfüllt.

Am 10. Mai war Magdeburg in die Hände der Kaiserlichen und der Ligistischen Truppen gefallen, und das entsetzliche Blutbad, welches Tilly und Pappenheim durch ihre Kriegshaufen in dem „Ketzernest" anrichten ließen, verbreitete weithin Schrecken und steigerte in Norddeutschland die Furcht vor dem kaiserlichen Regiment. Jetzt forderte Georg Wilhelm Spandau von Gustav Adolf zurück, und in der That zog der König seine Besatzung aus der Festung; aber schon wenige Tage darauf stand er mit seinen Schweden vor der kurfürstlichen Residenzstadt, ließ seine Geschütze auf das Schloß richten und zwang den Kurfürsten, einen Bündnisvertrag mit ihm zu unterzeichnen (Juni). Bald darauf trat auch Sachsen auf Schwedens Seite. Gustav Adolfs glänzender Sieg über Tilly auf dem Breiten Felde bei Leipzig (7. September 1631) sicherte ihm das militärische Übergewicht in ganz Norddeutschland. Nun begann sein Triumph- und Siegeszug über den Thüringer Wald, durch die „große Pfaffengasse," das ist den Strich der geistlichen Staaten in Franken den Main hinab bis zum Rhein. Am ganzen Main entlang wehten die siegreichen Fahnen Schwedens.

Im folgenden Jahre (1632) brach Gustav Adolf nach Süddeutschland auf, zog abermals gegen den „alten Korporal," wie er Tilly nannte, schlug ihn in blutiger Schlacht am Lech (April), wo Tilly seine Todeswunde empfing, überschritt diesen alten Grenzfluß zwischen Schwaben und Bayern, zog in München ein und stand an der Grenze der österreichischen Erbstaaten. In seiner Not setzte der Kaiser jetzt seine ganze Hoffnung auf den Mann, den zu fürchten er die meiste Ursache hatte. Der in seiner Ehre tief gekränkte Wallenstein tritt noch einmal auf die Bühne, jetzt mit der unumschränkten Gewalt eines Diktators bekleidet. Dem siegreichen Könige zieht der unbesiegte, ehrgeizige Feldherr entgegen, und die Augen der Welt haften auf jenen Ebenen bei Nürnberg, wo beide in verschanzten Lagern einander gegenüberstehen und nach langem Zögern in blutigem, aber entscheidungslosem Ringen ihre Kräfte messen (August).

Der Schauplatz des Krieges ist den brandenburgischen Marken wieder ferner gerückt; aber die Großthaten des Schwedenkönigs leuchten in die Seele eines hochbegabten, feurigen Knaben hinein. Kurprinz Friedrich Wilhelm hat

in dieser unruhvollen Zeit eine Zuflucht in dem festen Küstrin genommen. Von hier aus besucht er seine Tante Maria Eleonore, die Gemahlin Gustav Adolfs, welche zu Wolgast weilt, und vernimmt aus ihrem Munde die Schilderung von Gustav Adolfs Siegeszug durch Deutschland, von der Begeisterung, die sein Auftreten überall erregt, von der Zucht und Gottesfurcht, die in seinem Feldlager herrschen. — Und das Kriegsgewitter zieht wieder näher herauf und entladet sich mit furchbaren Schlägen über der Lützener Ebene (6. November). Da bewegt sich durch die Mark ein Trauerzug hinab nach der Ostseeküste.



Das Schloß zu Berlin (von der Wasserseite).

Er begleitet die Leiche des Heldenkönigs, der bei Lützen auf der Höhe seines Sieges und Ruhmes für die Freiheit des evangelischen Glaubens gefallen ist. Friedrich Wilhelm sieht in Wolgast die Leiche Gustav Adolfs und befindet sich mit in dem Trauergeleite, als der königliche Leichnam in silbernem Sarge nach dem Strande getragen wird, um von dort über die Ostsee nach der nordischen Heimat hinübergeführt zu werden.

Seit dem Tode des Glaubenshelden auf der Lützener Wahlstatt gehen alle höheren Ziele in dem wilden Getriebe des Krieges unter. Ehrgeiz und Ländersucht sind von nun an die vorherrschenden Triebfedern. Kühne Abenteurer durchziehen mit rohen und zuchtlosen Kriegshaufen die Lande, um in der allgemeinen Verwirrung Beute zu machen, vielleicht ein kleines Fürstentum für

sich zu erobern. Der gewaltthätige und kluge Kardinal Richelieu tritt aus seiner bisher beobachteten Zurückhaltung heraus und verfolgt mit rücksichtsloser Energie immer offener den Plan, die Macht des Hauses Habsburg zu brechen, das Übergewicht Frankreichs in Deutschland aufzurichten und das linke Rheinufer an Frankreich zu bringen. Auf schwedischer Seite versucht der thätige und umsichtige Kanzler Axel Oxenstierna durch eine kluge Staatskunst die Elemente zusammenzuhalten, die der kühne Geist Gustav Adolfs in seine Bahnen mit fortgerissen, und giebt die Absicht zu erkennen, die Früchte der schwedischen Siege durch Erwerbung der deutschen Ostseeprovinzen zu sichern.

Der deutlich ausgesprochene Wille Schwedens, sich für die Dauer in Pommern festzusetzen, erregt in Georg Wilhelm neue Bedenken, ob er das Bündnis mit einer Macht fortsetzen dürfe, welche ihm die durch eine Reihe von Verträgen seinem Hause verbürgte Erbfolge in Pommern streitig zu machen droht. Das Band, welches die evangelischen Reichsstände vereinigt, wird immer lockerer. Es bedarf nur eines großen Waffenerfolges des Kaisers, um dasselbe völlig zu sprengen und die beiden evangelischen Hauptstaaten, Brandenburg und Sachsen, wieder auf seine Seite hinüberzuziehen.

Eine solche Entscheidung zu Gunsten des Kaisers herbeizuführen, liegt aber nicht in den geheimnisvollen Plänen des Mannes, der allein die Macht dazu hat. Wallenstein glaubt jetzt den Augenblick gekommen, um, gestützt aufs Schwert, den Kaiser und die Fürsten für die in Regensburg ihm angethane Schmach zur Rechenschaft zu ziehen und die Angelegenheiten Deutschlands nach seinem eigenen Willen und Ermessen zu ordnen. Der übermächtige Feldherr ist dem ohnmächtigen Kaiser gefährlicher geworden als alle seine Gegner; — er muß beseitigt werden. Wallenstein fällt durch Meuchelmord — zu früh, um seine hochfliegenden und ehrgeizigen Entwürfe durchführen zu können, zu spät für seinen Nachruhm. Der Vollstrecker der That ist in seinem eigenen Lager, der Urheber in der Wiener Hofburg zu suchen.

Nach Wallensteins Tod (25. Februar 1634) übernahm der römische König Ferdinand, dem der kriegskundige General Gallas an die Seite gesetzt ward, die Führung eines Heeres. Wenige Monate darauf erfochten die Kaiserlichen den entscheidenden Sieg bei Nördlingen (6. September). Die Folgen desselben waren bedeutend. Ganz Schwaben und Franken waren wieder dem Kaiser unterworfen. Sachsen schloß zu Prag Frieden und Bündnis mit dem Kaiser (30. Mai 1635). Brandenburg trat zwar nicht dem Bündnis, aber doch dem Frieden bei (27. August). Der Passauer Vertrag und der Augsburger Religionsfrieden wurden durch den Prager Frieden im allgemeinen bestätigt und das

Restitutionsedikt für Sachsen und Brandenburg aufgehoben. Dennoch hatte sich der Kaiser in vielen Stücken gegen die Protestanten freie Hand behalten, und ein Jesuit schrieb darüber an einen andern: „Latet ubique anguis in herba; nihil concessum, nihil conclusum, quod a nostris non fuerit ponderatum et in recessu aliquid habeat.“ (Überall ist die Schlange im Grase verborgen; es ist nichts zugestanden, nichts abgemacht worden, was nicht von den Unsrigen erwogen wäre und etwas im Hinterhalt hätte).

Jetzt erst kam die schwerste Prüfungszeit für die Mark Brandenburg. Die Kaiserlichen behandelten sie als ein offenes Land, die Schweden suchten Brandenburg als abtrünnigen Bundesgenossen mit ihrer Rache heim. Es ist fast unmöglich, die Wege zu verfolgen, welche die Kriegsheere auf ihren Hin- und Herzügen durch die Mark nahmen. Heute kommen die Kaiserlichen, morgen die Schweden; der Landmann sieht auf seine zerstampften Saaten und flucht beiden.

Zwei Jahre der Not und des Elends gingen vorüber, da starb der letzte Herzog von Pommern, Bogislaw XIV. (März 1637), wenige Wochen nach Kaiser Ferdinand II. (gestorben im Februar). Kraft seines Erbrechts hätte nun Georg Wilhelm die Regierung in Pommern antreten müssen; aber der schwedische Statthalter weigerte sich hartnäckig, ihm das Land zu übergeben. Nun näherte sich Georg Wilhelm dem Kaiser Ferdinand III. (1637—1657), der durch die Wahl der Fürsten seinem Vater Ferdinand II. auf dem Kaiserthron gefolgt war, und schloß mit ihm ein Bündnis zur Vertreibung der Schweden.

Wieder wurde die Mark von allen Schrecken des Krieges heimgesucht. In dieser Zeit ereigneten sich jene Greuel, welche niederzuschreiben die Feder sich sträubt. In den Hütten tönte der Ruf der geängstigten Mütter: „Betet, Kinder, der Schwede kommt!“

Hören wir hier nur die kurze Beschreibung, welche ein Zeitgenosse von der Verwüstung der Stadt Perleberg bei dem Durchzug der Kaiserlichen im Jahre 1638 giebt.

„Der Kirchenschmuck“ — schreibt er — „ist unter gotteslästerlichen Reden weggeraubt, ein Bürger an dem untersten Knauf der Kanzel aufgeknüpft; was sie weiblichen Geschlechtes mächtig werden konnten, ohne Unterschied in der Kirche angegriffen; faul Wasser, was sie am unreinsten bekommen konnten, den Leuten eingeschüttet worden. Andern haben sie mit Daumschrauben und eisernen Stöcken die Hände wund gepreßt, Mannspersonen die Bärte abgebrannt, einige alte Frauens- und Mannsleute in die Backöfen gesteckt oder in den Rauch-

fängen aufgehangen und in die Brunnen versenket, noch andere haben sie bei den Haaren aufgehängt und sich quälen lassen." —

Der Anblick solcher Scenen, zu deren Verhinderung der Mann nicht mehr die Waffen zu ergreifen wagte, machte das Landvolk zuletzt stumpf und gleichgültig gegen alles. Die alte Mannhaftigkeit ging diesem Geschlechte verloren, und es klingt uns fast wie ein Trost, wenn wir hören, daß noch in einigen Gegenden der Mark die Bauern sich zur Selbsthilfe ermannten und mit Flegeln und Sensen über die zerstreuten Kriegshaufen herfielen, um sie „wie die tollen Hunde" totzuschlagen.

Kurfürst Georg Wilhelm wandte das Antlitz von dem Elend seines Landes ab und ging nach Königsberg, nachdem auch der Kurprinz Friedrich Wilhelm aus den blühenden Niederlanden zurückberufen war, um sich seinem Vater auf der Reise nach Preußen anzuschließen.

In dem düsteren Schlosse zu Spandau aber hauste der Mann, dem das Volk die Schuld an allem Unglück gab, weil er die Mark an Österreich verraten habe, der kurfürstliche Statthalter und Kanzler Adam Graf von Schwarzenberg.

Armes, unglückliches Volk der Marken, wohin ist es mit dir gekommen! Was in zweihundertjähriger, mühevoller Arbeit geschaffen ward, das haben zwei Jahrzehnte zerstört. Wohl die Saaten werden wieder blühen und die Hütten aus ihrem Brandschutte auferstehen; aber wer erweckt den alten, tüchtigen Geist wieder, der sich vor dieser Zeit des Unheils so lebenskräftig zu regen begann! —

Als das Elend der Mark auf das höchste gestiegen war, begab sich eine Gesandtschaft nach Königsberg, um den Kurfürsten um Hilfe anzurufen. Schon unterwegs kam ihr die Kunde zu, daß Kurfürst Georg Wilhelm am 6: November 1640 verstorben war. Die Boten fanden zu Königsberg einen neuen Herrn.

Die Neubegründung des Brandenburgisch-Preußischen Staates

unter

Friedrich Wilhelm, dem Großen Kurfürsten,

1640—1688.

Die Geschichte zeigt uns eine Anzahl von Regenten, in deren Streben und Schaffen sich die Entwickelung eines ganzen Volkes während eines bestimmten Zeitraums spiegelt. Das Ziel, welches ihr geschichtlicher Beruf ihnen vorgezeichnet hat, wissen solche mit kühnem Geiste und gewaltiger Herrscherkraft begabte Naturen durch kluge Benutzung aller Mittel, die Land und Volk ihnen darbieten, und durch Aufbietung der gesamten nationalen Kraft ihres Volkes trotz aller entgegenstehenden Hindernisse zu erringen, indem sie zugleich der gesamten geistigen Bildung der Zeit ihr eigentümliches Gepräge geben. Dies sind die markigen Heldengestalten der Weltgeschichte, die wie leuchtende Hochgipfel über die Häupter der Zeitgenossen emporragen und zu denen die Nachwelt bewundernd aufschaut. Ihr Leben ist erfüllt von Kämpfen; Mühe und Arbeit bezeichnen ihren Weg. Zuweilen türmen sich die Hindernisse auf ihrer Bahn so mächtig an, daß der Sieg zweifelhaft scheint; aber ihre Kraft wächst an dem Widerstande, ihr unverzagter Mut und ihre unwiderstehliche Thatkraft reißen auch die Gleichgültigen und Widerstrebenden in ihre Bahnen mit fort, und endlich sehen wir ihr Streben vom Erfolge gekrönt.

Solcher Persönlichkeiten hat das hohenzollernsche Fürstenhaus seit dem Ausgange des Dreißigjährigen Krieges in verschiedenen, um etwa ein Jahrhundert voneinander entfernt liegenden Zeitläuften nicht weniger als drei aufzuweisen, und das Walten jedes dieser drei Fürsten füllt eine bedeutungsvolle Epoche der vaterländischen Geschichte.

Friedrich Wilhelm von Brandenburg, den die Geschichte den „Großen Kurfürsten“ genannt hat, war es, der die getrennten Gebietsteile seiner Erblande zu einem Ganzen vereinigte und in der Zeit der tiefsten Erniedrigung Deutschlands, innerhalb des in der Auflösung begriffenen Reichs einen neuen, jugendlich aufstrebenden und selbständigen deutschen Staat gründete, — einen festen, gesunden Kern inmitten der allgemeinen Versumpfung und Verwesung. Einhundert Jahre später führte König Friedrich der Große von Preußen diesen Staat unter schweren und langwierigen Kämpfen ebenbürtig in die Reihe der europäischen Großmächte ein. Abermals einhundert Jahre später erhob König

Wilhelm, gestützt auf den nationalen Geist des gesamten deutschen Volkes, den Staat seiner Vorfahren zur Obmacht des neugegründeten Deutschen Reiches.

Die Zwischenräume zwischen diesen drei Glanzepochen der brandenburgisch-preußischen Geschichte werden ausgefüllt durch die Nachwirkungen der vorangegangenen und durch die Vorbereitungen der folgenden Epoche. In den Zeit-

Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst.

abschnitt zwischen der Regierung des Großen Kurfürsten und des großen Königs fällt die Krönung des von jenem gegründeten Staatsgebäudes durch die Erhebung Preußens zum Königreiche, sowie die Sammlung und Rüstung zu neuen Kämpfen. Nach dem gewaltigen Aufschwunge, den der preußische Staat unter der Regierung Friedrichs des Großen genommen, folgt eine Zeit der Abspannung und des Niederganges. Preußen verläßt unter Friedrichs Nachfolger die von jenem eingeschlagene Bahn der deutschnationalen Politik und verfolgt eigennützige Inter-

essen. Die Folge davon ist die Niederlage Preußens und der Verlust seiner Unabhängigkeit in den napoleonischen Kriegen. Jetzt aber beginnt in Preußen die ernste Zeit der geistigen Arbeit, der inneren Sammlung und der sittlichen Erhebung, welche seine Befreiung vorbereiten und nicht allein ihm, sondern dem ganzen deutschen Vaterlande zu Nutzen und Heil gereicht. Verjüngt und gekräftigt durch die neuen politischen Einrichtungen, welche auf dem Grundgedanken germanischer Volksfreiheit und Wehrhaftigkeit beruhten, erhob sich ganz Preußens Volk einmütig allen übrigen deutschen Stämmen voran in den Freiheitskriegen. Der nationale Geist streifte die Fesseln der Fremdherrschaft von sich, und in Preußens Volk erwachte der Glaube an seinen geschichtlichen Beruf, — die Einigung der deutschen Stämme unter seiner Führung.

Die Weltgeschichte treibt unaufhaltsam vorwärts von einem Ziele zum anderen. Was erreicht, ist auch schon überwunden. Neue Ideen dämmern in den sich erweiternden Gesichtskreis der Völker hinein und fordern den Menschengeist auf zu neuem, rastlosem Streben und Schaffen. Und welche Fülle von Kraft und Arbeit drängt sich in jede einzelne Entwickelungsperiode zusammen! Wieviel des Schweißes und Blutes muß vergossen werden, um die Errungenschaften auch nur einer Generation sicherzustellen! Ideen, deren Berechtigung anfänglich nur wenige erkannt haben, dringen unter fortwährenden geistigen Kämpfen in immer weitere Kreise, bis eine groß angelegte, gewaltige Natur aufsteht, die den Willen und die Macht hat, um das, was leise in der Volksseele gedämmert hat und mit dem Volksgeiste gereift ist, trotz aller feindlichen Gegenstrebungen siegreich in die Wirklichkeit und ins Leben zu übertragen. Und es bedurfte der Leitung großer Fürsten und der äußersten Kraftanstrengung des Volkes, um aus den Landen, deren Regierung Friedrich Wilhelm im beginnenden dritten Jahrzehnte des großen Krieges übernahm, binnen zweihundertunddreißig Jahren die Obmacht des Reiches zu schaffen. Mit Friedrich Wilhelm beginnt die Geschichte der stetigen Entwickelung und Erhebung der brandenburgisch-preußischen Macht zur leitenden Macht Deutschlands.

Kurprinz Friedrich Wilhelm.

Die Jugend dieses Fürsten fällt in die trübste und drangsalvollste Zeit der Mark Brandenburg. In Böhmen zücken die Flammen des Bürgerkriegs empor; die Häupter der Union und der Liga werben Anhänger zum Kampfe, der hier zunächst um die böhmische Königskrone gekämpft werden soll. König Jakob I. von England schickt seinem Schwiegersohne, dem zum Könige von Böhmen erwählten Pfalzgrafen Friedrich V., einige Haufen geworbenen Kriegsvolkes zu Hilfe. Da die Herzöge von Mecklenburg ihnen den Durchzug verweigern, so nehmen sie ihren Weg durch das Brandenburgische und halten Rasttag in der Nähe von Berlin. Die lutherische Bevölkerung der Hauptstadt aber fürchtet, daß die Engländer zu ihrer Besatzung bestimmt seien und will die ungebetenen Gäste nicht herbergen. Die Trommeln werden gerührt, die Thore von bewaffneten Bürgern besetzt; Unruhen und Aufruhr währen die ganze Nacht hindurch. Auch vor dem kurfürstlichen Schlosse zu Köln an der Spree sammeln sich tobende Volkshaufen, und ihr Lärmen stört die Ruhe des noch ungetauften fürstlichen Knäbleins, das dort am 6. Februar 1620* geboren ward.

Über diesen Vorgang berichtet sehr ungehalten der Kanzler Pruckmann an den Kurfürsten Georg Wilhelm, der sich gerade in Preußen aufhielt: „Es wurde ein großes Platzen und Schießen getrieben, dadurch auch Ew. Durchlaucht junges ungetauftes Herrlein zwier in der Wiege ziemlich erschreckt worden, so daß leicht ein anderer Unrat daraus hätte entstehen können. Ich glaube, daß der Teufel dies zuvörderst gesucht habe."

Die Oberaufsicht über die Erziehung des Knaben ward, sobald derselbe sein fünftes Lebensjahr erreicht hatte, dem Hofmeister Johannes von der Borch übertragen, der schon die Erziehung seines Vaters geleitet hatte. Später trat an die Stelle dieses hochbejahrten Mannes Herr Johann Friedrich Kalkuhn, genannt von Leuchtmar, ein Mann von großer Frömmigkeit und Sittenreinheit. Der geräuschvolle Hof des Kurfürsten Georg Wilhelm schien indessen in dieser unruhigen Zeit nicht die geeignete Stätte für die Erziehung des jungen Prinzen. Er ward deshalb in seinem siebenten Jahre mit seiner

* Wo es nötig scheint, Daten anzugeben, folgen wir in diesem ganzen Abschnitte und überhaupt bis zum Jahre 1700 dem Kalender alten Stils, da die Einführung des verbesserten Kalenders, welcher dem alten um zehn Tage vorausgeht, in Brandenburg-Preußen erst am 18. Februar 1700 allgemein erfolgte.

Schwester Hedwig Sophie nach Küstrin gesandt. Neben den Schulwissenschaften betrieb er hier mit großem Eifer die Leibesübungen. Er tummelte sich auf seinem kleinen Rößlein, warf den Speer nach dem flüchtigen Wilde und ließ den Falken steigen. Daß seine Mutter Elisabeth Charlotte, die Schwester des Winterkönigs und eine treue Anhängerin der reformierten Lehre, ihren Einfluß auf das Gemüt des Knaben nicht aufgab, beweisen die Worte, mit welchen sie an seinem neunten Geburtstage eine Gabe für ihn, nämlich ein goldenes Armband, begleitete. Sie lauteten: „Dieses gebe ich Dir zur Versicherung meiner herzlichen Liebe und zur Erinnerung, meiner getreuen Vermahnung nicht zu vergessen, Gott und die Unterthanen über alles zu lieben, aller Tugenden Dich zu befleißigen, die Laster aber ernstlich zu hassen, so wird Gottes Beistand Deinen Stuhl befestigen und aller zeitliche und ewige Segen Dir folgen."

Auch die stille Oberfeste Küstrin blieb von den Unruhen des Krieges nicht unberührt. In die jugendliche Beschäftigung des Prinzen hinein klangen die Nachrichten von dem siegreichen Vordringen des Friedländers an den Meeresstrand, von der Bedrohung des evangelischen Glaubens durch die kaiserlichen Edikte, von der Landung Gustav Adolfs an der Küste des Nachbarlandes Pommern. Auch die Umgegend von Küstrin wird von den Kriegsvölkern Wallensteins gestreift. Im Jahre 1631 begab sich der Prinz nach Wolgast zum Besuche seiner Tante Marie Eleonore, der Schwester seines Vaters und Gemahlin Gustav Adolfs. Die Erzählungen derselben von dem Siegeszuge des Schwedenkönigs entflammten die Begeisterung des Knaben. Zwei Jahre darauf schritt er mit seinen kurfürstlichen Eltern in der Prozession, welche die Leiche des auf dem Lützener Siegesfelde gefallenen königlichen Helden von dem herzoglichen Schlosse zu Wolgast nach einem schwarzbewimpelten Schiffe am Meeresstrande geleitete (16. Juli 1633).

Von Wolgast zurückkehrend, brachte der Kurprinz infolge einer Einladung des alten Herzogs Bogislaw XIV. von Pommern zwei Jahre am Stettiner Hofe zu. Es entsprach dem Wunsche seines Vaters, daß er aus eigener Anschauung die Zustände des Landes kennen lernen möchte, das auf Grund der alten Erbverträge nach dem Tode dieses letzten Herzogs vom Greifenstamme an Brandenburg fallen sollte.

Seine Ausbildung war unterdessen so weit vorgeschritten, daß der Besuch einer Hochschule für ihn wünschenswert wurde. Die Wahl seiner Eltern fiel auf die holländische Universität Leyden, welche damals eines bedeutenden Rufes genoß, und so begab sich der Prinz in Begleitung des treuen Kalkuhn mit einer geringen Dienerschaft an seinen neuen Bestimmungsort.

Dieser Wechsel des Aufenthalts bezeichnet einen Wendepunkt in seinem Entwickelungsgange. Friedrich Wilhelm hatte seine Heimat nur unter den Schrecken und Heimsuchungen des Krieges kennen gelernt; hier sah er ein kleines, betriebsames Volk, das in dem frohen Gefühle seiner erkämpften Unabhängigkeit und religiösen Freiheit sich um so eifriger den Werken des Friedens widmete. Den in hundertjährigen Kämpfen ehedem dem Meere abgerungenen Boden bedeckten fruchtbare Ackerflächen und Wiesen, zwischen Busch und See tauchten überall freundliche Wohnstätten auf, alles verriet Ordnung und Wohlstand, und das Bild eines blühenden, wohlregierten Landes prägte sich dem Prinzen in die Seele.

Auch die Niederlande waren nach Ablauf des zwölfjährigen Waffenstillstandes von neuem in Krieg mit Spanien geraten, und während der Kurprinz in Leyden seinen Studien oblag, betrieb sein Großoheim Friedrich Heinrich von Oranien, Statthalter der Niederlande, die Verteidigungsanstalten zu Wasser und zu Lande. Da regte sich auch in dem jungen Hohenzollern die Lust, am Kampfe teilzunehmen, und es bedurfte der ernsten Mahnungen des Vaters, um ihn davon zurückzuhalten. Durch die in Leyden ausbrechende Pest ward er indessen veranlaßt, seinen Aufenthalt zu ändern und ging nach Arnheim. Hier trat er in nähere Beziehungen zu dem Oranier und schloß sich ihm in ehrfurchtsvoller Liebe an. Durch ihn lernte er die Kriegswissenschaften und ihre Anwendung. Er begleitete ihn zu den militärischen Übungen des Fußvolks, sowie in das Feldlager von Schenkenschanz bei Kleve, besuchte auch die Schiffswerfte in den holländischen Häfen und machte die Bekanntschaft des berühmten Seehelden Tromp. An dem Beispiel der Niederländer ward ihm offenbar, was ein kleines Volk unter Leitung solcher Männer zu leisten vermag, und er gedachte der Pflichten, die er dereinst als Regent gegen sein brandenburgisches Volk zu erfüllen haben würde.

Zu Rehnen bei Arnheim wohnte die Witwe des (1632 verstorbenen) Winterkönigs, Elisabeth Stuart, die Schwägerin seiner Mutter. Die Reize einer ihrer Töchter, der Prinzessin Ludowike Hollandine, drohten dem Prinzen, als er zum Besuche seiner Tante hier verweilte, gefährlich zu werden, und er war nahe daran, in das Netz zu gehen, mit welchem die leichtfertige Tochter der unglücklichen Königin ihn zu umstricken suchte. Sei es indessen, daß ernste Abmahnungen aus Berlin kamen und ihm durch den Mund des treuen Leuchtmar kundgemacht wurden, sei es, daß der Prinz bei ruhiger Überlegung von selbst anderen Sinnes ward, er wußte sich noch rechtzeitig diesen Schlingen zu entziehen und gab den Gedanken einer Verbindung auf, die verhängnisvoll für seine Zukunft geworden wäre.

Andere Versuchungen traten im Hauptorte des Landes, im Haag, an den Prinzen heran, wo er auf den Wunsch seines Vater für einige Zeit seinen Aufenthalt nahm. Der Haag galt damals für den Mittelpunkt des politischen Lebens; er war der Sitz der Generalstaaten und der Vereinigungsort berühmter Staatsmänner aus allen Ländern, aber auch zugleich das Rendez-vous für die Freunde üppigen Wohllebens und leichten Sinnengenusses. Der Prinz sah sich hier bald von einer Clique junger Kavaliere umschwärmt, die nichts lebhafter wünschten, als den edeln, unverdorbenen Jüngling an ihren Schwelgereien und nächtlichen Gelagen mit schönen Frauen teilnehmen zu sehen und zu ihresgleichen herabzuziehen. Was fragten sie, die Fremden, danach, wenn er über den Freuden des sinnlichen Lebens die wahre Aufgabe vergaß, für die er sich vorzubereiten hatte. Der Prinz aber — reifer, als man nach seinen Jahren hätte annehmen sollen — durchschaute ihre Absichten, und als ihm eines Abends in ihrem Kreise, nachdem der Wein die Gemüter erhitzt hatte, unwürdige Ausschweifungen zugemutet wurden, erhob er sich voll edeln Selbstgefühls und riß sich von ihnen los mit den mannhaften Worten: „Ich weiß, was ich meinem Lande, meinen Eltern und mir selbst schuldig bin.“ — Am folgenden Tage verließ er mit Leuchtmar den Haag und floh aus der verführerischen Hauptstadt in das Feldlager vor Breda, wo der tapfere Oranier ihn mit den Worten begrüßte: „Vetter, Eure Flucht beweist mehr Heldenmut, als wenn ich Breda eroberte; wer schon so früh sich selbst zu überwinden weiß, dem wird auch Größeres gelingen!“ —

Friedrich Wilhelm hatte sein siebzehntes Lebensjahr erreicht. Er war körperlich und geistig entwickelt, reifen Geistes und klaren Urteils. Die Kleveschen Stände trugen ihm den Wunsch vor, ihn zu ihrem Statthalter eingesetzt zu sehen, und die Erfüllung desselben hätte seinen eigenen Neigungen und seinem Verlangen nach einem selbständigen Wirkungskreise durchaus entsprochen. Anders dachte jedoch Georg Wilhelm; er wies ein Gesuch der Stände, obgleich es von dem Kurprinzen unterstützt ward, ungnädig zurück und erteilte vielmehr diesem den Befehl zur sofortigen Rückkehr nach Brandenburg. Die dem Kurfürsten vom Wiener Hofe durch Schwarzenberg eingeflößte Besorgnis, daß in dem Umgangskreise des Prinzen in Holland ein dem österreichischen Hause feindlicher Einfluß auf ihn geübt werde und daß er eine Verbindung, die wider den Willen des Kurfürsten sei, dort eingehen könne, mochte diese plötzliche Entscheidung hervorgerufen haben. Alle Vorstellungen des Kurprinzen dagegen blieben erfolglos. Am 27. Februar 1638 schrieb er seinem Vater, daß er sich anschicke, seinem Willen gemäß zu handeln: „Mein ganzes Leben werde ich

meinen gnädigen Vater ehren, lieben und ihm gehorchen und nimmermehr, sei es im Heiraten oder in allem anderen etwas, so wider Gott und meinen gnädigen Vater sein möchte, vornehmen. Ich werde sobald wie möglich mich von hier hinwegbegeben und dazu den Weg nehmen, wobei die wenigsten Gefahren zu besorgen . . ."

Nachdem er von seinem väterlichen Gönner, dem Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien, Abschied genommen, schiffte der Kurprinz sich (Ende April 1638) zu Amsterdam ein und kam nach einer stürmischen Fahrt in Hamburg an (17. Mai). Die weitere Reise setzte er zu Lande fort. Bis Werben in der Altmark war ihm ein Trupp brandenburgischer Reiter entgegengesandt worden, der ihn bis Spandau begleitete. Er trug die Eindrücke eines glücklichen, durch Arbeitskraft und Rührigkeit seiner Bewohner blühenden Landes in seinem Herzen und sah nun wieder die Not und das Elend seines durch die Kriegsstürme verwüsteten und verheerten Heimatlandes vor Augen.

Graf Schwarzenberg gab zur Feier seiner Ankunft ein glänzendes Gastmahl, das zu der Not der Zeit in grellem Gegensatz stand. Bald darauf erkrankte der Prinz bedenklich. Es kamen üble Gerüchte in Umlauf, welche bewiesen, was für Unthaten man dem ersten Rat des Kurfürsten zuzutrauen wagte. Nach seiner Genesung begleitete der Kurprinz seinen Vater nach Preußen.

Dem Prinzen gefiel es in Preußen nicht sonderlich. Das Gebaren der preußischen Stände, das Vorwiegen des slavisch-polnischen Elements, der Streit zwischen Reformierten und Lutheranern, dies alles war wenig nach seinem Sinn. In ihm tauchte der alte Lieblingswunsch wieder auf, die Statthalterschaft in Kleve zu erhalten. Da erkrankten gleichzeitig der Kurprinz und sein Vater. Während der erstere bald genas, verschlimmerte sich die Krankheit des Kurfürsten; es war ein Beinübel, zu dem noch ein Fieber hinzugetreten war. Am 21. November 1640 stand Friedrich Wilhelm an dem Sterbelager seines Vaters, des Kurfürsten Georg Wilhelm, und die ganze Last der Regierung in dieser schweren Zeit ging nun auf seine jugendlichen Schultern über.

Schwerer Regierungsanfang.

Im noch nicht vollendeten zwanzigsten Lebensjahre trat Friedrich Wilhelm das Erbe seiner Väter an: die Regierung über ein verwüstetes Land und ein durch die langen Kriegsleiden bis zum äußersten Elend herabgekommenes Volk. Die drei Hauptteile seines Gebietes waren durch kein gemeinschaftliches Band verbunden, ja, kaum vermochte der Kurfürst selbst sich ihren Herrn zu nennen. In seinem ältesten Erblande, der Mark Brandenburg, schalteten die Heere der Kaiserlichen und der Schweden; diejenigen Truppen, welche das Land aufbringen und unterhalten mußte und welche in den Festungen lagen, standen zwar unter kurfürstlichem Befehl, waren jedoch dem Kaiser verpflichtet und trugen Namenszug und Wappen des Kaisers in ihren Fahnen. In Preußen konnte der Kurfürst die Regierung erst antreten, nachdem er dem Könige von Polen den Lehnseid geleistet und sich zur Erfüllung der harten Lehnsbedingungen bereit erklärt hatte. Die Regierung der Kleveschen Lande mußte er mit dem katholischen Pfalzgrafen von Neuburg teilen; die meisten Festungen waren noch von den Holländern besetzt. Pommern, das schon nach dem Tode Bogislaws XIV. (1637) an Brandenburg hätte fallen sollen, hielten die Schweden ungeachtet der brandenburgischen Erbrechte besetzt und machten keine Miene, das Land dem rechtmäßigen Herrn zu übergeben. Der Kaiser erteilte dem Kurfürsten nur die Belehnung für die Kurlande und Pommern; er verweigerte sie für die Rheinlande und für Jägerndorf, auf welches schon Georg Wilhelm nach der Ächtung des unglücklichen Markgrafen Johann Georg vergeblich Ansprüche erhoben hatte. In ganz Deutschland wütete der Krieg noch fort, welcher seit zweiundzwanzig Jahren seine Fluren verwüstet und alle Kräfte des Volkes gebrochen oder verzehrt hatte, — jetzt nur noch ein verzweifeltes Ringen ohne Plan und Ziel, ohne Aussicht auf ein baldiges Ende. Die furchtbaren Leiden des Landes, die sittliche Verkommenheit des Volkes sind zu oft geschildert worden, als daß wir hier dabei verweilen möchten. Ein neues Geschlecht war herangewachsen, welches den Frieden nie gesehen hatte und an die Rückkehr geordneter Zustände nicht mehr glaubte. Man hörte auf, für die Zukunft zu schaffen, und arbeitete nur, um das Leben zu fristen.

„Unter so verzweifelten Umständen," schreibt Friedrich der Große, „Herrscher, ohne im Besitz seiner Provinzen zu sein, Kurfürst, ohne die Macht zu besitzen, Bundesgenosse, ohne Freunde zu haben, begann Friedrich Wilhelm die

Regierung.“ Aber er brachte noch ein anderes Erbteil mit, das waren die stolzen Überlieferungen seines Ahnengeschlechts, der schöpferische Geist, der helle Mut und die unermüdliche Thatkraft der Hohenzollern. Er war erfüllt von seinem Fürstenberufe und von dem hohen Pflichtgefühl für das, was er seinem Lande und seinem Volke schuldig war. „Sic gesturus sum principatum, ut sciam rem populi esse, non meam privatam,“ (Ich will mein fürstliches Regiment so führen, daß ich mir bewußt bleibe, wie dasselbe die Sache des Volkes, nicht meine Privatsache ist) — dies war der Grundsatz, den er während seiner Regierungszeit stets vor Augen hatte und den er seinen Söhnen später in die Feder diktierte. „Herr, thue mir kund den Weg, darauf ich gehen soll,“ dieses Psalmenwort hatte er in seinen Siegelring stechen lassen. Daher bei aller Kühnheit des Beginnens jene prüfende Vorsicht, mit der er all sein Thun in den Bahnen zu halten suchte, welche die waltende Vorsehung den Fürsten und Völkern vorzeichnet; daher die staunenerregende Sicherheit und Festigkeit bei der Ausführung, und daher der Segen, der seinen Schritten folgte. Das ist das Charakteristische an allen Schöpfungen der Hohenzollern, daß sie auf innerer Wahrheit beruhen; darum haben sie in der Weltgeschichte Bestand und Dauer gewonnen. Friedrich Wilhelm war es, der in einer Zeit der allgemeinen Erschlaffung und sittlichen Verkommenheit seinem Volke ein Bild der Wahrhaftigkeit und Frömmigkeit, der Festigkeit, Tapferkeit und Treue vorhielt.

Auch darin zeigte sich die hohe Begabung dieses Fürsten, daß er von vornherein mit einer Reife und Klarheit auftrat, wie sie andere sich erst durch die Erfahrungen und Irrtümer einer langen Lehr- und Wanderzeit aneignen. „In einem Alter, wo die meisten Menschen erst anfangen, Selbstbeherrschung zu lernen,“ so urteilt sein großer Nachfahre über ihn, „gab er Beweise einer vollendeten Klugheit und aller derjenigen Tugenden, welche uns würdig machen, Menschen zu regieren.“ Solcher Eigenschaften bedurfte aber auch der Fürst, um in einer Lage, wie der seinigen, die richtigen Entscheidungen zu treffen. „Seine Lage“ — sagt der Geschichtschreiber Droysen — „war unermeßlich schwierig, sie forderte die äußerste Behutsamkeit und Verwegenheit. Mit jedem Schritt, den er wagte oder nicht wagte, handelte es sich für ihn um alles. Mit dem ersten Versuch eines freien Entschlusses mußte er fürchten, in seiner Ohnmacht zusammenzubrechen, bei dem ersten Erfolg erwarten, daß sich die kämpfenden Mächte zermalmend auf ihn stürzten.“

Aus dem wüsten Chaos, das er vorfand, suchte der jugendliche Fürst sein Volk emporzureißen und, anknüpfend an die wenigen noch vorhandenen Lebens- und Bildungskeime, mit neuer Lebenskraft zu erfüllen. Das dringendste Be-

dürfnis seines Landes war der Friede. Diesen herbeizuführen und sich zum Herrn in seinen Landen zu machen, war sein nächstes Streben. Von Königsberg aus verhandelte er zugleich mit Schweden über Waffenstillstand und Frieden, mit Polen wegen der Belehnung mit Preußen und traf seine Anstalten zur Aufrichtung seines kurfürstlichen Ansehens in der Mark Brandenburg mitten zwischen den streitenden Mächten Schweden und Österreich.

Alsbald nach seinem Regierungsantritt sandte der Kurfürst seinen Vertrauten, den Kammerjunker Werner von der Schulenburg, an den Grafen Schwarzenberg mit dem Ersuchen, „er möge sich noch ferner, wie bisher geschehen, mit der Mühewaltung eines Statthalters in der Mark Brandenburg beladen lassen." So überraschend diese Botschaft für den Kanzler auch sein mochte, so beabsichtigte der Kurfürst damit doch keineswegs, das Schwarzenbergsche System fortdauern zu lassen, sondern allein, das Mißtrauen des Kaisers von seinen ferneren Schritten abzulenken. Zugleich trug er dem Kanzler auf, dafür zu sorgen, daß die Festungen „in keines anderen Hand geraten möchten," und erließ an den Kommandanten Obersten von Burgsdorf in Küstrin gemessenen Befehl, „keine kaiserliche Garnison aufzunehmen, es möchte ihm von jemandem, wer es auch immer sei, zugemutet werden." Er berief sich dafür auf den Prager Frieden, nach welchem es jedem Fürsten freistand, seine Festungen mit seinem Volke allein zu besetzen. Kurfürstliche Bevollmächtigte trafen in der Mark ein, um das gesamte Kriegsvolk, insbesondere die Befehlshaber und die Besatzungen der festen Plätze, für den Kurfürsten allein in Eid und Pflicht zu nehmen. Hier stieß der Kurfürst auf den ersten Widerstand. Der Kommandant von Spandau, Oberst von Rochow, sowie die Obersten von Kracht in Berlin und von Trotha in Peitz verweigerten auf das entschiedenste den Eid, weil sie allein dem Kaiser verpflichtet seien; ja, der erstere drohte, die Festung in die Luft zu sprengen und ihre Besatzung dem Kaiser zuzuführen. Es sind dieselben adligen Namen, die uns bereits in der Geschichte des ersten Friedrich und des ersten Joachim begegneten; war also doch etwas von dem alten brandenburgischen Trutze in dem Blut der märkischen Junker zurückgeblieben. Nur Burgsdorf leistete mit den ihm untergebenen Offizieren und Mannschaften unbedingt den Eid und erwarb sich dadurch das Vertrauen des jungen Fürsten in einem höheren Grade, als er es durch sein sonstiges sittliches Verhalten rechtfertigte.

Der Kanzler Graf Schwarzenberg wagte nicht, gegen diese Maßnahmen seines neuen Herrn Einspruch zu erheben. Viele Zeichen deuteten darauf hin, daß es mit seiner Allmacht vorüber sei. Heftige Gemütsbewegungen beschleu-

nigten sein Lebensende. Der kaiserliche Sold für die Truppen war seit längerer Zeit ausgeblieben, und die kurfürstlichen Kassen waren leer. Dies führte zu aufrührerischen Scenen. Vor dem Hause des Kanzlers in Spandau rotteten sich lärmende Söldnerhaufen von dem daselbst garnisonierenden Regiment von Rochow zusammen und drohten, dasselbe zu stürmen, wenn ihnen nicht sogleich der rückständige Sold ausgezahlt würde. Um sie zu beschwichtigen, ließ ihnen der Kanzler aus seiner Privatkasse vorläufig eine Zahlung verabfolgen. Schlimmeres ereignete sich unterdessen in seinen Gemächern. Vom Wein erhitzt, gerieten hier bei einem Gastmahl die Gäste aus ähnlicher Veranlassung untereinander in Streit; ein Kammerjunker von Lehndorf rückte dem Kammergerichtsrat von Zastrow mit dem Degen zu Leibe und erstach ihn vor den Augen des Kanzlers. Zu dem erschütternden Eindruck dieser Scenen kam aus Regensburg, wo der Kaiser und die Reichsstände versammelt waren, die Nachricht, daß Schwarzenberg bei seinem Landesherrn in Ungnade gefallen sei. Das war zu viel für ihn. Am 4. März 1641 endete ein Schlagfluß sein Leben.

Aus seinen Papieren, welche der Kurfürst sogleich nach seinem Tode versiegeln ließ, ergab sich nichts, was die Anklagen des Volkes, das ihn offen des Landesverrats beschuldigte, hätte rechtfertigen können; doch ist es unerklärt geblieben, wie er in dieser Zeit der allgemeinen Verarmung ein bedeutendes Privatvermögen hatte sammeln können. Sein Tod bewahrte ihn vielleicht vor tiefen Demütigungen und befreite den Kurfürsten von einem zweideutigen Ratgeber.

Die Statthalterschaft in den Marken übertrug der noch in Königsberg weilende Kurfürst dem Markgrafen Ernst von Brandenburg-Jägerndorf, dem Sohne jenes Markgrafen Johann Georg, den wir als rüstigen Mitkämpfer auf seiten der Union in dem ersten Akte des Dreißigjährigen Krieges auftreten und dann, seines Herzogtums verlustig erklärt, in die Verbannung gehen sahen. Dieser ging auf die Absichten des Kurfürsten ein. Die widerspenstigen Kommandanten wurden in Haft genommen, ihre Kompanieen aufgelöst. Offiziere und Mannschaften fanden freudige Aufnahme in österreichischen Diensten. So war es nur eine kleine Heerschar, die unter den kurfürstlichen Fahnen verblieb, aber ihre Stärke bestand darin: sie diente nur einem Herrn und kannte nur eine Aufgabe — die Verteidigung des Heimatlandes.

Unterdessen hatte der Kurfürst von Königsberg aus durch seine Gesandten Wolf von Kreutzen und Johann von Kospoth Verhandlungen mit Polen über die Belehnung mit Preußen geführt. Es waren harte Bedingungen, die von ihm gefordert wurden. Der Kurfürst mußte jährlich 30000 Gulden, bei Kriegssteuern aber die doppelte Summe und außerdem einen Teil der preußischen

Seezölle an Polen zahlen. Er mußte sich ferner verpflichten, die Häfen Pillau und Memel stark zu befestigen und im Falle eines Krieges Polen Beistand zu leisten. Die Eingeborenen vom Adel behielten das Recht, in bürgerlichen und peinlichen Sachen an den König zu appellieren. Noch härter waren die Bedingungen in religiöser Beziehung, zu welchen sich der Kurfürst zu Gunsten der römischen Kirche und zum Nachteil der Reformierten bequemen mußte. Die Klugheit gebot, sich für den Augenblick zu fügen; gewiß sehnte der Kurfürst im stillen den Zeitpunkt herbei, wann es ihm vergönnt sein würde, die drückenden Lehnsfesseln abzustreifen.

Nachdem die Hauptschwierigkeiten geebnet waren, begab sich der Kurfürst zur förmlichen Belehnung nach Warschau. Es war ein schwerer Weg für ihn, den er seinen Nachkommen zu ersparen wünschte. Die Zumutung, daß er die Belehnung vor versammeltem Reichstage empfangen sollte, hatte er als „ein großes Unrecht vor Gott und der ehrbaren Welt“ unwillig zurückgewiesen und hielt seinen Einzug in die polnische Hauptstadt nicht eher, als bis die Landboten in ihre Heimat entlassen waren.

Die Belehnung fand am 8. Oktober 1641 statt. Auf dem Schloßplatze war die Throntribüne errichtet. Inmitten derselben saß die polnische Majestät, König Wladislaw IV., auf einem erhabenen Thronsessel in polnischer Tracht, umgeben von den Großwürdenträgern mit den Reichsinsignien und den polnischen Bischöfen. Vor ihm erschienen die kurfürstlichen Gesandten und überreichten knieend das Gesuch ihres Fürsten um Belehnung mit dem Herzogtum Preußen. Darauf nahte der Kurfürst selbst mit einem stattlichen Gefolge unter dem Getöne der Pauken und Trompeten. Die Junker und Kavaliere des Kurfürsten hielten zur Rechten, die des Königs zur Linken der Throntribüne; die königliche Leibkompanie war zur Rechten, die kurfürstliche zur Linken aufgestellt. Von drei Senatoren begleitet, schritt der Kurfürst die Thronstufen hinan. Er trug ein reich galonniertes, rotes Sammetkleid, am goldenen Bandelier das breite Schwert, auf dem Haupte den aufgekrempten schwarzen Filzhut mit schwarz und weißer Straußfeder, die vollen dunkeln Locken wallten bis auf die Schultern herab. Ob er gleich das Knie beugte, leuchtete doch Hoheit von seiner Stirn. Mit der Rechten ergriff er die Lehnsfahne und sprach den Eid, welchen der Großkanzler vorlas. Darauf nahm er seinen Platz zur Linken des Königs.

Dem feierlichen Akte folgten Banketts und rauschende Festlichkeiten. Der Eindruck, welchen der junge Kurfürst am Warschauer Hofe machte, war ein solcher, daß die Königin lebhaft wünschte, ihn zu ihrem Schwiegersohn zu

haben und ihm sogar im Vertrauen die Hand einer ihrer Töchter anbieten ließ. Der Kurfürst aber gab die ritterliche Antwort: „Solange ich mein Land nicht in Frieden regieren kann, darf ich mich nach keiner anderen Braut umsehen als nach meinem Degen."

Ob dieser Ausspruch in der That so ernsthaft gemeint war, mag dahingestellt bleiben; denn um dieselbe Zeit beauftragte der Kurfürst seinen Gesandten Rumelian von Leuchtmar, durch vertrauliche Andeutungen auf den alten Lieblingsplan Gustav Adolfs, eine Vermählung der jungen Königin Christine betreffend, den von ihm angeknüpften Friedensverhandlungen mit Schweden größeren Nachdruck zu geben. Durch die Bemühungen Leuchtmars war in Stockholm ein vorläufig zweijähriger Waffenstillstand zum Abschluß gekommen (17. Juli 1641). Freilich war damit noch nicht viel gewonnen; denn viele Plätze der Mark, darunter auch Frankfurt, blieben vorläufig noch von den Schweden besetzt, und die Mark hatte auch in der Folgezeit noch unter den Durchzügen der fremden Kriegsheere zu leiden; aber es war doch das Schwerste überstanden und die Bevölkerung nicht mehr einer feindlichen Behandlung seitens der schwedischen Truppen ausgesetzt. Als im folgenden Jahre den Schweden in Dänemark ein neuer Feind erwachsen war und Torstenson bei seinem kühnen Zuge nach Böhmen dadurch plötzlich im Rücken bedroht ward, benutzte der Kurfürst geschickt die Verlegenheit Schwedens, um von demselben einen günstigeren Vertrag zu erlangen, durch welchen seine märkischen Lande „frei in seine Disposition" zurückgegeben wurden (28. Mai 1643). „So war" — schreibt Droysen — „während noch ringsher der Krieg in ungeheuern Wogen brandete, hier in den Marken die zerstörende Flut wenigstens zum Stehen gebracht; und mit der Ruhe, der Zuversicht geschützt zu sein, begann Stadt und Land aus der Erstarrung zu erwachen."

Im März (1644) kehrte der Kurfürst in seine märkischen Lande und in seine Hauptstadt zurück. Es war ein trauriger Anblick, der sich ihm hier bot. Die Vorstädte lagen noch größtenteils in Asche; — der brandenburgische Befehlshaber, Oberst von Kracht, hatte im Sommer 1640, als ein Angriff der Schweden unter General Stahlhanske erwartet wurde, selbst den Befehl zum Niederbrennen der Vorstädte gegeben; — die Zahl der Einwohner war bis auf sechstausend herabgesunken, und den Lebenden sah das Elend aus den Augen. In den Straßen war seit langer Zeit nicht gebaut worden, Wald und Heide reichten bis in die unmittelbare Nähe des kurfürstlichen Schlosses, ja, dieses selbst war in so unwirtlichem Zustande, daß der Kurfürst es vorzog, seine Wohnung für die nächste Zeit in Küstrin zu nehmen. Auf einer Reise

durch das Land überzeugte er sich von der überall herrschenden Not. Wohl wissend, daß in der Arbeit das beste Mittel zur sittlichen Hebung liegt, ermunterte er überall zu Fleiß und Thätigkeit. Er ließ freies Holz zum Bau von Häusern verteilen, übergab den Bedürftigen Landstrecken zum Anbau und zog fleißige Leute aus dem Auslande, insbesondere aus Holland, herbei, um durch ihr Beispiel den Acker- und Gartenbau zu fördern. Auch durch gesetzliche Bestimmungen suchte er auf die Hebung der Volkswirtschaft einzuwirken. So erhielt niemand die Erlaubnis, eine Ehe einzugehen, der nicht nachweisen konnte, daß er sechs Obstbäume in seinem Garten gepfropft und sechs Eichbäume auf seinem Boden gepflanzt hatte.

Endlich waren nach langen Vorberatungen und Streitigkeiten über leere Formen und Titel zu Osnabrück und Münster die Verhandlungen über den Frieden eröffnet worden (1. Juni 1645). Es war eine Riesenaufgabe, in der allgemeinen Auflösung und Verwirrung die Grundlagen für eine neue Staatenordnung zu schaffen; sie wurde noch erschwert durch die Ansprüche der am Kriege beteiligten Mächte auf Entschädigung mit deutschem Ländergebiet und durch die selbstsüchtigen Bestrebungen der deutschen Fürsten nach Erweiterung ihrer landesherrlichen Rechte. Die Akten dieses Westfälischen Friedens sind trübe Beiträge zur deutschen Geschichte, und die Sprache, welche die Gesandten der fremden Mächte führten, mag wohl noch heute ein deutsches Herz empören. Der „Schirmherr des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation“ ließ es geschehen, daß edle Provinzen vom Reiche abgetrennt wurden, um die Ländergier der Nachbarn zu befriedigen, und daß deutsche Reichsfürsten ihm ein Recht nach dem andern raubten.

Bei der Schwäche und Erbärmlichkeit, die bei diesen Verhandlungen zu Tage trat, dem System von Ränken und Bestechungen, durch welches einer den anderen zu übervorteilen suchte, ist es trostvoll, doch einen deutschen Fürsten zu sehen, der, unbekümmert um die Einsprache der fremden Großmächte, fest und entschlossen an seinem angestammten, guten Rechte festhält und geradeswegs auf sein Ziel zusteuert.

Friedrich Wilhelm hatte als Jüngling von den holländischen Küstenplätzen aus oft seine Blicke über das weite Meer hinausschweifen lassen. Was den Stolz und die Freude dieser holländischen Nation ausmachte, Unabhängigkeit, Macht und Wohlstand, selbst den Boden, auf dem ihre Hütten wuchsen, das dankten sie dem Meere. Nun war für ihn die Zeit gekommen, um für seinen Staat die Meeresgrenze zu gewinnen und seinem Volke die Bahn zu gleichen Ehren zu öffnen, und nun hatte dieser Schwede festen Fuß in dem Lande gefaßt, für das bereits Friedrich der Erste und der Eiserne ihre Scharen in den

Kampf geführt und das nach Recht und Vertrag ihm und nur ihm gehörte. Von Kleve aus, wohin der Kurfürst sich begab, um dem Orte der Verhandlungen näher zu sein, erteilte er bestimmte Aufträge an den brandenburgischen Gesandten in Osnabrück, Grafen Johann von Wittgenstein, seine Stimme bei den Friedensverhandlungen mit allem Nachdruck für die kurbrandenburgischen Ansprüche auf Pommern zu erheben, da er „Pommern nimmermehr hergeben werde, es möchte gehen, wie es wolle." Aber man schien diese Ansprüche anfangs wenig beachten zu wollen, und der Kaiser selbst neigte mehr dazu, dieses deutsche Küstenland in schwedische Hände übergehen zu lassen, als die guten Rechte eines deutschen Fürsten zu unterstützen. „Den Kurfürsten darf man nicht aufkommen lassen," hatte einst der Schwede Liliehök geäußert, und im kaiserlichen Hoflager war man derselben Ansicht; denn es ging dort das geflügelte Wort, „man müsse diesem jungen brandenburgischen Adler die Flügel beschneiden, damit er nicht zu hoch fliege."

Nach vielen Unterhandlungen kam man auf den Ausweg, Pommern zwischen Schweden und Brandenburg zu teilen und letzteres für den an Schweden abzutretenden Teil durch säkularisierte Bistümer zu entschädigen. Es kostete dem Kurfürsten schwere Überwindung, auf diesen Plan einzugehen. In seiner Instruktion an den brandenburgischen Gesandten (aus Gröningen, 8. August 1646) schrieb er: „Ob Uns wohl nicht wenig zu Gemüthe geht, daß die Cron Schweden so inständig bei diesem unbilligen Postulato verharret, auch ungern in eine solche Sache willigen wollten, woraus Wir nicht allein Uns und Unsern Nachkommen, besonders dem ganzen Römischen Reich mehr Unheils und Ungelegenheit entstehen könnte, das itzo nicht abgesehen und vermuthet werden mag, so haben Wir dennoch aus einziger bloßer Begierde zu dem allgemeinen Frieden und daß ferneres Blutvergießen gesteuert werden möge, alle andere starke und nachdenkliche rationes und Uns selbst so weit überwunden, daß Wir Uns zu ferneren Tractaten resolvieret haben. Wir wollen aber zuförderst und nochmalen bedungen haben, daß Wir für Gott und der ganzen Welt, die benachbarten Könige und Unseres Hauses Verwandte, auch dem ganzen Römischen Reich gänzlich entschuldigt sein wollen, dafern durch diese Veräußerung dem Heiligen Römischen Reich einige Gefahr zuwachsen und entstehen sollte, und die Verantwortung denen lassen, die diese Zergliederung mit gut heißen und billigen." Weiter schreibt der Fürst in diesem merkwürdigen Erlaß: Was den Teil Pommerns anbelange, der an Schweden abzutreten, so sei es besser gewesen, darüber der pommerschen Deputierten Gutachten einzuziehen, als denen die Gelegenheit des Landes, wie es am füglichsten „zerrissen" werden könne,

am meisten bekannt. Deshalb hätten die kurfürstlichen Gesandten sich mit ihnen in Verbindung zu setzen. Zum Feierlichsten und mit allem Fleiße bedinge er aber, daß er zu dem Teil, der ihm verloren gehe, nicht weniger landesväterliche und gnädigste Affektion trage, als zu dem, der ihm verbleiben werde. Er versehe sich aber auch zu ihnen, daß Ihm nicht vorgeworfen werde, als hätte er sie verlassen. In einem Postskript ermahnt er die Gesandten noch: „Auch wolltet Ihr bei diesen Tractaten vornehmlich Euer Absehen dahin richten:

1. Daß Wir unsere Lande ganz an einem Stücke und die Schweden nichts dazwischen behalten möchten.
2. Daß Wir den Oderstrom ganz frei vor Uns behalten.
3. Daß Uns die Ausfahrten in die offene See von den Schweden ungesperret und ungehemmet verbleiben."

Die Frage wegen des Besitzes von Stettin und den Odermündungen, sowie wegen der dem Kurfürsten zu gewährenden Entschädigung oder „Satisfaktion," wie der damalige diplomatische Kunstausdruck hieß, erregte neue Schwierigkeiten. Vom Kaiser ohne Unterstützung gelassen, sah sich der Kurfürst endlich mit schwerem Herzen in die Notwendigkeit versetzt, die schwedischen Vorschläge anzunehmen, hoffend, daß ihm dereinst in günstigerer Zeit gelingen werde, seinen gerechten Ansprüchen Geltung zu schaffen. Ganz Vorpommern (links der Oder), der Oderstrom mit einem der Breite nach nicht genau bestimmten Strich Landes am rechten Ufer des Stromes, sowie mit den hinterpommerschen Städten Stettin, Damm, Gartz und Gollnow mußte den Schweden überlassen werden. Der Kurfürst mußte sich mit dem übrigen Teil von Hinterpommern begnügen und erhielt zur Entschädigung die säkularisierten Bistümer Kammin, Halberstadt und Minden nebst der Anwartschaft auf das Erzstift Magdeburg nach dem Tode des zeitigen Verwesers. Am 28. Januar 1647 wurden die auf diese Bedingungen hin festgesetzten Punkte unterschrieben. Wenn bei diesen Verhandlungen trotz ihres wenig befriedigenden Ergebnisses die Würde und Entschiedenheit anerkannt werden muß, mit welcher der Kurfürst unter widrigen Verhältnissen für sein Recht und das Interesse seiner Lande eintrat, so erwarb er sich durch sein festes Auftreten in den religiösen Angelegenheiten ein noch viel höheres Verdienst. Er wollte nicht, daß die Religion, zu der er und sein Haus sich bekannten, nur nebenher geduldet würde, sondern er forderte mit Bestimmtheit die gleichen Rechte für die Reformierten wie für Lutheraner und Katholiken und ließ durch seine Gesandten erklären: Er sei nicht gesonnen, sich von dem Augsburgischen Bekenntnisse und dessen Namen ausschließen zu lassen und bei seinen mehrenteils der lutherischen Religion zugewandten Unter-

thanen den Namen zu haben, daß er sich gleichsam in ein neues Jus einbettelu müsse, da er sich mit Mund und Herzen zu der Augsburgischen Konfession bekenne. Es müsse daher durchgehends das Wort „evangelisch“ gebraucht werden; widrigen Falls wolle er in die Insertion eines absonderlichen Artikels von den Reformierten nicht einwilligen, sondern das Jus an dem Orte suchen, da er es wohl erlangen wolle und sich dabei maintenieren. Das wirkte. Friedrich Wilhelm erlangte auf diese Weise, daß die einzige wirkliche Errungenschaft des Dreißigjährigen Krieges, die Freiheit des religiösen Bekenntnisses, nicht auf einen Teil des Volkes beschränkt blieb, sondern daß auch die Reformierten zu den Bekennern der Augsburger Glaubensschrift gerechnet und daß gleiche Rechte für alle gewährt wurden, die an der Reformation teilhatten.

So kam denn der ersehnte Friede zu stande, und am 24. Oktober 1648 erging an die Völker die Freudenbotschaft, „daß nunmehr ruhen sollten die Spieß und Schwerter und ihr Mord.“ Wohl dauerte es noch lange, bis die Spuren des furchtbaren Krieges getilgt waren; noch lagen Trümmerhaufen an der Stelle mancher ehedem blühenden Dörfer und Städte, und noch stieß der Pflüger innerhalb seiner Feldmarken überall auf moderndes Gebein; aber der Mensch konnte doch wieder anfangen zu bauen und zu schaffen für den folgenden Tag, er brauchte nicht mehr zu fürchten, daß ihm von durchziehenden Horden nachts das Dach über dem Haupte in Flammen gesteckt wurde.

An Friedrich Wilhelm trat jetzt die Aufgabe heran, sein kurfürstliches Ansehen in seinen neuen und alten Landen aufzurichten und für die Dauer zu befestigen. Ehe wir ihm unsere Aufmerksamkeit bei der Durchführung derselben zuwenden, unterbrechen wir hier gerne die Darstellung der auf der großen Weltbühne rastlos sich drängenden Ereignisse, um vor einem freundlichen Bilde zu verweilen, welches den bedeutenden Mann, der anfing, die Blicke der Fürsten und Völker auf sich zu lenken, auch unserem Herzen menschlich näher führt.

Die Vermählung.

Es war ein großer Plan, den Gustav Adolf gehegt, durch die Vermählung des Kurprinzen Friedrich Wilhelm mit seiner Tochter Christine den Kurhut Brandenburgs und die Krone Schwedens an ein Haus zu bringen und so eine protestantische brandenburgisch-schwedische Macht zu gründen, welche die katholische des Hauses Habsburg bald überflügelt haben würde; — ein Plan, kühn genug, um den Ehrgeiz eines jungen, thatkräftigen Fürsten zu reizen, aber auch folgenschwer genug, um die Bedenken und Befürchtungen der fremden Mächte zu rechtfertigen. Die Nachricht, daß der Kurfürst sich um die Hand der jungen Königin von Schweden bewerbe, weckte daher an allen Höfen große Aufregung. Mit Besorgnis sahen der Kaiser und die Krone Spanien auf die Möglichkeit einer Verbindung, welche alle bisherigen Machtverhältnisse in Europa aus den Fugen gedrängt hätte. Der König von Polen äußerte sich in den stärksten Ausdrücken darüber, daß sein Vasall nach einer Krone trachte, auf die er selbst ein großes, ja ein ausschließliches Recht habe. Auch Holland erblickte darin eine Bedrohung seiner Kommerzien, wenn ein brandenburgisch-schwedisches Reich die Ostsee umfaßte und den Ostseehandel beherrschte. Auf dem Frankfurter Deputationstage mußte der brandenburgische Gesandte Wesenbeck manche unzarte Anspielung auf diese geplante Verbindung von seiten der katholischen Reichsstände anhören. „Man sehe," sagte man ihm, „daß Brandenburg bei dem gemeinen Wesen doch nichts mehr thun wolle; warum denn Brandenburg nicht endlich mit dem schwedischen Fräulein fortmache; es sei ja doch einmal ganz schwedisch" ꝛc. — Und die junge stolze Königin Christine zögerte, sich zu entscheiden, war ungehalten, daß der Kurfürst nicht feuriger warb, und horchte eifersüchtig auf jedes Gerücht von anderweiten Heiratsplänen des Kurfürsten, etwa mit einer französischen Prinzessin oder mit dem Fräulein von Oranien.

Es ist nicht genau zu erfahren, wie weit diese Heiratsverhandlungen überhaupt gediehen sind und ob allein politische Bedenken Oxenstiernas, welcher immer neue Einwände hervorsuchte, um die Entscheidung in dieser Angelegenheit hinauszuschieben, oder ob auch die Erwägung, daß der herrische und übermütige Charakter der jungen Königin, die ihrer Mutter Briefe zurückwies, wenn diese darin die Anrede „Majestät" unterließ, zu dem hochstrebenden, feurigen Geiste des Brandenburger Herrn nicht passe, den Ausschlag gegeben haben mögen. Gewiß ist, daß der Kurfürst mit Sorgfalt jeden Schritt vermied, der ihn als Bittenden hätte erscheinen lassen, und daß er eine Krone

verschmähte, wenn er nicht auch ihre Macht erhielt. Und dieser Verzicht des Kurfürsten erhielt sein Haus der deutschen Nation, rettete ihr eine Zukunft. Durch die Verbindung mit Schweden wäre das Haus Brandenburg ebenso entdeutscht worden, wie es das Haus Habsburg infolge seiner Verbindung mit anderen Staaten bereits war; das evangelische Deutschland hätte dann seinen Schwerpunkt ebenso außerhalb des Reiches erhalten, wie das katholische ihn schon seit lange hatte, und der Südwesten Deutschlands wäre unwiderruflich dem französischen Einfluß erlegen. Die Hohenzollern sollten auf anderem Wege zu den höchsten Ehren gelangen als durch glückliche Heirat.

Seitdem die Friedensverhandlungen zu Osnabrück in lebhafteren Gang kamen, verstummten allmählich die Gerüchte von der Vermählung des Kurfürsten mit der schwedischen Königin. Dagegen schien der Kurfürst jetzt mit größerem Eifer eine engere Verbindung mit der Republik der Niederlande anzustreben, bei welcher er sowohl einen Rückhalt in der Kleve'schen Frage gegen Pfalz-Neuburg, als auch für seine gerechten Ansprüche auf ganz Pommern gegen Schweden zu finden hoffte. Vom Haag kamen ihm sehr günstige Eröffnungen, und so entschloß sich der Kurfürst, sich persönlich nach dem Haag zu begeben, um die Einleitung der Allianz zu betreiben.

Es war noch ein anderer Grund, der ihn zu dieser Reise bewog. Der Kurfürst trug noch aus seiner Jugendzeit das Bild jener lieblichen, bescheidenen Tochter des Oraniers, der Prinzessin Luise Henriette, die er in ihrem zarten Kindesalter dort kennen gelernt, in seinem Herzen. Nun war die Prinzessin zur blühenden Jungfrau gereift, und man rühmte allerwärts ihre Schönheit, ihren reich gebildeten Geist und die Vorzüge ihres Herzens. Auf sie fiel jetzt die Wahl des jungen Fürsten.

Nachdem Konrad von Burgsdorf mit der förmlichen Werbung nach dem Haag vorangegangen, brach Friedrich Wilhelm von Kleve auf. Am 12. November 1646 hielt der fürstliche Brautwerber mit einem stattlichen Gefolge, dem sich dreihundert Reiter und fünfhundert Musketiere in prächtigen, neuen Uniformen anschlossen, unter dem Zurufen des Volks seinen Einzug in den Haag. Vom Söller des prinzlichen Palastes am Nordende sah die Prinzessin auf den vorüberwogenden Zug herab und erwiderte anmutig dankend die Grüße, welche ihr ritterlicher Bewerber hinaufsandte.

Am folgenden Morgen (13. Nov.) begab sich der Kurfürst in Begleitung des jungen Prinzen Wilhelm von Oranien, des Sohnes von Friedrich Heinrich, nach dem Palaste der Generalstaaten, welche wegen der Mitgift der Prinzessin bei der Verbindung ebenfalls mitzureden hatten. Die persönliche Erscheinung des Fürsten, sein edles und würdevolles Auftreten, seine freimütige

Anrede an die Staaten machten einen ausgezeichneten Eindruck. Er sprach von den unbilligen und unchristlichen Postulaten der Krone Schweden, von den Schwierigkeiten, welche der katholische Pfalzgraf von Neuburg seiner Regierung in den Kleveschen Landen bereite, und drückte den Wunsch aus, mit der

Kurfürstin Luise Henriette.

löblichen Republik in eine dauernde und sichere Allianz zu treten. Er schloß mit der Anzeige, daß er im Begriff sei, sich mit dem ältesten Fräulein von Oranien in eine Allianz der heiligen Ehe einzulassen, und knüpfte daran die Hoffnung, daß die hochmögenden Herren sich dies lieb und angenehm sein lassen würden. — Die Deputierten zollten ihm freudigen Beifall und setzten der Prinzessin ein Jahrgehalt von 20000 Gulden aus.

Am 23. November fand — wegen der Krankheit des Prinzen-Statthalters

in aller Stille — die Vermählung des jungen Paares statt. Friedrich Wilhelm ließ indessen seine junge Gemahlin auf deren Bitte zur Pflege ihres Vaters noch im Haag zurück. Im März des folgenden Jahres verschlimmerte sich der Zustand des Statthalters. Der Kurfürst erschien wieder im Haag, um seinen väterlichen Freund vor dessen Lebensende noch einmal zu sehen. Am 18. März 1647 hauchte der edle Oranier in den Armen seiner Tochter seinen Geist aus. Nach den Trauerfestlichkeiten begleitete Luise Henriette ihren Gemahl nach Kleve.

Im Frühjahr 1648 trieb der Stamm der Hohenzollern ein neues Reis. Darüber war Freude bei den fürstlichen Eltern wie im Lande. Selbst aus dem fernen Königsberg sandte der Dichter Simon Dach ein Festgedicht zur Begrüßung des neugeborenen Prinzen, und die märkischen Stände ließen eine Denkmünze prägen mit der Inschrift:

„Gott erhalte Baum und Land
Und verbess're jeden Stand!"

Aber nur kurze Zeit währte die Elternfreude. Bald nach dem Aufbruch des kurfürstlichen Vaters von Kleve erkrankte der junge Prinz, welcher in der Taufe die Namen Wilhelm Heinrich erhalten hatte, und starb bald darauf in Wesel (24. Oktober 1649).

Nachdem der Kurfürst in den neuen Landesteilen Minden, Magdeburg und Halberstadt die Huldigung entgegengenommen, hielt er am 20. April 1650 mit seiner Gemahlin durch die kurz vorher angelegte und in holländischem Geschmack zu beiden Seiten mit jungen Linden bepflanzte Straße, welche jetzt von dem mit der Viktoria geschmückten Brandenburger Thor nach dem alten Schlosse führt, seinen Einzug in die Hauptstadt.

Luise Henriette war ihrem Gemahl eine treue Genossin in guten und bösen Tagen. Ihr milder, frommer Sinn sänftigte oft den Zorn des Kurfürsten und hielt ihn von übereilten Schritten zurück, ihr Rat ward ihm lieb und wert, und ihr häusliches Walten, ihre Sorge für die Hebung der Landwirtschaft und Pflege des Gartenbaues im kleinen gereichte dem ganzen Lande zum segensreichen Beispiel. Sie besaß vor allem die Tugend, welche unsere Minnedichter in der Hohenstaufenzeit bei den deutschen Frauen unter dem Namen „die Maße" priesen. Das Wirken edler Frauen verbirgt sich vor der Öffentlichkeit, und wir erfahren von ihrem Thun oft nichts als den stillen Segen, der daraus entsprießt. Um so mehr wollen wir bei den glänzenden Großthaten Friedrich Wilhelms auch des stillen Anteils eingedenk bleiben, welcher der edeln Oranierin an dem Aufblühen der brandenburgischen Lande gebührt.

Die
Aufrichtung des kurfürstlichen Ansehens
in den alten und neuen Landen.

Der Westfälische Friede hatte noch überall unfertige und schwankende Zustände gelassen; in allen Grenzlanden begegneten sich noch streitige Rechtsansprüche. Die Mächte Schweden und Frankreich galten als Bürgen eines Friedens, der nur die Ohnmacht und Zerfahrenheit des Reiches bestätigt hatte. Der Kaiser hatte sich seines hohen Rechtes als Schirmherr der Gemeinfreiheit begeben und überließ es den Landesfürsten, selbst für die Sicherstellung ihrer Rechte und den Schutz ihrer Lande durch Bündnisse und Verträge untereinander oder mit dem Auslände Sorge zu tragen. Diese Aufgabe war um so schwieriger, je einflußreicher die Stellung, welche die Fürsten infolge der Lage und Ausdehnung ihrer Lande im Reiche einnahmen.

In den alten brandenburgischen Landesteilen war das kurfürstliche Ansehen während der langen Kriegszeit tief erschüttert, in den neuen war es noch nicht zur Geltung gelangt. Die einzelnen, weit voneinander entfernt liegenden Gebietsteile — die verarmte, verödete Mark, der von der Hauptader des Landes, der Oder und ihren Mündungen losgerissene Teil von Pommern, das noch unter polnischer Lehnshoheit stehende, durch ein Übermaß von Libertät verwöhnte und verwahrloste Preußen, die Lande Kleve-Mark-Ravensberg, in denen der Kaiser noch die Rechte des Oberlehnsherrn, Pfalz-Neuburg diejenigen des Mitbesitzers, und in deren Grenzfestungen Holland eine Art Schutz- und Besatzungsrecht übte, — sie alle fanden ihre Einigung allein in dem gemeinsamen Oberherrn. Was wäre aus diesen Landen geworden, wenn ihre Leitung in schwache Hände gefallen wäre? Vielleicht eine solche Species

von seltsamen Staatsgebilden wie diejenigen, in denen wir noch vor kurzem die fossilen Überreste des weiland „Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation" erkennen konnten! Vielleicht auch hätten sich die Nachbarmächte ihrer angenommen, Preußen wäre an Polen, Pommern an Schweden, die Rheinlande an Frankreich gefallen und die Zerstückelung Deutschlands fortgesetzt worden! — Solches zu verhindern, hatte Gott dem Kurfürsten den weisen Sinn und den kräftigen Willen gegeben. Es ist der einheitliche Staatsgedanke, der in ihm zum erstenmal dem in stumpfer Trägheit dahinlebenden Partikularismus scharf und bestimmt entgegentritt. Seine Lande sollten durch ihn erfahren und empfinden lernen, daß sie „membra unius capitis" — „Glieder des einzigen Hauptes" — wären, wie der Kurfürst den märkischen Ständen auseinandersetzte, als diese zwei Jahre nach dem Friedensschluß eine Eingabe wegen der fortdauernden Unterhaltung von Truppen an ihn richteten. Seine Brandenburger sollten wissen, daß sie „für Pommern ebenso einzutreten hätten, als ob es um ein Stück von den Marken gehe"; denn alle diese Gebietsteile bildeten zusammen seinen Staat, und die Ehre seines Namens haftete an jedem derselben in gleicher Weise. Sein Ehrgeiz war nicht ein persönlicher, sondern er galt der Sache, dem Gemeinwohl seiner Lande. Das Gefühl, zu Mitarbeitern an einem großen, zukunftreichen Werke berufen zu sein, wußte der Kurfürst auch den Staatsmännern und Räten mitzuteilen, die er in seine Nähe zog. Ein jugendfrischer Zug kam über sie alle und riß auch die älteren unter ihnen — die beiden Leuchtmar, Götze, Winterfeld — in die neuen Bahnen mit fort. Alle fühlten, daß die Regierung in fester und sicherer Hand ruhe, aber auch, daß der junge Landesherr von ihnen eine äußerste Anspannung der Kräfte fordere und eine Auffassung von ihren bürgerlichen und Staatspflichten von ihnen erwarte, die in der vorhergegangenen Zeit der sittlichen Erschlaffung fast verloren gegangen war. Der Kurfürst verstand es aber auch, seine Leute zu wählen und jeden an den Platz zu stellen, wo er ihm für die Ausführung seiner Pläne am meisten nützen konnte. Eine Reihe von Namen bedeutender Statsmänner — wie Johann Georg Fürst von Anhalt, Johann Moritz Fürst von Nassau-Dietz, Ernst Bogislaw Herzog von Croy und Archot, Bogislaw Fürst von Radziwill, Georg Friedrich Graf von Waldeck, Otto von Schwerin, Fabian von Dohna, Ewald von Kleist, Friedrich von Jena, Meinders, Brandt und anderer — klingen hellen Klanges aus jenen Tagen zu uns herüber, und zu ihnen gesellen sich die Namen seiner Heerführer, der Derfflinger, Sparr, Homburg, Henniges, Görtzke, Schöning, Schomburg und so weiter. Ihnen allen gebührt ein Anteil an

dem Werke, das, aus dem Geiste des „Großen Kurfürsten“ hervorgegangen, nun immer mächtiger vor uns emporsteigt.

Wir werfen zunächst einen Blick auf die neuen Lande und auf ihren früheren Entwickelungsgang bis zu ihrem Anfall an Brandenburg und bis zur Anerkennung der kurfürstlichen Landesobrigkeit in denselben.

Im Westfälischen Frieden hatten die kurfürstlichen Lande einen Zuwachs von mehr als fünfhundert Quadratmeilen erhalten. Eine solche Gebietserweiterung mußte von weittragenden Folgen für die Stellung Brandenburgs in Deutschland und für seine Beziehungen zu den übrigen Staaten sein. Aber es verging noch lange Zeit, ehe sich der Kurfürst des ungestörten Besitzes seiner Lande freuen konnte.

Durch die Erwerbung der ehemaligen Stifter Magdeburg und Halberstadt im Südwesten der alten brandenburgischen Lande wurde der Schwerpunkt des Staates mehr in die Mitte Deutschlands gerückt. Ihre protestantische Bevölkerung, welche zu derjenigen Brandenburgs schon längst in verwandtschaftlichen Beziehungen gestanden hatte, vermittelte die innigere Verbindung zwischen diesem und dem übrigen Norddeutschland.

Die Geschichte des Bistums Magdeburg reicht hinauf bis in die Zeiten Karls des Großen und Ottos des Großen. Letzterer gründete das Benediktinerstift zu St. Mauritius und Innocentius (937); er erhob dasselbe dreißig Jahre später zum Erzbistum und teilte ihm unter andern Bistümern auch diejenigen von Brandenburg und Havelberg zu. Seit 1513 waren brandenburgische Prinzen mit der erzbischöflichen Würde von Magdeburg bekleidet worden. Der vierte unter ihnen, Sigismund, jüngerer Sohn des Kurfürsten Joachim II., führte mit Zustimmung des Domkapitels die evangelische Lehre im Erzstift ein (1561). Sein Nachfolger Joachim Friedrich, der spätere Kurfürst von Brandenburg, nannte sich nicht mehr Erzbischof, sondern Administrator, ebenso dessen jüngerer Sohn Christian Wilhelm. Um die Besetzung des Erzstiftes der Einwirkung des Kaisers zu entziehen, wählte das Domkapitel (1625) den Herzog August von Sachsen, zweiten Sohn des Kurfürsten Johann Georg I. von Sachsen, zum Koadjutor und Nachfolger Christian Wilhelms. Diesem ward im Prager Frieden (1635) die Verwesung des Erzstiftes für Lebenszeit zugesprochen. Kurfürst Friedrich Wilhelm konnte daher erst nach seinem Tode (1680) den Besitz von Magdeburg, welches nach dem Westfälischen Frieden in ein weltliches Herzogtum umgewandelt wurde, antreten und nahm im April 1650 nur die Eventualhuldigung entgegen.

Die Stadt Magdeburg, durch ihre Lage an der nächsten Annäherung

der Elbe an das Wesergebiet von besonderer Bedeutung für die Staaten Friedrich Wilhelms, hatte im Westfälischen Frieden Reichsfreiheit zu erlangen gesucht und verstand es, sich für jetzt der Eventualhuldigung zu entziehen. Dem Kurfürsten gelang es jedoch (1666) — wie wir weiter unten näher hören werden —, sich durch einen kühnen Handstreich zu ihrem Herrn zu machen.

Das Bistum Halberstadt, dessen Gründung die Sage auf Karl den Großen zurückführt, war beinahe ein Jahrhundert hindurch (1497—1566) mit dem Erzbistum Magdeburg vereinigt gewesen, indem der jemalige Erzbischof von Magdeburg zugleich von dem Halberstadter Domkapitel zum Bischof gewählt wurde. Nach dem Tode des Erzbischofs Sigismund (1566) wählte jedoch das Domkapitel, welches der Reformation abgeneigt war, den damals erst zwei Jahre alten Prinzen Heinrich Julius von Braunschweig-Wolfenbüttel zum Bischof. Seitdem bekleideten braunschweigische Prinzen die bischöfliche Würde von Halberstadt. Während des Krieges wurde Halberstadt durch ligistische und kaiserliche Truppen besetzt und das Domkapitel veranlaßt, den dreizehn Jahre alten Sohn des Kaisers Ferdinand II., Leopold Wilhelm, zum Bischof zu wählen (1627). Dieser Bischof bekam jedoch sein Bistum niemals zu sehen. Dasselbe wurde vielmehr während des weiteren Verlaufes des Krieges von den Schweden besetzt und erst im März 1650 wieder von ihnen geräumt. Im folgenden Monat empfing Friedrich Wilhelm als Landesfürst die Erbhuldigung zu Halberstadt.

Mit dem ehemaligen Bistum Minden, welches nach seiner Säkularisation gleichfalls in ein weltliches Fürstentum umgewandelt wurde, hatte Friedrich Wilhelm auch seinen westlichen Besitzungen ein neues Stück hinzugefügt. Dies war der klassische Boden der Römerkämpfe und der Sachsenkriege, das Land der Engern, nach deren Unterwerfung Karl der Große das Bistum begründete, welches sich von der Weserbiegung bis zur Einmündung der Aller erstreckte. Im Jahre 1566 traten Bischof, Domkapitel und Stände der Reformation bei. Auch dieses Bistum ward während des Dreißigjährigen Krieges von den Schweden besetzt und erst im Oktober 1649 geräumt. Im Februar 1650 empfing Friedrich Wilhelm die Erbhuldigung.

Die alte Stadt Minden, an dem Durchbruch der Weser in das Flachland, behauptete hier eine ähnliche militärische Position, wie Magdeburg an der Elbe. Beide Städte waren als Hauptpunkte an der kürzesten Verbindungslinie aus den östlichen nach den westlichen Gebietsteilen von hoher Wichtigkeit. Den Anspruch der Stadt, eine eigene Besatzung zu haben, bestritt der Kurfürst als seinen Rechten zuwider und ließ sie sogleich nach dem Abzuge der Schweden durch seine Truppen besetzen.

Dasjenige Land, auf dessen Erwerbung Friedrich Wilhelm bei den Verhandlungen zu Osnabrück den meisten Wert gelegt hatte, Pommern, stand durch seine Geschichte in nahen Beziehungen zu Brandenburg. Bei dem Eindringen der slavischen Flutwelle, welche im fünften Jahrhundert die germanischen Stämme der Vandalen, der Heruler und Rugier aus ihren Sitzen in der Weichsel- und Oderniederung nach Süden und Westen drängte, hatten an den Ostseeküsten sich slavische Völkerschaften niedergelassen, welche von den andern „Pomoren" oder „Pomeren," das ist „Meeranwohner," genannt wurden. Ihre Sitze erstreckten sich von der unteren Weichsel bis an die untere Oder.

Nach vielen vergeblichen Bekehrungsversuchen erschien Bischof Otto von Bamberg als Apostel bei den Pommern und gründete (1128) in der alten Handelsstadt Julin auf der Oderinsel das erste Bistum, welches fünfzig Jahre später, nachdem Julin von den Dänen zerstört worden, nach Kammin verlegt wurde. Als Stammherr der pommerschen Herzöge wird Suantibor genannt († 1107). Seine Söhne teilten das Land und stifteten mehrere Linien. Es traten nun die Namen Pomerellen für den östlichen Hauptteil (das heutige Westpreußen und der östlichste Teil der Provinz Pommern) und Slavien für den westlichen Hauptteil (das Land zwischen Oder und Persante) hervor. Um Schutz gegen die Einfälle der Dänen, Rügen und Polen zu finden, begaben sich die Fürsten Bogislaw und Kasimir (1180) unter die Lehnshoheit des Kaisers Friedrich Barbarossa. Seitdem machte die Germanisierung schnelle Fortschritte. Kämpfe mit den benachbarten Fürsten und mächtigen Städten, wie der blühenden Handelsstadt Stralsund, füllten die folgenden Jahrhunderte. In dieser Zeit fiel Pomerellen fast ganz an den Askanischen Markgrafen Waldemar von Brandenburg, kam dann an den Deutschen Orden und endlich unter die Herrschaft Polens. Der Name „Pommern" ward nun ausschließlich auf Slavien übertragen, welches sich jetzt auch westlich der Oder bis zur Peene (das heutige Vorpommern) erstreckte. Herzog Barnim I. besaß das gesamte Slavien. Unter seinen Nachfolgern schieden sich die Linien Pommern-Stettin und Pommern-Wolgast (seit 1295). An die letztere fielen nach dem Aussterben der Fürsten von Rügen (1325) auch das Festland und die Insel Rügen.

Es muß ein hünenhaftes Geschlecht gewesen sein, das der alten Pommernherzöge; denn es werden Wunderdinge von ihren körperlichen Leistungen erzählt. Herzog Bogislaw X. (1470) trank ungeheuer und aß einen ganzen Schinken auf einmal. Derselbe Fürst schlug einmal in der Türkei einen ganzen Haufen Türken mit einem Bratspieß in die Flucht, an dem noch die Hühner staken. Und es muß auch ein kerniges Volk gewesen sein, über das sie herrschten, still

und schlicht, mannhaft und trutzig, unverwüstlich tapfer, voll Vertrauen auf Gott und die eigene Kraft. So waren diese alten Pommern und Rügen, die Vorfahren der Kleist und Schwerin, der Arndt und Nettelbeck. Oft haben sie sich mit den Brandenburgern in blutiger Fehde gemessen; aber es ist eine alte Erfahrung, daß die, welche sich im Kampfe am tapfersten bestanden, im Frieden die treuesten Genossen werden.

Wir haben des erbitterten Streites gedacht, der nach dem Tode des letzten Herzogs von Pommern-Stettin (1464) zwischen dem Herzog Bogislaw X. von Pommern-Wolgast und dem Kurfürsten Friedrich dem Eisernen entbrannte und der sich auf ihre Nachkommen vererbte. Durch den Vertrag zu Grimnitz (28. August 1529) wurde die Erbfolgefrage endgültig entschieden. Seitdem empfingen die Kurfürsten von Brandenburg die Eventualhuldigung der pommerschen Stände, und die Pommern hatten durch ein Jahrhundert Zeit, sich mit dem Gedanken vertraut zu machen, daß die Hohenzollern dermaleinst ihre Herrscher sein würden.

Die Reformation fand, namentlich durch den Mönch Johann Bugenhagen aus dem Kloster Belbuk bei Treptow an der Rega, unter den Herzögen Barnim XI. von Stettin und Philipp I. von Wolgast schnelle Verbreitung in Pommern. Auch der Bischof von Kammin, Erasmus von Manteuffel, trat 1536 zur lutherischen Lehre über. Seitdem verblieb die bischöfliche Würde bis zur Säkularisation des Bistums und seiner Umwandlung in ein weltliches Fürstentum bei dem pommerschen Herzogshause.

Der edle Stamm der Greifen, der ehedem so kräftig Sprossen und Zweige getrieben, erlosch. Am 10. März 1637 starb der letzte Herzog von Pommern, Bogislaw XIV. Vergeblich versuchte der schwache Kurfürst Georg Wilhelm unter den Wirren und Unruhen des Krieges die Regierung des Landes anzutreten. Der schwedische Legat Steno Bjelke ließ den kurfürstlichen Herold, welcher den Ständen das Besitzergreifungspatent überbringen sollte, ins Gefängnis werfen und drohte, ihm das Patent an den Kopf nageln zu lassen. Beim Westfälischen Frieden ward das Land, das nach dem sauer erworbenen Erbrecht der hohenzollernschen Fürsten und nach der ehrlichen Meinung aller Pommern an Brandenburg hätte fallen sollen, in zwei ungleiche Teile zerrissen und der weniger begünstigte Teil mit Kammin dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm übergeben. Durch die Festsetzung Schwedens in Vorpommern blieben die brandenburgischen Lande unmittelbar dem Drucke dieser Macht ausgesetzt, der Weg zum Meere blieb dem Staate verschlossen; denn die unbedeutenden Häfen Hinterpommerns kamen kaum in Betracht, und so war die Möglichkeit der Begründung einer Seemacht und der Seeverbindung Brandenburgs mit Preußen

ausgeschlossen. — Trotz dieser Verkümmerung des hohenzollernschen Erbes zögerten die Schweden auch jetzt noch unter allerlei Vorwänden, das kurfürstliche Gebiet von Pommern zu räumen und steigerten namentlich ihre Ansprüche in betreff des ihnen nach den Bestimmungen des Westfälischen Friedens zu überlassenden Landstrichs auf dem rechten Oderufer bis ins Unglaubliche. Die Verhandlungen darüber schleppten sich bis ins Frühjahr 1653 und hätten wohl noch länger gedauert, wenn es dem Kurfürsten nicht gelungen wäre, die Fürsprache des Kaisers zu erlangen.

Kaiser Ferdinand II. bedurfte nämlich der Stimme des Kurfürsten für die Wahl seines Sohnes Ferdinand zum römischen König und war daher geneigt, den Ansprüchen Brandenburgs einige Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Auf seine Einladung begab sich Friedrich Wilhelm selbst in das kaiserliche Hoflager nach Prag und fand hier die glänzendste Aufnahme. Der Kaiser ließ es weder an Versicherungen seiner „Affektion," noch an Versprechungen fehlen und richtete auch wirklich bald nach dieser Zusammenkunft eine Art von Ultimatum an die Krone Schweden, indem er erklärte, ihr weder Belehnung noch Sitz und Stimme im Reichstage gewähren zu wollen, bevor nicht Hinterpommern geräumt sei. Unter diesem Druck erfolgte dann endlich die Vollziehung des sogenannten Grenzrecesses zu Stettin und die Räumung des brandenburgischen Anteils von Pommern. Am 21. Juni 1651 ward die kurfürstlich hinterpommersche Regierung in Kolberg eingeführt.

So war denn die Trennung des Herzogtums vollzogen. Nur ein Trauerakt, die Bestattung des letzten lieben Herrn vom Greifenstamme in der Gruft seiner Väter nnter der Schloßkirche zu Stettin, vereinigte noch einmal die Stände des gesamten Pommerlandes. Die alte Sitte, dem Letztlinge seines Geschlechts den zerbrochenen Schild in die Gruft nachzuwerfen, unterblieb gemäß dem Willen des Kurfürsten, welcher einwendete, daß er selbst den pommerschen Greifen in sein Wappen aufgenommen habe. So ward nur die Trauerfahne zerrissen, die Stange zerbrochen und die Stücke wurden in die herzogliche Gruft nachgeworfen. Dies geschah am 25. Mai 1654.

Während die Verhandlungen über Pommern geführt wurden, entstanden auch in den Kleveschen Landen Verwickelungen für die kurfürstliche Regierung. Der Kurfürst war der Ansicht, daß er bei den früheren Verträgen über die Erbregulierung von dem Hause Pfalz-Neuburg übervorteilt worden sei. Insbesondere kränkte ihn auch die unwürdige Behandlung, welche der Pfalzgraf den Verträgen zuwider der evangelischen Bevölkerung in den Jülicher Landen zu teil werden ließ. Er beschloß deshalb, „den alten Gauner von Düsseldorf zur Raison zu bringen."

Im Juni 1651 rückten viertausend Brandenburger unter dem General Otto Christoph von Sparr in das Jülich-Bergische Gebiet ein. Der Pfalzgraf erhob Klage beim Kaiser, rief den länderlosen Herzog Karl von Lothringen mit seinen Kriegsvölkern herbei und warb um die Hilfe Spaniens. Die Entrüstung über das eigenmächtige Vorgehen des Kurfürsten unter den katholischen Reichsständen war groß, und Friedrich Wilhelm selbst erkannte, daß er zu kühn vorgegangen war. Er hatte auf die Unterstützung der Niederlande gerechnet; aber die stolze Politik der Oranier, welche die Union gegründet und zur Blüte gebracht hatte, war mit dem frühen Tode Wilhelms II., des Schwagers des Kurfürsten (November 1650) beseitigt und eine Politik der Interessen und Kommerzien an ihre Stelle getreten. Die Unmündigkeit des einzigen Sohnes Wilhelms II. — des nachmaligen Königs Wilhelm I. von England — gab der republikanischen Partei in Holland den Vorwand, die Würde des Generalstatthalters ganz abzuschaffen. Vergebens ging der Kurfürst, der seine Truppen unterdessen im Lager von Duisburg vereinigt hatte, selbst nach dem Haag, um die Staaten zu einem für ihn günstigen Entschluß zu bewegen. Selbst die Vermittelung, das einzige, was er zu erreichen vermochte, wurde von ihnen so säumig betrieben, daß der Pfalzgraf nur um so dreister wurde. Nun erschienen auch kaiserliche Abgesandte im Kleveschen, „um das lokale Feuer zu löschen, damit nicht ein allgemeiner Brand daraus werde.“ Der Kurfürst suchte sich aus seiner übeln Lage zu ziehen, indem er ihre Vermittelung annahm, derselben aber eine solche Richtung gab, daß die Spitze gegen den Pfalzgrafen gekehrt ward. Die Art, wie er hier den kaiserlichen Forderungen nachgab, dort die überspannten Ansprüche des Pfalzgrafen dämpfte, zeigte von seinem staatsmännischen Geschick. So kam es zu dem Vergleich von Kleve (1. Oktober 1651), demzufolge beide Teile die Waffen niederlegten und die Schlichtung der Streitigkeiten einem kaiserlichen Schiedsgericht, an welchem auf des Kurfürsten Antrag je zwei Bevollmächtigte für Brandenburg und für Pfalz-Neuburg teilnahmen, übertrugen. Der definitive Abschluß erfolgte indessen erst fünfzehn Jahre später durch den „beständigen Erbvergleich“ von Kleve (30. August 1666). Friedrich Wilhelm ging ohne Schaden, aber auch ohne einen sichtbaren Erfolg aus den Kleveschen Händeln hervor. Nicht was er erreicht hatte, war von Bedeutung, aber was er gewagt hatte und wagen konnte, bedeutete viel und bereitete die Welt allmählich auf dasjenige vor, was sie von diesem jungen und thatkräftigen Fürsten noch in Zukunft zu erwarten hatte.

So vielseitig die Regierungsthätigkeit des Kurfürsten war, lassen sich doch alle Richtungen derselben auf bestimmte einheitliche Gesichtspunkte zurückführen.

Es galt ihm nach außen die Gründung einer selbständigen protestantischen Macht in Norddeutschland, im Innern die Aufrichtung seiner obrigkeitlichen Gewalt über allen Staatsgliedern und Ständen, so daß in dieser die Rechte und Interessen aller seiner Unterthanen in gleicher Weise Schutz und Vertretung fanden. In dem Streben nach diesen Zielen ließ er sich durch keine Einsprache und keine Nebenrücksichten aufhalten. Wir sehen ihn mitunter sogar gewaltsam über altherkömmliche ständische Sonderrechte und Gebräuche, die im Laufe der Zeit zu Mißbräuchen geworden waren, hinwegschreiten, wo er es zum Wohle des Ganzen und zur Verwirklichung des Staatsgedankens für nötig hielt. Er trug dafür das Bewußtsein eines höheren sittlichen Rechts in seiner Brust, aus welchem er die Kraft zur Überwindung jeden Widerstandes schöpfte, der sich ihm auf diesem Wege entgegenstellte.

Um die Aufgabe des Kurfürsten in ihrem vollen Umfange zu würdigen, erinnere man sich, wie in der Zeit, von der wir reden, die schönsten und tiefsten Züge des deutschen Nationalcharakters, die ernste Treue, die opferbereite Hingebung, die Wahrhaftigkeit in Wort und Werk fast erloschen, die Begriffe von Recht und Pflicht in Verwirrung geraten, und wie in dem Thun und Treiben des Einzelnen, sowie der gesellschaftlichen und ständischen Gemeinschaften die Selbstsucht der vorherrschende Beweggrund geworden war. An ein Gemeingefühl der Bevölkerungen in den verschiedenen Landesteilen, welche der Kurfürst beherrschte, war nicht zu denken. Was kümmerten seine Brandenburger die Verhandlungen mit Polen über die preußische Lehnshoheit? Was fragten seine Ostpreußen danach, ob französische Kriegsvölker seine Rheinlande verwüsteten? — Gleiche Rechte und gleiche Pflichten für alle, das war die Grundbedingung eines Staatswesens, wie Friedrich Wilhelm es anstrebte; aber davon war man in seinen Landen damals noch weit entfernt. Adel und Städte besaßen ständische Vorrechte, aber ihre Verpflichtungen — die Stellung der Mannschaften zur kurfürstlichen Lehnsfolge und zur Landesverteidigung — waren im Laufe der Zeit teils durch die veränderten Heereseinrichtungen überwunden, teils durch Zahlungen abgelöst worden. Die Lasten ruhten fast allein auf dem kleinen Bürger, dem Handwerker und dem Bauer.

Um das Land wehrhaft und verteidigungsfähig zu machen und die gemeine Wohlfahrt zu fördern, bedurfte der Kurfürst der Geldmittel und zur Erlangung derselben der Zustimmung der Stände. Diese aber machten die Bewilligung von Bedingungen abhängig, die auf Erweiterung ihrer Gerechtsame und auf Minderung der landesherrlichen Gewalt hinausgingen. Sie wollten sich nicht darauf beschränken mitzuraten, sondern sie wollten mitregieren; insbesondere

wollte kein Landesteil sich dazu herbeilassen, zu Gunsten eines anderen Opfer zu bringen. Auf diesem Gebiete erwachte der Streit zwischen fürstlicher Hoheit und ständischer Freiheit, zwischen Souveränität und Libertät, welcher einen großen Teil der Regierungszeit des Kurfürsten füllt und neben seinen auswärtigen Kriegen nebenhergeht. An dem Widerstande der Gegner wuchs seine Kraft, an seinen Erfolgen brach sich ihr Widerstand. So schritt er vorwärts von Ziel zu Ziel, bis es ihm endlich gelang, auch die widerstrebenden Kräfte in seine Bahnen mit fortzureißen.

In den kleinen Landesteilen, welche der Kurfürst neu seinem Machtgebiet einverleibt hatte, in Pommern, Magdeburg, Halberstadt und Minden, war der ständische Widerstand nicht erheblich, teils weil sie bald den Vorzug der Zugehörigkeit zu einem größeren Gemeinwesen unter sicherer und fester Leitung schätzen lernten, teils auch, weil hier die ständischen Gerechtsame schärfer begrenzt waren.

In der Mark Brandenburg regte sich der Widerstand der Stände, als der Kurfürst trotz des Friedens fortfuhr, eine Truppenmacht zu unterhalten. Die Stände beriefen sich in ihren Eingaben (September und November 1650) auf das Beispiel anderer Fürsten, von denen die Kriegsvölker längst entlassen seien. Der Kurfürst — sagten sie — stehe diesen Potentaten weder an Macht, noch an Weisheit und Verstand nach, warum er ihnen denn an Güte und Mildigkeit nachstehen wolle, diesen eigentlich fürstlichen Tugenden, durch welche Fürsten den Göttern gleich geachtet würden. Der Kurfürst belehrte sie, daß das Beispiel anderer Potentaten nicht passe, da keiner von ihnen erst noch eine Provinz zu gewinnen oder zu verlieren habe. Als die Stände sich überzeugten, daß er in der Sache selbst fest blieb, richtete sich ihr Widerstand hauptsächlich gegen die Art der Besteuerung. Um eine gerechtere Verteilung der Steuerlast herbeizuführen, hatte der Kurfürst die auch in Holland übliche Accise, das ist eine Steuer auf alle im Lande verbrauchten Waren, in Vorschlag gebracht. Obgleich von den Ständen in ihrer Gesamtheit verworfen, ward doch mit der Einführung dieser Steuer zuerst in den Städten der Anfang gemacht, und bald überzeugten sich diese von der Zweckmäßigkeit der neuen Einrichtung, welche auch den weniger bemittelten Bürgern die Aufbringung der für den Staat erforderlichen Geldmittel in einer weniger drückenden Weise möglich machte. Der wirtschaftliche Aufschwung, welcher bald überall da wahrzunehmen war, wo die Vorschläge des Kurfürsten zur Ausführung kamen, sprach am besten für die neue Maßregel. Der Widerspruch der Stände ließ allmählich nach, und die alte Anhänglichkeit der Brandenburger an ihr Fürstenhaus bestand in der Folgezeit noch manche Probe.

Bedenklicher gestaltete sich der Kampf mit den Ständen in denjenigen Landesteilen, wo die widerstrebenden Elemente Unterstützung bei den auswärtigen Mächten fanden, so in Kleve und mehr noch in Preußen. Im November 1652 veranstalteten mehrere Edelleute und städtische Abgeordnete aus Kleve und Mark zu Köln eine Zusammenkunft mit den Herren aus Jülich und Berg und verbanden sich durch einen körperlichen Eid zu gemeinschaftlichen Schritten. Insbesondere beschlossen sie die Absendung einer Deputation nach Regensburg an den Kaiser, um dort Beschwerde über das kurfürstliche Regiment zu führen, und gelobten, alle für einen einzustehen, wenn etwa einer von ihnen wegen dieses Schrittes zur Rechenschaft gezogen werden sollte. Man glaubte, daß der junge Pfalzgraf Philipp Wilhelm, der seinem Vater Wolfgang Wilhelm (im März 1653) in der Regierung gefolgt war, die Fäden dieser Intriguen in Händen hielt. Zum Führer der Deputation wurde der frühere Kammerpräsident Freiherr Wylich von Winnenthal erwählt. Auf der Reise sprach dieselbe auch am Heidelberger Hofe vor. In Regensburg fand sie die zuvorkommendste Aufnahme. Der Kaiser als „Ober- und Lehnsherr der erbvereinigten Lande" hörte gnädig ihre Klagen, die sich hauptsächlich auf die Anlagen von Befestigungen und die Unterhaltung von Truppen im Lande bezogen. Dies geschah um dieselbe Zeit, als die westlichen Grenzlande des Reichs durch die Kriegsvölker Condés und des Herzogs von Lothringen verwüstet wurden, die Bevölkerung am Rhein überall im Flüchten vor ihnen war und der Kurfürst von Köln selbst die Hilfe des Brandenburgers gegen die fremden Kriegsscharen anrief. Friedrich Wilhelm war im hohen Grade ungehalten über dieses Gebaren der Stände. Auf seinen Befehl wurde Winnenthal bald nach seiner Rückkehr von Regensburg verhaftet und nach Spandau abgeführt. Auch ließ er ein Gutachten ausarbeiten, welches aus den Akten nachwies, daß die Stände nicht das Recht hätten, eigenmächtig ohne Berufung des Landesherrn sich zu versammeln, noch weniger mit auswärtigen Potentaten zu unterhandeln. Sodann ließ er bekannt machen, daß er den Ständen zwar alle begründeten, mit dem Wohle des Ganzen verträglichen Gerechtsame gewährleisten wolle, daß er aber das Werk der Landesdefension durchzuführen gedenke und dafür die Mitwirkung der Stände auf dem Landtage in Kleve in Anspruch nehmen werde. Der Landtag löste sich indessen ohne eigentlichen Abschied wieder auf (November 1654), und die Streitigkeiten schleppten sich auch nach der Freilassung Winnenthals unter Berufungen und Protesten, kurfürstlichen Reskripten und ständischen Steuerverweigerungsbeschlüssen noch viele Jahre fort. Da ließ der Kurfürst (September 1660) den Ständen durch seinen Statthalter in

Kleve, den Fürsten Johann Moritz von Nassau-Dietz, einen Receß vorlegen, welcher seine Forderungen und ihre Rechte in scharfer Begrenzung zusammenfaßte. Mit einer eindringlichen Ansprache eröffnete Fürst Moritz zu Duisburg die Versammlung und empfahl ihnen auf das angelegentlichste die Annahme des Recesses. Zum Schluß kündigte er ihnen an, daß der Kurfürst entschlossen sei, selbst in das Land zu kommen „und zwar, wenn man den Receß weigere, mit hinreichendem Kriegsvolke, um gegen die Übelgesinnten die nötige persönliche Sicherheit zu haben; sie möchten eingedenk sein, welche Verantwortung sie mit der Weigerung vor sich selbst, vor Gott und der Posterität auf sich laden würden." Diese ernste Sprache verfehlte ihre Wirkung nicht. Mit Widerstreben fügte sich allmählich die Mehrzahl, dann auch die übrigen. Am 3. November meldete der Statthalter dem Kurfürsten: „Wir haben eine absonderliche unterthänigste Devotion bei ihnen verspüret, so daß Euer Kurfürstliche Durchlaucht mit Freuden in diese Lande kommen können." Zu Anfang des folgenden Jahres kam der Kurfürst auch wirklich und berief einen Landtag nach Kleve, der zu allseitiger Befriedigung verlief. Alsbald schritt der Kurfürst zu den nötigen Reformen, und das Land freute sich des Segens einer geordneten und sorgsamen Regierung.

Einen weit hartnäckigeren Kampf hatte der Kurfürst mit den Ständen in Preußen zu führen. Da derselbe jedoch erst in ganzer Heftigkeit entbrannte, nachdem der Kurfürst die volle Landessouveränität über Preußen erlangt hatte, so behalten wir uns die Darstellung dieser Kämpfe an anderer Stelle vor.

Das Verwaltungswerk hatte Friedrich Wilhelm im tiefsten Verfall vorgefunden. Allerdings bestand noch das unter dem Kurfürsten Joachim Friedrich 1605 eingeführte Geheimerats-Kollegium, welchem die Leitung aller Angelegenheiten des Landes, insbesondere die Sorge für die Finanzverwaltung und für das Kriegswesen, übertragen war; aber der Kanzler Graf Schwarzenberg hatte diese Behörde mehr und mehr in den Hintergrund zu drängen gewußt und an ihrer Stelle seinen persönlichen Einfluß Platz greifen lassen. Der Kurfürst erkannte die Notwendigkeit, auch hier die bessernde Hand anzulegen, und Graf Georg Friedrich von Waldeck stand ihm darin mit Rat und That bei. Die Geschäfte wurden in neunzehn verschiedene Departements geteilt, deren jedem ein Rat dauernd vorstand, so daß jeder Zweig der inneren Verwaltung und der laufenden auswärtigen Angelegenheiten seine geregelte Vertretung fand. Auch war für jedes Landesgebiet und dessen Sachen ein Rat bestellt. Der Geheime Rat bildete die Behörde, bei welcher alle Fäden der Verwaltung zusammenliefen und nach ihrem Interesse für das Ganze, nach ihrem Zusammenhange mit den allgemeinen Fragen der Politik beobachtet und geleitet

wurden. Der Kurfürst übernahm selbst den Vorsitz im Geheimen Rate — in seiner Abwesenheit der Statthalter in den Marken —, verteilte die eingehenden Sachen an die betreffenden Räte, nahm die Berichte und Vorträge darüber entgegen und traf auf Grund der Beratung entweder in der Sitzung selbst oder „insgeheim" das heißt im Kabinett die Entscheidung nach eigenem Ermessen. War der Kurfürst von Berlin abwesend, so befanden sich stets einige Geheimräte in seiner Umgebung, um die Geschäfte auf dem Laufenden zu erhalten. Die wichtigeren auswärtigen Angelegenheiten bearbeitete der Kurfürst selbst, in unmittelbarem Verkehr mit seinen und mit den Gesandten der fremden Mächte, in besonders wichtigen oder schwierigen Fällen forderte und hörte er das Gutachten des Geheimen Rats. Seine sämtlichen Gesandten hatten regelmäßige Berichte an ihn zu erstatten. Da die persönliche Leitung des Geheimen Rats durch den Kurfürsten bei seiner häufigen, längeren Abwesenheit von Berlin mit manchen Schwierigkeiten verknüpft war, so übertrug er (bereits 1652) die Führung der laufenden Geschäfte dem Rat von Blumenthal als Direktor, später (1658) dem Grafen Otto von Schwerin als Oberpräsidenten und bestimmte, daß diese Würde als die höchste am Hofe angesehen werden und sogar dem Feldmarschall und Oberkämmerer vorangehen sollte, „dergestalt, daß er niemanden als Reichsgrafen weichen darf."

Den verschiedenen Landesteilen standen Statthalter vor, — so in den Marken bei Abwesenheit des Kurfürsten der Fürst von Anhalt, in Kleve-Mark-Ravensberg der Fürst von Nassau-Dietz, in Preußen der Fürst Radziwill, in Pommern der Herzog von Croy und Archot (später Statthalter in Preußen), welche entweder geschäftlich durch den Geheimen Rat oder auch unmittelbar an den Kurfürsten berichteten.

Von dem Geheimen Rate wurden (schon 1651) die Zweige des Finanz- und des Kriegswesens abgelöst und für das erstere ein besonderes Kollegium der geheimen Staats- und Kammerräte aus vier Mitgliedern errichtet, welches nach des Kurfürsten besonderer und eingehender Instruktion zu verfahren hatte. Die Verwaltung des Militärwesens übertrug der Kurfürst, insofern er nicht „insgeheim und allein resolvierte," dem Geheimrat Grafen von Waldeck, dem die Räte Ewald von Kleist und von Putlitz beigegeben wurden. Der Oberbefehl der Armee blieb dem Feldzeugmeister Otto von Sparr. Es war der entschiedene Gegensatz der kollegialischen Form, welche früher auch in militärischen Sachen, wohl nach dem Muster des kaiserlichen Hofkriegsrates, beliebt worden war. Bei der hohen Bedeutung, welche die Heereseinrichtungen für die Entwickelung des brandenburgisch-preußischen Staates unter Friedrich

Wilhelm und seinen Nachfolgern gewannen, werden wir auf dieselben weiter unten eingehender zurückkommen.

Während der Kurfürst so, großen Sinnes und weiten Blickes, über dem Einzelnen stets das Ganze, seinen Staat im Auge behielt, blieb seine unermüdliche Sorgfalt auch auf die Hebung des volkswirtschaftlichen Lebens, sowie auf die geistige und sittliche Erziehung des Volkes gerichtet. Schon wurden die Arbeiten begonnen, die Oder mit der Spree durch einen Kanal zu verbinden und den durch den schwedischen Besitz von Stettin gelähmten Oderhandel in die Elbe zu führen. Es wurden Eisenhämmer, Glashütten, Kupferwerke angelegt, Handelsverträge mit den auswärtigen Mächten abgeschlossen, der Verkehr im Innern durch die Anlage von Straßen und durch die Einrichtung einer raschen und sicheren Personen- und Briefpost erleichtert. Im Jahre 1655 (14. Oktober) wurde die Universität zu Duisburg eröffnet als eine Warte des reformierten Bekenntnisses und des freien, wissenschaftlichen Geistes, als ein Vorposten evangelischen Glaubens gegen das Jesuitenkollegium zu Düsseldorf, welches von dem Pfalzgrafen von Neuburg mit besonderer Vorliebe gepflegt wurde. Sobald Hinterpommern von den Schweden geräumt war, ließ der Kurfürst durch Sparr die Befestigung Kolbergs beginnen. Sodann gründete er ebendaselbst eine „Akademie ritterlicher Übungen," um die Jugend des pommerschen Adels für den Kriegsdienst wissenschaftlich vorzubereiten, „damit die Junker, nachdem sie ihre Schule gemacht, auswärtige Dienste, besonders in der französischen Garde, suchen mögen und nach solchen Wanderjahren als erfahrene Offiziere in unsern Dienst zurückkehren." Auch Lateinisch, die damalige Diplomaten- und Weltsprache, sowie Französisch und Spanisch wurden dort gelehrt, außerdem allgemeine und Kriegs-Wissenschaften und alle ritterlichen Künste. Aus diesem Institut, das später (1705) nach Berlin verlegt wurde, entwickelten sich die Kadettenanstalten zur Erziehung des jungen Nachwuchses von Offizieren für die Armee.

So hatte Friedrich Wilhelm bereits wenige Jahre nach dem Ausgange des verderblichen Krieges nicht allein sein kurfürstliches Ansehen in den neuen und alten Landen fest begründet, sondern auch den geistigen und sittlichen Aufschwung der Bevölkerung angebahnt. Wir werfen jetzt einen Blick auf die Mittel, durch welche Friedrich Wilhelm die Machtstellung seines Staates im Reiche und dem Auslande gegenüber dauernd begründete.

Die Heeresschöpfung.

In den Zeiten Georg Wilhelms war auch das brandenburgische Kriegswesen in Verfall geraten. Die Wehrkraft des Landes beruhte damals auf dem kurfürstlichen Lehnsgefolge und dem Landesaufgebot. Der Adel pflegte indessen die Pflicht, die kurfürstliche Gefolgschaft zu stellen, durch Geldzahlungen von sich abzulösen, und das Landesaufgebot, welches aus den von den Städten zu stellenden „Milizen“ und aus dem dienstpflichtigen Landvolke oder den zu Fuß kämpfenden „Wybranzen“ bestand, stellte sich nur unvollständig oder gar nicht. Schon Georg Wilhelm sah sich deshalb genötigt, selbst Kriegsmannschaften werben zu lassen und in Sold zu nehmen. So bildete sich neben den beiden genannten noch eine dritte Klasse, die Miets- oder Soldtruppen, — Leute, welche den Waffendienst nur als Geschäft betrieben, weder Ehr- noch Vaterlandsgefühl besaßen und von keinem anderen Triebe als der gemeinen Habsucht geleitet wurden. Die Leitung dieser Kriegshaufen ward noch dadurch erschwert, daß sie zugleich dem Kurfürsten und dem Kaiser geschworen hatten.

Wir haben oben gehört, wie Kurfürst Friedrich Wilhelm bald nach seinem Regierungsantritt den größten Teil der Soldtruppen entließ und nur 2000 Mann zu Fuß und 150 zu Pferde beibehielt, welche notdürftig zur Besetzung der festen Plätze des Landes ausreichten. Bei den geringen Leistungen des Landesaufgebots sah er sich jedoch bald genötigt, gleichfalls wieder zu Werbungen seine Zuflucht zu nehmen, und wenn es ihm gelang, auf diesem Wege den Kern zu einem tüchtigen Heere zu bilden, so liegt der Grund dafür einerseits in der Art und Weise, wie die Werbungen unter ihm betrieben wurden, und in der Regelmäßigkeit der Soldzahlungen, zu welchen der Kurfürst sich in seinem langen Ringen mit den Ständen die Mittel zu verschaffen gewußt, andererseits aber in der trefflichen Organisation und Ausbildung, die er diesem Heere zu geben, in dem Geiste der Zucht und Treue, mit dem er es zu beseelen verstand. Freilich stand dieses Heer, mit dem Friedrich Wilhelm seine

kriegerischen Großthaten vollbrachte, nicht auf einen Schlag des Meisters sogleich gewaffnet und gerüstet da, sondern erst durch lange und mühevolle Arbeit ist es geworden, was er aus ihm zu schaffen strebte, — eine starke Säule der brandenburgischen Macht.

Sobald der Kurfürst einen neuen Truppenteil errichten wollte, erteilte er einem höheren Offizier, der sein Vertrauen besaß, als Oberst, Oberstlieutenant oder Hauptmann einen „Bestallungsbrief." Die Werbung sollte sich vorzugsweise auf Landeskinder erstrecken, jedoch ward bestimmt, daß „Angesessene und Wohlhabende, insoweit sie sich nicht freiwillig stellten, ausgeschlossen bleiben, dagegen Unverheiratete, nicht Angesessene vornehmlich herangezogen und dadurch die Lande gleichzeitig von Vagabunden und Taugenichtsen gesäubert werden sollten, indem man in Reihe und Glied aus ihnen ordentliche Menschen mache." Durch diese Bestimmung erhielt leider das Sprichwort: „Wer nicht Vater und Mutter folgen will, der muß dem Kalbfell folgen," eine gewisse Berechtigung, und die übeln Folgen derselben zeigten sich in manchen Vergehungen — Desertion, Trunk- und Spielsucht —, die noch die Nachfolger Friedrich Wilhelms zu ahnden hatten.

Alsbald nach der Werbung fand die Musterung des Truppenteils durch eine kurfürstliche Kommission statt, welche aus einem Generallieutenant, einem Kriegskommissar und einem Regierungs- oder Landrat bestand. Dieser wurden zunächst die Musterrollen, das ist die namentlichen Listen sämtlicher Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften, die Nationale der Pferde, die Verzeichnisse der Bekleidung, Ausrüstung und Bewaffnung übergeben. Die Förmlichkeiten bei der Musterung waren ähnliche, wie sie schon hundert Jahre früher bei der Musterung der Landsknechtfähnlein üblich gewesen. Die Musterherren hielten auf einem freien Platze oder unter einem Zelte und ließen die ganze Truppe, Mann für Mann, an sich vorüberziehen. Voran schritt der Oberst zu Fuß mit geschulterter Pike, nächst ihm der Oberstlieutenant ebenfalls mit der Pike, dann folgten die Offiziere und Unteroffiziere der oberen und unteren prima plana, das ist diejenigen Personen, welche den Stab des Truppenteils bildeten und auf der ersten Seite der Musterrolle verzeichnet waren,* endlich die Mann-

* Die prima plana bei einem Regiment zu Fuß und einem Dragonerregiment bestand aus 1 Oberst, 1 Oberstlieutenant, 1 Oberstwachtmeister, 1 Regimentsquartiermeister, 1 Prediger, 1 Auditeur, 1 Feldscherer, 1 Tambour, 1 Scharfrichter, 1 Profoßen und 1 Steckenknecht. Bei dem Regiment zu Pferde fiel nur der Tambour fort, sonst blieb die prima plana dieselbe. Bei einer Kompanie zu Fuß bestand die prima plana aus 1 Hauptmann, 1 Lieutenant, 1 Fähnrich, 3 Sergeanten, 1 Gefreiten-Korporal, 1 Fourier, 1 Musterschreiber, 1 Capitaine d'armes, 1 Feldscherer, 3 Korporals, 3 Tambours, 1 Pfeifer, einer Anzahl Gefreiter; bei einer Kompanie

schaften, wobei jeder einzelne in Bezug auf körperliche Tüchtigkeit, Bewaffnung und Bekleidung scharf geprüft wurde. Die Offiziere und Unteroffiziere mußten eidlich erhärten, daß alle Vorgestellten wirklich zum Truppenteile gehörten und daß keiner zwei- oder mehreremal vorbeimarschiert, auch keiner unter ihnen sich befände, der nur auf den Musterungstag gemietet wäre; sie wurden ferner befragt, ob sie irgend eine Beschwerde über Unregelmäßigkeiten bei der Anwerbung, Vorenthaltung des Werbegeldes oder dergleichen anzubringen hätten. War alles in Ordnung befunden, so schloß die Truppe einen Kreis, um den „Artikulsbrief" zu hören, welcher unter fliegenden Fahnen vorgelesen und beschworen wurde. Darauf marschierte dieselbe in geschlossener Ordnung unter klingendem Spiel bei den Musterherren vorüber. War jedoch eine Unordnung entdeckt worden, so wurde die Abnahme des Eides und die Übernahme der Truppe durch die Musterherren verweigert, der Oberst aber in Haft genommen und so lange festgehalten, bis nach erstattetem Musterungsbericht höheren Orts weiter verfügt worden.

Der Artikulsbrief enthielt die Normen für das sittliche Verhalten der Mannschaften, sowie die Verpflichtungen, welche der Kurfürst gegen die Truppe übernahm. Der Kurfürst hatte demselben die Artikel Kaiser Karls V. für die Landsknechte zu Grunde gelegt, auch manches aus den schwedischen Artikeln Gustav Adolfs darin aufgenommen und das Ganze zeitgemäß verbessert und ergänzt. Von den 91 Paragraphen desselben handelten die ersten von der Ehrfurcht gegen Gott und von der Heilighaltung der christlichen Religion, sowie von den Strafen, welche über Gotteslästerer, Teufelsbeschwörer, Geisterbanner und Zauberer verhängt werden sollten. Da hieß es sogleich in dem ersten Artikel: „Derowegen verbieten wir hiemit alle Abgötterei, dergestalt daß nun und hinfüro kein anderer als der einige wahre Gott angebetet und dagegen kein falscher Anbeter, Abgötter, Zäuberer, Waffenbeschwörer, Teuffelskünstler in Unsern Lägern, Garnisonen und Quartieren unter Unserem Kriegsvolck gelitten, sondern da einer betreten würde, der Abgötterei treibt, die Leute, Waffen und Gewehr beschwört, mit Zäuberei und sothanem teuffliſchen Wesen und Fürnehmen umbgehet, mit einem solchen nach Göttlichen und Unseren Rechten verfahren, oder, da wegen der Exekution über einen solchen ruchlosen Menschen «etwas Bedenkliches fürfallen würde,» er Unserer Läger und Lande verwiesen

---

zu Pferde aus 1 Rittmeister, 1 Lieutenant, 1 Kornett, 1 Wachtmeister, 1 Fourier, 3 Korporals, 2 Trompetern, 1 Musterschreiber, 1 Feldscherer, 1 Fahnenschmied, 1 Sattler; bei einer Kompanie Dragonern aus 1 Hauptmann, 1 Lieutenant, 1 Fähnrich, 1 Wachtmeister, 1 Fourier, 1 Capitaine d'armes, 3 Korporals, 3 Tambours, 1 Musterschreiber, 1 Feldscherer, 1 Fahnenschmied.

werde." Es folgten dann die Strafbestimmungen wegen verletzter Ehrfurcht gegen den Landesherrn und Vorgesetzte, dieselben für Marodeurs, Deserteurs und feige aus dem Kampfe Fliehende, welche letztere „unangeklaget totgeschlagen" werden sollten, dann die Strafen für Plünderung, Erpressung, Diebstahl und andere gemeine Verbrechen.

Der Oberst, welcher mit der Aufrichtung des Truppenteils betraut worden, hatte nun gemäß dem Bestallungsbriefe die Verpflichtung, „denselben allemahl complet, wie auch gute disciplin und ordre unter den Soldaten zu halten und darauf ein Aufsehen zu haben, daß denen Artikulsbriefen gehorsamlich nachgelebet werde, und sonsten alles zu thun und zu verrichten, was einem ehrliebenden Obersten zu thun gebühret und wol anstehet, allermaßen er Uns dann deshalb absonderlich Eydt und Pflicht zu leisten schuldig sein soll."

Die Musterungen fanden nicht allein bei der Anwerbung, sondern in Friedenszeiten alle zwei Jahre, im Kriege aber gewöhnlich zweimal im Jahre statt, insbesondere beim Beginn, in größeren Pausen und nach Beendigung eines Feldzuges.

Die Truppengattungen waren dieselben, die wir noch in den Heeren der Gegenwart vertreten finden: Truppen zu Fuß, Truppen zu Pferde und Artillerie. Die Bekleidung und Bewaffnung war früher den Mannschaften überlassen worden; mit den Anfängen zur Errichtung eines stehenden Heeres nahm der Kurfürst dieselbe selbst in die Hand, doch ward erst im Laufe der Zeit eine vollständige Gleichmäßigkeit erreicht.

Die Bekleidung der Truppen zu Fuß bestand in einem weiten, bis auf die Kniee reichenden Waffenrock von dunkelblauem Tuch, mit großen Aufschlägen, Taschenpatten und einer Reihe Knöpfe, einer ledernen Ärmelweste, dem „Koller," einem weißen Halstuch mit breiten, gestickten Enden, weiten Kniehosen von Tuch, hohen bis über das Knie reichenden Strümpfen und starken Schuhen. Als Kopfbedeckung trugen sie eiserne Sturmhauben, „Kaschketts" genannt, welche jedoch später mit dem breitrandigen Filzhut, dessen Krempe auf einer Seite aufgeschlagen, vertauscht wurden. Die Offiziere trugen zum Abzeichen den Hut mit Tressen und Agraffen verziert, verschiedene Stickereien am Waffenrock und Koller, als Feldzeichen die schwarz und silberne Schärpe um den Leib und einen kleinen Brustharnisch mit dem kurbrandenburgischen Wappen, den späteren „Ringkragen." Auf der linken Schulter trugen sie buntseidene, später schwarz und silberne Bandschleifen mit langen Enden. Das Degengehenk von Elenshaut, mit Gold und Silber eingefaßt, ward über dem Koller getragen.

Die Bewaffnung des Fußvolks richtete sich nach ihrer Bestimmung als Pikeniere oder Musketiere. Die Pikeniere führten als Hauptwaffe eine fünf-

zehn Fuß lange, sehr starke und schwere Pike — die Offiziere und Unteroffiziere eine kürzere und leichtere Partisane, Esponton und Kurzgewehr genannt, für erstere kunstvoll gearbeitet und reich verziert —, ferner einen starken Stoßdegen an einem Leibkoppel und in den letzten Regierungsjahren des Kurfürsten zwei Pistolen im Degengürtel. Die Musketiere waren mit Musketen bewaffnet, die anfangs ihres bedeutenden Gewichtes wegen beim Gebrauch auf eine Gabel gelegt wurden. Sie führten einen leichteren Degen als die Pikeniere und trugen ein Bandelier, an dem sich die Hülsen für eine Anzahl Patronenladungen befanden, eine Pulverflasche, Kugeltasche und einen Luntenberger; an Stelle der drei erstgenannten Ausrüstungsstücke trat nach Einführung der Patronen eine große Patronentasche.

Die Frage, ob der Pike oder Muskete als Waffe des Fußvolks der Vorzug gebühre, war zu dieser Zeit noch eine offene, was bei der schwerfälligen Bedienungsweise der letzteren und der Unsicherheit des Treffens wohl zu erklären ist. Die Anwendung der tiefen geschlossenen Schlachthaufen, wie sie noch aus der Landsknechtzeit überkommen, war gleichfalls für die Anwendung der Muskete nicht günstig. Friedrich Wilhelm vertauschte deshalb bei seinem Fußvolk diese Formation gegen die Aufstellung in längeren Linien, durch welche es möglich wurde, mit der Kugel ein um so größeres Feld zu bestreichen. Er stellte daher seine Infanterie, bei der die Mehrzahl mit Musketen bewaffnet war, in der Regel nur vier Glieder tief auf, von denen bei dem von ihm zuerst eingeführten Pelotonfeuer die beiden ersten auf die Kniee fielen, während die beiden andern über sie hinwegfeuerten. Waren Kavallerieangriffe zu erwarten, so wurden Pikeniere in die ersten Glieder gestellt und streckten während des Feuerns der hinteren Glieder ihre Piken den Reitern entgegen. Um dem Mißtrauen gegen die Feuerwaffe noch entschiedener Rechnung zu tragen, wurden überall, wo man auf Kavallerie zu stoßen erwartete, die sogenannten „spanischen Reuter" den Bataillonen vorgetragen. Dies waren Balken mit kreuzweise aufgerichteten spitzigen Klingen, welche, an den Enden untereinander durch Ketten verbunden, vor der Front der Bataillone aufgepflanzt wurden.

Die Grenadiere, welche in den siebziger Jahren bei den brandenburgischen Truppen aufkamen, hatten die Bestimmung, beim Sturm auf feste Plätze an der Spitze der stürmenden Kolonnen Handgranaten auf den Feind zu werfen. In der Feldschlacht standen sie in Reihe und Glied und thaten ihren Dienst mit der Muskete. Es wurden die stärksten und herzhaftesten Leute dazu ausgewählt, durchschnittlich zwölf aus jeder Kompanie. Später wurden sie in selbständigen Kompanieen unter eigenen Offizieren zusammengezogen. Unter

den Nachfolgern Friedrich Wilhelms bildeten die Grenadiere eine Elitetruppe, welcher die schwierigsten und gefahrvollsten und deshalb die ehrenvollsten Aufgaben übertragen wurden.

In dem Feldzuge von 1674 sehen wir neben der Pike und Muskete zum erstenmal das gezogene Feuergewehr, die arquebuse rayée, auftreten. Der Kurfürst besaß in seinen Forstbeamten, welche mit dieser Waffe geübt, an militärische Zucht gewöhnt waren und gründliche Landeskenntnis besaßen, ein vortreffliches Material zur Bildung einer leichten Truppe und ließ aus denselben im Kriege kleine Jägerabteilungen unter Führung von Oberförstern zusammenziehen, die sowohl zur Landesverteidigung verwandt, als auch den ausrückenden Truppen beigegeben wurden. Sie waren von Amts wegen beritten, benutzten jedoch ihre Pferde nur zur Beförderung und traten im Gefecht nur zu Fuß mit der Schußwaffe auf.

Die Truppen zu Pferde oder Reuters waren eigentlich nur durch die Kürassiere vertreten. Dieselben trugen Brust- und Rückenharnische, Lederkoller und darüber blaue Tuchröcke, lederne Kniehosen und hohe Stulpstiefel mit Sporen, eisenbeschlagene, später nur lederne, stark gepolsterte Stulphandschuhe und als Kopfbedeckung eiserne Helme mit Vorder- und Hinterschirmen. An Stelle des Helmes trat später der breitkrempige Hut, in dessen Kopfe sich zwei kreuzweise übereinandergelegte Eisenbänder zum Schutz gegen Kopfhiebe befanden. Als Trutzwaffe führten sie einen sehr starken, langen Degen mit Korb am Leibkoppel, einen Karabiner und ein Paar langer Sattelpistolen, in den Türkenkriegen auch einen Dolch. Die Offiziere trugen schwarzweiße Federbüsche, Schärpen, verzierte Schutzwaffen, gestickte Röcke und Koller.

Bei der Attacke ritt nur das erste Glied mit aufgenommener Schußwaffe an, die beiden folgenden mit dem Degen in der Faust. Dicht vor dem Feinde gab jenes eine Salve ab, ließ den Karabiner am Bandelier fallen, griff zum Degen und brach mit diesem ein. Der Kurfürst verlangte, daß seine Reuters in schnellem Galopp attackieren sollten.

Eine eigentümliche Mittelgattung zwischen Fußvolk und Reuters bildeten die Dragoner, welche der Kurfürst nach dem Vorbilde Gustav Adolfs in seiner Armee einführte. Sie trugen Rock und Ärmelweste wie die Fußtruppen, den eisengefütterten Hut, die Stulphandschuhe und ledernen Beinkleider der Reuter und leichte — sogenannte brandenburgische — Stiefel. Als Waffen führten sie eine leichte Muskete, am Riemen über der Schulter und dem Rücken hängend, zwei Pistolen am Sattel und während der Türkenkriege einen Dolch.

Der Kurfürst hat aus dieser Waffe eine Kerntruppe geschaffen, welche die

Vorzüge einer leichten und kühnen Reiterei mit denjenigen einer gewandten und beweglichen Fußtruppe vereinigte, was — nach unsern heutigen Begriffen ein Widerspruch — seiner Armee zu großem Vorteil gereichte. Es war der erste Versuch, die Waffe dem Terrain anzupassen und dem jemaligen Gefechtszweck gemäß zu verwenden, hier in der Rolle des Fußvolks, etwa um eine Höhe oder einen Paß von ihnen besetzen und mit ihren Schußwaffen verteidigen zu lassen, dort in der Rolle einer schneidigen Reiterei, um mit ihnen in stürmischem Anritt den feindlichen Widerstand zu brechen. Indem sie unter heldenmütigen Führern, wie Derfflinger, Hennigges, Görtzke, sich jeder Aufgabe gewachsen zeigten, die in dieser Beziehung an sie gestellt wurde, erwarben sich die kurbrandenburgischen Dragoner unter Friedrich Wilhelm einen europäischen Ruf. Ein ehrendes Zeugnis gab ihnen der kaiserliche General Dünewald, als er auf die Frage des Kurfürsten, was er von dieser Waffe hielte, die Antwort gab: „Mit Ihren Dragonern jage ich den Teufel aus der Hölle!“

Feldmarschall Derfflinger.

Die Artillerie hatte noch immer eine mehr bürgerlich handwerksmäßige, als militärische Organisation und zeigte auch in ihrer äußeren Erscheinung weniger Gleichmäßigkeit als die andern Waffen. Die Bekleidung und Ausrüstung der Artilleristen entsprach im allgemeinen derjenigen der Musketiere. Friedrich Wilhelm widmete auch dieser Waffe seine Aufmerksamkeit und ward dabei von dem Generalfeldzeugmeister von Sparr vortrefflich unterstützt. Die Mannschaften erhielten in ähnlicher Weise wie die andern Truppen eine militärische Gliederung, die Zahl der Geschütze ward vermehrt und ihre Konstruktion vereinfacht.

Die Stärke der Armee Friedrich Wilhelms war in den verschiedenen Perioden seiner Regierung eine sehr verschiedene. Bis zum Westfälischen Frieden hatte er dieselbe bis auf 8000 Mann gebracht. Während der Kleveschen Händel mit Pfalz-Neuburg (1651) hielt er bereits 16000 Mann, welche — in 86 Kom-

panieen zu Fuß und 48 Kompanieen zu Pferde verteilt — im Lager zu Duisburg vereinigt waren. Beim Ausbruch des schwedisch-polnischen Krieges (1654) konnte der Kurfürst mit einem Heere von 26000 Mann und 72 Geschützen auf den Kampfplatz treten. Seine größte Stärke erreichte das Heer kurz vor Abschluß des Friedens von St. Germain (1679). Dieselbe bezifferte sich damals in runden Zahlen auf 22000 Mann zu Fuß, 10000 zu Pferde, 3400 Dragoner, 350 Artilleristen (Kanoniere, Feuerwerker und Minierer) und 4250 Mann Garnisontruppen, im ganzen auf 40000 Mann. Hierzu kamen 105 Feld- und 139 schwere Belagerungsgeschütze außer der sehr reichlichen Geschützausstattung der festen Plätze.

Seine besondere Sorgfalt widmete der Kurfürst der Zusammensetzung und dem Ersatz seines Offiziercorps. Die Obersten hatten zwar das Vorschlagsrecht, doch behielt sich der Kurfürst das Recht der Bestallung, Beförderung und Versetzung, sowie auch ganz selbständiger Anstellungen vor und suchte den Ersatz seines Offiziercorps unter den Gebildeten aller Stände, ohne dem Adel einen andern Vorzug zu gönnen als den, welchen sorgfältigere Erziehung und ausschließlich militärische Vorbildung ihm einräumten. Überall war er bestrebt, sowohl auf die Bildung, als auf die sittliche Hebung des Offiziercorps zu wirken und den Unsitten, welche sich von der rauhen Kriegszeit her noch übertragen hatten, der Raufluft und Trunksucht, durch strenge Vorschriften zu steuern. So erhielt Friedrich Wilhelm ein Offiziercorps, welches, von Pflicht- und Ehrgefühl erfüllt, in dem Ruhm des Kurfürsten seinen eigenen Ruhm suchte.

Wer nennt sie alle, die im Kriegsdienst des Kurfürsten sich einen weltberühmten Namen schufen! Da glänzt vor allen der alte Derfflinger, jener ebenso kaltblütige als kühne, ebenso listig verschlagene als biderbe Reitergeneral, der treue Begleiter des Kurfürsten auf allen seinen Kriegs- und Siegeszügen, der mit ihm so vortrefflich zusammenpaßte, daß dieser in seinen schwersten Tagen (1675) von ihm schrieb: „Ich würde unglücklich sein, wenn ich ihn verlöre; ich wüßte nicht, wo ich einen andern bekommen sollte, der das Werk recht aus dem Grunde verstünde und mir so an die Hand gehen könnte.“ Da leuchtet der Name des Prinzen von Homburg; da sehen wir die tapferen Henniges, Görtzke, Sparr, Kannenberg, Dohna, Schöning, Mörner und viele andere als Paladine um die Person des Fürsten geschart.

So war das Heer, welches Friedrich Wilhelm sich schuf, ein fester Schild zur Verteidigung des Vaterlandes. Mit ihm gerüstet, konnt' er getrost den Gefahren entgegentreten, die über seine Lande heraufzogen.

Brandenburg

im schwedisch-polnischen und im schwedisch-dänischen Kriege.

Die Ruhe, welche der Westfälische Friede den Völkern brachte, war weder allgemein, noch von Dauer. Im Südwesten währte der französisch-spanische Krieg fort, in den der kluge Kardinal Mazarin auch den Protektor der englischen Republik Oliver Cromwell hineinzuziehen verstand. Im Nordosten brach der Streit der protestantischen und der katholischen Wasalinie unter König Karl X. Gustav von Schweden und Johann Kasimir von Polen von neuem aus. — Im Juni 1654 hatte die geistvolle und launenhafte Tochter Gustav Adolfs, übersättigt von Ruhm und gelangweilt von dem Zwange ihrer königlichen Pflicht, die Krone Schwedens zu Gunsten ihres Vetters, des Pfalzgrafen Karl Gustav von Pfalz-Zweibrücken, des Sohnes einer Schwester Gustav Adolfs, niedergelegt. König Johann Kasimir von Polen, Sohn Sigismunds und Bruder Wladislaws IV., behauptete nähere Rechte auf die schwedische Krone zu haben, als Karl Gustav, und wies das schwedische Anerbieten einer Geldentschädigung mit stolzen Worten zurück. Da schickte der kühne und kriegslustige Karl Gustav sich an, das Wort Christinens zur Wahrheit zu machen und dem Schwächling Johann Kasimir „mit dreißigtausend Zeugen zu beweisen, daß er der rechtmäßige König von Schweden sei."

Zwischen den beiden zum Kriege entschlossenen Mächten lagen die Lande Friedrich Wilhelms, auf der einen Seite Schweden, das durch seine dominierende militärische Stellung einen Druck auf ihn übte, auf der andern Seite Polen, das von ihm die Erfüllung seiner Lehnspflichten forderte. Der Kurfürst konnte weder das Wachsen der schwedischen noch der polnischen Macht wünschen. Durch die Unterstützung Schwedens würde er das lästige Über-

gewicht dieser Macht, das er schon bei den Verhandlungen über Pommern bitter empfunden hatte, noch vermehrt haben, durch den Anschluß an Polen seine Lehnsabhängigkeit von dieser Macht befestigt haben. Aber auch eine streng neutrale Haltung schien ihm nicht für alle Fälle rätlich; sie würde dahin geführt haben, daß die Bedeutung seiner Staaten von beiden Teilen unterschätzt und daß der Frieden auf Kosten derselben abgeschlossen worden wäre.

Friedrich Wilhelm beobachtete deshalb eine „Politik der freien Hand"; er stand bereit und gerüstet, um in jedem Augenblick sein Schwert nach der einen oder der andern Seite — je nachdem das Interesse seiner Lande es erforderte — in die Wagschale werfen zu können, und behielt dabei als unverrückbares Ziel die Erlangung der Souveränität über Preußen im Auge. Seine Politik war nicht immer eine offene und gerade; er mußte sich schmiegen und biegen, nach beiden Seiten auf der Hut sein; was er von dem einen Teil errungen, gegen den andern sicherstellen und verhüten, daß beide Teile über ihn hinweg Frieden schlossen und ihn den Kampfespreis bezahlen ließen. Es ist bewundernswürdig, mit welchem staatsmännischen Geschick Friedrich Wilhelm es trotz der geringen Mittel seiner Lande dahin brachte, zwischen dem übermächtigen Schweden und der Republik Polen eine Machtstellung einzunehmen, in welcher er sowohl auf den Gang des Krieges als auf den Friedensschluß einen entscheidenden Einfluß übte.

Vergeblich bemühte sich Karl Gustav, den Kurfürsten zum Abschluß eines Bündnisses oder doch zur Einräumung der preußischen Häfen Memel und Pillau zu veranlassen. Friedrich Wilhelm traf in der Stille seine Vorkehrungen zum Schutze seiner Lande; er warb Truppen, sammelte Streitkräfte in den Marken und in Preußen und schloß ein Bündnis mit Holland.

Im Frühjahr 1655 zog der schwedische Marschall Wittenberg mit 17000 Mann durch Preußen und die Neumark nach Großpolen und eröffnete den Krieg, der König folgte mit einer zweiten Heeresabteilung. Bei dem ersten Anstoß offenbarten sich die kläglichen Zustände und die innere Fäulnis der Republik. Die polnische Armee löste sich auf, die „Quartianer" — so hießen diejenigen Truppen, deren Besoldung von dem vierten Teil der königlichen Tafelgelder bestritten wurde und die vorzugsweise zur Verteidigung der Grenze bestimmt waren — unter dem Großbannerherrn der Krone Polen unterwarfen sich und traten in schwedische Dienste, der Krongroßfeldherr Stanislaus Potocki huldigte mit 11000 Mann dem Schwedenkönige, die Magnaten, die Bischöfe, Woiwoden, Starosten, alles unterwarf sich, viele in der Hoffnung, daß nun die Republik ohne Königtum unter schwedischem Protektorate beginnen würde.

In kurzer Zeit fiel ganz Polen in die Hände der Schweden. Am 20. August zog Karl Gustav in Warschau ein, und der schwache Johann Kasimir, der seine Hand nach der Krone Schwedens ausgestreckt, aber keine Anstalten zur Verteidigung seines Landes getroffen hatte, flüchtete nach Schlesien, kaum daß noch die Reichskleinodien, die er im Schlosse zu Krakau zurückgelassen, gerettet wurden.

Dieser schnelle Erfolg der schwedischen Waffen kam dem Kurfürsten, welcher unterdessen Truppen unter dem Generalfeldzeugmeister Otto von Sparr aus den Marken nach Preußen gesandt und mit den Ständen des polnischen Westpreußen in Marienburg Verabredungen zur gemeinsamen Verteidigung des Landes gegen Schweden getroffen hatte, sehr ungelegen. Karl Gustav wandte sich jetzt, nach dem Falle Krakaus, mit seiner Hauptmacht gegen Preußen. Des Kurfürsten Lage war auf das äußerste gefährdet; von Polen war er im Stich gelassen, vom Wiener Hofe beargwohnt. Auch die bundesgenössische Hilfe von Holland blieb aus, das polnische Westpreußen war ungerüstet, und der siegreiche Schwedenkönig auf beiden Seiten der Weichsel in unaufhaltsamem Anzuge. Gegen Weihnachten stand er nahe vor Königsberg und forderte vom Kurfürsten die Anerkennung der schwedischen Lehnshoheit und den Abschluß eines Bündnisses. Notgedrungen willigte der Kurfürst in den Vertrag zu Königsberg (7. Januar 1656), durch welchen er Preußen von der Krone Schweden, ebenso wie bisher von Polen, und außerdem das Bistum Ermland zu Lehn erhielt, dagegen den Schweden die preußischen Seehäfen einräumen, den ungehinderten Durchzug durch das Land gestatten und 1500 Mann Hilfstruppen stellen mußte. Eine Zusammenkunft des Königs mit dem Kurfürsten in dem schwedischen Hauptquartier zu Bartenstein besiegelte die neue Freundschaft.

Damit war freilich nicht viel gewonnen. Friedrich Wilhelm hatte nur den Lehnsherrn gewechselt, an Schweden einen unbequemen Bundesgenossen, an Polen einen Feind erhalten. Und dieser Feind stand bald mächtiger als jemals vorher da. Im Gefühle der Schmach, in so kurzer Zeit überwunden und den ketzerischen Fremdlingen ausgeliefert zu sein, erhob sich noch einmal das ganze Polenvolk. Bei einem Gelage der polnischen Großen brach Graf Johann von Lesno begeistert in die Worte aus: „Noch ist Polen nicht verloren! Der Feind kann uns besiegen, aber nicht für immer unterjochen!“ Da fuhren die krummen Säbel aus den Scheiden und alle schwuren, die Schmach des Vaterlandes in Feindes Blut zu rächen. Die Priester auf den Kanzeln nährten die Aufregung im Volke durch Erzählung von Wundern, die sich zugetragen haben sollten. Das wunderthätige Muttergottesbild zu Czenstochau sollte bei der Beschießung der heiligen Stadt blutige Thränen geweint haben

und eine Schar Ketzer, die sich erdreistet hatte einzudringen, sollte plötzlich, wie die Rotte Kora, von der sich aufthuenden Erde verschlungen sein. Adel und Volk griffen zu den Waffen. König Johann Kasimir kehrte zurück und gelobte in der Kirche zu Lemberg, die alleinseligmachende Kirche zu schützen und die Mutter Gottes als Schutzpatronin des Reichs zu verehren.

In der Eile sammelte Karl Gustav sein Heer bei Thorn und drang trotz des strengen Winters in siegreichem Feldzuge bis nach Galizien vor. Jetzt aber trat der Wechsel des Glückes ein. Die Quartianer verließen ihn wieder und verstärkten die Reihen der polnischen Armee, so daß diese in fortwährendem Wachsen war, während die schwedische infolge der Anstrengungen des Winterfeldzuges immer mehr zusammenschmolz. Bei der Ausbreitung, welche die Bewegung nahm, vermochte sich Karl Gustav nicht länger in Südpolen zu behaupten. Er mußte sich zum Rückzuge entschließen und sich diesen mit großen Opfern erkämpfen. In Warschau ließ er eine schwache Besatzung zurück. Der Hauptteil seines Heeres bezog ein festes Lager bei Sakroczyn und Nowodwor, wo der Bug in die Weichsel mündet, vier Meilen nördlich von Warschau. Er selbst eilte nach Preußen.

Je schwankender die Entscheidung zwischen Polen und Schweden, desto wichtiger ward die Stellung, welche der Kurfürst zu diesen Mächten einnahm. Johann Kasimir, der jetzt im Glücke eine ganz andere Sprache führte, denn vorher als Besiegter, forderte von ihm die ungesäumte Rückkehr zu seinen Vasallenpflichten. Er hatte als Lehnsherr den Kurfürsten nicht zu schützen vermocht, aber er rechnete diesem als Felonie an, daß er auf eigene Hand durch Verhandlungen mit Schweden sein Land vor drohenden Gefahren sichergestellt hatte. Andererseits suchte Karl Gustav in ein engeres Bündnis mit dem Kurfürsten zu treten und erbot sich, den Vertrag von Königsberg in einer für ihn vorteilhaften Weise zu ergänzen; ja er trug sich mit dem Plane einer Teilung Polens, bei welcher auch dem Kurfürsten Stücke des polnischen Gebietes zufallen sollten.

Der Kurfürst mißtraute der Bundesgenossenschaft Schwedens, aber er wußte, was ihm von Polen drohte, wenn dieses auch in Preußen wieder übermächtig würde. In Marienburg wurden Verhandlungen zwischen Schweden und Brandenburg eröffnet; dieselben führten trotz aller Abmahnungen Johann Kasimirs zu einem neuen Vertrage (15. Juni); Karl Gustav hielt zwar noch an seiner Lehnshoheit über Preußen fest, gewährte jedoch dem Kurfürsten wesentlich leichtere Bedingungen. Dafür verpflichtete sich dieser zur Stellung eines Hilfscorps von 4000 Mann gegen Polen. Zur Entschädigung für die Kriegs-

kosten wurden dem Kurfürsten in den geheimen Artikeln des Vertrages vier Palatinate Polens mit voller Souveränität zugesprochen.

Alsbald nach dem Abschlusse dieses Vertrages brach Karl Gustav mit seinen besten Truppen gegen Süden auf, um Warschau zu entsetzen. Er kam zu spät. Marschall Wittenberg hatte nach hingebender Verteidigung wegen Mangel an Munition und Lebensmitteln unter ehrenvollen Bedingungen kapituliert. Trotz des bedingten freien Abzuges ward die Besatzung von den wütenden Polen teils niedergemetzelt, teils in die Gefangenschaft abgeführt. In Eilmärschen erreichte Karl Gustav das Lager von Nowodwor (28. Juni).

Auch Friedrich Wilhelm ordnete den Abmarsch seiner Truppen an; er ließ es nicht bei dem versprochenen Hilfscorps bewenden, sondern er führte dem Könige ein Heer von 16000 Mann und 30 Geschützen zu, welches sich am 15. Juli auf dem rechten Ufer des Bug mit dem schwedischen Heere vereinigte. In der folgenden Nacht begannen beide Heere den Übergang über den Bug und traten den Vormarsch gegen Warschau an.

Johann Kasimir mit seinen Polen und Tataren erwartete den Angriff der Verbündeten in einer fest verschanzten Stellung, welche links an die Weichsel, rechts an sumpfige Waldungen gelehnt war, und die Vorstadt Praga (auf dem rechten Ufer der Weichsel) im Rücken hatte. Sein Heer war der Zahl nach dem schwedisch-brandenburgischen beinahe um das Doppelte überlegen.

Im letzten Augenblick machte Friedrich Wilhelm noch einen Versuch, den Frieden zwischen den beiden Königen zu vermitteln, und sandte einen Bevollmächtigten mit Vorschlägen an Johann Kasimir. Dieser aber wollte von keinen Verhandlungen hören. In seinem Zorn über den abtrünnigen Vasallen soll er sich zu der prahlerischen Äußerung vermessen haben, „die Brandenburger habe er seinen Tataren zum Frühstück bestimmt; dem Kurfürsten aber wolle er ein stilles Plätzchen anweisen, wo weder Sonne noch Mond hinscheine."

Am 18. Juli morgens zogen die verbündeten Heere in die Schlacht, welche unter den Mauern von Warschau geschlagen werden sollte. Auf dem rechten Flügel, die Weichsel aufwärts, gingen die Schweden unter ihrem kampfesfreudigen König; auf dem linken, den Wald von Bialolenka durchschreitend, die Brandenburger unter Friedrich Wilhelm; jene trugen Ährenbüschel, diese Eichenzweige als Erkennungszeichen an den Hüten. Das Feldgeschrei, welches Friedrich Wilhelm seinen Brandenburgern gegeben hatte, lautete: „Mit Gott!"

Der Abend des ersten Kampftages führte die Vorhut der Verbündeten bis dicht vor die Kanonen der feindlichen Verschanzungen, welche die Höhen des

gegen Süden ansteigenden Erdreichs bedeckten. Mit einbrechender Nacht wurden die Truppen zurückgezogen, um weiter rückwärts zu lagern.

Am folgenden Morgen begann der Angriff auf die feindliche Hauptstellung. Der Kurfürst erkannte die Bedeutung einer Höhe, welche, unweit der Südspitze des Waldes von Bialolenka gelegen, freie Aussicht bis gegen Praga sowie über das freie, nur hier und da mit Gebüsch bestandene, von Sümpfen durchbrochene Blachfeld zur Linken gewährte. Er bemächtigte sich derselben mit leichter Mühe und ließ sie mit schweren Geschützen besetzen. Sein Fußvolk stand teils hinter der Höhe und seitwärts derselben, teils noch im Walde, die Reuter und Dragoner auf dem linken Flügel. Gegen diese Aufstellung richteten sich jetzt die wiederholten Angriffe der polnischen Quartianer und der Tataren, welche aber sämtlich von den Brandenburgern stehenden Fußes mit großer Kaltblütigkeit zurückgeschlagen wurden.

Karl Gustav hatte in dem sumpfigen Erdreich zwischen der Weichsel und dem Walde von Bialolenka nicht hinreichenden Raum zur Entwickelung seiner Truppen gegen die feindlichen Schanzen gefunden und bewerkstelligte deshalb, während die Brandenburger die Höhe als Stützpunkt festhielten, hinter ihrer Aufstellung vorbei seinen Abmarsch nach dem linken Flügel der Brandenburger, welchen der Feind durch fortwährende Angriffe mit großen Massen seiner Tatarenreiterei vergeblich zu hindern suchte. So hatte sich die Schlachtordnung am Abend des zweiten Tages vollständig verändert: die Brandenburger auf dem rechten, die Schweden auf dem linken Flügel, die brandenburgische Vorhut eine Musketenschußweite vor dem Gehölz von Praga, welches die südliche Kuppe einer mit dem Weichselstrom gleichlaufenden Dünenreihe bedeckte.

Die Kämpfe der beiden Tage hatten den Alliierten gezeigt, daß sie es mit gut geführten Truppen zu thun hatten. Schon begann es ihnen an Mundvorräten und Trinkwasser zu fehlen. Der dritte Tag mußte die Entscheidung bringen.

Sobald der Morgennebel sich geteilt hatte, ging der König, die Bewegung des vorigen Tages fortsetzend, von neuem gegen den rechten Flügel der feindlichen Stellung vor, warf die gegen ihn vorbrechende Tatarenmasse in die Flucht und verfolgte sie bis in die Wälder von Grochow. Um dieselbe Zeit rückte der General von Sparr mit dem brandenburgischen Fußvolk unter fortdauerndem, heftigem Geschützkampf gegen das durch einen Verhau geschlossene Gehölz von Praga vor, drang ein und erstürmte auch die jenseits gelegene verschanzte Höhe. Auf dem äußersten rechten Flügel setzte sich der Kurfürst selbst an die Spitze der Reuter, trieb die Haufen der Quartianer, Holloten, Kosseniere, die sich in

Schlacht bei Warschau.

dem Raume zwischen den Dünen und dem Strome festgesetzt hatten, in die Flucht und überließ es seinen Generalen, das Gesindel bis in die Sümpfe hinter Bialolenka zu verfolgen.

Aus dem wilden Gewoge der Schlacht heben wir nur einzelne Momente hervor, welche die strenge Zucht und Tapferkeit des jungen brandenburgischen Kriegsheeres im schönsten Lichte zeigen.

Um sich des immer mächtigeren Andrangs der brandenburgischen Schlachthaufen zu erwehren, rafft der Aga der Tataren noch einmal die Hauptmasse seiner Reiterei zusammen und wirft sie dem Fußvolk entgegen. Da bilden die Brandenburger ihre berühmten Viereckshaufen. Die beiden äußeren Glieder auf ein Knie niedergelassen und die langen Piken den Feinden entgegenstreckend, das dritte und vierte Glied über die Häupter der vorderen hinweg ihre Salven abfeuernd, von Eisen starrend, von Pulverdampf umhüllt, so brechen diese „wandernden Kastelle" — wie der Aga der Tataren sie nannte — den jähen Ansturm der unter wildem Geschrei sich heranwälzenden Horden. Dieser „hohen Conduite des brandenburgischen Fußvolkes" war nach der Meinung des Feldmarschalls von Wrangel vorzugsweise die „herrliche Victorie" zu danken.

Nun zu einem andern Punkte des Schlachtfeldes! Mitten im sumpfigen Erdreich, dem Angreifer fast unnahbar, liegt das befestigte Kloster Ferment, ein Hauptstützpunkt der feindlichen Stellung. Hier wähnt die polnische Besatzung sich vor Sturm und Überfall geborgen. Siehe, was taucht dort hinter den Dünen auf? Was rasselt heran durch Bruch und Busch? — Sind es leibhaftige Reuters, so müssen sie in den Sümpfen versinken! — Aber nein, sie bahnen sich Wege, sie dringen heran zu Roß und zu Fuß, die einen sprengen die Thore, andere klettern über die Mauern, und die ganze polnische Besatzung streckt die Waffen vor einem Trupp brandenburgischer Dragoner. Das war ein Reiterstück vom alten Derfflinger, der — früher in schwedischen Diensten — kurz vor Ausbruch des Krieges nach mehrjähriger freiwilliger Muße auf seinem märkischen Gute als ältester Generalwachtmeister in kurbrandenburgische Kriegsdienste getreten ist und bald mehr von sich hören lassen wird.

Von einer am linken Ufer der Weichsel erbauten Throntribüne sah die Königin von Polen dem Kampfe zu, der eine so unglückliche Wendung für ihren Gemahl genommen. Statt des Triumphes ihres Gemahls, dessen Zeugin sie hier zu sein gehofft, hatte sie das Bild einer vollständigen Niederlage vor Augen und floh dem Heere voraus, um nicht von dem Getümmel der allgemeinen Flucht mit fortgerissen zu werden.

Die Dörfer Brudno, Bialolenka brannten; in Praga schlugen die Flammen

auf. Von allen Seiten drängten sich die fliehenden Haufen der Weichselbrücke zu. Viele stürzten von der Brücke in die Wellen, andere suchten schwimmend das jenseitige Ufer zu erreichen. An den Dünen, in den Sümpfen, auf den Schanzen lagen viertausend Tote. Fünfzig Kanonen, das Lager und die Kriegskasse fielen in die Hände der Sieger. Am Abend überbrachten die Abgesandten dem Kurfürsten die Schlüssel der Stadt, und am folgenden Morgen (21. Juli) hielten der König und der Kurfürst ihren Einzug in Warschau.

Die Kunde von der Warschauer Schlacht verbreitete sich über Europa. Verwundert vernahm man, daß hier eine neue Kriegsmacht ebenbürtig neben der schwedischen aufgetreten sei und sogleich auf dem ersten Schlachtfelde glänzende Proben ihrer Tüchtigkeit abgelegt habe. Ein solches Heer in der Hand eines Fürsten, der entschlossen war, sich die Ziele seiner Politik von keiner andern Macht vorzeichnen zu lassen, sondern seine eigenen Wege zu gehen, das war eine Thatsache, die ganz außerhalb der Berechnung der Staatskunst gelegen und ihren Einfluß auf die Haltung sämtlicher Mächte übte. Und in der That war die Lage Europas ernst genug, um die Staatsmänner zum Nachdenken und Handeln zu veranlassen. Karl Gustav, dessen Ehrgeiz mit seinen Erfolgen wuchs, konnte jetzt die Ziele Gustav Adolfs — Beherrschung des Baltischen Meeres und Begründung einer Universalmonarchie für alle Protestanten — wieder aufnehmen. Wenn es ihm gelungen, die polnische Republik zu unterwerfen, so konnte er nach Schlesien hinübergreifen, die unterdrückten Protestanten in den österreichischen Erblanden unter seinen Schutz stellen und eine Bewegung entfesseln, die sich über Ungarn, Böhmen bis tief nach Österreich hinein verbreitete. Grund genug für Österreich, um durch das Zusammengehen Brandenburgs mit Schweden beunruhigt zu werden. Am kaiserlichen Hofe, der in Prag verweilte, erregte die Nachricht von der Warschauer Schlacht „nicht geringe Bestürzung," und vom Frankfurter Deputationstage ward gemeldet: „Der kaiserliche Gesandte ist durch die Zeitung allerdings sehr bestürzt, hat sich endlich durch einen guten Trunk getröstet mit der Anzeige, daß auf einen verdorbenen und betrübten Markt ein fröhlicher Krämer gehöre."

Auch Holland, welches die Ostsee als „Mutter aller Kommerzien" betrachtete und die Herrschaft Schwedens über das Baltische Meer nicht dulden mochte, hatte keine Freude an dem Übergewicht dieser Macht und sandte eine Flotte nach der Danziger Reede. Dänemark wartete nur auf den günstigen Augenblick, um seine im Dreißigjährigen Kriege an Schweden verlorenen Länder wieder in Besitz zu nehmen; für das nächste gingen zehn dänische Orlogsschiffe gleichfalls nach der Danziger Bucht zur Vereinigung mit der holländischen

Flotte. Diese verschiedenen Interessen näherten die katholischen Mächte Österreich und Polen dem protestantischen Holland und Dänemark. Eine andere Gefahr drohte Schweden von seiten des Großfürsten der Moskowiter, welcher für sein Binnenland die Küsten zu gewinnen suchte und in die schwedischen Ostseeprovinzen einfiel.

Auf der andern Seite hatte der leitende Minister Frankreichs, der kluge und gewandte Mazarin, die Pläne seines Vorgängers Richelieu, welche auf Schwächung oder Zertrümmerung der habsburgischen Macht hinausliefen, geerbt. Sowie er zur See die Hilfe Englands gegen die spanische Linie des Hauses Habsburg gewonnen, so wünschte er auf dem Festlande den Beistand Schwedens zur Bekämpfung der österreichischen Linie zu erlangen. Frankreich und Schweden, beide einig in der Feindschaft gegen das Haus Habsburg, bewachten sich dennoch gegenseitig mit Eifersucht, weil keine Macht der andern allein den leitenden Einfluß in den deutschen Angelegenheiten gönnte.

So sehen wir die verschiedenen Interessen von Schweden, Frankreich, England denjenigen von Polen, Österreich, Spanien, Holland, Dänemark das Gleichgewicht halten. Inmitten dieser Staaten lag das ohnmächtige Reich Deutscher Nation. Eine deutsche Politik, das heißt eine solche, welche durch die Ehre und das Interesse der deutschen Nation bestimmt wurde, gab es nicht. Deutschlands Schicksal schien, wie im Dreißigjährigen Kriege, allein von dem Ausgange abzuhängen, welchen die Kämpfe der verschiedenen anderen Mächte für ihre eigenen Interessen nehmen würden.

Welche Wahl sollte Friedrich Wilhelm von Brandenburg treffen, nachdem er durch seine Teilnahme an der Warschauer Schlacht das meiste dazu beigetragen, das Übergewicht Schwedens wiederherzustellen? — Sein Ziel war unverwandt die Souveränität in Preußen. „Die Souveränität," schreibt Droysen, „bedeutete die Befreiung eines deutschen Landes von hundertjähriger Fremdherrschaft; die Souveränität erringen hieß, zwischen Polen und Schweden eine Macht stellen, die der baltischen Welt den Frieden sicherte, hieß, da die Republik Polen nicht mehr die Kraft hatte, ein Wall zu sein gegen die andrängenden Moskowiter, Tataren, Kosaken u. s. w., die alte Bedeutung der Marken jenseits der Weichsel erneuern, um die abendländische Christenheit vor den «Barbaren des Ostens» zu schützen." Indem Friedrich Wilhelm dieses Ziel verfolgte, vertrat er in seiner brandenburgisch-preußischen zugleich die deutsche Politik.

Karl Gustav triumphierte; er glaubte mit seinem brandenburgischen Bundesgenossen die Macht Polens bald völlig niedergeworfen zu haben; aber er verrechnete sich, wenn er annahm, daß Friedrich Wilhelm mit dem von ihm heran-

gebildeten, bewährten Heere nur Vasallendienste bei der Krone Schweden leisten werde. Bald nach der Schlacht trennte vielmehr der Kurfürst sein Heer von dem schwedischen und ging zum Schutze seiner eigenen Lande nach Preußen zurück, dessen südöstliche Landschaften durch einen verheerenden Einfall der Litauer und Tataren unter Gonsiewsky schwer heimgesucht wurden. Es war furchtbar, wie diese barbarischen Horden hier hausten. Städte und Dörfer wurden geplündert und verbrannt, viele tausend wehrlose Menschen hingemordet oder in die Sklaverei fortgeschleppt. Auch der Hinblick auf diese Leiden seines Landes mußte Friedrich Wilhelm zur Erwägung der Frage führen, ob er nicht wohl thue, seinen Frieden mit Polen zu machen.

Eine Aussöhnung Brandenburgs mit Polen hätte Karl Gustavs Stellung bedeutend erschwert; er mußte alles thun, um dieselbe zu verhindern. Dennoch zögerte er, dem Kurfürsten zu gewähren, was ihn allein bei dem schwedischen Bündnis festhalten konnte, die Souveränität. Andererseits bot Johann Kasimir den Frieden unter der Bedingung, daß der Kurfürst „seine Schuld bekenne und die alten Eide erneue." Denn auch er war bald wieder zu Kräften gekommen, hatte ein neues Heer gesammelt, Warschau wieder besetzt und war in vollem Anzuge die Weichsel abwärts auf Danzig, das alle Aufforderungen der Verbündeten zurückgewiesen hatte. Erst als Johann Kasimir seinen Einzug in Danzig gehalten (5. November), erklärte sich Karl Gustav bereit, auf die Lehnshoheit über Preußen zu verzichten, und es kam nun zwischen Schweden und Brandenburg zum Vertrage von Labiau (10. November), demzufolge Schweden die Souveränität des Kurfürsten über das Herzogtum Preußen und Ermland anerkannte und beide Fürsten sich auch ferner Kriegshilfe zu leisten versprachen.

Dieser Vertrag hatte freilich nur so lange Wert für den Kurfürsten, als Karl Gustav sich als Sieger in Polen und im polnischen Preußen zu behaupten vermochte. Sobald er sich zurückzog, stand zu erwarten, daß Polen mit seiner ganzen Übermacht über den Kurfürsten herfallen würde, um ihn zur Rückkehr unter die polnische Lehnshoheit zu zwingen. Er war nur eine Folge der früheren Verträge von Königsberg und Marienburg, durch welche dem Kurfürsten die lästige Bundesgenossenschaft Schwedens aufgedrungen ward. Was nützte ihm auch eine Souveränität, die ihm nur von dem Eroberer übertragen, wenn sie nicht zugleich von den übrigen Mächten anerkannt und verbürgt ward! Dennoch war der Vertrag von Labiau das einzige Mittel, durch welches er sich die Freiheit des Handelns für die Zukunft wahren konnte.

Die Lage seines Verbündeten ward immer bedrohter. Dänemark rüstete den ganzen Winter hindurch zum Kriege; das Eintreten Österreichs für die

Republik Polen in naher Zeit schien unzweifelhaft. Zwar gelang es Karl Gustav durch das Versprechen, ihn bei dem Teilungsplane der Republik zu berücksichtigen, den Fürsten Ragoczy von Siebenbürgen zu einem Einfall in polnisches Gebiet zu locken und auch die Kosaken herbeizurufen; aber was vermochten diese ungeordneten Heerhaufen gegen die österreichisch-polnische Macht! Auch die kurfürstlichen Erblande wurden durch die Feinde Schwedens heimgesucht. Die Tataren fielen von Westpreußen aus verheerend und plündernd in Pommern und die Neumark ein, so daß die Stände der Neumark in ihrer Not ohne Befragen des Kurfürsten einen zweimonatlichen Waffenstillstand mit Polen abschlossen, — ein Schritt, der freilich vom Kurfürsten sehr ungnädig aufgenommen ward. Die Versuche Friedrich Wilhelms, den Frieden zwischen Schweden und Polen zu vermitteln, scheiterten an dem Hochmute des Schwedenkönigs.

Im April 1657 starb Kaiser Ferdinand III. Sein zum römischen König erwählter ältester Sohn, Ferdinand IV., König von Ungarn, war ihm bereits vorangegangen (Juni 1654). Ferdinands III. zweiter Sohn und Nachfolger in den Kron- und Erblanden, Leopold Ignatius, vollzog den von seinem Vater eingeleiteten Allianzvertrag mit der Republik Polen (17. Mai). Am 1. Juni erschien das dänische Kriegsmanifest, und sogleich darauf eröffneten die Dänen den Krieg zu Land und See mit einem Angriff auf das schwedische Fürstentum Bremen. Karl Gustav besaß nicht die sittliche Größe eines Gustav Adolf, der die Herzen für eine mächtige Idee zu begeistern verstand; er begnügte sich mit dem Ruhme eines abenteuernden Eroberers. Anstatt den Handschuh aufzunehmen, den ihm das Haus Österreich hinwarf, beschloß er, sich mit seiner ganzen Macht auf das kleine Dänemark zu stürzen. Die Kriegserklärung Dänemarks gab ihm den Vorwand, das polnische Kriegstheater zu verlassen; er hoffte, seinen ruhmlosen Rückzug aus Polen durch einen kühnen Feldzug auf der Jütischen Halbinsel vergessen zu machen. Vierzehn Tage nach der Kriegserklärung brach er mit seinen besten Truppen von Thorn auf und zog in Gewaltmärschen nach Holstein, nur schwache Besatzungen in den festen Plätzen des polnischen Westpreußen — Thorn, Marienburg, Elbing — zurücklassend. Dem Kurfürsten versprach er, binnen acht Wochen zurückzukehren, riet aber doch dem Fürsten Ragoczy, seinen Frieden mit Polen zu suchen und seine Heerhaufen zurückzuziehen, was dieser auch eiligst that.

Der Kurfürst stand auf einem verlorenen Posten. Er hatte nun die Wahl, entweder allein den Kampf mit der österreichisch-polnischen Macht für Schweden aufzunehmen oder auf friedlichem Wege einen Vergleich mit Polen

zu suchen. Er hatte keine Verpflichtung übernommen, mit seiner ganzen Macht für das Interesse Schwedens sich zu opfern. Das Interesse für die Sicherheit seiner eigenen Staaten bewog ihn vielmehr, in neue Verhandlungen mit Polen einzutreten, und die hochfahrende Sprache, welche Schweden gegen Brandenburg führte, erleichterte ihm den Entschluß, sich von der lästigen Bundesgenossenschaft dieser Macht zu befreien. Trotz seiner gefährdeten Lage hielt der Kurfürst doch als Hauptbedingung bei den Friedensverhandlungen mit Polen die Anerkennung seiner preußischen Souveränität fest. Als die Verhandlungen sich in die Länge zu ziehen drohten, begab er sich selbst nach Wehlau, und die Entschiedenheit, mit welcher er hier seine Sache vertrat, förderte die Verhandlungen zu schnellem Abschlusse. Im Vertrage zu Wehlau (19. September) erkannte Johann Kasimir die volle Landeshoheit des Kurfürsten im Herzogtum Preußen an, trat die Herrschaften Lauenburg und Bütow — diese jedoch als polnische Lehen — an Brandenburg ab und versprach ihm auch die Stadt Elbing, die freilich noch von den Schweden besetzt war. Friedrich Wilhelm gab dagegen alle in Polen gemachten Eroberungen, auch Ermland, heraus und verpflichtete sich, Polen, wenn die Republik innerhalb der nächsten zehn Jahre angegriffen werden sollte, 4000 Mann Hilfsvölker zu stellen.

Zur Vollziehung des Friedens begaben sich König Johann Kasimir und Kurfürst Friedrich Wilhelm persönlich nach Bromberg, beide von ihren Gemahlinnen begleitet (30. Oktober). Dem kurfürstlichen Paare wurde ein glänzender Empfang bereitet. Mit 1000 Kürassieren ritt der König dem Kurfürsten entgegen, welcher seinerseits von 1500 Reutern begleitet war. Als die Königin diese Truppen sah, sagte sie: „Diese Trabanten sind mir sehr wohl bekannt; es sind ja die nämlichen, welche vor Warschau unter Euer Durchlaucht Anführung sich so heldenmütig geschlagen.“ Am 6. November ward der Friede zu Bromberg unterzeichnet.

Grollend vernahm der Schwedenkönig auf seinem Siegeszuge durch Dänemark die Kunde von der Aussöhnung des Kurfürsten mit Polen. „Er hoffe noch den Tag zu erleben.“ so äußerte er sich, „wann er an Brandenburg und Polen zugleich würde Rache nehmen können.“ Schon von Wehlau aus (24. September) hatte Friedrich Wilhelm ihm seine Absicht, mit Polen Frieden zu schließen, mitgeteilt. Karl Gustav aber hatte den Brief uneröffnet mit beleidigenden Worten zurückgeschickt, weil die Adresse deutsch geschrieben und im Titel „Großmächtiger,“ nicht „Großmächtigster“ stehe. Sein Kriegsglück gegen Dänemark bestärkte ihn in seinem Übermute. Bis zum Anfang des Winters hatte er ganz Schleswig und Jütland erobert, und um dieselbe Zeit, als der

Friede zu Bromberg abgeschlossen ward, erstürmten die Schweden unter Wrangel den letzten Platz auf dem dänischen Festlande, die Festung Fridericia.

Während das Kriegsgewitter um die Grenzen des Reiches herumzog und jeden Augenblick sich über deutschem Gebiete zu entladen drohte, versammelten sich in Frankfurt die Gesandten der deutschen Fürsten zur Kaiserwahl (Herbst 1657). Es sah damals bunt aus in der alten Kur- und Krönungsstadt. Die Satzung der goldenen Bulle, daß in der Wahlstadt keine Gesandtschaften fremder Mächte Aufnahme finden dürften, schien in Vergessenheit geraten zu sein; denn man sah dort französische, spanische, dänische, venetianische, siebenbürgische und tatarische Gesandte, wie auf einem europäischen Kongresse. Es schien nicht, als ob die Kurfürsten hier nach altem Rechte dem Reiche ein Oberhaupt küren, sondern als ob die fremden Mächte denjenigen bestimmen würden, den jene wählen sollten. Besonderen Aufwand trieben die französischen Gesandten, der Marschall Herzog von Grammont und Lionne Marquis de Fresne. Sie kamen freigebig und mit vollen Taschen und man warb um ihre Gunst mit offenen Händen. Der Kardinal Mazarin wünschte nichts Geringeres, als die Wahl auf König Ludwig XIV. zu lenken, und als seine Bemühungen an dem Widerspruch der protestantischen Fürsten scheiterten, blieb er eifrig bestrebt, die Kurstimmen für einen minder mächtigen Fürsten, etwa den Pfalzgrafen von Neuburg, oder, da für diesen die Stimme von Kurbrandenburg wahrscheinlich nicht zu erlangen war, für den jungen Kurfürsten von Bayern zu gewinnen, welcher dem französischen Einfluß wohl leichter zugänglich gewesen wäre. Jedenfalls wünschte Mazarin die Wahl vom Hause Österreich abzulenken, weil dieses durch die Unterstützung Spaniens sich feindlich zu Frankreich gestellt habe. Mainz, Köln und Pfalz waren auf Frankreichs Seite. In demselben Sinne wirkte die schwedische Politik gegen Österreich. Der schwedische Gesandte machte geltend, daß Kaiser Ferdinand VI. sich mit Polen zur Bekämpfung der Macht Schweden, die zugleich Glied des Reiches sei, verbunden, dadurch den Frieden von 1648 gebrochen und die Gefahr eines Reichskrieges über die Nation gebracht habe; ja er verlangte, daß nicht eher zur Wahl geschritten würde, als bis der Reichsfriede hergestellt sei.

Indem Kurfürst Friedrich Wilhelm den Anmaßungen der fremden Mächte Frankreich und Schweden, dem Reiche ein Haupt nach ihrer Wahl aufzudringen, entgegentrat, verfolgte er eine nationale Politik. Der kurbrandenburgische Gesandte von Jena hatte die Instruktion, die Wahl des Königs Leopold von Ungarn zu unterstützen und auf eine Allianz mit demselben hinzuwirken, zugleich aber auch die alten Ansprüche Brandenburgs auf Jägerndorf bei diesem

geltend zu machen. Die Berichte Jenas geben ein anschauliches Bild von dem Treiben in Frankfurt und den Zuständen des Reiches. „Im Reich ist kein Vertrauen“ — klagt er (Oktober 1657) — „und nicht besser als vor diesem. Dieser hat seine Reflexion und Sicherheit auf Frankreich gesetzet, jener auf Schweden, ein anderer auf Spanien, alle drei mächtige und gewisse Feinde des Heiligen Römischen Reiches Fürsten und derer Macht, vor welchen sich die lieben alten ehrlichen Deutschen so sehr gefürchtet und vorgesehen.“

Auf Schweden war der kurfürstliche Gesandte am wenigsten gut zu sprechen. Er schreibt: „Von Schweden sind wir oft hintergangen, welches leicht zu beweisen, und jetzo ganz verlassen worden; das ist den pactis zuwider. Wenn wir nur pecuniam hätten!“ . . . .

In einem anderen Bericht Jenas heißt es: „Über der Schweden Unart, Bosheit und Undankbarkeit verwundere ich mich nicht; ihre Manier ist bekannt, und wenn sie Seine Kurfürstliche Durchlaucht um Ehre und Redlichkeit bringen und zum Stumpf und Stiel verderben könnten, würden sie es nicht unterlassen. Gott wird ihnen aber einen Zaum einlegen und eine unglückliche Grenze setzen, wo sich die stolzen Wogen legen, wenn wir nur fromm, thätig und wachsam sind.“

Auf das Betreiben Frankreichs ward endlich die Wahl vertagt, wie man sagte, damit das Kurkollegium oder vielmehr in dessen Namen der Kurfürst von Mainz Zeit erhalte, um den Frieden zwischen Frankreich und Spanien zu vermitteln, in Wahrheit aber, damit Frankreich freie Hand gewinne, um sein Ränkespiel mit den deutschen Fürsten gegen Österreich fortzuspinnen.

Vergeblich bemühte sich Kurfürst Friedrich Wilhelm unterdessen in richtiger Würdigung der von Schweden nicht allein seinen Staaten, sondern dem Reiche drohenden Gefahr, Österreich zu einem Bündnis und zu einem gemeinsamen Vorgehen gegen Schweden zu bestimmen, solange der Widerstand Dänemarks noch nicht völlig gebrochen wäre. Der siegreiche Schwedenkönig ging von Fridericia über den gefrorenen Kleinen Belt nach Fünen, über Langeland, Laaland und die Meerengen nach Seeland, er bedrohte Kopenhagen, — aber König Leopold zögerte und zögerte; er wollte es weder mit Brandenburg verderben, dessen Stimme er zur Wahl brauchte, noch sich Schweden zum offenen Feinde machen, um nicht die Einsprache Schwedens und seiner Freunde gegen die österreichische Wahl fürchten zu müssen. Der Kurfürst hätte nun mit seinen Brandenburgern allein oder, unterstützt von einem polnischen Hilfscorps, gegen Schweden aufbrechen können; aber die zweideutige Haltung Österreichs ließ ihn besorgen, daß er dann von Österreich und dem Reiche völlig im Stich gelassen würde. Seine Lage war zu ernst, um ihm ein so abenteuerliches Unternehmen zu gestatten.

Endlich wurde das Offensiv- und Defensivbündnis abgeschlossen (5. Februar); ein Heer von 10000 Österreichern, ebensoviel Brandenburgern und 8000 Polen sollte unter Befehl des Kurfürsten nach Holstein rücken, und der Kurfürst brannte vor Ungeduld, dasselbe gegen den Feind zu führen; — zwölf Tage später diktierte Karl Gustav Dänemark den Präliminarfrieden zu Roeskild, in welchem dieses seine skandinavischen Provinzen an Schweden abtrat und den Sund gegen alle fremden Flotten zu sperren sich verpflichtete. Damit geriet die österreichische Aktion völlig ins Stocken. Der Kurfürst sah sich für den Fall einer schwedischen Invasion seiner Lande auf sich allein angewiesen.

Und diese Gefahr rückte immer näher. Man hörte von großen schwedischen Rüstungen; man kannte in Berlin sogar die Wege, welche die einzelnen Corps durch die Marken nehmen sollten. Es hieß, der König selbst werde durch die Prignitz auf Berlin marschieren. Der Kurfürst traf alle Anstalten zur Verteidigung des Landes. Berlin wurde befestigt, täglich schanzten 4000 Mann an den Wällen und Bastionen. Die Forderungen, welche Karl Gustav an den Kurfürsten stellte — Verzicht auf die Souveränität in Preußen, Wiederherstellung der alten Allianz und Überlassung des brandenburgischen Fußvolks an Schweden u. s. w. — trugen den Charakter eines Ultimatums. Auf die Vorstellung des Kurkollegiums, seine Truppen nicht durch anderer Reichsglieder Gebiet zu führen, gab Karl Gustav die höhnische Antwort, „er könne seine Völker nicht auf einen Mantel setzen und durch die Luft führen."

Noch einmal erbot sich Friedrich Wilhelm, den Frieden zwischen Schweden und Polen zu vermitteln und sandte seine Räte Otto von Schwerin und Weimann an Karl Gustav, welcher sein Hauptquartier in Flensburg hatte (Juni 1658). Diese wurden aber nicht einmal vorgelassen. Der König ließ ihnen sagen, er werde sie nicht eher empfangen, bis sie eine Vollmacht zur völligen Herstellung der Freundschaft vorgelegt; er kenne keinen Unterschied zwischen einem Feinde und dem Verbündeten eines Feindes. Tief gekränkt traten die brandenburgischen Gesandten ihre Rückreise an. Als ihnen eine Einladung zur Umkehr nachgesandt wurde, da der König sie nun empfangen wolle, lehnten sie es ab, derselben Folge zu leisten. Der Bruch war vollzogen. Der Kurfürst sagte dem französischen Gesandten, „ihm bleibe nichts übrig, als Satisfaktion mit dem Degen in der Hand zu suchen."

Trotz der Versuche Schwedens, die Wahl in Frankfurt hinauszuschieben, und der fortgesetzten Ränke Frankreichs waren die Wahlverhandlungen in Frankfurt unterdessen wieder aufgenommen worden. Die Stimme Kurbrandenburgs, vertreten durch den Fürsten Moritz von Nassau, dem die Räte von Jena und

von Canstein beigegeben waren, gab in den meisten zweifelhaften Fällen die Entscheidung. Auf den Betrieb Frankreichs und seiner Freunde sollte in die Wahlkapitulation auch ein Artikel aufgenommen werden, wonach es dem künftigen Kaiser versagt sein solle, bei dem jetzigen Kriege den Feinden Frankreichs und seiner Bundesgenossen Hilfe zu leisten. Die Stimmen standen gleich, wie gewöhnlich Mainz, Köln, Pfalz gegen Sachsen, Bayern, Trier. An Brandenburg hing die Entscheidung. Es stimmte für den Artikel, aber mit dem Zusatze, daß es ebenso Frankreich und dessen Bundesgenossen versagt sein solle, einem Feinde des Kaisers, der Kurfürsten, Fürsten und Stände des Reiches Hilfe zu leisten. Die Gerechtigkeit dieser Forderung war einleuchtend, und der Artikel wurde in etwas veränderter Fassung angenommen. Durch diese Klausel ward nicht allein die Absicht Frankreichs vereitelt, sondern auch Schweden in dem bevorstehenden Kriege die Beihilfe Frankreichs entzogen. Am 8. Juli ward Leopold, der König von Ungarn und Böhmen und Erzherzog von Österreich, zum deutschen Kaiser gewählt.

War es dem Kurfürsten gelungen, die Wahl der Bevormundung der fremden Mächte zu entziehen, so verstand es doch Frankreich, in anderer Gestalt seine Einmischung in die inneren Angelegenheiten des Reiches für die Dauer zu befestigen, indem es mit den drei rheinischen Kurfürsten von Mainz, Trier und Köln, mit Pfalz-Neuburg, Pfalz-Zweibrücken (Schweden), Münster, den drei Braunschweig und Hessen-Kassel den rheinischen Bund „zu gegenseitiger Verteidigung und zur Erhaltung der öffentlichen Ruhe im Reiche“ schloß (August 1658). Der Bund verfügte über eine Truppenmacht von 10000 Mann, zu welcher jeder Verbündete sein Kontingent — Frankreich 2400 Mann — zu stellen hatte; ein Bundesrat leitete die gemeinsamen Angelegenheiten. Es war also ein Bund von Reichsfürsten mit einer fremden Macht, ein neuer Keil in die Reichsverfassung. Zu der Zeit, als der von Schweden drohende Krieg die deutschen Stände laut zur Einigkeit mahnte, begaben sich diese Rheinbundsfürsten unter den Schutz derjenigen fremden Macht, die, mit Schweden nahe befreundet, dem Reiche die gefährlichste war.

Aus dieser Zeit stammt eine Denkschrift Friedrich Wilhelms an „den ehrlichen Deutschen.“ Es heißt darin: „Dein edles Vaterland war leider im letzten Kriege unter dem Vorwand der Religion und Freiheit gar jämmerlich zugerichtet und an Mark und Bein dermaßen ausgesogen, daß von dem einst so herrlichen Körper schon nichts mehr übrig ist als das Skelett. Wem noch deutsches Blut im Herzen warm ist, muß darüber weinen .... Wir sind mit dem letzten Kriege schier Dienstknechte fremder Nationen geworden. Was sind

Rhein, Weser, Elbe, Oderstrom anders als fremder Nationen Gefangene? Was ist unsere Freiheit und Religion mehr, als daß andere damit spielen? . . . . Gedenke ein jeder, der kein schwedisches Brot essen will, was er für die Ehre des deutschen Namens zu thun habe, um sich gegen sein eigenes Blut und sein einst vor allen Nationen berühmtes Vaterland nicht zu versündigen. Gedenke, daß Du ein Deutscher bist!"

So faßte Friedrich Wilhelm den Krieg gegen Schweden auf als einen nationalen Befreiungskampf gegen die Usurpation einer fremden Macht. Er wollte die so oft gebrauchten Vorwände Frankreichs, für die deutsche Freiheit, Schwedens, für den evangelischen Glauben einzutreten, in ihrer inneren Unwahrheit offen darthun und zeigen, daß die deutsche Freiheit auch ohne Frankreich, der evangelische Glaube auch ohne Schweden noch einen Schutz und Hort in Deutschland finde. Seine Denkschrift an „den ehrlichen Deutschen" war zugleich das brandenburgische Kriegsmanifest an die Krone Schweden.

Bei dem Charakter der schwedischen Kriegführung war zu erwarten, daß Karl Gustav durch einen kühnen Offensivstoß von Preußen aus die Verbündeten Brandenburg und Polen trennen und daß er sich selbst von Holstein und Mecklenburg her gegen die Marken und Schlesien wenden würde. Da erfuhr man in Berlin mit Verwundern, daß die schwedischen Truppen die dänischen Besatzungen in den holsteinischen Städten überfallen hätten, daß Karl Gustav in Kiel an Bord gegangen, bei Korsoer gelandet sei, abermals vor Kopenhagen stehe (August 1658). Die Ausführung der Friedenspräliminarien von Roeskild war auf Schwierigkeiten gestoßen; insbesondere widersprach auch Holland der Bestimmung, wonach fremde Flotten von der Ostsee ausgeschlossen werden sollten. Da beschloß Karl Gustav, bevor er einen neuen Krieg beginne, mit Dänemark volle Abrechnung zu halten, vielleicht in der Hoffnung, die drei skandinavischen Reiche unter seinem Scepter zu vereinigen. Im Augenblick war auch der Entschluß des Kurfürsten gefaßt. Er wandte sich an Montecuculi, der mit dem österreichischen Corps im Marsche auf Thorn war, an Czarnecky, der mit seinen Polen an der Warthe stand, und forderte sie auf, an „einer guten Kavalkade" nach Holstein teilzunehmen. Mitte September begegneten die Reiterregimenter der drei Armeen sich auf dem Rendezvous in Wittstock. Das Fußvolk rückte in Eilmärschen nach. Die Stärke der brandenburgischen Truppen betrug 9000 Reuter, 2000 Dragoner, 4000 zu Fuß, die der Österreicher 13000, der Polen 5000 Mann. Holstein, Schleswig und der größte Teil von Jütland wurden fast ohne Widerstand besetzt, die schwedische Truppenmacht teils nach dem nördlichsten Teil von Jütland zurückgedrängt,

teils in Fridericia lahm gelegt. Der Herzog von Gottorf, Schwiegervater des Königs von Schweden, übergab die Feste Gottorf den Verbündeten, nachdem diese ihm die Anerkennung der im Frieden von Roeskild erlangten Lehnsbefreiung von Dänemark zugesichert hatten. Ende Oktober nahm der Kurfürst sein Hauptquartier in Flensburg.

Unterdessen war Karl Gustav in Kopenhagen auf einen unerwarteten Widerstand gestoßen. Der erste Sturm auf die Stadt mißlang; mit jedem Tage wuchs die Energie der Verteidigung. Die Erbitterung gegen den treulosen Feind trieb ganz Dänemark zu verzweifelten Anstrengungen. Zur Unterstützung der schwer bedrängten Hauptstadt kam jetzt auch die holländische Flotte durch das Kattegat, erkämpfte sich die Durchfahrt durch den Sund und drängte die schwedische Flotte in die Gewässer von Landskrona zurück. Karl Gustavs Lage hatte sich in wenigen Monaten — vorzüglich durch das entschlossene Vorgehen des Kurfürsten — völlig verändert. Seine kühne Offensive war in eine Defensive verwandelt worden, und seine Hauptmacht vor Kopenhagen, dessen Erstürmung er nur als das Vorspiel zu einem Kriege gegen Deutschland betrachtet hatte, festgebannt.

Friedrich Wilhelm wünschte unter dem Schutze der holländischen Flotte seine Truppen nach Fünen und Seeland überzusetzen und dem Kriege mit einem Schlage ein Ende zu machen. Hier aber zeigten sich die ersten Schwierigkeiten. Eingeschüchtert durch die Drohungen Englands, welches den Holländern einen Vorsprung zur See nicht gönnte, verweigerte die holländische Flotte ihre Mitwirkung zu dem Unternehmen gegen die Inseln. Wie schwer mochte der Kurfürst in jenen Tagen den Mangel einer eigenen, brandenburgischen Flotte empfinden, jetzt, wo er sich nur durch die Meerengen an der Fortsetzung seines siegreichen Feldzuges verhindert sah! Er wollte jedoch das Jahr nicht ohne eine kühne Waffenthat zu Ende gehen lassen. Bald nach der Einnahme von Gottorf hatte der Kurfürst sein Hauptquartier nach Düppel, nahe dem Alsensunde, verlegt. Die kleine Insel Alsen war noch von den Schweden besetzt. Ihre Einnahme war von Wichtigkeit, weil die Schweden von hier aus leicht Überfälle gegen die schwachen Besatzungen an den Küstenorten ausführen konnten. Unter dem Schutze von zwei dänischen Orlogschiffen ließ der Kurfürst oberhalb Sonderburg kaiserliche und brandenburgische Kriegsvölker in Abteilungen zu je dreihundert Mann auf zusammengekoppelten Fahrzeugen über den Alsensund setzen. Als er genug Truppen auf Alsen versammelt hatte, führte er sie zum Angriff gegen die Schweden vor, welche sich, ohne ihren Aufmarsch zu stören, teils nach Schloß Sonderburg, teils nach Nordburg zurückgezogen hatten. Beide

Plätze wurden nach kurzem Kampfe zur Übergabe gezwungen; 8 Kompanieen Fußvolk, 1200 Pferde, 24 Kanonen und die ganze Bagage verfielen dem Sieger (6. Dezember). Zum erstenmal wehten die brandenburgischen Fahnen auf Alsen. Zu Weihnachten empfingen die Generale und Truppen den Dank des Kurfürsten für ihre „bezeugte Tapferkeit und gute Conduite."

Im folgenden Jahre erneuerte Karl Gustav seine Angriffe auf Kopenhagen mit verstärktem Eifer, aber nicht besserem Erfolge. Das Frühjahr kam heran, ohne daß es ihm gelang, einen Vorteil zu erringen. Underdessen legten sich England und Frankreich ins Mittel, um den Frieden zwischen den beiden nordischen Kronen auf Grund der Präliminarien von Roeskild zu stande zu bringen. Holland schloß sich den vermittelnden Mächten an. Auch auf den Kurfürsten suchte der Kardinal Mazarin einzuwirken, um ihn von dem Bündnis mit Österreich abzuziehen, und machte ihn in einem eigenhändigen Schreiben darauf aufmerksam, daß „seine Interessen niemals besser gesichert sein würden als unter dem Schutze und der Freundschaft der Krone Frankreich." Er suchte den Eindruck seiner Vorstellungen durch einen besonderen Abgesandten, Johann Frischmann, zu verstärken, der sich in das Hauptquartier nach Viborg begab und dem Kurfürsten mit großer Dreistigkeit die Vorschläge des Kardinals aufzudringen bemüht war. Der Kurfürst antwortete dem Kardinal auf sein Schreiben, er fühle sich in seinem Gewissen gezwungen, die Länder, die er durch Gottes Gnade besitze, zu verteidigen, und er sehe nicht ein, aus welchem Grunde er darüber von irgend jemandem getadelt werden könne. Dem Abgesandten, der auf eine schriftliche Erklärung über die Stellung Brandenburgs zu gewissen Schritten Österreichs, insbesondere zu der Entsendung österreichischer Kriegshilfe nach dem spanischen Flandern, zu bringen hatte, ward eine solche — allerdings von sehr allgemeinem Inhalte — übergeben. Als er darauf die Stirn hatte auszusprechen, er habe erwarten dürfen, daß man sie französisch gebe, da man an seinem Hofe nicht deutsch verstehe, erhielt er die Antwort, da er, ein Deutscher, in seines Königs Namen französisch schreibe, so würde den kurfürstlichen Räten nicht verdacht werden können, daß sie in deutscher Sprache geantwortet; doch würden sie künftig lateinisch schreiben und lateinische Antwort erwarten. Kurz vor seinem Abschiede überreichte Frischmann noch ein sehr verbindliches Schreiben seines Königs, welches dem Kurfürsten wohlmeinend empfahl, sich der von Frankreich vertretenen Politik anzuschließen. Der Kurfürst wandte auf diesen Antrag das Gleichnis der Fabel an, in welcher der Wolf die Hunde auffordert, die Herde zu verlassen.

Der französische Gesandte war glücklich abgefertigt; aber der Krieg behielt

nicht den Charakter einer „guten Kavalkade," sondern geriet immer mehr in das seichte Fahrwasser der Diplomatie. Nicht an dem Kurfürsten lag die Schuld, — dieser wünschte nichts sehnlicher, als endlich den Angriff auf die Inseln ins Werk setzen zu können, — aber seitdem eine englische Flotte im Sund erschienen war, um die holländische zu beobachten, verhielt sich die letztere völlig teilnahmlos und spielte nur noch eine klägliche Rolle. Gegen Ende Mai ward Fridericia von den Verbündeten genommen und somit den Schweden der letzte Platz auf dem dänischen Festlande entrissen. Von hier aus ließ der Kurfürst im Sommer verschiedene Landungsversuche auf Fünen unternehmen; da sie jedoch ohne die Unterstützung einer Flotte ausgeführt werden mußten, hatten sie keinen Erfolg. Die Eroberung der kleinen Insel Fanoe südlich Middelfard durch die Brandenburger unter dem Feuer der schwedischen Batterieen war zwar eine kühne Waffenthat, auf die Kriegführung im großen jedoch von keinem Einfluß.

Schon früher hatte Österreich einen Angriff auf Schwedisch-Pommern angeregt. Der Kurfürst äußerte Bedenken dagegen; er sah vorher, daß eine Unternehmung der Art weitere Verwickelungen nach sich ziehen würde und hielt den Zeitpunkt nicht für den geeigneten. Dennoch entschloß sich Österreich dazu auf eigene Hand und auf die Gefahr eines allgemeinen Krieges. Ein österreichisches Corps ward in Schlesien zusammengezogen und rückte durch die Neumark die Oder abwärts nach Schwedisch-Pommern vor. Österreich hoffte, durch dieses unerwartete Vorgehen gegen Schweden den erlöschenden Kriegsfunken in Spanien wieder anzufachen; denn dieses hatte soeben die Präliminarien des Friedens mit Frankreich nebst dem verhängnisvollen Ehevertrage, welcher Ludwig XIV. die Hand der Infantin Marie Theresia zusicherte und die künftige Verbindung beider Reiche unter bourbonischem Scepter in Aussicht stellte, angenommen, — eine Kombination, welche Österreich um jeden Preis zu verhindern wünschte. Bei einer Unternehmung, die von so weittragenden Folgen sein konnte, wie der Angriff auf Schwedisch-Pommern, durfte Friedrich Wilhelm sich nicht in das zweite Treffen zurückschieben lassen. Er eilte mit dem Hauptteil seiner Armee von Jütland herbei, um bei einer vollständigen Abrechnung mit Schweden die alten Erbrechte seines Hauses auf ganz Pommern geltend zu machen. Während die Kaiserlichen den schwedischen Landstrich auf dem rechten Oderufer von Greifenhagen bis zu den Inseln Wollin und Usedom besetzten und, unterstützt von 2000 Brandenburgern, die Belagerung von Stettin begannen, nahm der Kurfürst mehrere kleine feste Plätze in Vorpommern — Tribsees, Loitz, Dammgarten — in Besitz (Herbst 1659).

Der Einfall der Verbündeten in Pommern rief allgemeine Aufregung hervor. Frankreich drohte, zum Schutze des Westfälischen Friedens eine Armee von 30000 Mann ins Reich marschieren zu lassen und die kurfürstlich Kleveschen Lande in Beschlag zu nehmen. Die Fürsten des Rheinbundes gerieten in reichspatriotische Entrüstung über den Angriff des Kaisers und des Kurfürsten auf die Lande eines deutschen Reichsstandes; — als dem Kurfürsten im Westfälischen Frieden seine Erbrechte auf Pommern zu Gunsten der fremden Macht Schweden verkümmert wurden, hatte sich niemand für ihn gerührt. Kurmainz schlug vor, „die Völker zu Fuß und zu Roß sofort zusammenzuziehen und eine Generalsperson zu ernennen." Es fehlte nichts als das Eintreffen der französischen Hilfe, um in Deutschland einen Krieg ähnlich wie den kaum überwundenen Dreißigjährigen von neuem zu entfesseln. Daß die Gefahr eines französischen Dominats für Deutschland viel näher lag als diejenige eines österreichischen, wollte niemand erkennen. Ehe jedoch Frankreich seine kriegerischen Absichten auszuführen vermochte, hatten sich die Verhältnisse abermals völlig geändert.

Schon seit dem August waren die Kommissarien Englands und Hollands thätig, den Frieden zwischen Schweden und Dänemark auf den Roeskilder Grundlagen, jedoch unter Aufhebung des Artikels von der Sundsperre, zu vermitteln. Ihre Bemühungen scheiterten an den hochgespannten Forderungen und dem Starrsinn Karl Gustavs, welcher jede Vermittelung zurückwies. „Ihr macht Projekte mit der Feder, ich aber mit dem Degen," gab er den Herren zur Antwort. Er war empört, daß diese Republiken, „die einen — Krämer, die anderen — Königsmörder," ihm Gesetze vorschreiben wollten. Karl Gustav hoffte auf Frankreich, auf die Uneinigkeit der Alliierten, auf die Schlaffheit Hollands.

Unterdessen hatte sich in England seit dem Tode Oliver Cromwells (3. September 1658), der die Zügel der Regierung ein Jahrzehnt hindurch in eiserner Hand geführt hatte, eine Wandlung vollzogen, welche die Machtentfaltung dieses Staates nach außen lähmte. Cromwells Sohn Richard, der unter den Freuden eines behaglichen Lebensgenusses die geistige Spannkraft schon in der Jugend verloren hatte, vermochte sich nicht lange in der Protektorwürde zu halten. Schon im Mai 1659 legte er die Regierung nieder, und es traten nun in England die anarchischen Zustände ein, welche den Stuarts die Rückkehr auf den Thron erleichterten. Während General Monk seinen Marsch nach London vorbereitete, segelte Admiral Montague ohne bestimmten Befehl mit dem größten Teile der Sundflotte nach England zurück. Jetzt wagte

Holland, seinen Forderungen Schweden gegenüber mehr Nachdruck zu geben. Admiral de Ruyter erhielt Befehl, die bei Kiel versammelten Truppen der Verbündeten, darunter drei brandenburgische Reuterregimenter unter General von Quast, nach Fünen überzusetzen, während andere — vorzüglich dänische — Truppen über den Belt kamen. Bei Odense vereinigte sich die Streitmacht der Verbündeten, im ganzen 10000 Mann, und ging zum gemeinsamen Angriff gegen die Schweden vor, die etwa 6000 Mann stark, unter dem Pfalzgrafen von Pfalz-Sulzbach, eine feste Stellung bei Nyborg bezogen hatten (24. November). Die Verbündeten erfochten einen vollständigen Sieg. Ungefähr der dritte Teil des schwedischen Heeres zählte zu den Toten, alle übrigen waren kriegsgefangen. Die brandenburgische Reiterei erbeutete auf dem Schlachtfelde 8 Fahnen und 7 Standarten. General von Quast ward nach seinem eigenen Berichte „zweimal durch die Brust geschossen."

Der Kern der schwedischen Landmacht war gebrochen, die schwedische Flotte lag, von de Ruyter eingeschlossen, im Hafen von Landskrona, das Heer in Seeland war in seiner Lagerstatt vor Kopenhagen schon mehr belagert, als selbst belagernd. Auch von den festen Plätzen, welche die Schweden in Preußen besetzt gelassen, waren die meisten gefallen, nur Elbing und Marienburg ihnen geblieben. Das schwedische Spiel schien verloren; bald folgte das Matt des Königs.

Um dieselbe Zeit, als diese Wendung im Norden eintrat, wurde die Belagerung von Stettin durch die Österreicher aufgehoben (6. November). Der inzwischen abgeschlossene Pyrenäische Friede zwischen Frankreich und Spanien hatte die Niederlage der habsburgischen Politik in Spanien besiegelt. Die Österreicher hatten jetzt in Schwedisch-Pommern, wo jeder ihrer Schritte vom Kurfürsten argwöhnisch überwacht wurde, nichts mehr zu suchen.

In Oliva waren im November Friedensverhandlungen eröffnet worden. Ehe noch dieselben über die Formalien hinausgefördert waren, starb Karl Gustav nach kurzer Krankheit (13. Februar 1660). Sein unbeugsamer Sinn und sein unruhiger Geist hätten wohl auch jetzt noch den Frieden scheitern gemacht. Für seinen Nachfolger ward eine vormundschaftliche Regierung eingesetzt, welche die kriegerische Politik Karl Gustavs nicht fortzusetzen vermochte. Dem Frieden von Oliva zwischen Schweden, Polen und Brandenburg (21. April), dem auch Österreich beitrat, folgte der Friede von Kopenhagen zwischen Schweden und Dänemark (17. Mai). Dank der Fürsprache Frankreichs ging Schweden fast ungekränkt an Länderbesitz aus dem Kriege hervor. Es gelang Friedrich Wilhelm nicht einmal, Stettin oder auch nur den schwedischen Landstrich auf dem rechten Oderufer zu erwerben. Auch die Stadt Elbing,

welche ihm im Frieden zu Bromberg von Polen zugesprochen worden, ward von der schwedischen Besatzung nicht an Brandenburg übergeben, sondern an Polen ausgeliefert, welches ihm dieselbe unter nichtigen Vorwänden vorenthielt. Die Übergabe von Braunsberg bot keinen Ersatz für Elbing.

Und dennoch hatte Friedrich Wilhelm im Frieden von Oliva einen Gewinn erreicht, welcher jene Benachteiligungen tausendfach überwog. Er war als unabhängiger Souverän in Preußen von den ersten Mächten Europas anerkannt, und er hatte dies nicht der Gunst einer fremden Macht, nicht einer glücklichen Konstellation der Verhältnisse zu danken, sondern seiner kühnen und klugen Politik und seiner umsichtigen und kraftvollen Heerführung. Er hatte zugleich dem Einflusse Frankreichs gewehrt und dem Übermute Schwedens die Stirn geboten und eine Politik befolgt, welche weder schwedischer noch slavischer, weder französischer noch österreichischer Leitung folgte, sondern welche selbständig die brandenburgischen und mit diesen die deutschnationalen Interessen vertrat.

„So folgte," schreibt Droysen, dessen treffliche, auf gründlichen Forschungen beruhende Darstellung der brandenburgischen Politik im schwedisch-polnischen Kriege diesem Kapitel vorzugsweise zu Grunde gelegt ward, „der Friede von Oliva dem Westfälischen nicht als Ergänzung oder Fortbildung, sondern als dem Schlag der Gegenschlag. In Osnabrück und Münster Deutschland in tiefster Erniedrigung, in Oliva die erste Staffel der Erhebung, die Befreiung des Kerns jener Lande, die unsere Nation einst das neue Deutschland genannt hat. Dort, nach furchtbaren Agonieen, der Tod des alten Reiches, die Auflösung des entseelten Riesenleibes; hier der Anfang eines neuen Werkes, der Grundstein für ein dereinstiges nationales Deutschland. Dort die beiden fremden Kronen als Sieger und Schiedsrichter über Deutschland; hier die eine von ihnen durch eine Koalition unter Führung der beginnenden norddeutschen Macht auf das Äußerste gebracht und nur mit Mühe von der anderen aufrecht erhalten. Dort die Grundlegung eines europäischen Staatensystems, das sich um das versunkene Deutschland rings in Willkür und Gewalt zu erheben eilt; hier die erste maßgebende Berichtigung desselben, eine neue Machtgestaltung aus dem eingesunkenen Krater emporsteigend, ein Steigen, dem eine Gesamthebung des deutschen Bodens folgen wird."

Der Kampf mit den ostpreußischen Ständen.

In den zwei Jahrhunderten der polnischen Lehnsherrschaft über Preußen hatten sich in diesem Lande Zustände entwickelt, welche mit der Aufrichtung der fürstlichen Landeshoheit unverträglich waren. Die polnische Lehnsherrschaft hatte versumpfend auf alle Verhältnisse gewirkt. Die öffentliche Macht war aufgelöst in eine Anzahl von Privatrechten, deren willkürliche Handhabung die ständischen Genossenschaften, wie die einzelnen, als ihre „Libertät" betrachteten. Verrottete Gewohnheit galt für Recht, Gesetzlosigkeit für Freiheit. Die Anstalten für die Landesverteidigung waren vernachlässigt, die Geldwirtschaft in tiefster Zerrüttung, sittliche Verkommenheit in allen Klassen der Gesellschaft eingerissen. Trotz des Testamentes des Herzogs Albrecht, durch welches die Leibeigenschaft aufgehoben ward (1567), frondete der Bauer als Knecht des Gutsherrn. Die Peitsche mit eingeknotetem Blei diente zur Aufmunterung bei der Arbeit, und wenn ein Unterthan wegen irgend eines Vergehens von seinem Herrn jahrelang in Eisen gelegt ward, so fand man darin nichts Auffallendes.

Dieser Wirtschaft trat der Kurfürst mit der Idee des Staates als einer öffentlichen Macht entgegen, in welcher alle die Bürgschaft ihrer Sicherheit finden sollten, zu deren Erhaltung und Stärkung aber auch alle mitzuwirken verpflichtet waren. Dafür war wenig Verständnis unter den Ständen zu finden; sie wollten lieber in der Einigung mit Polen die alte Unordnung fortdauern lassen, als sich unter das „märkische Joch" beugen. So entspann sich hier ein Kampf zwischen dem Fürsten und den Ständen, welcher an Schärfe und Hartnäckigkeit den ähnlichen Kampf in den anderen Landesteilen des kurfürstlichen Gebiets bei weitem überbot. Indem die Gegner der Souveränität in ihrem Widerstande sich bis zum Landes- und Hochverrat verstiegen, nötigten

sie den Kurfürsten, von allen Mitteln seiner obrigkeitlichen Macht Gebrauch zu machen.

Mit der politischen Opposition der Stände verbanden sich noch andere Elemente. Die strenggläubigen lutherischen Geistlichen eiferten auf den Kanzeln gegen das reformierte Bekenntnis, welchem der Kurfürst und sein Haus angehörten, als gegen „Teufelswerk." Als der Kurfürst zu Königsberg den Bau einer reformierten Kirche beginnen ließ, erklärten die Bürger, sie wollten lieber untergehen, als dies geschehen lassen. So griff die Opposition von einem Gebiete auf das andere hinüber. Die Predigten waren voll politischer Demagogie und die ständischen Libertäten wurden mit einer Zähigkeit verteidigt, als wären es Glaubensartikel. Daneben gediehen im Lande die Jesuitenschulen, und die frommen Väter vom Orden Jesu vermittelten als geschickte Zwischenträger die Verbindung zwischen den landesverräterischen Ständen und der Krone Polen.

Dem Herkommen nach wurde die Regierung in Abwesenheit des Landesherrn von den vier Oberräten — dem Landhofmeister, dem Oberburggrafen, dem Kanzler und dem Obermarschall — geführt, welche vom Landesherrn ernannt und auf die Freiheiten und Rechte des Landes verpflichtet waren. Ihnen zunächst standen die zwölf Landräte in den Amtshauptmannschaften, von denen die vier obersten gleichfalls an der Landesregierung teilnahmen. Die Oberräte sowie die Landräte oder Hauptleute waren Landeseingesessene; sie hatten ausgedehnte Vetterschaften und Verwandtschaften im Lande, Beziehungen zu den Gutsherren wie zu den Städten, hüteten sich wohl, es mit ihnen zu verderben, und führten die Zügel in sehr losen Händen. Als der Kurfürst nach dem Frieden von Oliva sich in seine Kleveschen Lande begab, setzte er den Fürsten Bogislaw von Radziwill als Statthalter in Preußen ein. Er hätte keinen gewissenhafteren und pflichttreueren Vertreter wählen können; aber der Fürst galt den Preußen für einen Fremden. So entschlossen und thätig er war, er vermochte nichts ohne den guten Willen der Oberräte und hatte gegenüber der wachsenden Bewegung einen schweren Stand.

Die Klagen bezogen sich zunächst auf den Steuerdruck, welcher durch die Unterhaltung des Heeres verursacht würde, und auf die Bedrohung der reinen Lehre; denn als eine solche bezeichnete man schon die Anstellung einiger Theologen von versöhnlicher Richtung an der Universität zu Königsberg oder den Bau der reformierten Kirche daselbst. Noch zögerte der Kurfürst mit der Berufung eines allgemeinen Landtags, durch welchen die Besteuerung in gesetzmäßiger Weise zu ordnen gewesen wäre. Er war durch andere Regierungsgeschäfte in Kleve festgehalten und wünschte, den Landtag in Person zu eröffnen.

Da beschlossen die Unzufriedenen vom Adel, auf eigene Hand eine Zusammenkunft in Königsberg zu veranstalten, um mit den Königsbergern gemeinsame Schritte zu verabreden.

Am 11. Februar 1661 bewegten sich zweihundert preußische Adlige im langsamen, feierlichen Zuge unter großem Zudrange des Volkes durch die Straßen von Königsberg nach dem altstädtischen Rathause. An ihrer Spitze schritten der greise Generallieutenant Albrecht von Kalkstein, Gutsherr auf Knauten, und sein Sohn, der Oberst Christian Ludwig von Kalkstein. Jener — nach Droysens Schilderung — „ein Edelmann von dem eigentümlichen Gemisch polnischer und deutscher Art, wie es in Preußen sich entwickelt hatte; zugleich herrisch und höfisch, zugleich intrigant und gleich mit Pistol und Degen zur Hand, bei allem Hochmut bis zum Kriechen devot, bei allem Stolz habgierig, berechnend, frivol, ein adeliger Demagog.“ Der andere, Oberst Christian Ludwig, war von derselben Art, aber noch schlimmer; ein Mann ohne sittliche Richtung, aller Ehre bankerott, aus polnischen in französische, dann wieder in polnische und aus diesen in die Dienste des Kurfürsten übergetreten, vom Kurfürsten mit der Hauptmannschaft Oletzko belehnt, wegen grober Unterschleife aber wieder entsetzt, drohend und prahlerisch, solange er sich sicher glaubte, aber feige und kriechend, wenn er Gewalt über sich fühlte. An der Schwelle des Rathauses empfing die Herren vom Adel der Königsberger Schöppenmeister Hieronymus Roth, ein „heruntergekommener Bankerottierer,“ wie er wegen seiner zerrütteten Vermögensverhältnisse von den Oberräten genannt ward, „der sowohl mit den Schweden als mit den Polen seine Praktiken trieb,“ jetzt aber eifriger Anhänger der Krone Polen, durch seinen Bruder, der in Warschau Jesuit war, in naher Verbindung mit den Vätern dieses Ordens, ebenso beliebt am polnischen Hofe, wie bei der Königsberger Bürgerschaft.

Im Rathaussaale droben wurden allerlei verfängliche und aufrührerische Reden gehalten. Man sagte, das Herzogtum Preußen sei nicht durch Waffengewalt an die Krone Polen gekommen, sondern durch seinen freien Entschluß und durch Verträge (nämlich durch den Abfall der Stände von der Ordensherrschaft 1454); der König von Polen habe nicht das Recht, sie wie „Äpfel und Birnen“ wegzuschenken; die Souveränität sei nichtig, solange sie nicht durch den freien Willen der Stände genehmigt sei; sie könne nur dadurch ihre Gültigkeit erlangen, daß zuvor alle ihre Privilegien und Freiheiten anerkannt und bestätigt würden; denn der König von Polen dürfe dem Kurfürsten nicht eine größere Macht übertragen, als er selbst besessen habe. Die Verwegensten gingen

noch weiter. „Wenn die bäurischen Kosaken sich hätten befreien können," sagten sie, „so würde dies ja wohl auch preußischen Edelleuten glücken, zumal wenn ihre polnischen Brüder ihnen Beistand leisteten." Roth schlug vor, eine Gesandtschaft nach Warschau an die Krone Polen abzuordnen, die beiden Kalkstein stimmten bei, ja, der General erbot sich, zu diesem Zweck zehntausend Thaler aus seiner Tasche vorzustrecken.

Soweit durften es nun doch die Oberräte nicht kommen lassen. Sie beriefen die Landräte, suchten durch dieselben auf den Adel einzuwirken und verboten die Sendung nach Warschau bei Strafe des Hochverrats. Unterdessen hatte der Kurfürst von Kleve aus Befehl zur Einberufung des preußischen Landtags erlassen und sandte den Geheimrat Otto von Schwerin als besonderen Bevollmächtigten nach Königsberg, um dem Fürsten Radziwill in der Vertretung der Regierung bei den Verhandlungen beizustehen. Er hoffte, durch eine maßvolle und versöhnliche Haltung den Widerstand zu überwinden; nur die Souveränität wollte er außer Frage gestellt sehen.

Bei der Eröffnung des Landtags (21. Mai) versicherte Schwerin den Ständen des Kurfürsten Gnade und besten Willen, den Beschwerden des Landes abzuhelfen; der Kurfürst verlange die Anerkennung der Souveränität, ohne die Privilegien vernichten zu wollen; „da aber fast alle Potentaten in mächtiger Armatur begriffen seien, so könne er das Heer nicht vermindern; die Stände möchten wegen des zum Unterhalt der Truppen Nötigen einen solchen Beschluß fassen, daß jeder künftig zu Hause bleiben und seiner Wirtschaft warten könne." Die Stände, welche zuversichtlich hofften, im Falle eines offenen Bruches ihren Rückhalt an der Republik Polen zu finden, verharrten indessen in ihrem Widerstande, der sich im Wesen gegen die Souveränität selbst richtete, und überreichten ein Schriftstück, welches maßlose und unerfüllbare Forderungen enthielt (2. Juli). Die in Königsberg ausbrechende Pest gab den Anlaß zur Vertagung des Landtags, vorläufig auf sechs Wochen.

Schwerin suchte in dieser Zwischenzeit auf die Leiter der Bewegung in versöhnlichem Sinne einzuwirken. Er ließ auch den einflußreichen Schöppenmeister Hieronymus Roth zu sich bescheiden und suchte ihn zu überzeugen, daß er mit seinem Argwohn dem Kurfürsten unrecht thue; der Kurfürst habe vor aller Welt den Ruhm, ein gütiger Herr zu sein, und wünsche das auch an Preußen zu bewähren.

Darauf Roth: „An ihrem Rathause stehe geschrieben, es wäre kein Fürst so fromm, er trage doch einen Tyrannen in seiner Brust; der Kurfürst habe sie zu armen Leuten gemacht, und nun wolle er sie auch zu Sklaven machen.

Er und seine Vorfahren hätten allein auf das Vaterland gesehen und sich um den Hof nicht gekümmert; sein Großvater wäre vom Kurfürsten Johann Sigismund zu Dienst berufen worden; wie er vor das Schloß gefahren und ihm daselbst angedeutet worden, daß der Kurfürst ihm siebzig Hufen schenken wolle, habe er gerufen: «Kutscher, kehr um! was will mir der Herr geben, der ja selbst nichts hat?» — Die Städte Königsberg seien es gewesen, die das Land beim Hause Brandenburg gehalten, als nur noch drei Edelleute auf ihrer Seite gewesen, und nun werde ihnen so gedankt!" —

Ohne sich von Schwerin, der ihn auf das Verbrecherische seiner Reden aufmerksam machte, einschüchtern zu lassen, fuhr Roth fort: „Dies wolle er dem Kurfürsten ins Gesicht sagen: Hast Du nicht genug daran, Kurfürst, daß Du all unser Vermögen weg hast? Willst Du auch unsere Freiheit haben? Kannst Du Dich an Deiner Vorfahren Stand nicht begnügen und uns den unseren lassen? Wir werden uns nicht verhandeln lassen; unsere Sache ist nur bis zum künftigen Reichstage ausgesetzt, da soll sich alles wohl geben. Aller ehrlichen Leute Meinung ist, daß der Kurfürst die Souveränität nicht haben soll."

Schwerin stand auf, den Frechen zur Thür zu führen; dieser aber fuhr in demselben Tone fort, bis er hinaus war.

Anstatt, wie Schwerin forderte, das gerichtliche Verfahren gegen Roth einzuleiten, hielten es die Oberräte für besser, mit Gelindigkeit aufzutreten und abzuwarten, ob „der Mensch nicht einige Reue empfinde." Weit davon entfernt, Reue zu bezeugen, rühmte sich jedoch Roth auf Markt und Straßen der frechen Worte, die er dem Bevollmächtigten des Kurfürsten ins Gesicht gesagt, und die Bürgerschaft jubelte dem Freiheitsmann zu.

Als der Landtag im Herbst — wegen der in Königsberg herrschenden Pest zu Bartenstein — wieder zusammentrat, erneuerten sich die alten Streitigkeiten. Zwar setzte Schwerin durch, daß der tolle General von Kalkstein wegen einer skandalösen Scene, die er im Landtage herbeiführte, von der Versammlung ausgeschlossen, auch daß Roth von den Königsbergern abberufen ward; aber er konnte es bei den Königsberger Gerichten nicht dahin bringen, daß er in Haft genommen und zur Verantwortung gezogen ward. Nach langen Beratungen überreichten die Stände ein „vereinigtes Bedenken" (6. November), in welchem sie zwar die Souveränität anerkannten, aber dafür die Abstellung aller ihrer Beschwerden und eine Assekuration ihrer Rechte forderten, welche der Kurfürst eidlich zu bekräftigen habe. Was die Stände forderten, war unter anderem die Abdankung aller Truppen, Demolierung der neuen Befestigungen, Herstellung der Landesverteidigung auf den alten Stand und unter

einem Landobersten, Entbindung von jeder Hilfsleistung, wenn der Kurfürst in einen auswärtigen Krieg verwickelt würde, zweijährige Berufung des Landtags; ferner, daß bei vorfallenden Streitigkeiten zwischen dem Landesherrn und den Ständen der König von Polen Schiedsrichter sein und daß er im Falle einer minderjährigen Regierung die Vormundschaft führen solle. Sie verlangten endlich, daß in der Regierung und Verwaltung des Landes nicht das geringste geändert, daß jeder in den Gütern, Lehnen, Pfründen, Ämtern, Pfandschaften, die er inne habe, unverbrüchlich in allen Punkten ohne Ausnahme erhalten werde und so weiter. Diese sogenannte Assekuration sollte der Kurfürst in allen ihren Klauseln und Punkten vollziehen und geloben, und zwar so, daß die Stände, wenn ihnen irgend ein Artikel dieser Kapitulation nicht gehalten würde, ihres Unterthaneneides entbunden sein sollten. Daß auf diese Weise von der Souveränität kaum noch der Schatten übrig geblieben wäre, ist einleuchtend.

Unterdessen hatte der Kurfürst in Berlin untersuchen lassen, welche von den ständischen Privilegien mit der Souveränität unvereinbar seien, und demnächst eine neue „Regierungs-Verfassung" ausarbeiten lassen, dieselbe vollzogen und mit dem Majestätssiegel versehen. Zwei Tage vor dem Eintreffen des vereinigten Bedenkens der Stände ging die Regierungs-Verfassung nach Königsberg ab (15. November). Sie erregte allgemeines Klagen und Jammern. Die Oberräte erklärten, das Schriftstück nur unter der Bedingung den Ständen vorlegen zu können, daß von ihrer Zustimmung abgesehen würde. Vergebens bot Schwerin alle Beredsamkeit auf, um die Stände wenigstens zu Beratungen über diese Akte zu veranlassen; sie erklärten einstimmig, auf dieser Grundlage nicht unterhandeln zu können, weil damit alle ihre Rechte und Freiheiten umgestoßen wären, und wollten sich weder mündlich noch schriftlich auf ein weiteres einlassen, bevor nicht ihren Beschwerden abgeholfen. Der Gegensatz der Libertät und Souveränität war durch die genannten beiden Schriftstücke so scharf ausgesprochen, daß eine Aussöhnung unmöglich schien.

Der Kurfürst wollte seine Souveränität nicht auf einen Gewaltzustand begründen. Er suchte durch eine Milderung derjenigen Verfassungsbestimmungen, in denen seine Souveränität nicht unmittelbar in Frage kam, die Gemüter zu beruhigen und den endlichen Abschluß zu erleichtern. Er befahl, daß die Kosten des Heeresunterhalts einstweilen auf die kurfürstlichen Domänen übernommen werden sollten, sprach die Erwartung aus, daß die Stände das Erforderliche für den weiteren Unterhalt der Truppen bewilligen würden, und überließ ihnen, die Form zu bestimmen, in der diese Summe aufgebracht werden solle.

Der Landtag kam nach den Weihnachtsferien in Königsberg wieder zu-

sammen (Januar 1662); aber die Zeit verstrich, ohne daß über die Mittel zur Entlastung der Domänen und zum Unterhalt der Truppen ein Beschluß gefaßt wurde. Die Landräte und die Ritterschaft zeigten sich endlich geneigt, dieselben in Form einer Accise zu bewilligen; aber die Städte, insbesondere die Königsberger, welche von Polen neue Aufmunterung zum Widerstande erhalten hatten, verhielten sich ablehnend. Roth, dessen Verhaftung der Statthalter zu wiederholten Malen vergeblich bei den Gerichten beantragt hatte, war nämlich insgeheim nach Warschau gegangen und hatte sich geneigtes Ohr bei der Königin zu schaffen gewußt. Von dort zurückgekehrt, zeigte er sich nach wie vor öffentlich auf der Straße und trug den Kopf höher als je.

Ende Mai erschien der kurfürstliche Erlaß über die neue Acciseordnung. Die Bürgermeister der drei Städte Königsberg (Altstadt, Löbenicht und Kneiphof) weigerten sich, denselben bekannt zu machen; alle Vorstellungen des Fürsten-Statthalters und Schwerins blieben vergeblich. Dagegen setzten die drei Gemeinden und die Gerichte von Kneiphof und Löbenicht eine Klageschrift an den König von Polen auf, welche der jüngere Roth, der Sohn des Schöppenmeisters, mit Hunderten von Namen und Siegeln bedeckt, in Warschau überreichte. Anfang Juli kehrte Roth zurück und brachte ein Schreiben des Königs mit dem großen Reichssiegel, in welchem dieser die Treue der Königsberger belobte und sie seines Schutzes in Behauptung ihrer Rechte und Freiheiten versicherte.

Die Stadt war voll Frohlocken. Im Vertrauen auf die Unterstützung Polens wagte man noch einen Schritt weiter zu gehen. Am 24. Juni versammelten sich die drei Gemeinden in der Kneiphöfer Kirche. Hier wurde ihnen die Eidesformel eines Bundes vorgelegt, in der es hieß, daß sie Gut und Blut daransetzen wollten, bei der Krone Polen und der Republik zu bleiben, „alles zur Ehre Gottes und um unsere Freiheit zu erhalten, den Rechten des Kurfürsten unbeschadet.“ Zwei Tage darauf sollte die Eidesleistung stattfinden; es kam jedoch nicht dazu, denn der Statthalter ließ durch öffentlichen Anschlag alle Zusammenkünfte bei schwerer Strafe verbieten.

Nun ward ein anderer Schritt vorbereitet. Die Gemeinden und Gerichte der drei Städte beschlossen, eine feierliche Deputation, bestehend aus den beiden Roth, Vater und Sohn, und dem Löbenichter Schöppenmeister Schimmelpfennig, nach Warschau zu senden. Da man besorgte, daß ihnen der Weg durch Truppen gesperrt sein würde, so erboten sich die jüngeren Bürgerssöhne, sie bewaffnet zu begleiten. Der Statthalter erklärte den Räten, daß er die Sendung unter keinen Umständen dulden werde, und überließ ihnen die Verantwortung für alle Folgen, die daraus entstehen könnten. Er ließ die Thore schließen, die

Fahrt auf dem Pregel sperren und traf militärische Maßnahmen. Die Bürgerschaft aber rückte mit fliegenden Fahnen aus, besetzte die Plätze und Wälle und ließ Kanonen auffahren, als ob der Feind erwartet würde. Besonders die Kneiphöfer zeigten sich kampfmutig, es blieb jedoch beim Paradieren.

Die Spannung war bis aufs äußerste gestiegen. Und nicht nur im Innern war die Souveränität angefochten, auch von außen drohten ihr Gefahren. Noch hatte Schweden dem Kurfürsten die Demütigung im Frieden von Oliva, Frankreich die Zurückweisung seiner Einmischung in die Angelegenheiten des Reichs bei der Kaiserwahl nicht vergessen. Im Herbst 1661 war ein schwedisch-französisches Bündnis abgeschlossen worden, das in seinen geheimen Artikeln die Durchsetzung der Wahl des Prinzen von Condé zum Nachfolger Johann Kasimirs — nötigen Falls mit Waffengewalt — bezweckte. Die Königin von Polen stand mit den französischen Agenten durch die Jesuiten in lebhaftem Verkehr und billigte nicht nur diesen Plan, sondern betrieb ihn mit größtem Eifer. Es war festgestellt, daß Roth nicht allein in Warschau mit Polen, sondern auch in Riga mit Schweden geheime Verbindungen angesponnen hatte. Gelang der französische Plan, demzufolge die Krone Polens in der Dynastie der Bourbonen erblich gemacht werden sollte, so war es nicht allein um die kurfürstliche Souveränität in Preußen, sondern auch um die Selbständigkeit und Sicherheit Deutschlands auf lange Zeit, vielleicht für immer geschehen. Der Kurfürst mußte alles daransetzen, um jetzt im Innern zum Abschluß zu kommen und freie Hand nach außen zu erhalten.

Um dieselbe Zeit, als die erwähnten aufrührerischen Vorgänge in Königsberg stattfanden, verbreitete sich das Gerücht, daß der Kurfürst selbst nach Preußen kommen werde. Die Königsberger lachten darüber, sie glaubten nicht daran. Da kam im Herbst die Nachricht, daß er von Berlin aufgebrochen, daß er über Danzig in Pillau eingetroffen sei. Am 15. Oktober hielt er, begleitet von 1200 Mann vom Leibregiment und 800 Mann Garde zu Pferde, unter dem Geleite zahlreicher Deputierter der Ritterschaft, die zu seiner Begrüßung ihm bis Pillau, bis Danzig entgegengekommen waren, seinen Einzug in Königsberg. Die Magistrate der drei Städte empfingen ihn am Thore, die Bürgerschaft und die Zünfte paradierten im Festschmucke auf beiden Seiten der Straße. Sie sollten bald merken, daß der Landesherr sich in den Ringmauern ihrer Stadt befände.

Der Kurfürst hatte eine Zusicherung der ständischen Rechte und eine Erwiderung auf die Beschwerden der Stände in versöhnlichem Sinne vorausgesandt. Sein Befehl an den Statthalter, sich vor seiner Ankunft der Person Roths

zu bemächtigen, war bei dem Widerstande der Bürgerschaft, die sich mit Äxten, Spießen und Stangen zusammenrottete, unausgeführt geblieben. Jetzt fiel der entscheidende Schlag.

Während die Bürger auf den drei Rathäusern versammelt waren, um kurfürstliche Bescheide zu vernehmen, rückte Oberst Hille mit einer Schar kurfürstlicher Reuter vom Schlosse her durch das Schmiedethor nach dem Kneiphof bis zur Honigbrücke vor Roths Haus, der gerade zum Fenster hinaussah. Die Straße wurde nach dem anderen Ausgange durch ein paar kurfürstliche Rüstwagen, wie zufällig, gesperrt. Einige von den Reutern stiegen ab, holten Roth herunter und brachten ihn in ein an der Honigbrücke bereitliegendes Schiff. Von dort ging es weiter nach dem Schlosse. Alle militärischen Vorkehrungen gegen einen Aufstand waren getroffen, auf dem Schloßhofe einige Regimenter aufgestellt und auch Geschütze aufgefahren. Sobald Roth in sicherem Gewahrsam, ward zum Zeichen der erfolgten Verhaftung die rote Fahne auf dem Schlosse mit einer weißen vertauscht, und die kurfürstlichen Kommissarien machten nun der Bürgerschaft auf den Rathäusern die Anzeige, daß gegen Roth, der sich des offenbaren Hochverrats schuldig gemacht habe, nach gemeinem Rechte verfahren werden solle. Gleichzeitig brachten sie die Mahnung zu „bürgerlichem Gehorsam“ und die „Versicherung, daß der Kurfürst mit der Stadt als ein rechtschaffener und billiger Herr verfahren werde.“ (20. Oktober.)

Sobald General von Kalkstein, der gerade in Königsberg war, die Haftnahme Roths erfuhr, ließ er anspannen und fuhr nach Knauten.

Zu Roths Vernehmung ward ein besonderer Gerichtshof niedergesetzt, welchem von seiten der Regierung nur die Fürsten Radziwill und Anhalt, außerdem dreizehn geborene Preußen — darunter die drei Burgemeister von Königsberg — angehörten. Roth bekannte sich zur Verfassung des „Bundesbriefes“ vom 24. Juni, sowie des Schreibens, welches die Hilfe des Königs von Polen anrief, er stellte jedoch die Verbindungen mit Polen und Schweden in Abrede, und der Kurfürst nahm von den sonst üblichen Maßregeln, Geständnisse zu erzwingen, Abstand. Dennoch war das Ergebnis der Untersuchung derart, daß nach Ansicht der kurfürstlichen Räte „ohne des Kurfürsten Gnade Roths Leben wohl verwirkt“ wäre. Roth ward im September des folgenden Jahres nach der Feste Peitz gebracht. Der Kurfürst zeigte sich später geneigt, ihn zu begnadigen, und ließ ihm unter der Bedingung, daß er sein Unrecht einsähe und um Verzeihung bäte, die Freiheit anbieten. Der kühne Volksführer gab jedoch zur Antwort, er erwarte seine Befreiung von der Gerechtigkeit des Kurfürsten und verlange nichts von dessen Gnade. Er starb nach sechzehnjähriger Haft im Gefängnis zu Peitz.

Das Verfahren gegen Roth hatte die Bürgerschaft eingeschüchtert und erschreckt; auch ihre Hoffnung auf die polnische Hilfe war gesunken. Einige Tage nach Roths Verhaftung ließ der Kurfürst die Angesehensten aus den drei Gemeinden, die Schöppen und Zunftmeister auf das Schloß berufen und durch seinen Rat Friedrich von Jena bescheiden, sie möchten erkennen, wie der Weg, auf den einzelne unruhige Köpfe sie geführt, sie ins Verderben bringe; seine Absicht sei nicht, sie zu Sklaven zu machen, sondern sie in ihrer Freiheit zu schützen; das Vergangene solle für immer vergessen sein, wenn sie seine landes-

Das Schloß zu Königsberg.

väterliche Stimme hören wollten. — Nach achttägiger Bedenkzeit erschienen die Berufenen wieder auf dem Schlosse, baten für das Geschehene um Entschuldigung und erklärten förmlich, daß sie die kurfürstliche Souveränität anerkennten mit dem Wunsche, daß sie wachsen möge bis ans Ende der Welt (6. November).

Nicht so leicht war die Auseinandersetzung mit dem Landtage. Der Adel fürchtete mit Recht die straffen Zügel der kurfürstlichen Regierung, durch welche die ganze Unordnung der früheren Wirtschaft, die Übergriffe der kleinen Herren auf ihren Gütern, aufgedeckt wurden, und setzte auch den neuen kurfürstlichen Vorlagen Widerstand entgegen. Der Kurfürst sparte weder gute Worte noch ernste Mahnungen, er gab in vielen Dingen nach, und er bedurfte auch einer solchen Geduld, um der von ihm vertretenen Staatsidee zum Siege zu helfen.

„Ich bin es von Herzen müde," schrieb er einmal in dieser Zeit; „ich gehe in allem den gelindesten Weg, es will aber nichts bei den bösen Leuten verfangen, welches verursachen wird, daß ich ihnen endlich die Zähne weisen und mich meines Amtes bedienen werde, was ihnen alsdann nicht lieb sein wird. Gott helfe mir von so bösen Leuten, bei denen keine rationes gelten!" — Sein Ziel war nicht, an Stelle der ständischen Libertät ein Regiment der Willkür und Gewalt zu begründen; er stellte über den Gegensatz von Libertät und Souveränität den Gedanken des Rechtsstaats und suchte vor allem einen festen Boden für diesen Staat zu gewinnen, um ihn in die Lage zu setzen, daß er den Gefahren, die ihn in Zukunft noch bedrohen möchten, mit seinen eigenen Rechts- und Machtmitteln entgegentreten könne. In diesem Sinne kam denn endlich der Landtagsabschied vom 21. April 1663 zu stande; er war günstiger, als der Kurfürst selbst erwartet hatte. Die Gleichstellung der beiden evangelischen Glaubensbekenntnisse, die Zulassung der Reformierten zu den Hauptmannschaften sowie zu den Gerichten war darin ausgesprochen, die Zusicherung der ständischen Rechte nach der kurfürstlichen Deklaration erfolgt. Die Stände erklärten sich bereit, den Huldigungseid zu leisten.

Gemäß der kurfürstlichen Assekuration sollten auch polnische Kommissarien der Huldigung beiwohnen, um durch ihre Anwesenheit das Einverständnis des früheren Lehnsherrn mit diesem Akte zu bezeugen und zugleich für den König von Polen die Eventualhuldigung für den Fall des Aussterbens des brandenburgischen Mannsstammes entgegenzunehmen. Ihre baldige Teilnahme konnte der Kurfürst nur durch neue Opfer erlangen. Erst nachdem er Braunsberg, das ihm als Ersatz für Elbing in Pfand gegeben war, dem Bischofe von Ermland zurückgegeben, erklärten sich die polnischen Bevollmächtigten bereit, dem Rufe nach Königsberg Folge zu leisten (Oktober 1663).

Am 8. Oktober 1663 (dem 18. Oktober neuen Stils) fand die feierliche Huldigung der Stände in Königsberg statt. Auf dem Schloßhofe war die mit Scharlach bekleidete Thronbühne errichtet. Der Kurfürst saß auf dem rotsamtenen Thronsessel, rechts und links von ihm die beiden polnischen Huldigungszeugen, der Bischof von Ermland und der Unterkanzler Graf Leszinsky; weiter rückwärts standen die hohen Würdenträger mit dem Herzogshut, dem Kurschwert, dem Scepter und dem Feldherrnstab. Die Ober- und Landräte, die Ritterschaft, die Vertreter der Städte scharten sich um den Thron. Nachdem der Kanzler von Kospoth die Ansprache gehalten, der Landvogt von Tettau sie beantwortet hatte, las der Geheimsekretär Colow den Huldigungseid, den alle Anwesenden mit erhobener Rechten nachsprachen, indem sie

Der Große Kurfürst empfängt die Erbhuldigung der preußischen Landstände zu Königsberg den 18. Oktober 1663.

den Kurfürsten als „ihren einigen, wahren und unmittelbaren Oberherrn“ anerkannten.

Große Festlichkeiten füllten die nächsten Tage. Unter dem Zuruf der dichtgedrängten Volksmenge trat der Kurfürst am 20. Oktober seine Rückreise nach den Marken an.

Die Souveränität in Preußen war der Schlußstein in dem Gewölbe des brandenburgisch-preußischen Staatenbaues, sie war zugleich der Ausgangspunkt für das stetige Wachstum des jungen Staats. Kaiser und Reich hatten es während der Gefahren des schwedisch-polnischen Krieges von der Hand gewiesen, das preußische Land als ein Reichslehn anzuerkennen; — es war zum Vorteil Brandenburg-Preußens. Der Kurfürst besaß nun ein souveränes Herzogtum welches der Reichsgewalt nicht unterworfen war, einen vorgeschobenen Posten gegen das Slaventum. Aber nicht, indem er den Schwerpunkt seines Staats in diese außerhalb des Reichs liegenden Gebiete verlegte, suchte der Kurfürst seine Macht zu mehren, — er wies sogar die Krone Polens, die ihm während der Parteiwirren in diesem Lande öfters angeboten wurde und die er durch eine Messe leicht erlangt hätte, zurück, denn: „nimmer begehre ich das Zeitliche für das Ewige!“ — sondern indem er das alte deutsche Ordensland, welches unter slavischer Oberherrschaft fast den Zusammenhang und die Fühlung mit dem deutschen Mutterlande verloren hatte, dem deutschen Wesen zurückgewann, es mit seinen übrigen Landesgebieten zu einem geordneten, wohlregierten Staatswesen zusammenschloß und sich mit seinen Landen in das Herz Deutschlands hineinbaute, zog er den Schwerpunkt der deutschen Macht unwillkürlich nach dem Norden hinüber. Es bestätigte sich schon damals das Wort: „Was Brandenburg erwirbt, ist für Deutschland gewonnen!“ —

Durch die Huldigung der preußischen Stände war die kurfürstliche Souveränität auf eine unanfechtbare Rechtsgrundlage gestellt worden; aber auch die Stände hatten durch die kurfürstliche Anerkennung ihrer Rechte Mittel gewonnen, um der Souveränität Schranken zu setzen. Freilich war in ihren Rechten auch die Pflicht mit eingeschlossen, dem Staate alle notwendigen Mittel zur Handhabung der öffentlichen Ordnung und zur Landesverteidigung zu gewähren; aber das richtige Verständnis für diese Pflicht war bei ihnen noch lange nicht vorhanden. Was kümmerte sie's, ob der Staat des Kurfürsten zu Grunde ging, wenn nur ihre Libertät gewahrt blieb? Und wer sollte darüber entscheiden, was notwendig für den Staat und was nur persönliche Liebhaberei

des Fürsten? — Sie brauchten nur ihre Bewilligung zu versagen, so konnte der Souverän weder Kontributionen noch Zölle auflegen, weder Truppen halten, noch Festungen bauen und blieb doch verpflichtet, das Land zu schützen und für Recht und Ordnung zu sorgen. So dauerte der Kampf im Innern trotz der Huldigung von Königsberg fort. Der Kurfürst forderte die Mittel zur Erhaltung des Staats und der Wehrkraft des Landes. Indem die Stände dieselben nur in unzureichendem Maße, für gewisse Zeitläufte oder auch gar nicht gewährten, ward er oft genötigt, sie auf eigene Hand, das ist ohne Bewilligung des Landtags, durch Kontributionen beizutreiben.

Die Zustände in dem Nachbarreich Polen gaben zugleich den Barometer für die Stimmung in Preußen; denn noch immer gab es einen offenen und geheimen Zusammenhang zwischen den preußischen Unzufriedenen und der polnischen Regierung. Allerdings konnten die preußischen Stände nicht ihren Huldigungseid, der König Johann Kasimir nicht die Verträge von Wehlau und Bromberg in Abrede stellen; — wenn aber die Stände duldeten, daß Mißvergnügte vom Adel und vom Bürgerstande beim Könige von Polen das Wort für sie führten, wenn sie auf die Erfolge dieser Umtriebe ihre Hoffnungen setzten und ihren Widerstand gegen den Landesherrn begründeten, wenn andererseits der König von Polen sich darin gefiel, die Rolle eines Schutzherrn der bedrückten Preußen zu spielen, so war dies zwar weder gegen den Wortlaut des Huldigungseides, noch der Bromberger Verträge; es war aber gegen Treue und Glauben, welche die Grundlage aller Einigungen und Verträge bilden.

Die Republik Polen war damals der Schauplatz der gräßlichsten Parteiwirren, die polnische Krone der Gegenstand für das Ränkespiel der fremden Mächte. Der Plan Frankreichs, die Krone Polens an die bourbonische Dynastie zu bringen, war an der Weigerung des Reichstags, bei Lebzeiten des regierenden Königs die Wahl seines Nachfolgers vorzunehmen, vorläufig gescheitert; die intrigante Königin fand indessen ein Mittel, trotzdem die Wahl zu betreiben, nämlich, indem der König, ihr Gemahl, dem Reichstage die Absicht abzudanken kundgeben sollte. Um dem gefährlichen französischen Plane vorzubeugen, setzte sich der Kurfürst mit Österreich und Schweden in Verbindung und empfahl an diesen Höfen die Wahl des Pfalzgrafen von Neuburg zum Könige von Polen. Er erreichte dadurch zugleich den Vorteil, daß er sich den Pfalzgrafen verbindlich machte und den lange schwebenden Jülichschen Erbstreit in dem Hauptvergleich zu Kleve, welcher die definitive Teilung der Lande — Kleve, Mark und Ravensberg für Brandenburg, Jülich und Berg für Pfalz-Neuburg — festsetzte, zum Abschluß brachte (30. August 1666).

Der Kurfürst fand sowohl am österreichischen als am schwedischen Hofe, an dem die Freundschaft für Frankreich im Erkalten war, die Stimmung für die Wahl des Pfalzgrafen von Neuburg dem Anscheine nach günstig. Selbst der französische Hof schien sich derselben zuzuneigen, seitdem die Wahl des Prinzen von Condé durch den Tod der Königin von Polen (30. April 1667) an Aussichten verloren zu haben schien. In Wahrheit bildete jedoch dieses Projekt nur die Maske, hinter welcher beide Höfe ihre eigenen Zwecke, nämlich der Wiener die Wahl des Prinzen Karl Leopold von Lothringen, der Versailler diejenige Condés, desto eifriger betrieben.

Als der König (im Juni 1668) dem Senate seinen Entschluß, die Krone niederzulegen, mitteilte, kam es zu heftigen Scenen. Diejenigen, welche ihn am meisten dazu gedrängt hatten, trugen die tiefste Bekümmernis zur Schau, „da sie denn auf die Knice niederfielen und mit der inständigsten Bitte, solches Vorhaben zu ändern, fast eine Viertelstunde auf der Erde liegen blieben." Den König schien sein Entschluß zu gereuen; vielleicht auch weckten die Machinationen, welche sogleich nach der Ankündigung desselben allenthalben begannen, seinen Eigensinn. Er äußerte, „wenn die Stände in ihn drängten zu bleiben, werde er gehen; wenn sie ihn zwingen wollten abzudanken, so habe er auch seinen Kopf für sich."

Im August 1666 wurde der Reichstag eröffnet; zahlloses Volk strömte in Warschau zusammen. Auf die Anfrage des Landbotenmarschalls an den König, ob er willens sei abzudanken, antwortete er ausweichend. Man argwöhnte, daß auch er von den französischen Ränken umsponnen sei und mit der Abdankung nur so lange zögern wolle, bis die Wahl des Prinzen von Condé gesichert sei. Einer der Landboten sagte mit dreister Stirn dem alten Könige ins Gesicht: „Euer Majestät können solche Kunstgriffe weder vor Gott, noch vor Ihrem eigenen Gewissen verantworten." Erzürnt sprang der König auf, leugnete und gebot dem Frechen zu schweigen. Dieser aber fuhr fort: „Auch zu König Stephans Zeiten sind bei der freien Wahl Worte gesprochen worden, die dem Könige nicht gefallen haben." — „Schweig, Bube!" unterbrach ihn der König. „Ich bin kein Bube," erwiderte der Landbote, „sondern einer, der Könige und Tyrannen stürzen hilft, und fahre fort zu reden; es gebührt sich nicht, daß man mir ins Wort falle." Solche Scenen wiederholten sich noch öfter im Reichstage. Am 6. September erklärte der König seine förmliche Abdankung, und es kam die Zeit des Interregnums und der Vorbereitungen zur Königswahl. Der Kurfürst verlegte seinen Hof von Berlin nach Königsberg, um dem Wahlorte näher zu sein.

Im Mai des folgenden Jahres (1669) tagte die Wahlversammlung. Es begann ein endloses Parteitreiben, Intrigieren und Kabalieren auf den Schlössern

und in den Wirtshäusern, bei Gelagen und Jagden der Großen, in den Kapiteln und Klöstern; überall die Damen und Maitressen, die Beichtväter, Lakaien und Juden in emsigster Thätigkeit wetteifernd mit den Bietenden und Überbietenden. Je länger, desto unberechenbarer wurde das Ergebnis, desto höher stieg die Aufregung. Frankreich und Österreich gaben sich offiziell die Miene, die neutrale Wahl des Pfalzgrafen zu begünstigen, um sich unter diesem Scheine gegenseitig zu überholen. Während Condé und der Lothringer mit vollen Händen Geld ausstreuen ließen, war die Kasse des Neuburgers bald erschöpft. Bald hieß es, der Neuburger solle nicht anders als durch Blut zur Krone kommen; bald wieder wurde der Antrag gestellt, Condé auszuschließen, weil er durch unerlaubte Mittel die Krone zu gewinnen trachte. Die Aussichten des Lothringers waren im Steigen.

Der Kurfürst war von den Vorgängen in Warschau wohl unterrichtet und durchschaute das falsche Spiel Österreichs. Er ließ den kaiserlichen Gesandten de Goes zu sich bescheiden und erklärte ihm sein Mißfallen über das zweideutige Benehmen des österreichischen Gesandten Grafen Schaffgotsch in Warschau und über dessen beleidigendes Auftreten gegen den brandenburgischen Gesandten. „Man kann mich wohl einmal betrügen," sagte er, „aber gewiß nur einmal."

De Goes antwortete: „Des Kaisers Majestät hat noch niemanden betrogen und versteht dergleichen Ränke nicht."

Darauf der Kurfürst: „Ich weiß wohl, daß der Kaiser redlich ist und sich meiner getreuen Dienste wohl erinnert. Ich will mich auch nicht darum rühmen, daß ich ihm die Kaiserkrone auf das Haupt gesetzt, daß ich ihm die Ratschläge an die Hand gegeben habe, mit deren Befolgung das Haus Österreich in einen besseren Stand gekommen sein würde, als es jetzt ist. Aber Graf Schaffgotsch hat selbst gesagt, daß am Hofe zwei Parteien seien und daß die mächtigere den Kaiser hindere, seinem Worte, das er dem Pfalzgrafen gegeben, nachzukommen. Es kann dem Kaiser nicht rühmlich sein, statt eines deutschen Fürsten einen Fremden zu befördern."

Der Gesandte warf ein, „der Kaiser führe die Regierung, nicht die Minister."

„Das wollte Gott!" erwiderte der Kurfürst. „Dann würde es im Deutschen Reiche wohl gehen und würde Kaiserliche Majestät erfahren, wie eifrig und treu ich ihr dienen wollte." Er schloß mit den Worten: „Mögen Hindernisse gemacht werden von wem es sei, nodum virtute resolvam!" — (Durch Gerechtigkeit werd' ich den Knoten lösen.)

Wie sehr der Kurfürst über dieses doppelte Spiel des Hauses Österreich aufgebracht war, geht auch aus einem Schreiben hervor, welches er um diese

Zeit (23. März 1670) an Schwerin richtete, nachdem ihm von Wien aus auf seine Verwendung zu Gunsten der Evangelischen in Ungarn ein kühl ablehnender Bescheid zugefertigt worden. „Der Teufel muß in Wien ganz los sein," schrieb er; „in Ungarn stehn die Sachen sehr schlimm, und mich disgustiert man; läßt mich Gott leben und gesund dabei bleiben, so werde ich suchen, solches zu revanchieren; denn es ist zu grob. Das ist der Dank, daß ich ihm die Krone aufgesetzt habe; die Zeit kann kommen, da ich sie ihm ab- und einem andern aufsetze, der es besser meritiert als er" . . . Er sollte bald noch schlimmere Erfahrungen mit dem Hause Österreich machen. —

Der polnische Wahltag rückte heran. Auf das Generalaufgebot des Großkanzlers erschien der bewaffnete Adel aus den Woiwodschaften auf dem Wahlplatz, die meisten mit defekten Kleidern und Schuhen. Am 19. Juni ward die einhellige Wahl vollzogen. Sie fiel weder auf Condé, noch auf den Lothringer, auch nicht auf den Neuburger, sondern zur allgemeinen Überraschung der fremden Höfe auf einen eingeborenen Polen, Michael Wisnowiczki. Österreich sowie Frankreich hatten eine Niederlage erlitten, auch Brandenburg war nicht durchgedrungen, aber es hatte nicht den Schimpf, ein falsches Spiel aufgedeckt zu sehen.

Die Polen sprachen zwar von einem großen Siege des nationalen Princips, dennoch bekundete das Ergebnis des Wahlakts einen nationalen Aufschwung nicht. Michael Wisnowiczki war ein unbedeutender Edelmann, ohne Ehrgeiz und Thatkraft, ohne Begeisterung für seinen Königsberuf, das willenlose Werkzeug einer Partei. Und diese Partei wünschte nichts Geringeres, als die alte Herrschaft Polens über Preußen wiederherzustellen und den jungen König in einen Krieg gegen den Kurfürsten zu stürzen. Sie veranlaßte ihn, über mehrere Punkte bei dem Kurfürsten Beschwerde zu erheben, auch sich des gefangenen Schöppenmeisters Roth anzunehmen, ja sie bestimmte ihn, die Bestätigung der Bromberger Verträge unter nichtigen Vorwänden bis auf weiteres zu beanstanden und somit die kurfürstliche Souveränität über Preußen von neuem in Frage zu ziehen.

Während die Wahlbewegung in hohen Wogen ging und der polnischen Libertät von den Höfen geschmeichelt ward, dauerte im preußischen Landtag der alte harte Kampf noch immer fort. Auf die Forderung des Kurfürsten, die Mittel zum Unterhalt des Militärs und zur Einlösung der verpfändeten Domänen zu schaffen, antworteten die Stände mit Klagen über Verletzung ihrer Privilegien.

Um diese Zeit machte wieder ein Mann von sich reden, den wir bereits früher als einen der Hauptaufwiegler gegen die kurfürstliche Souveränität

kennen gelernt haben. Oberst Christian Ludwig von Kalkstein war bald nach seiner Absetzung von der Hauptmannschaft Oletzko rachedürstend in das an der preußischen Grenze stehende litauische Heer unter Paul Sapieha getreten und hatte von letzterem die Zusage erhalten, daß er ihm einige tausend Mann zu einem Einfall in Preußen überlassen werde. Er hatte damals die wilde Drohung ausgestoßen, daß er weder den Kurfürsten noch seine Kinder schonen werde, wenn er sie treffe; denn sie würden doch wieder solche Tyrannen wie der Vater. Glücklicherweise war der Einfall unterblieben, sei es, weil Sapieha zögerte, ihm die versprochene Mannschaft zu stellen, sei es, weil er doch fürchtete, durch einen solchen Räuberkrieg seine eigenen Landsleute gegen sich aufzureizen. Etliche Jahre später (im August 1667) tauchte der Name Kalksteins wieder in einem dunkeln Prozesse auf, in dem sein eigener Bruder, der Oberstlieutenant von Kalkstein, als Denunziant wider ihn auftrat und seine Schwestern wider ihn zeugten. Wir versagen es uns gern, in den Pfuhl von Sünden und Lastern zu blicken, die bei diesem Prozesse aus der Kalksteinschen Familie zu Tage kamen. Kalkstein hatte nach dem Zeugnis seiner Schwestern unter anderem auch die Äußerung gethan: „Dieses Gewehr habe ich wochenlang bei mir getragen, um den Kurfürsten zu erschießen.“ Er ward durch eine besonders bestellte Kommission zu lebenslänglichem Gefängnis verurteilt, der oberste Gerichtshof Preußens bestätigte dieses Urteil, der Kurfürst begnadigte ihn jedoch zu einer Geldstrafe von 10000 Thalern, die er später auf 5000 ermäßigte. Dagegen stellte Kalkstein einen Revers aus, die Summe bis zum 27. April 1669 zu zahlen, wenn dies aber nicht geschehe, „sich selbst in seinen vorigen Verhaft zu stellen, widrigenfalls seine Person und sein ganzes Vermögen verfallen sein sollte.“

Kalkstein zahlte nicht nur nicht, sondern er entzog sich trotz der beschworenen Urfehde und des ihm auf seinem Gute auferlegten Arrestes der Verhaftung durch die Flucht. In der Nacht des 10. März 1670 verließ er mit einer großen Geldkiste, „die kaum vier Mann nach dem Schlitten schleppen konnten,“ Knauten und entkam glücklich nach Polen. Bald traf von dort die Nachricht ein, daß er in Warschau Zutritt beim König Michael erlangt, daß der Unterkanzler ihn in seinen Schutz genommen und daß er durch die Jesuitenpater Branicki in Warschau und Radau in Königsberg seine Verbindungen mit Preußen unterhalte.

Der Kurfürst ließ seine Auslieferung beantragen; sie ward verweigert. Kalksteins Treiben in Warschau ward immer ärger. Er erdreistete sich, zu dem kurfürstlichen Gesandten von Brandt auf dem Schloßplatz zu sagen, „er wolle es dahin bringen, daß der Kurfürst hier auf diesem Platze das Lehn von Preußen beschwören solle,“ und bei einer anderen Veranlassung „der Kurfürst

habe seit der Souveränität dem Adel nicht in einem Punkte Wort gehalten und jede Zusage gebrochen; er wolle auf alle polnischen Landtage gehen und den Adel gegen den Tyrannen von Preußen aufwiegeln." Auf Brandts wiederholte Vorstellungen ward Kalkstein endlich aus Warschau gewiesen. Er fand Zuflucht bei des Königs Vetter, begab sich dann zum polnischen Heere an der preußischen Grenze, ward aber, als man dort erfuhr, daß er derselbe Kalkstein, der schon einmal als Schelm fortgejagt worden, ein andermal sich mit 200 Reutern und der Regimentskasse von 10000 Gulden aus dem Staube gemacht habe, aus dem Lager entfernt. Wir behalten ihn im Auge.

Die schwellende Bewegung in Polen für den Krieg schlug nach Preußen hinüber. Durch den Befehl des Kurfürsten, eine Kontribution nach den Hufen beizutreiben, ward die Aufregung unter den Ständen noch gesteigert. Schon sprach man im Landtage wieder von einer Sendung nach Warschau, um sich vom Könige Michael die Privilegien bestätigen zu lassen, und der König hatte die Bromberger Verträge noch nicht erneuert. Jetzt erschien Kalkstein wieder in Warschau (September 1670), „augenscheinlich in der höchsten Not," wie Brandt berichtet; denn als dieser mit anderen Kavalieren vom Schloßplatz wegritt, kam der Oberst ihm nachgelaufen, küßte ihm den Steigbügel und bat ihn, an den Kurfürsten zu schreiben, „daß er um Verzeihung bitte; er wolle, wenn man ihm Sicherheit gebe, selbst nach Berlin kommen, sich dem Kurfürsten zu Füßen werfen und ruhig dessen Antwort erwarten." Vier Tage darauf reichte derselbe Kalkstein zwei Schriften ein an den König von Polen und an den polnischen Reichstag. In der ersteren klagt er über die harte Knechtschaft unter einem ungnädigen Fürsten und ruft den König an, nach seinem Rechte als legitimer und oberster Herr das Herzogtum in den früheren Stand zurückzubringen. Die andere war ein Bittschreiben an den polnischen Reichstag, das er „im Namen des Herzogtums Preußen" übergab. „Laßt nicht," hieß es darin, „unsere Rechte und Verträge mit euch, die uns um unserer Treue willen vernichtet werden, ungerächt! Laßt nicht die letzten Reste eures Rechtes über unser Preußen untergehen! Nehmt unseren Hilferuf an, damit die augenblickliche Macht des Hauses Brandenburg inne werde, daß wir in der Krone Polen und ihrer Oberherrlichkeit über das Herzogtum unsern Schutz haben!" — Diese Schrift las der Marschall, oft unterbrochen von Ausfällen Kalksteins gegen des Kurfürsten Regiment, den Landboten in öffentlicher Sitzung vor. Mit stürmischem Beifall wurden die heftigsten Stellen von der Versammlung begrüßt.

Der Geheimrat von Brandt übergab dem Könige eine schriftliche Vorstellung, in welcher er darauf antrug, Kalkstein zu verhören und ihn zu be-

fragen, woher er seine Vollmacht und Beglaubigung als Gesandter des Herzogtums Preußen habe, und, wenn er diese nicht vorzeigen könne, ihn als Fälscher und Hochverräter auszuliefern. Als der Kronreferendar an der Seite des Königs im Senate auch diese Schrift vorzulesen begann, eilte Kalkstein die Stufen des Throns hinan und riß dem Referendar im Angesicht des Königs und des gesamten Senats das Schreiben aus der Hand. Darauf las er selbst die Brandtsche Beschwerdeschrift unter Auslassung der wichtigsten Stellen vor und übergab sie dem Kanzler. Dieser erklärte, die Sache gehöre nicht vor den Reichstag, sondern vor ein Gericht, das die Anklage des Kurfürsten und die Verteidigung Kalksteins hören und demgemäß entscheiden werde.

Der Kurfürst geriet in Zorn. „Wenn sie nicht huldigen wollen," hatte er bei früherer Veranlassung einmal an Schwerin geschrieben (1. Februar 1662), „so werde ich die Macht, so mir Gott gegeben, gebrauchen, um ihnen den Kopf vor die Füße zu legen." Nun war einer der gefährlichsten Widersacher seiner Souveränität nach den Gesetzen des Völkerrechts für ihn unerreichbar. Zum drittenmal forderte er die Auslieferung des Hochverräters; er sandte einen Trupp Reuter unter Görtzke an die Grenze, um ihn sogleich in Empfang zu nehmen. Zugleich ward Brandt angewiesen, für den Fall, daß man die Auslieferung abermals ablehne, Kalkstein heimlich festnehmen und abführen zu lassen.

Auch den Freunden Kalksteins in Preußen ward nicht wohl bei seinem Gebaren; ja, die preußischen Stände sandten eine Erklärung ein, in welcher sie jede Gemeinschaft mit ihm in Abrede stellten. Kalkstein stellte dieses Schriftstück als erzwungen dar und verbreitete eine andere Schrift, in der er angeblich durch die Stände als ihr Bevollmächtigter bestätigt und gebeten wurde, in seinem verdienstlichen Kampfe für ihre Rechte auszuharren. Der schwache König aber verharrte bei seiner Weigerung, ihn auszuliefern, weil nach dem Gesetze die Preußen, wenn sie in Polen wären, die polnische Freiheit genössen.

Jetzt schritt Brandt zur Ausführung des geheimen Haftbefehls. Er hatte zu diesem Zwecke bereits den Rittmeister Montgommery, einen tollkühnen Soldaten, mit einigen Reutern in seinem Hause aufgenommen und verborgen gehalten; doch war es schwer, sich Kalksteins ohne Geräusch zu bemächtigen, weil er sich gewöhnlich von Bewaffneten begleiten ließ. Sein unglücklicher Stern führte ihn endlich einmal ohne diese Begleitung in das Haus des Gesandten, um diesem mit trotzigem Tone anzuzeigen, es sei im Senate beschlossen worden, ihn nicht bloß in des Königs Schutz zu nehmen, sondern auch auf dem nächsten Reichstage seine Klage zu hören. Während er ihm prahlend den königlichen Schutzbrief vorhielt, traten auf einen Wink Brandts plötzlich Montgommery

und seine Reuter ein, warfen ihn nieder, knebelten, banden ihn, wickelten ihn in Decken und brachten ihn in einem bereit gehaltenen Rüstwagen über die Grenze. Am 29. November ward Kalkstein auf der Citadelle in Memel abgeliefert.

Die Entrüstung am Hofe und unter der polnischen Bevölkerung über diesen „Bruch des Völkerrechts“ war groß. Der kaiserliche Gesandte erklärte geradezu, daß Brandt, wenn er der Urheber dieses Gewaltaktes, so lange in Ketten gelegt werden müsse, bis die Herausgabe Kalksteins erfolgt sei. Dem im Senate bereits ausgefertigten Verhaftsbefehl entzog sich Brandt durch die Flucht. Der König von Polen forderte vom Kurfürsten drohend die Zurücksendung Kalksteins und die strenge Bestrafung derjenigen, die bei seiner Entführung geholfen hatten.

Der Kurfürst suchte ihn durch ruhige Vorstellungen zu beschwichtigen; er verleugnete vorläufig sowohl Brandt als Montgommery, um Verwickelungen vorzubeugen, und ließ auch einen Prozeß gegen sie eröffnen, aber erst das Urteil sprechen, nachdem beide bereits in Sicherheit waren, — Brandt in Stettin, wohin er sich infolge einer Weisung des Kurfürsten „in der Stille“ begeben hatte. Beide wurden später wieder angestellt und namentlich Brandt noch mehrfach mit wichtigen diplomatischen Sendungen betraut. Der Kurfürst scheint die Art der Ausführung seines Befehls nicht gebilligt zu haben, namentlich daß Brandt durch seine persönliche Anwesenheit bei der Verhaftung sich bloßgestellt und durch seine schnelle Flucht seine Schuld eingestanden habe. Die Herausgabe Kalksteins lehnte der Kurfürst auf das entschiedenste ab, und der König, der selbst der Hilfe des Kurfürsten gegen einen Einfall der Türken in sein Land bedurfte, ließ es bei Drohungen bewenden.

Des Kurfürsten Zorn war durch die Gefangennehmung Kalksteins noch nicht besänftigt. Auch unter den Ständen mochte wohl mancher den Boden unter sich nicht mehr sicher fühlen, — so der Graf von Schlieben, welcher, sobald er durch Jesuiten Nachricht von Kalksteins Verhaftung erhielt, schleunigst mit Weib und Kind über die Grenze floh. Mit Nachdruck bestand der Kurfürst auf seinen Forderungen. Widerstrebend fügten sich endlich die Oberstände, dann auch die Städte, nicht ohne Wiederholung ihrer Proteste, vor allem unter feierlicher Verwahrung gegen „die unerhörten Proceduren“ wider Kalkstein.

Zur Vernehmung Kalksteins hatte der Kurfürst eine besondere Kommission, aus drei preußischen und drei brandenburgischen Mitgliedern bestehend, eingesetzt. Kalkstein hatte bei seiner Überführung nach Memel geäußert, wenn der Kurfürst ihm Gnade gewähre, so wolle er ihm „ein Vieles offenbaren“; jetzt verweigerte er jede Auskunft über Mitschuldige. Der Kurfürst glaubte

an eine weitverzweigte Verbindung der Unzufriedenen. Er befahl die Anwendung der Tortur, um Kalkstein zu Geständnissen zu zwingen. Vergebens bat ihn der Oberburggraf von Kalnein, als ältestes Mitglied der Kommission, den Prozeß vor einem förmlichen Gerichte führen zu lassen. Auch die brandenburgischen Mitglieder wurden stutzig, als sie die unerbittliche Strenge ihres Herrn erkannten. Das Gutachten des Geheimen Rates, welches der Kurfürst einforderte, fiel geteilt aus. Er blieb bei der Tortur.

Kalkstein bekannte auf der Folter (1. April 1671) seine Umtriebe in Polen; er bekannte, daß er zu jener „im Namen des Herzogtums Preußen" übergebenen Schrift an den polnischen Reichstag nur von dem (bereits geflüchteten) Grafen von Schlieben und auch von diesem nur mündlich aufgefordert worden sei, daß er die zweite Schrift, welche die von den Ständen abgegebene Erklärung, keine Gemeinschaft mit ihm zu haben, als eine ihnen abgezwungene widerrief, selbst verfaßt habe, stellte jedoch die Mitschuld anderer in Abrede. Der Kurfürst schrieb an den Fürsten von Anhalt: „Kalkstein ist nun auf der tortur gewehsen, und noch auf einen Preußen bekandt hat, so ihn dazu vermocht, die Schrift gegen mich einzugehben. Ich hab nun befollen, daß man den Urteill sprechen und execution verrichten solle."

Dieselbe Kommission, welche in dem Prozesse von 1667 das Urteil gesprochen, ward wieder berufen. Sie sprach den Wunsch der Überweisung des Prozesses an ein ordentliches Gericht aus. Der Kurfürst forderte ihr Erkenntnis. Am 29. Dezember 1671 ward es gesprochen; es lautete „wegen Eidbruchs, Hochverrats und Majestätsbeleidigung auf den Tod durch das Schwert und Verlust aller Güter." Der Kurfürst zögerte lange mit der Bestätigung. Am 28. Oktober 1672 ward es Kalkstein verkündigt. Nachdem es verlesen war, fragte er: „Ist nichts mehr?" —

Die Art, wie dieser Verbrecher an Ehre, Pflicht und Treue dem Tode entgegenging, mildert für unser menschliches Gefühl die schwere Schuld seines Lebens. In der Nacht vor seinem Tode schrieb er vier Briefe, an den Kurfürsten, seinen Bruder, seine Frau und seine Kinder. Sie atmeten keine Rache mehr, sondern sind voll Ergebung und voll Beteuerungen seiner Unschuld. Der letzte schloß mit den Worten: „Freuet Euch nicht, wenn Ihr sehet, daß Gott meine Feinde straft oder mein unschuldig Blut rächt, sondern betet, daß Gott ihnen gnädig sei! Memel, den 8. November 1672." (29. Oktober a. St.)

In der Frühe des Morgens ward er zur Richtstatt abgeholt und empfing mit gefaßtem Mut den Todesstreich. —

Es ist ein trauriges Blatt aus der Geschichte des ruhmreichen Fürsten,

das wir soeben geschrieben haben. Mag man immerhin den kurfürstlichen Gewaltakt, die Verhaftung Kalksteins auf fremdem Boden, die Anwendung der Tortur ohne richterlichen Spruch, seine Verurteilung durch eine vom Kurfürsten bestellte Kommission, statt durch ein förmliches Gericht, auf ein Notrecht zurückführen; mag man sein völkerrechtswidriges Verfahren mit den anarchischen Zuständen der Republik Polen, seine unerbittliche Strenge mit der Größe des Verbrechens begründen; — es bleibt menschlich zu beklagen, daß er zur Erreichung seiner Ziele zu solchen Mitteln schritt oder schreiten mußte, und wir können den Ständen Preußens ihren tiefen Unmut nachfühlen, wenn sie in ihrem vereinigten Bedenken (September 1671) die bitteren Worte sprachen: „In ihm sind die Stände selbst unschuldigerweise gleichsam torquiert worden. Solche Schmach und Unehre ist den Ständen, solange sie christliche Preußen heißen, nicht widerfahren. Dieser Flecken kann von keiner menschlichen Hand ausgetilgt werden!“ — Wir dürfen indessen den einzelnen Akt nicht losgelöst von der gesamten Regierungsthätigkeit des Kurfürsten betrachten, welche auf dem Grundsatz beruhte, daß das Wohl des Staates das höchste Gesetz ist. Es war nicht Leidenschaft, nicht persönliche Erbitterung, die ihn zu dieser Römerstrenge fortriß, sondern es galt der Sache, der er sein Leben gewidmet hatte. Und hierin liegt seine Rechtfertigung vor der Geschichte und vor seinem eigenen Gewissen; denn in keinem seiner Briefe findet sich eine Andeutung, daß er jemals diesen Schritt bereut habe.

Der Schlag traf auch nicht den einzelnen allein, sondern er traf die gesamte unberechtigte Opposition, die ihn in seinem Handeln lähmen wollte. Mochten auch die preußischen Stände von der Person des Verbrechers sich lossagen, ein gewisser innerer Zusammenhang zwischen ihnen und dem Verbrechen bleibt bestehen. Was hätte dem Landesverräter die Kühnheit gegeben, vor dem fremden Könige und dem Reichstage des fremden Landes solche Sprache zu führen, wenn er nicht gewußt hätte, daß sie in Preußen doch im stillen jubelten über den mutigen Vorkämpfer für ihre Rechte und ihre Freiheit! Freilich war auch mit diesem einen Schlage der Widerstand noch nicht völlig gebrochen; aber er ließ nach in demselben Maße, als die Erfolge seiner äußeren und inneren Politik immer größer und glänzender hervortraten und als seine europäische Stellung immer mächtiger emporstieg; er hörte endlich völlig auf, als der Staatsgedanke Friedrich Wilhelms in Brandenburg-Preußen lebenskräftige Gestalt annahm.

Die Friedensjahre

vom Friedensschluß zu Oliva bis zum Ausbruch des deutsch-französischen Krieges.

Wir haben den Kampf der kurfürstlichen Regierung mit den Ständen in Ostpreußen ohne Unterbrechung bis zu dem Augenblick verfolgt, wo der Sieg der ersteren entschieden war, und wollen nun auch im übrigen den Entwickelungsgang betrachten, den der junge Staat Friedrich Wilhelms seit dem Friedensschlusse zu Oliva genommen hatte. — Mit den Friedensschlüssen, durch welche die Völker nach den gewaltigen Erschütterungen des europäischen Staatensystems in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts allmählich wieder zur Ruhe gelangt waren, rangen sich überall neue Bildungen und Gestaltungen empor; neue Verbindungen und Verträge wurden geschlossen, welche große Veränderungen in dem inneren Leben der Staaten, wie in ihren Beziehungen untereinander bewirkten. Kurfürst Friedrich Wilhelm hatte für den von ihm zu schaffenden Staat kein Vorbild in der Geschichte. Weder der Staat der absoluten Königsgewalt, welchen Ludwig XIV. im Westen aufrichtete, indem er seinen persönlichen Willen für das höchste Staatsgesetz erklärte, noch die Republik der Vereinigten Niederlande unter der Leitung der de Witt mit ihrer mattherzigen, eigennützigen Politik der Interessen und Kommerzien und mit der Losung: „Friede in unsern Tagen, Friede um jeden Preis!“ — weder der frömmelnde Bekehrungseifer, mit welchem das Haus Österreich die Bevölkerung der Kron- und Erblande in den Schoß der alleinseligmachenden katholischen Kirche zurücknötigte, noch der blinde Haß, mit welchem die Stuarts in England, Schottland und Irland Puritaner und Papisten verfolgten, um die bischöfliche Hochkirche wiederherzustellen, konnten dem Kurfürsten als Muster für seine Regierungsgrundsätze dienen. In seinem Staate sollte Raum für die freie Bewegung

der Geister nach allen Richtungen sein, und seine fürstliche Macht sollte den Mittel- und Einigungspunkt für die verschiedenen Interessen in seinen Landen bilden. In der Bevölkerung der brandenburgischen Landesteile waren die drei christlichen Bekenntnisse hergebracht, wenn auch das lutherische überwog. Die Duldsamkeit beruhte bei Friedrich Wilhelm ebenso sehr auf religiöser Überzeugung, wie auf politischer Notwendigkeit. „Die Gewissen" — sagte er — „sind Gottes; kein Potentat der Welt vermag die Gewissen zu zwingen." Ein anderer Ausspruch Friedrich Wilhelms lautete: „Man muß nicht bloß fromm, man muß auch gerecht sein!" — Und nicht nur in seinen eigenen Landen übte Friedrich Wilhelm diese Gerechtigkeit, sondern er nahm auch die um ihres Glaubens willen Verfolgten, die Evangelischen in Schlesien und Ungarn, die Waldenser in Savoyen, die bedrängten Hugenotten in Frankreich in seinen Schutz und öffnete ihnen die Zuflucht in seine Lande. Ja, als die Juden aus den österreichischen Staaten vertrieben wurden, hob er das Edikt von 1573 auf, durch welches ihnen der Aufenthalt in der Mark versagt war, und erlaubte jüdischen Familien, sich feste Wohnsitze im Lande zu erwerben.

In demselben Geiste war der Kurfürst bemüht, die beiden evangelischen Bekenntnisse einander zu nähern; denn noch wurde der unselige Streit zwischen Lutheranern und Reformierten mit Erbitterung fortgesetzt und besonders durch eifrige lutherische Geistliche von den Kanzeln genährt. Der Kurfürst sprach es als seinen dringenden Wunsch aus, „daß das unchristliche Verketzern, Verlästern und Verdammen eingestellt, hingegen das wahre Christentum und die Übung der wahren, klaren Gottseligkeit den Zuhörern ins Herz gepredigt werden möchte"; denn er habe mit Betrübnis vernommen, daß viele unter den Geistlichen „gegen andersglaubende evangelische Mitchristen mehr eiferten als gegen Wucherer, Trunkenbolde und andere Sünder, und die Zuhörer, die das nicht immer begriffen, in den Streit zögen, auch daß sie viel von Menschen-, wenig von Gotteswort handelten und aus Privatauslegungen einzelner Stellen der heiligen Schrift sofort Kirchenlehren bildeten." Auf des Kurfürsten Veranlassung traten mehrere lutherische und reformierte Geistliche unter dem Vorsitz des Präsidenten Otto von Schwerin zu Beratungen zusammen, welche den Namen „Liebesgespräche" führten, ihrem Charakter nach aber diesen Namen wenig verdienten. Der wohlgemeinte Versuch des Kurfürsten, auf dem Wege freier Vereinbarung eine Versöhnung der beiden Bekenntnisse zu stande zu bringen, scheiterte an dem starren Widerstande der lutherischen Geistlichen, und Friedrich Wilhelm erließ nun (September 1664) an die Geistlichen beider Konfessionen ein strenges Gebot, „sich gegenseitig aller anzüglichen Beinamen zu

enthalten und dem anderen Teile keine ungereimten und gottlosen Behauptungen aufzubürden, die von ihm nicht anerkannt, sondern nur durch Konsequenzmacherei aus seinen Dogmen abgeleitet würden." Er forderte ferner von ihnen unter Androhung der Amtsentsetzung, daß sie sich durch Unterschrift eines Reverses zur gewissenhaften Befolgung dieses Gebots verpflichten sollten. Diese Forderung erregte die größte Bestürzung bei den lutherischen Geistlichen. Viele von ihnen glaubten des heiligen Zornes bei ihren Predigten und bei der Erörterung kirchlicher Lehrsätze nicht entbehren zu können, versagten die Unterschrift und verloren ihre Pfarren. Es soll damals öfters vorgekommen sein, daß die wackeren Pfarrersfrauen ihren gewissensängstlichen Eheherren den Revers bei der Morgensuppe mit dem Sprüchlein vorlegten:

„Schreibt, lieber Herre, schreibt,
Damit Ihr bei der Pfarre bleibt!"

Zu denjenigen, welche die Unterschrift beharrlich verweigerten und dadurch die angedrohten Folgen auf sich luden, gehörte der Prediger an St. Nikolai, Paul Gerhard, ein schlichter, frommer Mann, beliebt und verehrt als Dichter geistlicher Lieder. Auf die Verwendung der Gemeinde wollte der Kurfürst ihn in seinem Amte belassen und auf die Unterschrift verzichten. Er ließ ihm sagen, er wolle annehmen, daß der Pfarrer Paul Gerhard seine gute Meinung nicht recht begriffen habe und daß er auch ohne die Unterschrift dem Geiste der Verordnung nachkommen werde. Aber der allzubedenkliche Geistliche sah auch hierin eine Schlinge; er verzichtete freiwillig auf sein Amt und nahm zwei Jahre später einen Ruf als Pastor in Lübben, im Gebiete des Herzogs von Sachsen-Weißenfels, an. Was der Kurfürst wollte — den Haß und Hader um kirchliche Lehrsätze durch den Gedanken der christlichen Nächstenliebe überwinden —, blieb unerreicht. Seine Nachfolger haben in demselben Geiste gewirkt; aber die Irrungen der Gegenwart zeigen, wie weit wir noch heute von jenem Ziele entfernt sind.

Demselben großen Zuge der Denk- und Gewissensfreiheit entsprach die Leitung der neugegründeten Universität zu Duisburg, wie der Universitäten zu Frankfurt und Königsberg. Als eifernde Geistliche auch auf das Gebiet der Wissenschaften übergreifen wollten und verlangten, daß die philosophischen Systeme des Cartesius an der neuen Hochschule zu Duisburg nicht gelehrt werden sollten, wies der Kurfürst sie mit dem Bescheid ab, „seine Professoren wären für ihre Lehren weder einer Synode, noch einer Kirchenversammlung verantwortlich." Ja er trug sich lange Zeit mit der Idee der Gründung einer universitas liberarum gentium, einer neutralen Freistätte der Künste und Wissenschaften für alle Völker als einer „Königsburg der Weisheit, der

besten und erhabensten Beherrscherin der Welt." Mußte auch dieser Gedanke bei den geringen Mitteln des Staates und manchen anderen Schwierigkeiten ein schöner Traum bleiben, so zeigt er doch, welchen Rang das geistige Leben der Menschheit in der Brust dieses Fürsten einnahm. Auch die Bibliothek wurde vermehrt und in größeren Räumlichkeiten untergebracht, das Joachimsthaler Gymnasium nach Berlin verlegt und zeitweise in den Räumen des kurfürstlichen Schlosses aufgenommen, das Gymnasium zum Grauen Kloster mit größeren Mitteln ausgestattet und eine neue Stadtschule auf dem Friedrichswerder gegründet.

Den Handel und Verkehr belebte der Kurfürst durch die Anlage von Land- und Wasserwegen, von Brücken und Dämmen, durch Handels- und Zollverträge mit auswärtigen Staaten und durch die Begünstigung der Schiffahrt. Es war ein Fest recht nach des Kurfürsten Sinn, als am 18. März 1669 die ersten Oderkähne auf der Fahrt von Breslau nach Hamburg durch Berlin fuhren, nachdem die Verbindung vom Oder- zum Elbgebiet durch den Friedrich-Wilhelms- oder Müllroser Kanal eröffnet war. Von Königsberg nach Kleve führte die Hauptlinie der Post, in welche von rechts und links Seitenstraßen einmündeten, und die kurfürstlich brandenburgischen Posten gewannen durch Pünktlichkeit und schnelle Beförderung der Thurn und Taxisschen Reichspost bald den Vorrang ab.

Wir verweilen hier einige Augenblicke bei dem Familienleben des Fürsten, den Erholungsstunden in seinem Regentenberufe. Die Kurfürstin Luise Henriette pflegte ihren Gemahl auch auf seinen Reisen und Jagdausflügen zu begleiten. Einer dieser Ausflüge führte das junge Paar im Sommer 1650 in die Nähe des Jagdschlosses Bötzow, das schon in der Regierungszeit des zweiten Joachim an die Stelle einer alten Burg der Quitzows getreten war. Die freundliche Lage des Ortes in der Umgebung der heiteren Havelwiesen erinnerte die Kurfürstin lebhaft an ihre holländische Heimat, und ihr Gemahl glaubte, ihr einen stillen Wunsch zu erfüllen, indem er ihr eine Schenkungsurkunde auf „das Amt Bötzow mit allen dazu gehörigen Dörfern und Mühlen, Triften und Weiden, Seen und Teichen" übergab. An die Stelle des Jagdhauses trat jetzt ein Schloß, welches der Lieblingssitz der Oranierin wurde und zur Erinnerung an die edle Fürstin — ebenso wie die zu Füßen des Schlosses gelegene Stadt — den Namen Oranienburg annahm. Hier war es, wo die Fürstin unter der thätigen Mithilfe Schwerins eine Musterwirtschaft nach holländischem Vorbilde einrichtete, die dem Garten- und Wiesenbau in den Marken Eingang schaffte. Sie berief Landwirte und Gärtner aus ihrem Heimatlande, ließ Garten- und Parkanlagen nach ihren eigenen Entwürfen ausführen und verschrieb Obstbäume und Gemüsesorten aus Holland. Von

der Sorgfalt, die sie allen Zweigen der Wirtschaft, den Baulichkeiten, der Molkerei, dem Viehstande, dem Karpfenteiche u. s. w. widmete, geben ihre zahlreichen Anordnungen und Fragen in den Briefen an Schwerin Kunde. Während der Kurfürst in großen Zügen sein Staatsgebäude aufrichtete, gab dieser stille Fleck in der sandigen Mark Zeugnis von dem friedlichen Schaffen und Walten der Fürstin, von ihrer Treue im kleinen.

Wir haben gehört, daß der Erstgeborene des kurfürstlichen Paares bereits 1649 zu Wesel starb. Nach diesem ersten Ehesegen trat eine lange Pause ein; es schien, als ob die Kurfürstin des Mutterglückes sich nicht mehr freuen solle. Im Lande ward geflüstert, vom Kurhause gehe Stamm und Wurzel aus; denn Friedrich Wilhelm war der einzige Stammhalter des Hohenzollernschen Hauses in Brandenburg.* Es war für die hohe Frau gewiß ein unsäglich schwerer Schritt, als sie eines Tages vor ihren Gemahl hintrat und auf Ehescheidung antrug, weil sie fürchtete, daß Gott sie mit keinen Nachkommen segnen wolle. Mit mildem Ernste schlug der Kurfürst alle ihre Zweifel nieder, indem er auf das Schriftwort hinwies: „Was Gott zusammengefügt hat, soll der Mensch nicht scheiden!“ — „Da“ — so erzählt der Hofprediger Stoschius — „begann die bekümmerte Frau wie die Mutter Samuels zu rufen: Wenn der Herr noch auf Erden ginge, wie in den Tagen seines Fleisches, ich wollte mich noch mehr demütigen, mehr ihn anflehen, mehr ihm anhangen als das kananäische Weiblein. Aber was ich auf leibliche Weise und mit leiblichen Gebärden nun nicht thun kann, das will ich im Geist und im Herzen thun, in gewisser Zuversicht, daß er auch im Stande der Herrlichkeit ein solcher Hoherpriester und getreuer Heiland sei, der Mitleiden hat und helfen werde.“ Zwei Jahre darauf (6. Februar 1655), am Geburtstage des Kurfürsten, gebar Luise einen Sohn, der in der Taufe den Namen Karl Emil erhielt. Aus Dankbarkeit gründete sie das Waisenhaus zu Oranienburg. Anderthalb Jahre später (1. Juli 1657) — sie weilte mit ihrem Gemahl in Königsberg — erfreute sie ihn abermals mit einem Sohne, welcher Friedrich genannt wurde und welchen der Königsberger Dichter Bödeker mit den prophetischen Versen begrüßte:

„Nascitur in Regis Fridericus monte. Quid istud?“
Praedicunt Musae: Rex Fridericus erit!“
(Königsberg sieht Friedrichs Geburt. Was deutet dies Zeichen?
Musen, ihr weissagt mir: König wird Friedrich sein!)

* Die Hohenzollern in den fränkischen Fürstentümern führten zwar den Titel als Markgrafen von Brandenburg-Kulmbach und von Brandenburg-Baireuth, jedoch hatte sich diese Linie bereits 1598 mit dem Hausvertrage von Gera von der märkischen Linie abgezweigt (vergleiche oben Seite 53).

Im Jahre 1664 gebar die Kurfürstin Zwillinge, die bald wieder starben, und 1666 ihr letztes Kind, den Prinzen Ludwig.

Die Erziehung der beiden älteren Prinzen nach den sorgsamen Vorschriften der Eltern ward der Leitung Schwerins übertragen, der über ihre Beschäftigungen, ihre Arbeiten und sogar über ihre Spiele gewissenhaft Tagebuch führte. Die Behandlung des Kurprinzen Karl Emil scheint ihm mehr Schwierigkeiten gemacht zu haben, als diejenige seines Bruders Friedrich. Der Knabe war empfindlich, eigenwillig, leicht aufbrausend; mit seiner edeln metallenen Natur waren noch Schlacken verbunden; aber schon leuchtete überall das reine Gold hervor! Die größte Strafe war bereits für den Knaben, wenn ihm der Degen abgefordert wurde. In allen Stücken war der Vater sein Vorbild. Schwerin berichtet darüber in seinem Tagebuch den 1. Januar 1664: „Als einer dem Prinzen zum neuen Jahre wünschte, daß er dermaleinst Kurfürst und auch römischer Kaiser werden möchte, antwortete er alsofort: «Ich will keins von beiden; mein Papa soll allezeit leben, und ich will auch nicht mehr sein, als mein Papa ist!»“ —

Die kurfürstliche Familie bei den ersten Kartoffelpflanzungen.

Noch im Oktober 1665 schrieb die Kurfürstin an Schwerin: „Ich hoffe,

daß sie alle beide Gott fürchten werden, das ist mein heißester Wunsch, und ich verlasse mich darin nächst Gott auf Sie allein, daß Sie dafür sorgen werden. Sie wissen, was ich immer Gott gelobt habe, daß, wenn er mir Kinder schenkt, ich sie in seiner Furcht erziehen wolle; darauf gehen alle meine Gedanken." Ungern trennte sich die Fürstin von ihrem Gemahl. Während des rauhen Winterfeldzuges in Schleswig und Jütland war sie an seiner Seite und sorgte für ihn; als er den harten Kampf mit den ostpreußischen Ständen in Königsberg durchkämpfte, war sie auch dort mit ihm und riet ihm vielleicht oft zu milderen Maßregeln, und als er (1666) sein Hoflager zu Kleve hielt, als dort die Gesandten der fremden Mächte lebhaft bei ihm verkehrten und wichtige politische Entscheidungen schwebten, stand sie ihm als treue Ratgeberin bei. Als aber das Jahr darauf Ludwig XIV. mit seinem Raubplane auf die spanischen Niederlande hervortrat, als da Friedrich Wilhelm die von allen Seiten aufsteigenden Gefahren sah und keinen treuen Bundesgenossen, keinen vertrauten Ratgeber hatte, da war der Platz, den Luise ehedem eingenommen hatte, leer; der Kurfürst aber stand mit nassen Augen vor ihrem Bilde, und man hörte ihn ausrufen: „O Luise, wie sehr vermisse ich Deinen Rat!" — Die schon seit einiger Zeit kränkelnde Fürstin wurde während des Aufenthalts in Kleve (1666) von einem Brustleiden befallen; sie hatte darauf den Winter im Haag zugebracht und war im folgenden Frühjahr ihrem Gemahl nach Berlin gefolgt. Ihr Wunsch, in seiner Nähe und in der ihrer Kinder zu sein, war erfüllt; aber ihre Kräfte kehrten nicht wieder. Am 8. Juni 1667 schlossen sich ihre Augen für immer. —

Die zwölf Friedensjahre, die zwischen dem Friedensschlusse von Oliva und dem Ausbruche des deutsch-französischen Krieges lagen, vergingen nicht ohne äußere Stürme. Dem Kurfürsten erwuchs aus der Rolle, die er im schwedisch-polnischen und im schwedisch-dänischen Kriege neben den großen Mächten gespielt hatte, die Aufgabe, die mühsam errungene Machtstellung gegen die Eifersucht und Mißgunst der fremden Mächte auch in Zukunft zu behaupten. Seine Lage war durch den Frieden nicht bequemer geworden, sondern noch mehr isoliert und bedroht als vorher. Sie war um so schwieriger, da seine Lande mit fast allen größeren Staaten grenzten. Er konnte sich nicht für die von ihm zu befolgende Politik in Preußen durch die Rücksichten auf Polen, in Pommern durch Schweden, in Kleve durch Holland und Frankreich bestimmen lassen, sondern er mußte überall die gemeinsamen Gesichtspunkte herauskehren, um danach die Richtschnur für seine Gesamtpolitik zu entnehmen.

Mit dem Wiener Hofe hatte Friedrich Wilhelm freundliche Beziehungen

angeknüpft. Seinen Bemühungen, dieselben fortzusetzen, trat überall die Tendenz des Hauses Österreich entgegen, das Haus Brandenburg niederzuhalten. Sein Recht auf Jägerndorf konnte von Österreich nicht bestritten werden; so oft aber der Kurfürst dasselbe in Erinnerung brachte, ward er als ein unwillkommener Mahner behandelt. Im Frühjahr 1663 ward es zur Gewißheit, daß der türkische Großvezier an der Spitze eines gewaltigen Heeres gegen die österreichisch-ungarischen Erblande im Anrücken sei. Auf des Kaisers dringende Bitten stellte der Kurfürst sogleich ein brandenburgisches Corps marschfertig. Anfang Juli stand die brandenburgische Türkenhilfe bereit; aber Österreich zögerte, den übernommenen Verpflichtungen für Soldzahlung, Verpflegung und Quartiere nachzukommen. Endlich erschienen kaiserliche Kommissarien, um die Truppen an der Grenze zu empfangen und durch Schlesien zu führen. Sie vermieden ängstlich die Umgegend von Jägerndorf, obwohl das Herzogtum an der nächsten Marschlinie der Truppen lag. Überall verriet sich das böse Gewissen und die Besorgnis Österreichs, der Kurfürst könne bei dem Durchzuge rasch das Ländchen besetzen lassen und nicht wieder herausgeben, und allerdings schrieb der Kurfürst noch im Oktober 1663 an den Kaiser: „Ich zweifle daneben nicht, habe auch das sichere Vertrauen zu Euer Kaiserlichen Majestät, Sie werde endlich meiner gerechten Jägerndorfschen Sache Ihre abhilfliche Maße geben und mich dadurch zu Dero Dienst noch freudiger machen.“ Zu dem Streifzuge nach Ungarn kam es in diesem Jahre nicht mehr. Die Truppen rückten in die Winterquartiere, welche den Brandenburgern innerhalb der böhmischen Grenzdistrickte bis Königgrätz angewiesen waren. Auch der Großvezier ging nach Belgrad zurück.

Im folgenden Frühjahr (1664) wurde der Reichskrieg gegen die Türken eröffnet. Im Süden der Donau auf der steirischen Grenze standen die Kaiserlichen unter Montecuculi, dem auf des Kaisers besonderen Wunsch der brandenburgische Feldmarschall von Sparr für seine Person beigegeben war, mit ihnen vereint ein Teil der Reichsvölker, ferner die Rheinbündner unter Hohenlohe, denen sich auch das französische Rheinbundskontingent unter Coligny — 4000 Mann zu Fuß und 2000 Reuter — anschloß. Nördlich der Donau hatte der österreichische General de Souchez den Oberbefehl, unter dem neben den kaiserlichen Truppen diejenigen des nieder- und obersächsischen Kreises sowie die Brandenburger unter dem Herzog August von Holstein standen. Auf beiden Seiten der Donau wurde der Vormarsch angetreten. Im Norden wurde die Festung Neutra genommen; dann ging es auf Lewenz, jenseits der Gran. Auf diesem Vormarsch wurde ein Teil des Corps de Souchez von einer großen Übermacht der Türken und Tataren bei Czernowitsch über-

fallen (6. Mai). Der Herzog von Holstein berichtete über die Teilnahme der Brandenburger an diesem Gefecht an den Kurfürsten: „Euer Kurfürstlichen Durchlaucht Leute haben vor allen den Ruhm, daß sie das Beste gethan; es ist kein ander Fußvolk als das meinige dabei gewesen, hat im freien Felde mit ihnen gefochten und nicht über fünfzig Mann verloren; die Türken über tausend Tote und Verwundete, auch unterschiedliche Fahnen." Auch der Oberkommandierende de Souchez erkannte in dem Bericht an den Kurfürsten an, daß „die Brandenburger mit einer wunderbaren Resolution gefochten, welche in Wahrheit durchgehends tapfere Leute und so herzhaft sind, daß, wenn selbige nicht wären, wir mannichmal den Feind nicht gar leicht repoussiert haben würden." Unmittelbar nach dem Gefecht ward Lewenz genommen und damit die Linie der Gran den Türken entrissen. Ein Versuch der Türken, mit bedeutend überlegenen Kräften die verlorene Stellung bei Lewenz wiederzuerobern, wurde in blutiger Schlacht zurückgewiesen (9. Juli). Die „wandernden Kastelle" der Warschauer Schlacht bewahrten den Ruhm ihrer Sturmfreiheit auch bei Lewenz gegenüber dem jähen Ungestüm der Türken. Bald darauf ward auch Parkany, der Brückenkopf der Festung Gran und der letzte Übergang über die Donau bis Pest, genommen (22. Juli).

Nicht so glücklich hatte im Süden der Donau Montecuculi operiert. Hier war der Großvezier im unaufhaltsamen Vordringen von der Mur zur Raab geblieben. In den letzten Julitagen kam es zur Schlacht bei St. Gotthard an der Raab (22. Juli). Es gelang, das weitere Vordringen des Feindes zu hemmen; aber Montecuculi schien über den eigenen Sieg zu erschrecken, und während die Botschaft von der „großen Viktorie über den Erbfeind" mit allerlei Ausschmückungen die Christenheit durchflog, wich Montecuculi vor dem Besiegten nach Preßburg zurück. Auch de Souchez erhielt Befehl, sich dahin zurückzuziehen.

Mit Erstaunen vernahm das Reich und die ganze Christenheit, daß der Kaiser Frieden mit den Türken geschlossen habe. Bald nach der Schlacht bei St. Gotthard war der kaiserliche Unterhändler in das türkische Lager gegangen, und neun Tage darauf war der Friede zu Vasvar geschlossen worden. Aus dem türkischen Lager erhielten die Verbündeten Österreichs die erste Nachricht von dem abgeschlossenen Frieden. Man sagte, Kaiser Leopold habe sich mehr vor seinen Bundesgenossen als vor den Türken gefürchtet. Alsbald suchte der Kaiser die brandenburgischen Hilfsvölker los zu werden; die Soldzahlung, die vertragsmäßige Verpflegung blieben aus, man sprach davon, den Brandenburgern Winterquartiere in den Bergstädten anzuweisen. Als der Herzog von Holstein auf Befehl des Kurfürsten den Rückmarsch nach den Marken antrat, sandte der Kaiser ihm das

Ersuchen nach, den Marsch möglichst zu beschleunigen. Von Jägerndorf war nicht mehr die Rede. So behandelte Österreich seinen besten Bundesgenossen.

Die Weltlage war ernst genug, um neue Verwickelungen vorhersehen zu lassen. Die ehrgeizigen Pläne, mit welchen König Ludwig XIV. sich trug, konnten auch nicht ganz verborgen bleiben. Man ahnte, daß sie nicht allein auf die Erwerbung der spanischen Niederlande, sondern auf die Begründung seiner bourbonischen Dynastie zugleich in Spanien, wie in Polen, einer ganz Europa umfassenden Universalmonarchie, gerichtet waren, und es war das Haus Österreich, von welchem er für diese Pläne den meisten Widerstand zu erwarten hatte. Deshalb suchte er unablässig die habsburgische Macht im Reiche zu untergraben. In diesem Sinne war schon der Rheinbund durch Mazarin gegründet worden; in demselben Sinne suchte jetzt Ludwig XIV. den mächtigsten Fürsten des Reiches für diesen Bund zu gewinnen. Friedrich Wilhelm suchte die Verhandlungen darüber hinauszuschieben, machte die Abänderung gewisser Artikel der Bundesverfassung zu Vorbedingungen seines Eintritts und verlangte die Unterstützung Frankreichs für die Wahl des Pfalzgrafen von Neuburg zum Könige von Polen als Gegenleistung. Endlich, nachdem er auf seine Forderungen die entgegenkommendsten Zusicherungen erhalten hatte, erklärte er sich zum Beitritt bereit (Januar 1664). Freilich beabsichtigte er damit nicht, sich der französischen Leitung anzuvertrauen, sondern innerhalb des Bundes dem französischen Einflusse auf die deutschen Angelegenheiten um so besser die Wage zu halten und im richtigen Augenblick das Gewicht seiner eigenen Macht wirken zu lassen. Seine isolierte Stellung, die zweideutige Politik des Kaiserhofes, die Mattherzigkeit der deutschen Fürsten, welche, höchst eifersüchtig darauf, eigene Politik zu treiben, doch zugleich in Wien und in Paris feil waren und in der hervorragenden Stellung des Kurfürsten eine Schädigung des gleichen Rechtes im Reiche sahen, mochten ihm diesen Schritt als eine politische Notwendigkeit erscheinen lassen. Er sah in seinem Beitritt vielleicht das einzige Mittel, um den Bund für die Sicherheit Deutschlands unschädlich zu machen, wie er denn auch in der That von diesem Augenblick an sich zu zersetzen begann. Gerade war dieser Weg freilich nicht und unter Umständen sehr gefährlich.

Die Eifersucht der beiden Seemächte Holland und England, durch Ludwig XIV. in seiner Rolle als Friedensvermittler geflissentlich genährt, ging in offenen Krieg über. Im März 1665 wurde in London unter lautem Volksjubel durch Heroldsruf der Krieg gegen die Republik öffentlich verkündigt. Bald darauf maßen sich die Flotten der beiden Mächte in der ersten Seeschlacht,

die einen ungünstigen Ausgang für Holland nahm (Juni). England suchte den Holländern auch zu Lande unter ihren Grenznachbarn Feinde zu erwecken, und unterstützte den Bischof von Münster, einen hochmütigen und trotzigen Herrn, der noch alte Händel mit der Republik auszufechten hatte und sowohl Frankreich und den Rheinbund, als das Reich um Hilfe gegen dieselbe anrief.

Eben jetzt war König Philipp IV. von Spanien gestorben und der Augenblick gekommen, da Ludwig XIV. sein vorgebliches Erbrecht auf die spanischen Niederlande geltend zu machen dachte. Ihm lag für jetzt mehr daran, sich mit Holland gut zu stellen, als Münster in seinen Schutz zu nehmen, und er ließ dem Bischof eröffnen, daß er als der angreifende Teil keinen Anspruch auf die Unterstützung des Rheinbundes habe. Dagegen ließ er auf den Hilferuf de Witts seine Truppen gegen Münster marschieren. Bei der Steuerlosigkeit der Reichspolitik lag die Gefahr nahe, daß Deutschland zum Schauplatz eines allgemeinen Krieges werden könne.

Um diese Zeit (November 1665) verlegte der Kurfürst sein Hoflager nach Kleve, wohin jetzt der Schwerpunkt der europäischen Politik sich neigte. Die Gesandten der bedeutendsten Mächte — Frankreichs, Hollands, Schwedens, auch des Kaisers und vieler deutschen Fürsten — kamen hierher, um des Kurfürsten Meinung zu erforschen und sich um sein Bündnis zu bewerben. Seine Entscheidung war in jedem Falle von schwerem Gewichte. Mochte der Kaiser, mochte Spanien wünschen, daß man die Sache Münsters gegen Holland und Frankreich von Reichs wegen aufnähme, der Kurfürst hielt es weder im brandenburgischen noch im deutschen Interesse, den Kampf der Seemächte sich auf deutschen Boden verlegen zu lassen. Er erkannte aber auch, daß die eigentliche Gefahr für das Reich weder in dem Münsterschen, noch in dem englisch-holländischen Kriege, sondern in derjenigen Politik lag, welche jetzt mit den polnischen Wahlintriguen, sowie mit der Geltendmachung des bourbonischen Erbrechts in den spanischen Niederlanden und in Spanien auf die Gründung einer französischen Universalmonarchie zusteuerte. Während er seine Regimenter in Kleve und im Westfälischen zusammenzog, vermittelte er den Frieden zwischen Holland und Münster und machte seinen Einfluß mit solchem Nachdrucke geltend, daß der übermütige Prälat den kurfürstlichen Forderungen nachgab und in den Abschluß des Kleveschen Friedens mit Holland willigte (März 1666). Die Kriegsflamme, die schon auf das Gebiet des Reiches übergriff, war erstickt. Vor aller Welt Augen hatte es sich gezeigt, daß es nicht Frankreich, nicht der Rheinbund seien, die den Frieden Deutschlands sicherten und seine Geschicke bestimmten, sondern daß allein der Kurfürst durch sein uneigennütziges, ent-

schlossenes Eintreten für die deutsche Sache die ernsten Verwickelungen mit glücklicher Hand gelöst hatte.

Man begann die Bedeutung der brandenburgischen Macht im Reiche zu würdigen, und eine Reihe von vorteilhaften Verträgen mit anderen Staaten knüpfte sich unmittelbar an diesen diplomatischen Erfolg. Noch in demselben Jahre fand die Aussöhnung des Kurfürsten mit Pfalz-Neuburg und die endliche Beilegung des Jülich-Kleveschen Erbstreites durch den Hauptvergleich von Kleve statt. Noch einen anderen Erfolg wußte sich der Kurfürst in diesem Jahre durch kühnes Zugreifen zu sichern. Die Stadt Magdeburg hatte sich — wie bereits erwähnt — unter Berufung auf ihre angeblich von Kaiser Otto dem Großen herrührenden reichsstädtischen Privilegien sowohl der Erbhuldigung an den Herzog August von Sachsen, Administrator des Erzstifts, als der Eventualhuldigung an dessen Rechtsnachfolger, Friedrich Wilhelm von Brandenburg, bisher zu entziehen gewußt. Der Kurfürst wollte verhüten, daß der Elbpaß bei Magdeburg, der durch seine Lage an den großen Heerstraßen Schwedens von Bremen und Pommern, sowie Frankreichs von der Weser in das Innere des Reiches eine doppelte Wichtigkeit hatte, in fremde Hände falle, und erteilte dem Feldmarschall von Sparr, welcher die brandenburgischen Truppen aus dem Kleveschen über Halberstadt nach den Marken zurückführte, den Auftrag, die Stadt für den Kurfürsten in Besitz zu nehmen. Während die kurfürstlichen Räte von Jena und von Platen in Halle den Herzog August durch die Aussicht auf Erreichung anderweitiger Vorteile für die Pläne des Kurfürsten einzunehmen wußten, rückte Sparr ohne Aufenthalt auf Magdeburg vor. In Kloster Bergen hatte Jena eine Zusammenkunft mit den Deputierten des Magistrats und der Bürgerschaft, und setzte ihnen die Notwendigkeit auseinander, eine kurfürstliche Besatzung zum Schutze gegen alle Gefahr, woher sie auch drohe, aufzunehmen. Mit einigem Widerstreben fügten sich die Bürger. Am 29. Mai zogen die Brandenburger ein, die kurfürstlichen Bevollmächtigten nahmen die Stadt für den Kurfürsten in Pflicht, und bald darauf konnte Jena dem Kurfürsten melden: „Sie danken Gott, daß die Sache auf diese Weise beigelegt ist; denn sie haben nun nächst Gott einen Herrn, auf welchen sie sich verlassen und der sie schützen kann.“ Sparr reichte den Plan zur erweiterten Befestigung der Stadt ein, welcher nach des Kurfürsten Weisung im Laufe eines Jahres ausgeführt werden sollte.

Der Krieg zwischen Holland und England war im Erlöschen. Nachdem England noch die Demütigung erlitten hatte, de Ruyters Flotte in die Themse einlaufen zu sehen, bequemte es sich zum Frieden von Breda (Juni 1667).

Unterdessen hatte Ludwig XIV. seine Rüstungen vollendet, seine Armeen in Marsch gesetzt und war in die spanischen Niederlande eingefallen, die er nach dem Tode seines Schwiegervaters, des Königs Philipp IV. von Spanien, kraft des in den Niederlanden geltenden „Devolutionsrechts," demzufolge das Erbrecht der älteren Tochter demjenigen ihres jüngeren Bruders voranging, für seine Gemahlin Maria Theresia in Anspruch nahm, obgleich diese bei ihrer Vermählung auf alle Erbrechte Verzicht geleistet hatte. Er eroberte in dem spanischen Flandern einen Platz nach dem anderen und besetzte die ganze burgundische Freigrafschaft.

Der Kurfürst verfolgte mit Eifer den Gedanken einer großen europäischen Koalition zur Rettung der spanischen Niederlande vor der Vergewaltigung Frankreichs; aber er konnte seine Politik nicht allein nach allgemeinen europäischen Gesichtspunkten richten, sondern er mußte vor allem das Interesse seiner durch den französischen Einfall bedrohten Kleveschen Lande im Auge behalten. Das Mißtrauen der Mächte untereinander hinderte sie an raschen Entschlüssen und lähmte alle gemeinsamen Schritte. So sah sich Friedrich Wilhelm veranlaßt, auf eigene Hand mit Frankreich zu unterhandeln, und schloß mit ihm einen Vertrag, in welchem er unter der Voraussetzung, daß durch seine Vermittelung bis zum Frühjahr ein billiger Friede zu stande gekommen sein würde, und unter Vorbehalt seiner Pflichten gegen das Reich in dem gegenwärtigen Kriege neutral zu bleiben erklärte, wogegen Frankreich bei der polnischen Königswahl für den Pfalzgrafen von Neuburg zu wirken versprach (5. Dezember 1667).

Endlich hatten sich auch die Seemächte Holland und England über einen Plan verständigt, um im Interesse des Friedens zu wirken und dem wachsenden Übergewicht Frankreichs entgegenzutreten. Nachdem auch Schweden seinen Beitritt zu ihrem Bunde erklärt, trat dieser als „Triple-Allianz" den Eroberungsplänen Ludwigs XIV. gegenüber. Ebenso sehr das Drängen Friedrich Wilhelms zum Frieden, als das Dazwischentreten des Dreimächtebundes bewogen Ludwig XIV., seine ursprünglichen Forderungen zu mäßigen und sich im Frieden zu Aachen (2. Mai 1668 n. St.) mit dem Gewinn einer Reihe von Grenzplätzen in den spanischen Niederlanden zu begnügen. Er hatte hier zum Schein nachgegeben, aber einen anderen, wichtigeren Zweck erreicht.

Der Friede zu Aachen war eine schwere Niederlage der österreichischen Politik; denn nicht um die spanischen Niederlande allein handelte es sich für Ludwig XIV., sondern um die Geltendmachung eines Erbrechtes, das ihm, wenn es überhaupt Anerkennung erlangte, für den Fall, daß der regierende König Karl II. von Spanien kinderlos starb, Ansprüche auf die gesamten Länder

der spanischen Krone verlieh. Der schwächliche Knabe, welcher die einst mächtigste Krone der Christenheit trug, gab wenig Aussicht, daß er zu Jahren kommen, noch geringere, daß er den Mannsstamm des Hauses Habsburg in Spanien fortsetzen würde. Seine ältere Schwester Maria Theresia, die Gemahlin Ludwigs XIV., hatte bei ihrer Vermählung auf das Erbrecht verzichtet. Die jüngere Schwester und nächstberechtigte Erbin Margarete Theresia war mit dem Kaiser Leopold vermählt. Wie nun, wenn jener Verzicht hinfällig gemacht wurde und das Erbrecht der Gemahlin Ludwigs XIV. wieder in Geltung trat! — Ludwig XIV. hatte diesen Versuch unternommen, und Kaiser Leopold war demselben nicht nur nicht entgegengetreten, sondern er hatte sogar mit Frankreich einen geheimen Vertrag (19. Jan. 1669 n. St.) geschlossen, in welchem festgestellt wurde, wie beim Erlöschen des spanischen Mannsstammes die Länder der Krone Spanien zwischen Frankreich und Österreich geteilt werden sollten. Indem er die Überlassung eines Grenzstrichs der spanischen Niederlande an Frankreich auf Grund des von Ludwig XIV. trotz des vorangegangenen Verzichtes seiner Gemahlin wieder geltend gemachten Erbrechtes im Aachener Frieden zuließ, gab er sein eigenes besseres Recht preis.

Dieser geheime Teilungsvertrag war es, der den Kaiser in der Folgezeit hinderte, Frankreich gegenüber eine offene, deutschnationale Politik zu führen und die ersten Regungen des durch die Gewaltthätigkeiten Ludwigs XIV. wachgerufenen Nationalgeistes unter seinen Schutz zu stellen; er war die Veranlassung zu der zweideutigen und doppelzüngigen Politik des Hauses Österreich in dem nächstfolgenden Jahrzehnt; er war endlich die Ursache, weshalb Österreich in dem nun ausbrechenden Kriege gegen Frankreich dem energischen Vorwärtsdringen Friedrich Wilhelms fortwährend den Hemmschuh anzulegen bemüht war.

Brandenburg
im deutsch-französischen Kriege
1672–1674.

Das Jahrzehnt der diplomatischen Verträge, der militärischen Vorbereitungen und Rüstungen war vorüber, ein Jahrzehnt der kriegerischen Eroberungen begann. Unter den Staaten, welche nach den großen politischen Wandlungen in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts in den Vordergrund traten, hatte keiner einen so scharf ausgeprägten Charakter angenommen, wie der Staat Ludwigs XIV. In ihm war alle öffentliche Gewalt in den Händen des persönlich regierenden Königs vereinigt. Der königliche Wille duldete keinen Widerspruch, das Königtum galt als die Quelle alles Rechtes; Ludwig XIV. betrachtete sogar die Aufsicht über Religion und Gewissen seiner Unterthanen als eins der höchsten Rechte seiner Krone. Während das Bedürfnis der staatlichen Einheit in der durch Religionskriege und Parteienspaltungen ermüdeten Nation ihm den Weg zur Alleinherrschaft bahnte, erleichterten ihm die verworrenen Zustände der meisten europäischen Staaten, insbesondere die Ohnmacht des Reiches, die Erlangung einer gebietenden Machtstellung nach außen, welche zugleich dem kriegerischen Ehrgeiz der Nation Befriedigung schaffte. Durch seinen Angriff auf die spanischen Niederlande hatte Ludwig XIV. gleichsam erprobt, was er der europäischen Staatenwelt bieten dürfe. Für seine folgenden Kriege, welche das Volk bezeichnend „Raubkriege“ genannt hat, glaubte er eines Rechtsvorwandes nicht mehr zu bedürfen; es war die Politik der Vergewaltigungen und der Eroberungen, die er offen und rücksichtslos verfolgte.

Obgleich Ludwig XIV. in dem Aachener Frieden bedeutende Vorteile erlangt hatte, empfand er es doch als eine drückende Demütigung, daß er auf

seinem kühnen Eroberungszuge vor dem Bunde der drei Mächte hatte Halt machen müssen. Sein Streben ging jetzt darauf hinaus, diesen Bund zu sprengen, England und Schweden auf seine Seite zu ziehen und dann einen vernichtenden Schlag gegen Holland zu führen. Die kleine, aber reiche Republik mit ihrer Seemacht, ihren Kolonieen und ihrem Handel dem französischen Scepter zu unterwerfen, war ein Ziel, welches dem Ehrgeiz des herrschsüchtigen Königs wohl schmeicheln konnte. Alsbald nach dem Aachener Frieden begann Ludwig XIV. die fremden Höfe diplomatisch zu bearbeiten. Es gelang ihm ohne große Mühe, den leichtfertigen und gewissenlosen Karl II. von England durch das Versprechen eines hohen Jahrgehalts und durch die Reize eines schönen Hoffräuleins, das er in Begleitung seiner Schwägerin, der Herzogin von Orleans, nach London sandte, zu bestechen. Schon im Mai 1670 wurde zwischen beiden Fürsten ein geheimes Bündnis zur Demütigung und Unterwerfung der Republik der Niederlande geschlossen. In Schweden gewann ihm das reichlich ausgestreute Geld eine Partei, auf deren Unterstützung er im Kriege gegen Holland rechnen durfte. Noch leichteres Spiel hatten seine Gesandten an vielen der kleinen deutschen Höfe; der Kurfürst von Köln und der Bischof von Münster, beide durch frühere Händel gegen die Republik erbittert, überließen sich ganz der französischen Leitung; auch Kurbayern und Kurpfalz hielten insgeheim zu Frankreich. Kaiser Leopold war durch den erwähnten geheimen Vertrag über die Teilung des spanischen Erbes gebunden; in einem zweiten geheimen Vertrage (September 1671) übernahm er die Verpflichtung, Holland keinen Beistand gegen Frankreich zu leisten. Auch verstand es die französische Staatskunst, sich in der Person des österreichischen Ministers Fürsten Wenzel von Lobkowitz einen gefälligen Diener anzuwerben, der über die Ergebnisse der österreichischen Ministerberatungen stets getreuen Rapport nach Paris abstattete.

Von besonderer Wichtigkeit war es dem Könige, auch Kurbrandenburg zu gewinnen, dessen materielles Gewicht und Einfluß in Deutschland er nicht unterschätzte. Schon in den ersten Tagen des Jahres 1670 begab sich Fürst Wilhelm zu Fürstenberg, Domherr zu Köln, — dem Namen nach als Abgesandter für Kurköln, in der That als Agent für Frankreich, — nach Berlin, um dem Kurfürsten ein Bündnis mit Frankreich und den Reichsständen des westfälischen Kreises anzutragen, dessen Zweck auf nichts Geringeres hinauslief, als auf eine Teilung der Republik unter den Verbündeten. Der Kurfürst antwortete ausweichend und aufschiebend; es genügte ihm vorderhand, einen Blick in die Karte Frankreichs und seiner Bundesgenossen geworfen zu haben. Ein Jahr darauf (Januar 1671) machte Fürstenberg einen zweiten Versuch.

„Der gewisse und nahe Ausbruch des Krieges“ — so schrieb er — „mache es notwendig, daß die Fürsten des westfälischen Kreises sich über gemeinsame Rüstungen verständigten, gleichviel, ob sie für Frankreich oder Holland sich entscheiden würden.“ Gleichzeitig brachte er eine Zusammenkunft der Stände des westfälischen Kreises zu weiteren Beratungen in Vorschlag. Die Antwort des Kurfürsten lautete diesmal zustimmend; er schickte seine Bevollmächtigten zu dem Kreistage nach Bielefeld. Bald aber ward es offenbar, daß die Bestrebungen Kurkölns kein anderes Ziel hatten, als ihn in das französische Bündnis zu locken. Er gab deshalb seinen Gesandten Befehl, die Verhandlungen abzubrechen. Auch der französische Gesandte Louis de Verjus, Graf von Crecy, welchen Ludwig XIV. während der Verhandlungen in Bielefeld nach Berlin schickte, um die Entscheidung des Kurfürsten im Sinne Frankreichs zu fördern, hatte sich keines Erfolges zu rühmen. Der Kurfürst behielt sich trotz aller Bemühungen des geschickten Intriganten freie Hand für seine künftigen Entschließungen vor.

Eine drückende Gewitterschwüle lag auf den Gemütern. Der längst geplante Rachekrieg Ludwigs XIV. gegen Holland war kein Geheimnis mehr; alle Zeitungen waren voll von den gewaltigen Rüstungen Frankreichs zu Wasser und zu Lande. Die Besetzung von Lothringen durch die Franzosen unter Vertreibung des Herzogs war das Vorspiel zum Kriege. Durch diesen Gewaltakt wurde die burgundische Freigrafschaft von den spanischen Niederlanden getrennt, die militärische Verbindung Frankreichs mit dem Elsaß gesichert. Die Bündnisse Frankreichs mit England, Schweden, Kurköln und Münster waren abgeschlossen; die Sprache Ludwigs XIV. gegen Brandenburg wurde dringlicher und drohender. Schon äußerte der französische Gesandte St. Geran in Berlin, der König, sein Herr, werde jeden für einen Feind halten, der den Holländern beistehe; er werde keine dritte Partei dulden, sondern eine solche als ihm feindlich ansehen und behandeln.

Der Kurfürst fühlte die völlige Isoliertheit seiner Lage. Seine Kleveschen Lande waren dem Einfall der französischen Kriegsheere unmittelbar ausgesetzt. In Preußen war soeben das Urteil über Kalkstein gesprochen; die in Polen herrschende Partei drängte zum Kriege gegen Brandenburg, Frankreich schürte die Kriegsbewegung. Sollte der Kurfürst auch jetzt versuchen, eine neutrale Stellung Frankreich gegenüber zu behaupten? — Nichts war weniger nach seinem Sinne, als Neutralität. „Was neutral sein heißt,“ schrieb er in jenen Tagen, als de Verjus in Berlin auf Entscheidung bei ihm drang, an Schwerin, „habe ich schon vor diesem erfahren; ich habe verschworen, mein Lebelang nicht neutral zu sein, ich würde mein Gewissen damit beschweren. Ich habe die

ganze Nacht wegen dieser wichtigen Sache nicht schlafen können und habe Gott fleißig angerufen, mir in den Sinn zu geben, was ich thun und lassen soll." — Sollte er sich in der That mit Frankreich zu dem Raub- und Teilungsprojekte gegen die Republik verbinden? Auch unter seinen Räten gab es viele, die dazu rieten, und die ganze Lage schien dazu aufzufordern. Auch er hatte ja mit Holland noch manche Streitsache zu erledigen; noch immer hatten die Holländer die Kleveschen Plätze besetzt und weigerten sich, sie dem rechtmäßigen Herrn zurückzugeben. Und nun gar diese Krämerpolitik der de Witt, welche seine nahen Anverwandten, die edeln Oranier, von der Statthalterschaft ausgeschlossen hatte und welche, so oft der Kurfürst sich Holland näherte, um Verabredungen für ein gemeinsames Zusammengehen oder für ein Bündnis zu treffen, mit ihm handelte und feilschte, als ob es gelte, „einen gesottenen Fisch zu kaufen," welche lieber in der Ehre des Landes etwas weniger empfindlich war und die Kränkungen Frankreichs und Englands geduldig hinnahm, als die Rettung des Landes dem Bündnisse mit Brandenburg verdanken wollte! —

Aber war es denn Holland allein, um das es sich handelte? — In dem drohenden Kampfe, welchen der Ehrgeiz, die Rachgier und Herrschsucht eines einzigen angefacht hatte, trafen zugleich die wichtigsten principiellen Gegensätze der Zeit aufeinander. Es galt, den Kampf der absoluten Königsmacht gegen die republikanische Staatenvereinigung, welche noch immer als Vorbild der Freiheit, Wohlfahrt und Bildung bewundert ward, den Kampf des Staates mit ausschließend katholischer Tendenz gegen die Republik, deren nationale Unabhängigkeit mit der Freiheit des Glaubens auf das engste zusammenhing. Es war das Recht der Willkür und Gewalt, welches Ludwig XIV. an die Stelle des Völkerrechts setzen wollte. Sein Verfahren mit Lothringen zeigte, was deutsche Reichsfürsten von ihm in Zukunft zu erwarten hatten, und seine Bündnisse mit Kurköln und Münster, seine Unterhandlungen mit anderen Reichsständen waren ein Hohn auf die Selbständigkeit und Sicherheit des Reichs. Damals ließ der Kurfürst dem Herzog von Celle erklären, „er sei nicht gesonnen, sich bei einer Niederlage Hollands in die Bastille schleppen zu lassen; denn nichts Geringeres lasse die Sprache, die der französische Gesandte in Berlin geführt habe, erwarten; in den Augen der Mit- und Nachwelt werde es als eine unverzeihliche Schwachheit erscheinen, die Freiheit nicht bloß Deutschlands, sondern der ganzen Christenheit so preisgegeben zu haben."

Diese Gesichtspunkte waren es, welche Friedrich Wilhelm bewogen, zuerst und offen gegen Frankreich Partei zu ergreifen. Er selbst betrieb den Abschluß des Vertrages mit Holland (3. April 1672) fast wider dessen Willen und trotz des Wider-

spruchs seiner Räte Schwerin und Jena. Er hoffte, daß sein entschiedenes Vorgehen auf den Kaiser und des Reiches Fürsten einwirken und daß auch andere Staaten, insbesondere Spanien, sich zur Abwehr der französischen Übermacht erheben würden.

Alsbald nach dem Abschlusse des Vertrages mit Holland begab sich der Fürst von Anhalt in des Kurfürsten Auftrag nach Wien, um dem Kaiser die von Frankreich dem Reiche drohende Gefahr vorzustellen und ihn zu einem Bündnis einzuladen, als dessen Zweck die Aufrechterhaltung der seit dem Jahre 1648 bestehenden Verträge und Friedensschlüsse bezeichnet wurde. Wir kennen bereits die Einflüsse, welche in der Hofburg den brandenburgischen Plänen entgegenarbeiteten. Man trug Bedenken, sich mit Brandenburg zur Rettung des Ketzerstaates zu verbinden, dessen Vernichtung der Papst selbst als ein segensreiches Werk empfohlen hatte, und man fühlte sich durch die geheimen Verträge mit Frankreich im freien Handeln gelähmt. Fürst Lobkowitz ließ sich krank melden, die anderen kaiserlichen Räte suchten die Entscheidung hinzuhalten und hinauszuschieben. Fürst Anhalt drang beim Kaiser selbst auf schnellen Entschluß und befürwortete das Bündnis in so eindringlicher Weise, daß der Kaiser den Abschluß befahl (13. Juni.) Beide Mächte verpflichteten sich, je 12000 Mann ins Feld zu stellen zu der Zeit und an dem Orte, wann und wo der Kurfürst bestimmen würde; der Oberbefehl sollte beim Kurfürsten sein.

Der Kurfürst war von dem Abschluß im hohen Grade befriedigt. Er ahnte noch nicht, daß dieses Bündnis für Österreich nur die Maske war, mit welcher diese Macht die Miene annahm, das hohe Interesse des Reichs nach außen zu vertreten, während sie in der That damit nur den Zweck verband, ihn von der Unterstützung Hollands möglichst abzuziehen und an einem kühnen, entschlossenen Vorgehen zu hindern; gleichwie man — um mit dem Bilde des Fürsten Lobkowitz zu reden — „ein ungezähmtes, wildes Pferd konsiderieret, welches zu besänftigen man ihm ein ander gezähmtes und blindes Roß beigesellen müsse.“ Diesen Erwägungen entsprachen die geheimen Instruktionen, welche der österreichische Oberbefehlshaber Graf Montecuculi vom Wiener Hofe mitnahm, und die Verbindungen, welche der Minister Fürst Lobkowitz auch während des Krieges mit den französischen Staatsmännern unterhielt.

Während das brandenburgisch-österreichische Bündnis in Wien verhandelt ward und die kurfürstlichen Truppen nach dem Halberstädtischen in Marsch gesetzt wurden, fielen bereits die Würfel in den Niederlanden. Im April 1672 waren die Kriegserklärungen Frankreichs und Englands an Holland erfolgt. Alsbald darauf rückte das französische Heer unter Turenne durch das Kurkölnische und Klevesche Gebiet an den Niederrhein, erzwang, durch Kurkölnische

und Münsterſche Truppen verſtärkt, den Übergang, und drang in raſchem Siegeszuge in das Herz der vereinigten Staaten. Die franzöſiſchen Truppen ſtanden drei Stunden von Amſterdam, drei Meilen von Leyden; die Kölniſchen und Münſterſchen Völker hatten alles Land bis zur Südgrenze von Friesland beſetzt, die Feſte Koeverden genommen und belagerten Gröningen. Die engliſche Flotte lag dicht vor der Maasmündung und drohte, Landungstruppen in Seeland und Friesland auszuſetzen. Nur der Entſchluß, die Dämme zu durchſtechen und das Meer einzulaſſen, rettete die Provinz Holland vor der Invaſion durch die feindlichen Truppen. Auch die niedrigſte Schätzung von der militäriſchen Leiſtungsfähigkeit der Republik hätte ſo völlige Ohnmacht, ſo ſchimpflichen Fall einer großen Anzahl feſter Plätze in Zeit weniger Wochen nicht erwarten können. Über dem ganzen Lande lag jenes betäubende Gefühl, mit dem jeder, an den öffentlichen Dingen verzweifelnd, nur ſein perſönliches Daſein zu retten ſucht. Die Wut des Volkes richtete ſich gegen die bisherigen Regenten, die in unglaublicher Verblendung alle Anſtalten zur Landesverteidigung verſäumt hatten. Die Brüder de Witt, die man des geheimen Einverſtändniſſes mit Frankreich beſchuldigte, wurden bei einem Pöbelaufſtande im Haag auf offener Straße ermordet (Auguſt). Wilhelm III., der Neffe des Kurfürſten und Enkel Friedrich Heinrichs von Oranien, übernahm unter dieſen Wirren die Leitung der Republik. Alles hoffte jetzt auf die Ankunft des Kurfürſten, deſſen hochherzige Entſchließungen man vorher ſo wenig zu würdigen verſtanden hatte. Durch ſein Eintreten allein konnte der ſchwere Druck vom Lande genommen und dieſem die Zeit zur Sammlung und Rüſtung gegeben werden.

Um die Mitte des Auguſt trafen die kurfürſtlichen Truppen im Halberſtädtiſchen ein. Bald darauf ward dem Kurfürſten ein Ultimatum Ludwigs XIV. übergeben, in welchem dieſer ihm ankündigte, daß er die Anſammlung einer Armee im Bereiche ſeiner Operationen nicht dulden werde und dem Marſchall Turenne Befehl erteilt habe, von den Niederlanden aus zum Schutze ſeiner Verbündeten Köln und Münſter den anrückenden Kriegsvölkern entgegenzuziehen. Anfang September kam auch der kaiſerliche General Montecuculi nach Halberſtadt, um mit dem Kurfürſten den Kriegsplan feſtzuſtellen; ſeine Regimenter ſtanden noch ſehr unvollzählig zwiſchen Erfurt und Eiſenach. Es ward beſchloſſen, daß die beiderſeitigen Truppen ſich im Hildesheimſchen vereinigen, über die Weſer gehen und nach Umſtänden auf Köln oder weiter ſüdwärts auf Koblenz vorrücken ſollten, um Turenne von den Niederlanden abzuziehen, ſeine Verbindungen zu unterbrechen und dem Prinzen von Oranien freie Hand zum Ergreifen der Offenſive zu ſchaffen.

Auf die Nachricht, daß Turenne bereits in die Grafſchaft Mark eingefallen

und daß die Weserbrücke bei Höxter abgebrochen sei, traten die verbündeten Armeen den Linksabmarsch auf Koblenz an. Ende September erreichten sie die Umgegend von Frankfurt. Durch ein entschlossenes Vorgehen über den Rhein bei Mainz oder Koblenz wäre es noch möglich gewesen, sich in dem Lande zwischen Rhein und Mosel festzusetzen, die Vereinigung Turennes, der von Essen sich am rechten Rheinufer aufwärts gegen Köln wandte, mit Condé, der mit einer anderen Armee von Metz die Mosel abwärts auf Trier vorrückte, zu verhindern und über Mastricht dem Prinzen von Oranien die Hand zu reichen. Dies war es, was Friedrich Wilhelm beabsichtigte. Aber Kurmainz weigerte den Verbündeten die Benutzung der Schiffbrücke bei Mainz, ebenso wie Kurtrier diejenige bei Koblenz, und Montecuculi nahm diese Weigerung zum Vorwande, um die Operationen ins Stocken geraten zu lassen. Immer mehr drängte sich dem Kurfürsten der Verdacht auf, daß der kaiserliche General nach geheimen Instruktionen handele, die seinen eigenen Anordnungen entgegenwirkten. Auf das wiederholte Dringen Friedrich Wilhelms in den Kurfürsten von Mainz, ihm die Brücke zu überlassen, zeigte letzterer ihm ein Schreiben des Fürsten Lobkowitz vor, in dem er aufgefordert wurde, den Rheinübergang nicht zu gestatten; der Kaiser selbst wolle ihn nicht, er habe die Truppen nur deshalb marschieren lassen, weil Brandenburg so gedrängt habe.

Turenne war auf seinem Südmarsch in der Gegend von Montabaur, einige Meilen östlich von Koblenz, angekommen; die brandenburgischen Vorposten standen an der Lahn. Hier kam es zu den ersten Gefechten zwischen brandenburgischen und französischen Streifparteien. Da indessen Montecuculi seine Mitwirkung zu einer Schlacht versagte, ging Turenne unbehelligt bei Neuwied auf das linke Rheinufer (Mitte November) und rückte bis Wittlich vor, wo er in fester Stellung die Mosellinie beherrschte, die Verbindung mit Condé sicherte und den Verbündeten die Straßen nach Lüttich und Mastricht verlegte. Friedrich Wilhelm sah sich durch die österreichische Bundesgenossenschaft von seinen Plänen weit hinweggedrängt; er erklärte es für eine Blame, die man im ganzen Reiche haben werde, daß man hierher gezogen sei und nichts gethan habe, als die Länder der Reichsstände zu drücken; er fügte hinzu, daß er, wenn man nicht wenigstens Hand anlegen wolle, Koblenz zu besetzen, das ganze Werk als aufgegeben betrachte und zur Erhaltung seiner Lande und Leute andere Entschlüsse fassen werde.

Sein Wille drang nicht durch. Schon nahm Schweden in seinem Rücken eine drohende Stellung ein; der Kurfürst mußte Bedacht nehmen, seine eigenen Lande zu decken. Gegen Ende des Jahres brachen die verbündeten Heere nach Westfalen auf. Die Brandenburger bezogen in der Gegend von Lippstadt, die

Kaiserlichen bei Paderborn Quartiere. Auch der Plan des Kurfürsten, von hier aus wenigstens gegen Münster und Köln zu wirken, blieb bei dem üblen Willen Montecuculis unausgeführt.

Turenne hatte den Marsch der Verbündeten auf dem linken Ufer des Rhein begleitet, war bei Wesel auf das rechte Ufer übergegangen, in die Grafschaft Mark eingedrungen und bei Unna eingetroffen. Der Kurfürst ging ihm entgegen. Turenne eilte, eine feste Stellung bei Werl einzunehmen; er erwartete den Angriff. Die brandenburgische Armee, der Kurfürst selbst wünschten die Schlacht. Montecuculi meldete sich krank und übergab den Oberbefehl der kaiserlichen Truppen dem Herzog von Bournonville. Am 27. Januar standen die beiderseitigen Heere einander nahe gegenüber, Turenne in der festeren Stellung, der Kurfürst mit der größeren Macht. Der Kurfürst suchte, die feindliche Stellung über Lünen rechts zu umgehen und sich auf Dortmund gegen die Verbindungen Turennes zu wenden; der Marschall warf sich gleichfalls auf Lünen und drängte die brandenburgischen Vorposten dort zurück. Der erwartete Hauptschlag fiel nicht. Die kurfürstlichen Truppen gingen auf Bielefeld, die kaiserlichen auf Lippstadt und Paderborn zurück; Turenne breitete sich immer weiter in Westfalen aus. Die Veranlassung dieses Rückzuges ist unaufgeklärt geblieben. War es Mißtrauen, welches der Kurfürst in den kaiserlichen Oberbefehlshaber setzte, daß er im entscheidenden Augenblick seine Mitwirkung versagen würde; war es, daß er überhaupt dieser Scheinkriegführung müde war und sich bereits mit dem Gedanken eines Waffenstillstandes und Separatfriedens mit Frankreich trug, — genug, die Wirkung des Rückzuges war gleich der einer Niederlage. Er wurde noch weiter fortgesetzt. Der Kurfürst führte seine Truppen über Minden ins Halberstädtische, die Kaiserlichen gingen über Goslar durch Thüringen nach Böhmen zurück. Turenne zog durch das Fuldaische Gebiet an den Main.

Des Kurfürsten Lage war auf das äußerste gefährdet. Er hatte gehofft, daß auch andere Reichsfürsten dem Wiener Bündnis beitreten, daß Spanien den Krieg an Frankreich erklären, daß von Holland aus nach dem Abzuge Turennes eine kräftige Offensive geführt werden würde, — nichts von dem war geschehen; auch die vertragsmäßigen Hilfsgelder Hollands waren seit Monaten ausgeblieben. Einen zweideutigen Bundesgenossen zur Seite, einen kühnen, überlegenen Gegner vor sich, seine rheinischen Lande von Freund und Feind heimgesucht, konnte der Kurfürst von der Wiederaufnahme des Krieges im nächsten Frühjahr keinen Erfolg mehr erwarten. Es hätte nur eines tapferen Entschlusses in der Hofburg, nur des Entgegenkommens im Haag bedurft, um ihn bei dem Bündnis festzuhalten; aber in Wien hatte man ja den eigentlichen Zweck des

Bündnisses, den Schein zu retten, erreicht, und in Holland glaubte man über die schlimmste Gefahr hinaus zu sein. So sah sich Friedrich Wilhelm genötigt, auf eigene Hand den Frieden zu suchen, — gewiß ein schwerer Schritt für den von der Gerechtigkeit seiner Sache und von stolzem Selbstgefühl erfüllten Fürsten. Er beauftragte den Geheimrat Meinders mit der Führung der Friedensverhandlungen, zu welchen der Pfalzgraf von Neuburg seine Vermittelung angeboten hatte. Am 6. Juni (1673) wurde der Friede zu Vossem — nahe dem königlichen Hauptquartier in Löwen — abgeschlossen. Der Kurfürst verpflichtete sich, seine Armee — mit Ausnahme der Besatzungen in den festen Plätzen — hinter die Weser zurückzuziehen und weder den Niederlanden noch ihren Verbündeten Beistand zu leisten; er behielt jedoch „freie Hände wegen des Reichs, wofern solches von jemand sollte attaquiert werden." Dagegen gab der König alle von ihm oder seinen Verbündeten gemachten Eroberungen — insbesondere auch die früher von den Holländern besetzten festen Plätze im Kleveschen — heraus; nur Wesel und Rees sollten bis zum allgemeinen Friedensschlusse französische Besatzung behalten; auch übernahm der König die Leistung einer nicht unerheblichen Geldzahlung an den Kurfürsten.

Die nächste Folge des Friedens zu Vossem war eine Annäherung Schwedens an Brandenburg. Beide Staaten verbanden sich zu gemeinsamen Bemühungen um Herbeiführung des Friedens. Für den Fall, daß die Friedensvermittelung nicht gelinge, sollte es jedoch jedem von beiden Staaten freistehen, seine Partei zu wählen.

Der Vertrag wurde am 30. November (1673) abgeschlossen. Noch ehe derselbe von beiden Teilen ratifiziert, war der Hauptzweck, die Friedensvermittelung, unmöglich geworden.

Nachdem der Kurfürst vom Kriegsschauplatz zurückgetreten, hatte Turenne seinen Marsch ins Reich fortgesetzt. Aus der Pfalz, aus den Mainlanden liefen beim Reichstage zu Regensburg Klagen über die Verheerungen des Landes und über die unerträgliche Aufführung der fremden Einlagerer ein. Das unerhörte Verfahren der Franzosen in deutschen Reichslanden, die gar nicht im Krieg mit ihnen waren, erregte nach langer Zeit ein zorniges Aufflackern des nationalen Geistes in Deutschland. Auch die Reichsfürsten führten jetzt, da sie den Druck der fremden Macht fühlten, größtenteils eine andere Sprache als vorher. Pfalz und Trier riefen den Schutz des Reiches an; Celle und Braunschweig erklärten sich bereit, Truppen ins Feld zu stellen, — und der mächtigste unter allen hatte sich grollend von der allgemeinen Sache zurückgezogen. Jetzt erst lernte man den Wert der brandenburgischen Hilfe schätzen, da der Fremdling mitten im Reiche stand.

Die österreichische Macht wäre für immer in Deutschland ausgelöscht ge-

wesen, wenn sie den dringenden Hilferufen der Reichsstände keine Folge gegeben hätte. Auch in Wien trat eine Wendung der Politik ein. Fürst Lobkowitz, dessen verräterisches Spiel nicht länger zu verdecken war, wurde seiner Ämter entsetzt und vom Hofe verbannt. Ein neues kaiserliches Heer unter Montecuculi wurde in Böhmen zusammengezogen; der Kaiser begab sich selbst nach Eger, um die Musterung abzuhalten (Juli 1673).

Es kam während des Sommers nur zu Hin- und Hermärschen an den Ufern des Mains; Montecuculi und Turenne schienen einander nicht gerade zu suchen. Endlich sah sich der letztere durch einige geschickte Bewegungen seines Gegners genötigt, auf Philippsburg zurückzuweichen. Montecuculi wandte sich den Rhein abwärts und nahm Bonn. Bis zum Jahresschluß beherrschten die Kaiserlichen die Rheinlinie von Koblenz bis zur Ruhrmündung.

Mit den Erfolgen der kaiserlichen Waffen wuchs der Eifer der Reichsfürsten. Der Übermut der französischen Politik hatte bewirkt, was der Kurfürst im Anfange des Krieges zu erreichen sich vergebens bemüht hatte. Österreich, Holland, Spanien verbanden sich gegen Frankreich; Köln und Münster schlossen Frieden mit dem Kaiser und Holland; England trat von dem französischen Bündnis zurück. Die Gewaltakte Ludwigs XIV. gegen den Fürsten von Nassau, den Kurfürsten von Trier, die verheerenden Züge Turennes durch Hessen, Franken, zu beiden Seiten des Mittelrheins hatten in Deutschland Stimmungen erweckt, die in dem Kriege der dreißig Jahre für immer erstorben schienen. Schon regte sich's in den Volksmassen. Im Westerwald, Odenwald, in Franken rotteten sich die Bauern zusammen, um die französischen Marodeurs und Plünderer niederzuschlagen.

Unter diesen Eindrücken kam in Regensburg der Beschluß zu stande, den Reichskrieg an Frankreich zu erklären und „die Reichsvölker mit der kaiserlichen Armee zu konjungieren" (14. Mai 1674). Friedrich Wilhelm zweifelte nicht an dem, was seine Pflicht von ihm als dem ersten Fürsten des Reiches fordere. Schon mit den Angriffen Frankreichs auf Trier und Pfalz war der Fall eingetreten, für den er sich im Frieden zu Vossem freie Hand vorbehalten hatte. Auch mit den versprochenen Zahlungen hatte Frankreich ihn getäuscht. Schon von der ersten Zahlung war kaum die Hälfte und nicht bar, sondern in Wechseln auf Danzig angewiesen worden. „Ich sehe," schrieb der Kurfürst an Schwerin, „daß es auf lauter Betrügerei abgesehen; ich werde meine mesures danach nehmen und danke Gott, daß ich ihnen nicht obligiert bin." Umsonst suchte jetzt Frankreich unter dem Erbieten, die Festungen im Kleveschen zu räumen, ihn zur Neutralität zu veranlassen; umsonst Schweden, ihn durch Anerbietung von Subsidien von der Teilnahme am Kriege zurückzuhalten; — Friedrich

Wilhelm war entschlossen, nicht allein seine Reichshilfe zu leisten, sondern mit der Hauptmacht Brandenburgs von neuem in den Kampf gegen Frankreich einzutreten. Am 21. Juni kamen die Verhandlungen mit Österreich zum Abschluß. Wenige Wochen später standen die brandenburgischen Regimenter — 11000 Mann zu Fuß, 7500 Reuter, zwei Regimenter Dragoner und eine zahlreiche Artillerie — im Magdeburgischen fertig zum Aufbruch nach Westen. Und um dieselbe Zeit kämpfte ein anderes brandenburgisches Corps unter des tapferen Polenkönigs Johann Sobieski Führung im fernen Osten für die Sicherheit des Reiches gegen die Türken.

Die Gegner Brandenburgs wußten sein Gewicht besser zu würdigen als die Bundesgenossen. Auf die Nachricht von dem abgeschlossenen Bündnis zwischen dem Kaiser und dem Kurfürsten verlangte der französische Gesandte in Stockholm, Feuquières, eine Audienz am schwedischen Hofe und hielt in Gegenwart der fremden Gesandten eine prahlerische Anrede an den jungen König Karl XI. „Der König sei zu hochherzig," sagte er, „um nicht mit Indignation den neuen Vertragsbruch, den Vertrauensbruch des Kurfürsten von Brandenburg vernommen zu haben . . . Die Krone Schweden wisse, was sie von einem so mächtigen, so ehrgeizigen Nachbar zu erwarten habe, der sich durch kein Band der Gerechtigkeit oder Dankbarkeit binden lasse . . . Schweden werde leicht seinen wüsten Plänen begegnen können, wenn es seine Armee geradesweges auf ihn losgehen lasse; aber es müsse sogleich geschehen. Der König, sein Herr, sei erbötig, jede Art von Unterstützung dazu zu leisten, und man wisse, daß er stets mehr leiste, als er verspreche."

Turenne erhielt die Nachricht von dem Beitritt Friedrich Wilhelms zu der Vereinigung der Feinde seines Königs bei Tische und war augenscheinlich davon äußerst betroffen. „Ich erhalte soeben eine sehr unangenehme Nachricht," äußerte er zu seiner Umgebung; „der Markgraf von Brandenburg hat sich gegen den König erklärt." Verwundert fragten die Offiziere: „Was hat das zu bedeuten, ob ein Markgraf sich gegen den König erklärt?" — „Meine Herren," belehrte der Marschall die hochmütigen Herren, „dieser Markgraf kann mehr als vierzigtausend Mann gegen den König marschieren lassen!" —

Das Jahr 1674 hatte ungünstig für die Verbündeten begonnen. Während die Kaiserlichen noch in den Winterquartieren lagen, war Ludwig XIV. selbst in die Freigrafschaft eingebrochen und hatte sie in kurzer Zeit erobert. Die beherrschende Position gegen das Elsaß und den Oberrhein, das Juragebiet als Deckung seiner rechten Flanke, war damit in seiner Hand. Turenne hatte, von Philippsburg vorbrechend, die Kaiserlichen unter Bournonville bei Sinsheim geschlagen (6. Juni), sie hinter den Neckar zurückgeworfen und das Land

längs der Bergstraße verwüstet. In dem Kriegsrat der verbündeten Heerführer ward darauf beschlossen, daß die Armee in den Niederlanden unter dem Prinzen von Oranien an der Maas hinauf, die Armeen Bournonvilles und des Herzogs von Lothringen, die sich nach der Schlacht bei Sinsheim auf Frankfurt zurückgezogen hatten, über den Oberrhein durch das Elsaß nach Frankreich vordringen sollten. Zu den letzteren sollten auch die Brandenburger stoßen. Der Kurfürst nahm den Oberbefehl der verbündeten Armeen am Oberrhein für sich in Anspruch; der kaiserliche General erhielt indessen die Weisung, daß zwar „aller geziemende Respekt mit Nehmung der Losung und anderem, wie in dem Feldzuge von 1672 auf 1673 geschehen sei, dem Kurfürsten von Brandenburg zu erweisen, die Hauptoperationen aber allemal per majora zu schließen und wahrzunehmen seien." Schon in dieser gewundenen Erklärung lag ein Keim zu Zerwürfnissen. Andere Ärgernisse kamen bald hinzu. Nicht allein die Krone Schweden, sondern auch Hannover und Bayern weigerten sich, dem Reichstagsbeschlusse vom 14. Mai und ihren Pflichten als Reichsstände nachzukommen. Zwischen Hannover und Schweden wurde sogar ein Bündnis geschlossen.

Das Vorgehen des Prinzen von Oranien an der Maas endete mit dem blutigen Tage bei Senef (1. August), wo er vergeblich die Stellungen Condés bestürmte. Bournonville überschritt bei Mainz den Rhein. Anstatt jedoch in der Richtung auf Lothringen vorzugehen, Turennes linke Flanke zu bedrohen und seine Verbindung mit Condé zu unterbrechen, zog er in langsamen Märschen den Rhein hinauf, ging bei Speier auf das rechte Ufer und erreichte gegen Ende September die Gegend von Straßburg.

Die Stellung bei Straßburg war ungemein wichtig. Noch war die Bürgerschaft der alten Reichsstadt aufrichtig deutsch gesinnt; sie stellte ihre Rheinbrücke ohne weiteres zur Verfügung. Hier fand man ausreichende Vorräte, gesicherte Verbindungen nach allen Seiten und einen trefflichen Stützpunkt für die weiteren Operationen. Von hier aus beobachtete man die Pässe über den nur drei bis vier Meilen entfernten Gebirgszug des Wasgenwaldes; man konnte den Franzosen das Eindringen in das obere Elsaß wehren, sobald man das alte Völkerthor bei Belfort zwischen Wasgenwald und Jura durch Truppen schloß, und ebenso über Schlettstadt, Kolmar, Mülhausen in die Freigrafschaft eindringen und die rechte Flanke Turennes umgehen, der mit seinen rasch herangezogenen Verstärkungen von der Illmündung bei Wanzenau bis zum Vogesenpaß bei Zabern stand, Hagenau und die Verbindung mit Philippsburg in seinem Rücken.

Bournonville unterließ es, vor der Ankunft der Brandenburger irgend etwas zu unternehmen. Während er mit seinem rechten Flügel die Übergänge

der Brensch, eines kleinen Nebenflusses der Ill, deckte, stand sein linker Flügel, welcher durch die Lüneburger gebildet ward, bei Ensheim ohne Stützpunkt in der Luft. Er ließ es geschehen, daß der Feind sich einer Brücke der Brensch bei Holzheim bemächtigte, in der Frühe des Morgens (23. September) hinüberging und sich mit voller Macht auf die Lüneburger warf, die er lange ohne Unterstützung ließ. In der folgenden Nacht wurden die Truppen über die Ill zurückgezogen, — ein wenig versprechender Anfang des Feldzuges.

Der Kurfürst war unterdessen aus dem Magdeburgischen durch das Eichsfeld und Thüringen, über Schmalkalden, Schweinfurt, Heilbronn angerückt und näherte sich in Eilmärschen Straßburg. Er bat den kaiserlichen General, hart am Feinde zu bleiben, damit er nicht entwische, und damit sie bald Gelegenheit fänden, mit Gottes Hilfe einen glücklichen Schlag zu führen. (J'espère que vous ne laisserez pas de vous attacher toujours à l'ennemi afin qu'il n'échappe pas et que nous ayons bientôt l'occasion de faire Dieu aidant un bon coup. Der Kurfürst an Bournonville, Willstadt bei Kehl, 2./12 Oktober.) Wenige Tage nach der Schlacht bei Ensheim zog die brandenburgische Armee unter dem Jubel der Bevölkerung durch Straßburg (2. und 3. Oktober), „die schönsten Truppen, welche man sehen konnte, besonders das Fußvolk." An der Spitze des Heeres hielt der Kurfürst seinen Einzug; ihm zur Seite ritt der Kurprinz Karl Emil, die Hoffnung seines Hauses und des ganzen Landes. Er war damals in demselben Alter, in welchem der Vater die Regierung des Landes übernommen hatte, und schien ganz in seine Fußstapfen treten, seine Bestrebungen fortsetzen, seine Pläne ausführen zu wollen.

Alsbald nach seiner Vereinigung mit Bournonville beschloß der Kurfürst, Turenne zu Leibe zu gehen, welcher vor dem Paß von Zabern zwischen Wasselnheim auf dem rechten und Marlenheim auf dem linken Flügel stand, ohne auf einen baldigen Angriff vorbereitet zu sein. Am 8. Oktober morgens wurde aufgebrochen. Von einem Hügel aus rekognoscierte Derfflinger die feindliche Stellung. Er fand, daß der Feind zwar „im seinem Vorteile" stehe, daß man ihm aber beikommen könne; man könne von dort aus seine ganze Front bestreichen, ihn zwingen, seine Bataille zu ändern, was nicht ohne große Verwirrung abgehen werde. In dem darauf abgehaltenen Kriegsrat forderten der Kurfürst und Derfflinger den sofortigen Angriff; die kaiserlichen Generale aber fanden dies „ridikül" und waren der Meinung, daß man sich verschanzen müsse, worauf Derfflinger unter Protest davonging. — Der Beschluß, nichts zu thun, war „per majora" gefaßt worden. Hätte Bournonville dem Verlangen des Kurfürsten Folge geleistet, so wäre Turenne wahrscheinlich vollständig geschlagen, der Weg nach Lothringen und in die Champagne dem deutschen Heere geöffnet worden.

In der folgenden Nacht bewerkstelligte Turenne seinen Abzug. Sobald die brandenburgischen Vorposten den Aufbruch Turennes meldeten, sandte der Kurfürst ihnen 2000 Reuter und 2000 Mann Fußvolk zur Verfolgung nach. Er ließ Bournonville auffordern, ein Gleiches zu thun; dieser besorgte jedoch, daß Turenne einen Hinterhalt gelegt haben könnte, und ließ den Kurfürsten ohne Unterstützung. Letzterer setzte trotzdem die Verfolgung fort, er selbst an der Spitze seiner Leibgarde zu Pferde — wie es in einem Briefe aus dem Hauptquartier heißt — „mit solcher Verbitterung, als vielleicht niemals von einem Feldherrn gesehen worden." Man fand im feindlichen Lager alle Zeichen des hastigen Aufbruchs, die Tische noch mit den ungeleerten Schüsseln. Der Kurfürst vermochte indessen für sich allein bei der Überlegenheit Turennes nicht, ihn bis in das Gebirge zurückzuwerfen; kleinere Trupps streiften jedoch über Zabern hinaus bis Saarbrück und ins Lothringische. Oberst Henniges fing des Marschalls Crequy ganze Bagage, darunter sechs Maultiere mit Silbergerät. Unter den nächsten am Feinde war der Kurprinz, kaum daß er durch die gemessenen Befehle des Vaters sich zurückhalten ließ.

Turenne bezog eine neue Stellung bei Dittweiler hinter der Zorn, in der er durch Sümpfe in seiner Front geschützt war und zugleich die Verbindungen nach Hagenau und Zabern deckte. Auf das Dringen des Kurfürsten wurde ein Angriff auf den linken Flügel Turennes bei Brumat am linken Ufer der Zorn beschlossen und die Ausführung auf den 3. November festgesetzt. Ehe es jedoch dazu kam, hatte Turenne auch diese Stellung geräumt und zog sich über Pfalzburg hinter die Saarlinie zurück. Im brandenburgischen Lager ging das Gerücht, er sei durch Bournonvillesche Parlamentäre rechtzeitig gewarnt worden.

Um diese Zeit mehrten sich die Anzeichen, daß Schweden mit dem längst geplanten Einfalle in die Lande des Kurfürsten Ernst mache. Der schwedische Gesandte Oberst Wangelin hatte sich in Straßburg vom Kurfürsten mit Andeutungen verabschiedet, die über die Absichten seiner Regierung kaum einen Zweifel ließen. Aufgefangene Briefe an Turenne bestätigten diese Vermutungen, und König Karl XI. selbst richtete auf Frankreichs Betrieb die bestimmte Aufforderung an den Kurfürsten, seine Truppen von denjenigen des Kaisers zu trennen und die vielfach verabredete Friedensvermittelung nachdrucksvoll ins Werk zu setzen. Der Kurfürst wußte wohl, daß er sich bei einem Einfalle der Schweden weder auf den Schutz von Kaiser und Reich, noch auf die vertragsmäßige Hilfe Österreichs verlassen könne. Dennoch entschloß er sich, im Elsaß zu bleiben, und forderte nur, daß der kaiserliche General angewiesen werde, sich seinem Oberkommando zu fügen. Er wollte nicht durch seinen Rückmarsch

das Signal zur allgemeinen Auflösung der Koalition geben, nicht das Übergewicht Frankreichs noch mehr anschwellen lassen. Einstweilen erteilte er nur dem Statthalter in den Marken, Fürsten von Anhalt, Befehl, auf die Truppenansammlungen in Schwedisch-Pommern sein besonderes Augenmerk zu richten.

Die Verbündeten bezogen im Elsaß weitläufige Quartiere. Auf dem linken Flügel, am meisten südlich, lagerten die Kaiserlichen um Mülhausen bis Ensisheim und Mömpelgard, in der Mitte die Brandenburger zwischen den Flüßchen Thur und Fechte von Thann bis Kolmar, wo der Kurfürst sein Hauptquartier nahm, noch weiter ins Gebirge vorgeschoben gegen Markirch (St. Marie aux Mines) die Lothringer, auf dem rechten Flügel die Braunschweiger von Schlettstadt bis Straßburg. Breisach und Philippsburg waren cerniert. Ende November brachten kurfürstliche Streiftrupps die Nachricht, daß Turenne jenseits der Vogesen nach Süden ziehe; andere meldeten, daß französische Abteilungen bereits in Belfort eingetroffen seien. Danach war zu erwarten, daß er entweder über Mömpelgard und Belfort die Kaiserlichen überrennen und auf Breisach durchbrechen, oder daß er über die Vogesenpässe gegen die in der Mitte lagernden Brandenburger vordringen wolle. Alsbald traf der Kurfürst die nötigen Anordnungen zur Sammlung seiner Truppen, benachrichtigte Bournonville durch Eilboten von der ihm drohenden Gefahr und forderte ihn auf, Belfort sofort zu besetzen, bevor die Franzosen sich dort festsetzten. Gleichzeitig ließ er den Herzog von Holstein mit 5000 Mann über Thann auf Fontaine, zwei Stunden von Belfort, vorgehen, in der Erwartung, daß Bournonville kaiserliche Truppen zu ihm stoßen lassen werde, um Belfort zu nehmen. Er selbst schrieb an Bournonville (11. Dezember): „Meine Truppen brechen unter Feldmarschall Derfflinger gegen den Feind auf, um sich mit ihm zu schlagen; ich bitte Sie, sich mit meinen Truppen zu verbinden; auch den Herzog von Celle habe ich aufgefordert, soviel Truppen, als er entbehren kann, herzuschicken. Das allgemeine Rendezvous wird Senheim an der Thur sein. Wir dürfen dem Feind keine Zeit zum Vorrücken mehr lassen."

Wenn Bournonville seine Truppen bei Mülhausen sammelte, den linken Flügel an die Ill gelehnt, mit dem rechten der Aufstellung der Brandenburger bei Senheim die Hand reichend, so war dem Vordringen Turennes Halt geboten. Statt dessen meldete er dem Kurfürsten (14. Dezember), bis Belfort hinauf sei kein Feind zu sehen, blieb in seinen bequemen Winterquartieren und ließ das Thor des Oberelsaß, dessen Verwahrung der Kurfürst ihm übertragen hatte, unbewacht.

Mit dieser Weigerung Bournonvilles hatte die Aufstellung des Kurfürsten bei Senheim ihren Zweck verfehlt. Da er zugleich Meldungen von einem Vordringen

der Franzosen aus Lothringen gegen den Paß von Markirch erhielt, so ging er in seine Stellung bei Kolmar zurück. Zu spät mußte Bournonville erkennen, daß der Kurfürst mit seinen Warnungen recht gehabt. Am 19. Dezember warf sich Turenne bei Mülhausen mit solcher Heftigkeit auf ihn, daß er in höchster Eile das Feld räumte und den Kurfürsten dringend um Absendung eines Kavalleriecorps zur Aufnahme der Kaiserlichen bat. Der Kurfürst war bereit, in der festen Stellung bei Türkheim, die halb gefrorenen Moräste der Thur vor der Front, das befestigte Kolmar im Rücken, Turenne eine Schlacht anzubieten; aber Bournonville dachte nur an den Rückzug über den Rhein. Durch seine Ungeschicklichkeit ging auch das Gefecht bei Türkheim (26. Dezember) verloren. Nachdem er in der von ihm gewählten Stellung die linke Flanke der feindlichen Umgehung in der Richtung auf Kolmar vollständig preisgegeben hatte, trat er in der nächstfolgenden Nacht einen übereilten Rückzug an, mit solcher Hast, daß der Kurfürst erst von seinem Aufbruch erfuhr, als die kaiserliche Armee bereits bei Schlettstadt angekommen war. Die Brandenburger bewahrten auch auf dem Rückzuge die strengste Ordnung und Schlagfertigkeit; der Prinz von Homburg führte die Nachhut. In den letzten Tagen des Jahres gingen die verbündeten Armeen durch Straßburg zurück und über den Rhein, um — die Brandenburger in Franken, die Kaiserlichen und Reichsvölker im schwäbischen Kreise — Winterquartiere zu beziehen.

Der Feldzug am Oberrhein hatte noch ein unglücklicheres Ende genommen als jener von 1672. Die österreichischen Generale und Offiziere schrieben den größten Teil der Schuld dem Herzog von Bournonville zu und sprachen in härtesten Worten über seine Unfähigkeit, — im brandenburgischen Lager hatte man einen noch stärkeren Ausdruck dafür; ja, der Kurfürst selber schrieb, „es sei mit gewissen Signalen, als Ansteckung eines Hauses oder des Lagers beim Aufbruch oder Rückmarsch der Armee, obschon es bei Leibesstrafe verboten worden, so gemein gewesen, daß Reuter und Fußknechte, wenn sie es gesehen, oft gesagt: «Nun wird Turenne wissen, daß wir marschieren.»“ Dennoch war die eigentliche Ursache dieses Ärgernisses nicht bei dem kaiserlichen Obergeneral, sondern bei der Wiener Hofpartei zu suchen, welche mit den offenen Feinden des Reichs im geheimen Bündnis war und gegen die Bundesgenossen Österreichs insgeheim Krieg führte, einer Partei, welche ihre Fäden bis ins Feldlager ausspann und deren unwürdiges Ränkespiel noch fortdauerte, nachdem ihr Hauptvertreter, Fürst Lobkowitz, bereits entlarvt und verbannt war.

Kurfürst Friedrich Wilhelm empfand bei seinem stolzen, fürstlichen Sinn das Schmähliche dieses Rückzuges tiefer als irgend jemand. Und ein anderer schmerzlicher Schlag hatte sein Vaterherz in diesen Tagen getroffen. Kurprinz

Karl Emil begleitete ihn nicht mehr über den Rhein zurück. Der junge, hoffnungsvolle Prinz war nach kurzem, schmerzlichem Krankenlager am 27. November in Straßburg verstorben, — wie man sagte und wie der Kurfürst selber glaubte, an Gift. Mit tiefem Unmut und mit gepreßtem Herzen verließ der Kurfürst das Land, wo er — wenigstens in den Augen der Welt — als Feldherr einen Teil seines Ruhmes, als Vater die stolzeste Hoffnung seines Hauses zurückgelassen hatte. Als der Kurfürst über die Rheinbrücke bei Straßburg ritt — so erzählt die Sage —, schleuderte er den Degen seines Lieblingssohnes weit hinein in den Strom mit dem Rufe, dort möge er ruhen, bis einer seiner Nachkommen ihn wieder emporhole aus der grünen Flut, wenn er denselben Strom siegreich überschreite, um die Schmach zu sühnen, welche diese Tage über Deutschlands Namen gebracht. —

Es war eine furchtbar ernste Lage, durch welche der Kurfürst seinen jungen Staat hindurchzuführen hatte. „Feinde ringsum“ bedrohten wieder seine Marken wie in den Tagen der ersten Hohenzollern. Seine rheinischen Lande lagen den Franzosen offen; der Bruch mit Schweden, mit dem die Herzöge von Gottorf und von Hannover verbündet waren, schien unvermeidlich; den Wert des österreichischen Bündnisses hatte er kennen gelernt; im Reiche war sein Ansehen, sein moralischer Einfluß gesunken, seine Armee zwar in guter Zucht und Verfassung, aber niedergedrückt durch die Mißerfolge und zusammengeschmolzen durch die Anstrengungen zweier Feldzüge. Aber es gehört zu den Eigentümlichkeiten eines starken Geistes, daß er unter Prüfungen und Kümmernissen, die den Menschen vom gewöhnlichen Schlage verzagen machen, im Anblick einer unvermeidlichen, großen Gefahr um so stolzer und mächtiger sich aufrichtet, je schwerer die Macht widriger Verhältnisse auf ihn zu drücken scheint. Ein solcher Moment trat an Friedrich Wilhelm heran, als ihm auf dem Marsch in die Winterquartiere die Meldung kam: „Die Schweden sind in Deine Marken gefallen!“ — Was ihn oft mit Besorgnis für seine Lande erfüllt hatte, so lange es nur die Gestalt einer Drohung hatte, um ihn von einem anderen Ziele abzuziehen, das gab jetzt, da es als vollbrachte Thatsache ihm entgegentrat, dem Kurfürsten seine volle geistige Spannkraft, seine Freiheit wieder. Er fühlte sich frei von der lähmenden Politik des Hauses Österreich, frei von der mattherzigen Einsprache der kaiserlichen Generale, er fand sich selbst wieder und in sich die Kraft, alles um alles zu wagen. Es war nichts anderes als der Ausdruck des stolzen und berechtigten Selbstgefühls, zu dem er sich erhoben, wenn er beim Empfange jener Nachricht in die Worte ausbrach: „Dann ist ja der rechte Augenblick gekommen, um mit Gottes Hilfe ihnen ganz Pommern zu nehmen!“

Fehrbellin.

Seit dem Oktober 1674 wurden auf Frankreichs Anstiften die schwedischen Rüstungen zu dem Feldzuge gegen Brandenburg betrieben. In den Häfen zu Wismar und Wolgast wurden in schneller Folge größere Truppenabteilungen gelandet. Ende November zogen sich die schwedischen Truppen aus Pommern an den Grenzen der Uckermark bei Pasewalk zusammen; andere Abteilungen gingen durch Mecklenburg gegen die Mark vor. Am 18. Dezember vereinigten sich diese Truppen bei Prenzlau, der Hauptstadt der Uckermark, wo der schwedische Oberbefehlshaber Feldmarschall Karl Gustav von Wrangel, sein Hauptquartier nahm. In den besetzten Landesteilen wurden Magazine angelegt, Werbeplätze errichtet, Kontributionen erhoben. Dem Statthalter in den Marken, Fürsten von Anhalt, ließ der schwedische Oberbefehlshaber eröffnen, der Kurfürst habe durch Ergreifen der Waffen gegen Frankreich, den Bundesgenossen der Krone Schweden, das schwedisch-brandenburgische Bündnis gelöst und damit die Verlegung schwedischer Kriegsvölker auf brandenburgisches Gebiet herbeigeführt; übrigens versicherte er, daß, sobald der Kurfürst den Fuß gegen Frankreich zurücksetze, kein schwedischer Soldat in den brandenburgischen Landen bleiben solle.

Der Fürst von Anhalt hatte nur 6000 Mann zur Verfügung, welche schwach zur Verteidigung der festen Plätze ausreichten, aber außer stande waren, der schwedischen Heeresmacht auf offenem Felde Widerstand entgegenzusetzen. Auf seine sorgenvollen Berichte an den Kurfürsten erhielt er von diesem aus Schweinfurt den Befehl, die Feindseligkeiten vorläufig möglichst zu vermeiden, die Schweden aber nicht in den Bereich der Festungen kommen zu lassen; die Städte sollten ihnen die Thore nicht freiwillig öffnen, aber der Gewalt nachgeben. Später ward der Fürst beauftragt, die Landesverteidigung durch das Landesaufgebot zu organisieren, die Zugänge und Pässe durch Verhaue zu sperren, die alten „Landwehren“ besetzen zu lassen und dem Feinde durch diese

Art von kleinem Krieg den Aufenthalt in den Marken möglichst zu verleiden. Wenn etwas in diesen schweren Tagen den Fürsten von Anhalt zu trösten vermochte, so war es die zuversichtliche Stimmung, welche durch die Briefe des Kurfürsten hindurchleuchtete. „Es vermeinen zwar die Schweden," schrieb er aus Schweinfurt (5. Februar 1675), „daß sie mich durch solche Überfallung dahin forcieren und bringen wollen, daß ich von der Alliierten Partei abtreten und mich zur Neutralität oder auf ihre Seite zu treten resolvieren solle, sie fehlen hierin sehr; denn nachdem sie mich ganz ruiniert haben, bleibt nichts übrig als das Leben in mir, und solches will ich lieber verlieren, als zu changieren und mich nicht zu revanchieren, es mag nun ablaufen, wie es wolle."

Die schwedische Invasion nahm eine immer weitere Ausdehnung an. In den ersten Tagen des Februar 1675 brachen sie aus der Uckermark in Brandenburgisch-Pommern und in die Neumark ein und besetzten Stargard, Landsberg, Neu-Stettin, Züllichau, Krossen und andere Orte. Beim Eintritte des Frühjahrs sammelte Wrangel die Hauptmacht des Heeres an der Oder und hielt bei Damm eine große Musterung ab (8. Mai). Seine Armee soll damals die Stärke von 20000 Mann und 64 Geschützen erreicht haben. In den folgenden Tagen ging er bei Stettin auf das linke Oderufer und ließ das feste Schloß Löckenitz berennen, welches der Oberst von Götz mit 150 Mann besetzt hielt. Nach dreitägiger Verteidigung kapitulierte der Oberst gegen freien Abzug mit kriegerischen Ehren. Er ward später auf Befehl des Kurfürsten vor ein Kriegsgericht gestellt und erschossen. Weiter drangen die Schweden über Oranienburg in das Havelland ein, um die Ansammlungen des bewaffneten Landvolks in diesen von dichten Waldungen und Morästen durchzogenen Gegenden zu hindern. Das Hauptquartier des Feldmarschalls ward am 27. Mai nach Brandenburg, am 8. Juni nach Rheinsberg, am 12. Juni nach Havelberg verlegt. Er beabsichtigte, bei Sandau über die Elbe zu gehen und, mit den Hannoveranern vereint, die Operationen an der Elbe aufwärts gegen Magdeburg zu eröffnen.

In den ersten Wochen der Occupation hatten die Schweden leidliche Mannszucht gehalten. Im Frühjahr war der Feldmarschall Karl Gustav von Wrangel erkrankt und genötigt, den Oberbefehl für einige Zeit seinem Stiefbruder, dem General Waldemar von Wrangel, zu übergeben. Seit dieser Zeit begannen die Ausschweifungen der schwedischen Truppen und die Bedrückung des brandenburgischen Landvolks; sie verübten Greuel und Schandthaten, welche die Feder niederzuschreiben sich sträubt, und befleckten ihren Namen mit einem Brandmal, welches lange Zeit nicht wieder ausgelöscht werden konnte. Mit

Sehnen und Bangen sah das geängstigte Volk der Mark nach dem Retter sich um. Im Frühjahr verbreitete sich das Gerücht, der Kurfürst sei im Anzuge, und was man im stillen wünschte, das glaubte man gern. Schon ging unter der Bevölkerung heimlich eine Denkmünze von Hand zu Hand, welche auf der einen Seite das Bild eines schlummernden Löwen zeigte mit der Umschrift: „Dormiendo vigilo.“ (Während ich zu schlafen scheine, wach' ich.) Man kannte die Art des Kurfürsten, wichtige Momente und Entscheidungen bildlich zu veranschaulichen, und die Deutung lag nahe. Der Scheinschlummer des Löwen deutete auf die Rast in den fränkischen Winterquartieren, in der er jeden Augenblick bereit blieb, sich mit gewaltigem Löwensatze auf den Gegner zu stürzen. Aber der Sommer kam heran, die Nachrichten von der nahen Ankunft des Kurfürsten verstummten wieder, und es ging ein anderes, schlimmes Gerücht in der Mark, es hieß, der Kurfürst wäre tot. Die ehrlichen Märker wollten nicht daran glauben; sie beteten in den Kirchen um so inbrünstiger für ihren lieben Herrn, daß Gott ihn erhalten und bald, recht bald zu ihrem Schutze senden möchte, und sie achteten es für eine Kränkung, die den ärgsten Kriegsgreueln gleichkomme, wenn die schwedischen Dragoner ihnen während dieses Gebets in die Ohren raunten: „Euer Herr liegt zwischen vier Brettern!“ —

Voll Haß und Wut gegen die fremden Eindringlinge griffen die Bauern in vielen Gegenden der Mark aus freien Stücken zu den Waffen, den ersten, die sich ihnen boten. Im Havellande, in der Zauche, der Altmark sammelte sich der Landsturm unter ausgedienten Offizieren oder unter Adligen, welche die alte ritterliche Waffenpflicht noch höher achteten als ein bequemes Leben unter dem Schutze des Landesfeindes. So lagerten die Bauern der Altmark zur Abwehr des Überganges der Schweden über die Elbe wochenlang längs dem linken Ufer des Stromes, in Kompanieen geschart unter ihren Fähnlein, welche im grünen Kranze den roten brandenburgischen Adler zeigten mit dem treuherzigen Spruche:

„Wir sind Bauern von geringem Guth
Und dienen unserm Gnedigsten
Churfürsten und Herrn mit unserm Bluth.“

Es war in der That die Ruhe des Löwen, welche der Kurfürst in seinen Winterquartieren hielt. In der Stille betrieb er unermüdlich die Rüstungen zum Hauptschlage. Es war nicht allein das lokale Interesse seiner Lande, welches er gegen Schweden zu vertreten gedachte, sondern es kam ihm darauf an, den Einbruch der Schweden in seine Mark auch von den übrigen Mächten,

zunächst von seinen Verbündeten, als einen Bruch des Völkerfriedens verurteilt zu sehen und eine allgemeine Verbindung der Mächte gegen den Friedensbrecher herbeizuführen. Er schickte Gesandte nach Wien und an die Höfe der deutschen Fürsten; er trug in Regensburg darauf an, Schweden für einen Reichsfeind zu erklären; er suchte Dänemark zur Kriegserklärung an Schweden zu veranlassen, und er brach selbst in Begleitung Derfflingers von Schweinfurt nach dem Haag auf, um mit dem Prinzen von Oranien einen gemeinschaftlichen Kriegsplan zu beraten. Von einem schmerzlichen Gichtleiden befallen, erreichte er nur mit Mühe Kleve und empfing hier den Besuch des Prinzen, mit welchem die ersten Verabredungen über ein engeres Bündnis stattfanden (21. bis 24. März). Auch Ludwig XIV. machte in dieser Zeit durch Vermittelung des Pfalzgrafen von Neuburg einen Versuch, ihn angesichts der bedrängten Lage seiner Lande zum Rücktritt von der Allianz der Mächte und zum Bündnis mit Frankreich zu bewegen; aber „es gelang nicht," wie der Kammerherr von Buch kurz und bündig in seinem Tagebuch berichtet; der Kurfürst wollte nicht durch ein Bündnis mit dem Reichsfeinde sich die Sicherheit Brandenburgs erkaufen, nicht die allgemeine Sache von der Sache seiner Lande trennen. Kaum genesen, brach Friedrich Wilhelm von Kleve nach dem Haag auf, während Derfflinger nach Schweinfurt zurückkehrte, um bei der Armee die Vorbereitungen zu dem neuen Feldzuge zu betreiben. Aber anders dachte man im Haag als in Amsterdam, anders der junge Oranier, auf welchen der edle Sinn und der entschlossene Charakter seiner Vorfahren übergegangen war, als die hochmögenden Herren, welchen ihre Kommerzien höher standen als das Schicksal ihres Bundesgenossen, und welche es zur Hauptbedingung machten, daß „die Kommerzien mit Schweden trotz der Ruptur nicht aufhören dürften." Überall gab man dem Kurfürsten die schönsten Versprechungen, man beriet sich mit ihm über die Aufstellung der verbündeten Armeen, aber man war weit entfernt von einem entschlossenen, einmütigen Handeln. Einer wartete auf den anderen, und der Rat, welchen ihm endlich alle gaben, war dieser: „Hilf dir selbst, so hilft dir Gott!" — Alles hing von einem raschen Feldzuge des Kurfürsten mit entscheidenden Erfolgen über die Schweden ab. Mißlang das Unternehmen, so erklärten weder der Kaiser, noch das Reich, noch Dänemark den Krieg an Schweden, nicht bloß Hannover und Gottorf schlugen sich zu Schweden, auch Kursachsen eilte, auf Kosten Brandenburgs seinen Vorteil zu suchen, und der Polenkönig Johann Sobieski, der trotz der brandenburgischen Kriegshilfe wider die Türken schon mit Schweden in Verhandlungen stand, hätte ein Corps nach Preußen geworfen.

Der Kurfürst rüstete nicht nur zu Lande, sondern auch zu Wasser. Es war ja stets sein Lieblingsgedanke gewesen, den brandenburgischen Adler auch auf dem Meere flattern zu sehen. Schon im Haag gab er dem holländischen Kaufmann Benjamin Raule, der durch den Reichtum seiner Pläne in Armut und Schuldhaft geraten war, unter Auslösung aus dem Schuldgefängnis den Auftrag zur Ausrüstung von Kapern gegen die schwedischen Handelsschiffe auf der Ostsee, sowie ferner zur Ausrüstung von drei Fregatten zu 36 bis 42 Kanonen und mit 200 Mann Besatzung, welche „der Kurprinz," „Berlin" und „Potsdam" genannt wurden, und von zwei kleineren Fahrzeugen, „Bielefeld" und „Bulle." Das kleine Geschwader sollte von Holland zuerst nach den Mündungen der Weser und Elbe, dann nach der Ostsee gehen, auf Vorpommern und Rügen segeln, dort Mannschaften aussetzen, Kontributionen eintreiben und des Kurfürsten Pläne auf Wismar oder anderweitig unterstützen.

Am 23. Mai traf der Kurfürst in Schweinfurt wieder ein. Drei Tage darauf war das Heer im vollen Aufbruch vom Main nach der Mark. Die Hauptmasse der Reiterei unter dem Prinzen von Hessen-Homburg zog das Werrathal abwärts über Schmalkalden und Gotha, um die linke Flanke der Marschkolonnen gegen die hannoverschen Truppen zu decken, welche durch das Eichsfeld im Anrücken waren. Das Fußvolk, die Artillerie und der übrige Teil der Reiterei zogen in zwei Heersäulen auf der kürzesten Linie über Lauringen, Römhild, Schleusingen, Ilmenau, Arnstadt über das Gebirge auf Erfurt, von hier über Heldrungen und Staßfurt auf Magdeburg. Den 10. Juni ließ der Kurfürst in seinen gesamten Landen einen Buß- und Bettag abhalten; er ordnete an, daß über die Verse Jeremias 20, 11 und 12 gepredigt werden sollte („Der Herr ist bei mir wie ein starker Held; darum werden meine Verfolger fallen und nicht obsiegen, sondern sollen sehr zu schanden werden ꝛc."). Am 11. Juni war das zunächst ersehnte Ziel Magdeburg erreicht. Die Armee hatte 36 Meilen in 16 Tagen zurückgelegt, bei dem damaligen Zustande der Straßen, besonders im Gebirge, eine bedeutende militärische Leistung. Jetzt begann der zweite, noch schwerere Teil der Arbeit.

Aus den in Magdeburg aufgefangenen Briefen ergab sich, daß Schweden und Hannoveraner alle Vorbereitungen zur Vereinigung und zum gemeinschaftlichen Angriff des Platzes getroffen, auch zu diesem Zweck geheime Verbindungen mit dem Kommandanten, Obersten Schmidt, angeknüpft hatten. Letzterer wurde daher sogleich verhaftet. Acht Tage später wäre der wichtige Elbpaß durch Verrat in Feindes Hand gefallen. Durch den schnellen Anmarsch der Brandenburger war auch diese drohende Gefahr abgewandt worden.

Die schwedische Armee stand noch am rechten Ufer der unteren Havel, welche auf diesem Teile ihres Laufes, von Plaue unterhalb Brandenburg bis zu ihrer Mündung unterhalb Havelberg, der allgemeinen Richtung von Südsüdost nach Nordnordwest folgt. Die Übergänge Brandenburg, Rathenow und Havelberg waren von den Schweden besetzt, alle übrigen zerstört. Das Hauptquartier des schwedischen Oberbefehlshabers, Feldmarschalls Karl Gustav von Wrangel, war (seit 12. Juni) in Havelberg.

Während die Havel ihre Richtung öfters wechselt, von Oranienburg über Spandau bis Potsdam in südsüdwestlicher, von Potsdam bis Plaue in westlicher, von Plaue bis zur Mündung in nordnordwestlicher Richtung sich windet, führt ein kleines Gewässer, der Rhin genannt, aus der Nähe von Oranienburg auf der Sehne jenes durch die Havelwindungen gebildeten Bogens fast geraden Laufes über Kremmen, Fehrbellin und Friesack in westlicher Richtung oberhalb Havelberg zur Havel. Zwischen Rhin und Havel liegt eine von Wäldern und Sümpfen durchsetzte, fast labyrinthische Landschaft, welche das Havelland heißt. Den nördlichen Teil derselben füllt das „Luch," das ist ein teilweise mehrere Meilen breiter Bruch- und Sumpfstreifen, der zwischen Spandau und Nauen anfängt und sich in nordwestlicher Richtung bis über den Rhin fortsetzt, in seinem südöstlichen Teile das Havelländische, in dem nordwestlichen Teile das Rhinluch genannt. Der schmalere Verbindungsstreifen zwischen beiden wird links und rechts durch zwei sandige Hochflächen, die Ländchen Friesack und Bellin, eingeengt. Die östliche Fortsetzung des letzteren bis gegen Oranienburg bildet das Land Glin. Diese auf der einen Seite vom Luch und Rhin, auf den anderen Seiten von der Havel und ihren Seen inselartig umzogene Landschaft war im siebzehnten Jahrhundert zum großen Teil nichts als ein mit Urwald bedeckter Morast, aus welchem nur größere oder kleinere Sandinseln hervorragten. Auf den letzteren lagen einige Ortschaften und Feldfluren. Selbst bei trockener Witterung gab die weiche, elastische Riedgrasdecke bei jedem Schritt unter den Füßen nach und ließ braunen Moderschlamm hervorquellen, aus dem man nur mit Mühe sich herausarbeitete; im Frühjahr aber glich das Luch einem weiten See mit grünen schwimmenden Inseln zwischen den sandigen Hochflächen. Nur höchst unzuverlässige Knüppeldämme führten durch Bruch und Moor, welche selbst die Einheimischen während eines großen Teils des Jahres kaum zu betreten wagten. Die einzigen Zugänge zu diesem Labyrinth von Moor, Sumpf, Wasser und Wald von Norden her waren der Damm von Fehrbellin, auf welchem man durch das Rhinluch nach dem Ländchen Bellin, ferner der Kremmer Damm und der Oranien-

burger Paß, mittels deren man von Norden und Nordosten her nach dem Glin gelangte. Aus dem Lande Glin führte nur der schmale Nauener Damm als einziger Paß durch das große Havelländische Luch nach dem südlichen, sogenannten „Hohen Havellande." Die geschilderte Landschaft war zur Führung des kleinen Krieges vorzüglich geeignet; sie bot aber einer Armee, welche die Übergänge der Havel aufgegeben hatte und zum Rückzuge über die genannten Dämme nach Norden genötigt war, große Schwierigkeiten. Friedrich Wilhelm beabsichtigte, sich eines der drei von den Schweden besetzten Havelübergänge zu bemächtigen, die Abteilungen des schwedischen Heeres, welches vereint seiner brandenburgischen Truppenmacht weit überlegen war, einzeln zu schlagen und sie in die Sümpfe des Luchs zurückzuwerfen.

Auf dem beschriebenen kleinen Fleck Erde vereinigten sich die bedeutsamsten Erinnerungen aus der altbrandenburgischen Geschichte. Dort am Ufer der Havel, an der Stelle von Brandenburg, lag das alte Brennibor, oft genannt in den Kämpfen der christlichen Deutschen wider die heidnischen Slaven; von jenem Hügel blickte die älteste christliche Kirche von St. Marien auf das Gelände herab; auf jenem langen Damme von Kremmen kämpfte einst Friedrich I. mit seinen fränkischen Rittern wider die Pommernherzöge, und dort ragten die festesten Burgen der Quitzows, gegen deren gewaltiges Mauerwerk sein schweres Geschütz die Steinkugeln schleuderte. Bald sollte eine neue klassische Stätte hinzukommen, mit der sich die Erinnerung an den Aufgang des brandenburgischen Heeresruhms für alle Zeiten verbindet.

In Magdeburg wurden sogleich nach dem Einrücken der Brandenburger alle Thore geschlossen. Man erfuhr, daß die Schweden noch keine Nachricht von dem Anmarsche des Kurfürsten hatten. Noch war die Hauptmasse des Fußvolks um zwei Tagemärsche zurück; aber es galt rasch zu handeln, ehe der Feind Gelegenheit fand, seine Truppen in fester Stellung zu vereinigen. Von den genannten drei Havelübergängen schien der mittlere bei Rathenow dem Angreifer die meisten Aussichten auf Erfolg zu bieten, weil er nach den eingezogenen Erkundigungen von den Schweden nur schwach besetzt war, und weil man durch seine Einnahme die Möglichkeit gewann, die Hauptabteilungen des schwedischen Heeres bei Brandenburg und bei Havelberg in der Weise zu trennen, daß sie erst durch beschwerliche Märsche in dem sumpfigen Niederungslande ihre Vereinigung suchen mußten.

In der Nacht zum 13. Juni wurde die Elbe bei Magdeburg von den Brandenburgern in größter Heimlichkeit überschritten. Vor Sonnenaufgang erfolgte der Aufbruch in der Richtung auf Rathenow mit zwei Dragonerregimentern (von Derfflinger und von Bomsdorff), 1200 Musketieren und

13 Geschützen. Das Fußvolk wurde auf großen Rüstwagen, von denen jeder etwa 10 bis 12 Musketiere und außerdem ein Boot aufnahm, nachgefahren. Den Kurfürsten begleiteten bei diesem Vorgehen der Feldmarschall von Derfflinger, der General der Kavallerie Prinz von Hessen-Homburg mit dem silbernen Bein — er hatte ein Bein bei der Belagerung von Kopenhagen (1658) in schwedischen Diensten verloren —, der Generallieutenant von Görtzke und Generalmajor Lüdicke, sämtlich von der Reiterei, sowie die Generalmajors von Götze und von Pölnitz von der Infanterie. Am Nachmittag wurde das Dorf Parchen — fünf Meilen nördlich Magdeburg an der Straße nach Rathenow — erreicht. Zwei aus Rathenow vor den Schweden geflüchtete Bürger brachten dem Kurfürsten die unerfreuliche Nachricht, daß vor wenigen Tagen der schwedische Oberst Wangelin mit seinem Dragonerregiment als Besatzung in die Stadt eingerückt sei.

Am 14. Juni um 1 Uhr früh wurden aus dem brandenburgischen Lager bei Parchen Streifparteien zur Erkundung der feindlichen Stellungen bei Brandenburg, Plaue und Rathenow abgesandt. Der Kurfürst war anfangs willens, ihre Rückkehr in der Stellung bei Hohenseeden, eine halbe Meile südlich Parchen, wo ein freies Terrain im Falle eines feindlichen Angriffs die leichtere Verwendung seiner Reiterei gestattete, abzuwarten. Hier fand sich indessen der Landrat von Briest aus Bähne bei Rathenow, welcher dem Kurfürsten bereits in Magdeburg die ersten Nachrichten über die Schweden gebracht hatte, im Lager ein und bestätigte, daß die Schweden in Rathenow sich völliger Sorglosigkeit überließen, ja, daß das Gerücht vom Tode des Kurfürsten unter ihnen verbreitet sei. Infolge dieser Nachricht beschloß der Kurfürst, den Marsch auf Rathenow sogleich fortzusetzen, und erreichte am 14. abends die Gegend von Bieritz, anderthalb Meilen vor Rathenow. Ein anhaltender strömender Regen erschwerte die Märsche dieser Tage, namentlich das Nachkommen der Geschütze und Wagen. Auf einer freien Ebene mitten im Bieritzer Walde wurde die Nachtrast gehalten. Die noch vor dem Einbruch der Dunkelheit aus der Gegend von Plaue und Rathenow zurückkehrenden Streifabteilungen brachten günstige Nachrichten und Gefangene mit. Der Kurfürst brachte die Nacht völlig angekleidet in seinem Wagen zu. Als er am folgenden Morgen unter seine Generale trat, äußerte er: „Ich habe zwar nicht schlafen können, bin aber durch Gott eines glücklichen Erfolges versichert.“

In den frühesten Morgenstunden des 15. Juni erfolgte der Aufbruch auf Rathenow.

Oberhalb dieses Ortes teilt sich die Havel in zwei Hauptarme, welche gegenüber der auf dem rechten Ufer des östlichen Armes gelegenen Stadt eine

grüne Insel umschließen. Unmittelbar vor der Stadt, bei den Mühlen, zweigt sich von dem östlichen Hauptarme noch ein dritter, schmalerer Arm östlich ab, welcher die Mauern der Stadt auf den drei übrigen Seiten gleichsam als Stadtgraben umzieht und sich unterhalb derselben mit dem vorigen wieder vereinigt. Um sich der Stadt von der Westseite zu nähern, mußte man zuerst die „hohe Brücke“ über den westlichen Hauptarm überschreiten, und gelangte dann auf einem quer über die Insel sich streckenden Dammwege zur „langen Brücke“ und zum Havelthor. Beide Brücken waren mit Aufzügen versehen. Von der Südspitze der erwähnten Havelinsel aus konnte man mittels einer Freiwehr auf den langen Mühlendamm hinübersteigen und zur Mühlenbrücke und dem Mühlenthor gelangen. Auf der Südseite der Stadt, dem „Weinberge“ gegenüber, führte eine dritte Brücke an dem Wege von Brandenburg über den Stadtgraben zum Steinthor; zwischen dem letzteren und dem Mühlenthor lag noch ein schmaler Zugang, die sogenannte Wasserpforte.

Während die Hauptmacht unter Derfflinger geradeswegs auf Rathenow vorging, um die Westseite der Stadt anzugreifen, fuhr ein Teil des Fußvolks (400 Mann) unter dem Generaladjutanten von Canowski und Oberstlieutenant von Kanne auf Kähnen die Havel hinab und landete teils an dem Weinberge vor der Südseite, teils bei den Mühlen. Durch List und Überredung gelang es Derfflinger, der mit einem Trupp Dragoner vorausſprengte, die Wache an der „hohen Brücke“ zum Niederlassen des Aufzugs zu bestimmen; er überrannte darauf die Wache, jagte über den Dammweg und erreichte die zweite, das ist die „lange Brücke,“ welche zum Havelthor führte, aber aufgezogen war. Die Besatzung der Stadt wurde aufmerksam und besetzte die Thore und Mauern. Der Hauptteil, bei dem sich der Kurfürst befand, folgte unterdessen nach. Die Dragoner gelangten bis auf den Dammweg und auf die Insel, konnten aber den zweiten Havelarm nicht überschreiten. Sie stiegen von den Pferden und eröffneten das Feuer gegen die Wache am Havelthor. Das später eintreffende Fußvolk wandte sich nach dem Überschreiten der hohen Brücke rechts über die Wiese nach der Freiwehr, die aber erst nach längerem Irren gefunden wurde, da der führende Bote beim Pfeifen der Kugeln das Weite gesucht hatte. Die Mannschaften kletterten über dieselbe hinweg und gelangten über den Mühlendamm bis zur Mühlenbrücke. Um diese Zeit kam auch der andere Teil des Fußvolks unter Canowski und Kanne vor der Südseite der Stadt an und eröffnete den Angriff gegen das Steinthor und Mühlenthor. Die Brücken wurden unter dem feindlichen Feuer, so gut es ging, hergestellt und die Thore bestürmt. Die Dragoner hatten unterdessen größtenteils ihre Pferde wieder

bestiegen und sprengten, vom alten Derfflinger selbst geführt, durch das Havelthor in die Stadt. In den Straßen kam es zu einem blutigen „Massacre." Die schwedischen Dragoner vermochten indessen nicht einmal, sich zu Rosse den einstürmenden Brandenburgern entgegenzuwerfen, da ihre Pferde auf der Haveliusel weideten und dort eingefangen wurden. Oberst Wangelin wehrte sich persönlich mit größter Tapferkeit, mußte aber das Schicksal seines ganzen Regiments teilen, das in brandenburgische Kriegsgefangenschaft fiel. Die Fahnen und Pauken des Regiments waren die Trophäen dieses Tages. Unter dem unbeschreiblichen Jubel der Bevölkerung hielt der Kurfürst, von Derfflinger und dem Prinzen von Homburg begleitet, seinen Einzug in die aus den schwedischen Händen befreite märkische Stadt. Das Thor des Havellandes war erbrochen.

Die schwedischen Heeresabteilungen in Brandenburg und Havelberg erfuhren erst durch den Überfall von Rathenow die Ankunft des Kurfürsten und beeilten sich, auf Umwegen ihre Vereinigung zu bewerkstelligen. Alle Meldungen stimmten überein in der Schilderung der Bestürzung, die im schwedischen Lager herrsche. Der General Waldemar von Wrangel, welcher auf Befehl des Feldmarschalls bereits am 15. Juni mit den schwedischen Truppen aus Brandenburg und Pritzerbe im Aufbruch auf Rathenow war, hier die Havel überschreiten und bei Sandau zum Feldmarschall stoßen sollte, erhielt unterwegs die Nachricht von der Einnahme Rathenows durch die Brandenburger. Am folgenden Tage (16. Juni) befand er sich im vollen Rückzuge auf Nauen, um die Dämme des Luchs zu gewinnen. Auch der Feldmarschall von Wrangel trat von Havelberg den Rückzug nach der Priegnitz an. An demselben Tage entsandte der Kurfürst Streifparteien unter Henniges, Canowski und Zabeltitz, um — von Jägern und Förstern geführt — auf schwer zugänglichen, aber kürzeren Wegen durch das Havelländische Luch zu gehen und noch vor den Schweden die nördlichen Ausgänge der Pässe von Fehrbellin, Kremmen und Oranienburg zu erreichen und die dortigen Dämme und Brücken zu zerstören. Der Fürst von Anhalt erhielt Befehl, von Berlin aus ähnliche Maßregeln zu ergreifen und dem Kurfürsten Verstärkungen zu schicken. Es war darauf abgesehen, das schwedische Heer in dem sumpfigen Havellande völlig zu vernichten.

Ohne sein Fußvolk abzuwarten, brach der Kurfürst am 16. Juni von Rathenow zur Verfolgung der Heeresabteilung des Generals Waldemar von Wrangel in der Richtung auf Nauen auf und erreichte am Abend das Dorf Barnewitz, wo noch die Spuren des am Morgen von den Schweden verlassenen Lagers zu finden waren. Der Kurfürst brachte die Nacht wieder im Wagen inmitten der Seinigen zu. Wegen der Nähe des Feindes behielt alles gesattelt. Der noch immer herabströmende Regen hatte alle Wege durchweicht.

Derfflinger vor Rathenow.

Am 17. Juni mit Tagesanbruch wurde die Verfolgung fortgesetzt. Zerbrochene Wagen und gefallene Pferde, weggeworfene Rüstungsstücke und Feldgeräte bezeichneten den Weg, den die Schweden genommen und zugleich die Eile ihres Rückzuges. Die Stadt Nauen wurde bei der Annäherung der Brandenburger von den Schweden geräumt. Ein schnelleres Vordringen verhinderte der lange und schmale Nauener Damm, hinter dessen nördlichem Ausgange die Schweden Stellung genommen hatten. General Lüdicke ward mit einer Abteilung von 1500 Dragonern noch am Abend nach einer Furt östlich Nauen entsandt, um unter Benutzung derselben den Feind in der linken Flanke zu umgehen. Das Fließ, welches sich bei Nauen mitten durch das Luch hindurchzieht, war durch die Regengüsse so angeschwollen, daß Lüdickes Dragoner eine Strecke von dreißig Schritten mit schwimmenden Rossen durchsetzen mußten, wobei sie die Karabiner und Pulvertaschen über den Köpfen hielten. Als sie auf dem anderen Rande des Luches ankamen, hatte der Feind bereits seine Stellung verlassen. Der Kurfürst nahm für die Nacht sein Hauptquartier in Nauen. Die zurückkehrende Streifpartei des Oberstlieutenants Henniges meldete, daß die Brücke über den Rhin bei Fehrbellin zerstört sei. Der wackere Henniges hatte auf dieser Streife einen neuen Fang gemacht, eine Abteilung schwedischer Dragoner gesprengt und viele Gefangene mitgebracht.

Ein grauer Nebel lag am folgenden Morgen, dem 18. Juni, wie unheilbrütend über Luch und Land und ließ die Schatten der dichten Tannenwälder noch dunkler hervortreten. Der Prinz mit dem silbernen Bein und dem jugendlich frischen Reiterherzen, der tapfere Homburg, hatte die Ehre, an diesem Ruhmestage der brandenburgischen Waffen mit 1500 Reitern die Vorhut zu führen. Ein guter Trab brachte ihn bald auf die Spur des Feindes. Jenseits der Flatower Heide, da wo die Wege nach Fehrbellin und Kremmen sich scheiden, sah er um sechs Uhr morgens die ganze Heeresabteilung des Generals Waldemar von Wrangel vor sich, — nach den allgemeinen Angaben 4000 Reuter, 7000 Mann Fußvolk und 38 Geschütze stark. Er ließ den Kurfürsten bitten, die Hauptmacht schnell nachrücken zu lassen und ihm zu gestatten, daß er unterdessen den Angriff eröffnen dürfe.

Der Kurfürst, welcher um diese Zeit etwa in der Gegend von Tietzow angekommen war, war nicht ganz der Ansicht des Prinzen; denn er konnte dem feindlichen Heere nur eine Heerschar von 6000 Reutern und Dragonern mit 13 Geschützen entgegenwerfen und hätte gewünscht, wenigstens einen Teil

seines Fußvolks oder die aus Berlin herbeigerufenen Verstärkungen abwarten zu können. „Er beriet sich mit Herrn Derfflinger, was unter diesen Umständen zu thun sei," — so nach dem Bericht des Kammerherrn von Buch, der Augen- und Ohrenzeuge war. Auch Derfflinger trug Bedenken gegen einen sofortigen Angriff; er schlug vor, mit der Hauptmacht den Kremmer Damm zu passieren, das Rhinluch im Nordosten zu umgehen und den Schweden von Norden her an der Ausmündung des Passes von Fehrbellin den Rückweg zu verlegen; alle anderen Pässe und Dämme sollten nach Derfflingers Rat durch das bewaffnete Landesaufgebot besetzt und der Feind so gezwungen werden, sich in zwei Tagen auf Gnade und Ungnade zu ergeben.

Aber der Wunsch, den einmal erreichten Feind sich nicht wieder entgehen zu lassen, das durch den glücklichen Beginn des Feldzuges gehobene Gefühl der brandenburgischen Krieger, endlich auch die Bitte des kampfesfreudigen Prinzen von Homburg gaben den Ausschlag im entgegengesetzten Sinne. Der Kurfürst selbst entschied mit den Worten: „Da wir nun einmal dem Feinde so nahe sind, so soll er auch Fell und Federn lassen!" — Und sein tapferer Reiterdegen, der alte Derfflinger, antwortete: „Wohlan, Monseigneur! Ich glaubte als General verbunden zu sein, meine Meinung zu sagen, wie ich es am vorteilhaftesten und sichersten hielte; aber wenn es Eurer Hoheit gefällt, die andere Meinung zu wählen, so hält mich dies nicht ab, dem Feinde allen Schaden zu thun, wenn dies auch mit mehr Gefahr und größerem Wagnis verbunden ist."

Da, wo der Prinz von Homburg auf den Feind stieß, am Eingange des Landes Bellin, trat das Luch von beiden Seiten nahe an den Weg heran und ließ bei dem Dorfe Linum nur eine Landenge von wenig über 1000 Schritt Breite, welche durch eine „Landwehr" — Wall mit Graben — gesperrt war. Jenseits der Landwehr erweitert sich das trockene Gelände nordwestlich nach Fehrbellin hin. Zur Linken beginnt bei Linum ein Zug sandiger, zum Teil mit dichtem Holz, den Dechtower Eichen und Tarmower Fichten bestandenen Höhen, der sich beim Dorfe Hackenberg vorüber bis **Fehrbellin** fortsetzt.

Hinter jener Landwehr bei Linum hatte der schwedische General seine erste Stellung genommen. Er vermutete nach dem kühnen Angriff der brandenburgischen Reuter, deren Stärke zu erkennen der Nebel ihn hinderte, daß er das ganze Heer des Kurfürsten gegenüber habe, und ging in eine zweite Stellung hinter Linum zurück, die ihm mehr Raum zur Entwickelung seiner Truppen ließ. Der Prinz, durch einige Schwadronen Dragoner aus der Hauptmacht verstärkt, ließ den Feind durch das Feuer der letzteren in der Front beschäftigen und führte seine Reuter, durch den Nebel begünstigt, durch das Gehölz

in die rechte Flanke der schwedischen Stellung. General von Wrangel ging in eine dritte Stellung zurück. Den linken Flügel an das Dorf Hackenberg gelehnt, den rechten bis nahe an die Tarmower Fichten ausgedehnt, schien er entschlossen, in dieser Stellung den Hauptkampf anzunehmen.

Unterdessen war der Kurfürst mit dem Reste der Reiterei und mit der Artillerie bei Linum eingetroffen und suchte in den kurzen Pausen, die zwischen den strömenden Regenschauern eine Übersicht gestatteten, eine Anschauung von der Gestaltung des Geländes zu gewinnen. An dem nördlichen Rande der Tarmower Fichten, noch halb im Walde verborgen, lagen einige mit dichtem Buschwerk bewachsene sandige Hügel dem rechten Flügel der feindlichen Stellung gegenüber. Dort ließ er seine Geschütze aufpflanzen, deren Feuer die beiden Treffen des Feindes beherrschte. Gleichzeitig ließ er die dem Feinde in der Front gegenüberstehende Vorhut durch das erste Treffen seiner Reuter verstärken und führte das zweite Treffen sowie die Reserve durch die Dechtower Eichen und Tarmower Fichten den Geschützen nach gegen den rechten Flügel und die rechte Flanke des Feindes. Das Dragonerregiment von Derfflinger ging zur Deckung der Geschütze vor, saß ab und nistete sich in kleinen Trupps in dem Buschwerke bei den Geschützen ein. Weiter rückwärts hielt das Regiment Anhalt zu Pferde und die Schwadron Leibtrabanten.

Als der schwedische General die Gefahr erkannte, die seinem rechten Flügel drohte, beschloß er, demselben durch einen Vorstoß gegen die Geschützaufstellung auf dem Sandhügel Luft zu schaffen. Das Regiment Dalwig zu Fuß und die Reitergeschwader seines rechten Flügels gingen gegen die brandenburgische Stellung vor, die Pikeniere mit gefällten Piken, die Musketiere im Vorgehen feuernd, die Reuter immer weiter links überflügelnd. Die Schwadronen Anhalt und Leibtrabanten, die ihnen entgegengingen, wurden geworfen. Die abgesessenen Dragoner Derfflinger waren nicht in der Lage, ihnen zu Hilfe eilen zu können; sie riefen ihnen jedoch zu, daß sie sich lieber bei den Geschützen niederhauen lassen, als dieselben verlassen würden. Zum rechten Augenblick trafen der Prinz von Homburg mit einigen Schwadronen und das Regiment von Görtzke auf dem bedrohten Fleck ein und stellten für einige Zeit das Gleichgewicht her. Aber auch Wrangel zog neue Verstärkungen nach seinem rechten Flügel. Der Kampf ging in ein unruhiges Hin- und Herwogen über.

Mitten über dem wilden Gewoge hielt der Kurfürst auf der gefährdeten Höhe bei den Geschützen, mit festen, klaren Blicken das Schlachtfeld überschauend und jeden Augenblick bereit, sein eigenes Leben in diesem Entscheidungskampfe einzusetzen. Seine breite, gewölbte Brust war mit einem leichten Panzer

bekleidet; über demselben trug er einen blauen, vorn offenen Tuchrock, auf dem Haupt eine schwere, eiserne Sturmhaube, welche mit Sammet gefüttert und mit einem kleinen, einfachen Filzhute mit Federn überdeckt war; die spanische Klinge seines Schwertes maß drei Fuß. Ihm zur Seite hielt sein erprobter Feldmarschall, der „Versorger des Schlachtfeldes," kaltblütig den Augenblick erspähend, wann er in diesem wechselvollen Reiterkampfe das Glück an der Stirnlocke ergreifen könne.

Das Regiment von Mörner zu Pferde kam heran. Dem Obersten befahl der Kurfürst, die Deckung der wichtigen Geschützposition gegen den soeben wieder heranbrausenden Reiterangriff zu übernehmen. „Eher will ich sterben, als den Feind an die Geschütze heranlassen," antwortete der Oberst und ritt mit seinen Schwadronen dem ostgotischen Regiment unter Baron Wachtmeister entgegen. Im ritterlichen Zweikampfe maßen sich die Klingen der beiden Führer; noch ehe die Schwadronen aufeinander stießen, deckten ihre Leichen das Feld. Oberstlieutenant Henniges, bekannt durch seine kühnen Streifzüge im Havellande, übernahm die Führung an Mörners Stelle; auch er sank schwer verwundet aus dem Sattel. Führerlos flatterten die brandenburgischen Geschwader zurück.

Da sprengte der Kurfürst von dem Hügel an die Spitze der nächsten Kompanieen, zog seinen langen Degen aus der Scheide und rief ihnen zu: „Getrost, tapfere Brandenburger! Ich, euer Fürst und nunmehriger Kapitän will mit euch siegen oder ritterlich mit euch sterben!" — Mit diesen Worten jagte er voraus, in das Getümmel hinein. Eine schwedische Stückkugel flog zwischen der Brust des Fürsten und dem Nacken seines Pferdes hindurch und tötete den Kammerherrn von Froben, seinen Stallmeister, an seiner Seite. Feindliche Reuter umringten ihn, für einige Augenblicke war der Kurfürst den Blicken der Seinigen entzogen; aber die Brandenburger kämpften sich zu ihm hindurch und befreiten ihn.

Der Kampf hatte seinen Höhepunkt erreicht. Der schwedische rechte Flügel war gebrochen, die Reiterei in die Flucht gejagt. Der ganze Schwall der brandenburgischen Reuter warf sich auf das brave Regiment von Dalwig, das in diesem Kampfe völlig vernichtet ward. Von 1200 Mann, die das Regiment zählte, entkamen nur 20, etwa 70 wurden gefangen, der Führer, sämtliche Offiziere und die übrige Mannschaft waren gefallen.

Um diese Zeit — es war 10 Uhr vormittags — brach die Sonne durch die Wolken und beleuchtete das Schlachtfeld. Der feindliche rechte Flügel war in voller Flucht auf Fehrbellin, der linke Flügel zog sich in zwei Kolonnen

Schlacht bei Fehrbellin.

längs des Rhinluches zurück. Der Versuch, die letzte Widerstandskraft des Feindes, bevor er Fehrbellin erreicht, durch einen Angriff auf diese Truppen zu brechen, mißlang. Die Regimenter, welche der Kurfürst dazu bestimmte — es waren diejenigen, die während der Schlacht am wenigsten zur Verwendung gekommen —, versagten ihre Schuldigkeit. Die Schweden erreichten Fehrbellin und begannen sogleich, sich zu verschanzen und an der Herstellung der Übergänge zu arbeiten. Es war unmöglich, ohne Fußvolk mit den bis zur äußersten Erschöpfung angestrengten Mannschaften und Rossen einen Angriff auf die Stadt zu unternehmen. Der Kurfürst befahl, die Verfolgung einzustellen, und ließ die Hauptmacht ein Lager bei den Tarmower Fichten beziehen. Er selbst nahm sein Hauptquartier in Linum.

Nach der Schlacht trafen der Oberstlieutenant von Kanne mit 500 Musketieren von Rathenow sowie das Reiterregiment von Frankenberg aus Berlin ein. Weitere 1800 Mann Fußvolk, die der Fürst von Anhalt aus Berlin gesandt, standen am Nachmittag noch eine Meile vom Schlachtfeld. Ein Teil dieser neu angekommenen Truppen bezog sogleich die Vorposten.

Über 2000 Tote von schwedischer Seite deckten das Wahlfeld. Viele Trophäen wurden unmittelbar in der Schlacht erbeutet, ihre Zahl wuchs während der Verfolgung in den nächsten Tagen. Der Gesamtverlust der Brandenburger betrug 500 Mann, darunter 218 tot. Aber auch viele teuere Opfer hatte dieser Tag den Brandenburgern gekostet. Die Mörner, Marwitz, Froben, Burgsdorf, Asseburg, Beyer hatten mit ihrem Leben für die Ehre des Tages gezollt.

Der Kurfürst ritt durch die Lager seiner Reuter und Dragoner, besuchte jedes einzelne Regiment und teilte Lob und Tadel nach Verdienst aus. Dem Oberstlieutenant Henniges erteilte er auf demselben Felde, wo er so tapfer auf den Feind zu treffen verstanden, den ersten brandenburgischen Adelsbrief und den Zunamen von Treffenfeld. Die Verdienste des Prinzen von Homburg behielt er in gutem Andenken und belohnte sie in folgendem Jahre mit der Schenkung erledigter Lehnsgüter in Pommern.

Nichts spiegelt klarer die gehobene Stimmung im brandenburgischen Heere nach der Schlacht, als der Brief, welchen dieser Prinz unter dem unmittelbaren Eindruck des errungenen Erfolges an seine Gemahlin, eine geborene Prinzessin von Kurland,* richtete. In lebhaften Farben schildert er seiner „Engelsdicken"

* Die erste Gemahlin des Prinzen, der zur Zeit der Schlacht bei Fehrbellin in seinem 42. Lebensjahre stand, war eine geborene Gräfin Brahe, nach deren im Jahre 1669 erfolgtem Tode er sich 1672 zum zweitenmal vermählte.

den Verlauf des harten Treffens und „wie wir denn entlichen so vigoureuxement drauff gingen, des uns der Feindt le champ de battaglie malgré hat lassen, und sich in den passe Fer-Berlin retiriren mußte mit Verlust mehr als 2000 Todten ohne die plessirten .... Zuweilen mußt ich lauffen, zuweilen machte ich lauffen, bin aber diesesmahl Gottlob ohn plessirt davon kommen .... Hetten wir unsere infanterie bei uns gehabt, sollte kein Mann von der gantzen armée davon kommen sein, es ist jetzo eine solche schreckliche terreur panique unter der schwedischen armée, das sie auch nur braff lauffen können." — —

In der Nacht zum 19. ließ Wrangel mittels der schleunigst hergestellten Dammbrücke bei Fehrbellin den Abmarsch antreten. Der frühe Angriff der Brandenburger, ihr Eindringen in die Stadt, das Zusammenbrechen der Brücke verwandelten den Abzug in wilde Flucht. Wie zerrissenes Gewölk, wenn der Sturm dazwischen gefahren, flohen die schwedischen Heertrümmer vor der Rache der Brandenburger, bis sie „ihre Schlupfwinkel an der Seekante" erreicht hatten.

Der Feldmarschall Karl Gustav von Wrangel war von Havelberg aus, verfolgt von bewaffneten Bauern der Altmark, die über seine Nachhut herfielen, am Tage von Fehrbellin bei Kyritz eingetroffen. Am 20. vereinigte er sich bei Wittstock mit dem geschlagenen Heerteil seines Stiefbruders und setzte von hier in fluchtartiger Eile den Rückzug auf Wismar fort. Der Kurfürst schrieb an diesem Tage aus Rägelin an seinen Statthalter in Berlin: „Der Feldtherr Wrangel ist schon nach Stettin undt auch in Bucksspringen" (Bocksprüngen). Die brandenburgischen Lande, die sie mit frechem Übermute überzogen und verheert hatten, waren der Landplage ledig.

Der Kurfürst gab seinen ermüdeten Truppen an der mecklenburgischen Grenze einige Tage Rast in bequemen Quartieren bei Wittstock und Perleberg und wartete dort das Eintreffen der Hauptmacht ab, welche der Herzog August von Holstein von Magdeburg auf dem rechten Elbufer heranführte.

Noch weit wichtiger als die militärischen waren die politischen Folgen dieses kühnen Feldzuges und der Waffenthat von Fehrbellin. Die stolze Macht Schwedens, welche sich angemaßt, die Schicksale Deutschlands bestimmen und dem Kurfürsten seine Politik vorschreiben zu wollen, hatte durch den mannhaften Entschluß eines deutschen Reichsfürsten und durch die kraftvolle Ausführung dieses Entschlusses eine Niederlage erlitten, durch welche ihre seit dem Dreißigjährigen Kriege im Reiche und in Europa eingenommene Stellung tief erschüttert ward. Das vielbewunderte, für unüberwindlich gehaltene Heer, welches noch immer von dem Glorienschein Gustav Adolfs und seiner Feldherren um-

geben war, hatte in voller Auflösung die Flucht ergriffen vor jener kleinen Heerschar Brandenburger, die der Kurfürst „in einem raschen Reiten vom Rhein bis an den Rhin“ geführt. Und mit Schweden war zugleich Frankreich geschlagen, mit den Marken zugleich der Rhein gerettet; denn im Interesse und im Solde Frankreichs war ja der Einbruch der Schweden in die Marken erfolgt. „Ganz Deutschland wird seine Gedanken ändern,“ schrieb Turenne nach der Kunde von Fehrbellin, und in der That mußte jetzt wohl jeder Deutsche erkennen, wo der thatkräftigste Vorkämpfer deutscher Unabhängigkeit und Freiheit, des Reiches treuester Hort zu suchen sei. Auch die fremden Mächte lernten den Kurfürsten und die brandenburgische Macht mit einem anderen Maßstabe messen als bisher. Seine Bundesgenossen wurden zu größerer Thatkraft angespornt, seine Gegner begannen die brandenburgische Kriegsmacht zu fürchten. Schon in den nächsten Tagen zeigten sich die Eindrücke dieses Ereignisses in dem veränderten Verhalten der fremden Staaten.

Nicht weniger bedeutungsvoll war der Tag von Fehrbellin für die innere Entwickelung des brandenburgischen Staates. Es war ein frischer, lebenskräftiger Trieb in die Herzen der Brandenburger gepflanzt worden. Der altgermanische Zug der Wehrhaftigkeit erwachte von neuem in der märkischen Bevölkerung und mit ihm wuchs die Treue zu dem Fürsten, der die Ehre des Landes so kraftvoll zu schützen verstand. Sage und Dichtung haben sich mit den ruhmvollen Erinnerungen dieses Tages verwoben. Der tapfere Homburg, der auf Befehl des Kurfürsten vor ein Kriegsgericht gestellt worden sein soll, weil er sich in seinem verwegenen Reitermute über die Schranken des militärischen Gehorsams hinweggesetzt und durch seinen übereilten Angriff einen noch größeren Sieg vereitelt hätte; der edle Froben, der des Kurfürsten Schimmel bestiegen haben soll, um die Geschosse, welche diesem galten, auf seine Brust abzulenken; der Kurfürst selber, der in dem verwüsteten und ausgebrannten Dorfe am Morgen der Schlacht das verlassene Bauernkind vor sich in den Sattel genommen, welches sich nachher als der Schutzgeist Hohenzollerns und Brandenburgs erwies, — sie alle sind in die brandenburgische Volkssage übergegangen. Und ist es denn wirklich nur Sage, was im Volke von ihnen erzählt und überliefert wird? Bleibt es nicht eine Wahrheit, die der Kurfürst zur Geltung erhob, wenn sie auch nicht durch den Spruch eines Kriegsgerichts über den Prinzen von Homburg bekräftigt zu werden brauchte, daß die Befolgung des Kriegsgesetzes höher zu achten ist als der einzelne militärische Erfolg, weil der Geist der Zucht und des Gehorsams allein auf die Dauer den Sieg an die Fahnen zu fesseln vermag? War es nicht die wiedererwachte

altbrandenburgische Treue, die dem Kurfürsten in das Gewoge des Kampfes folgte und nicht von seiner Seite wich? Wenn auch der Kammerherr von Froben nicht mit dem Kurfürsten das Pferd gewechselt hatte, bevor er an seiner Seite von der tödlichen Kugel dahingerafft ward, so gab es doch viele Froben im brandenburgischen Heere, die freudig das gethan hätten, was die Sage jenem andichtet, und Gott sei Dank! die Froben sind noch lange nicht ausgestorben. Und war es nicht der Schutz des Höchsten, der über dem Kurfürsten und seinem Brandenburg an jenem Entscheidungstage waltete, wenn Gott auch keinen sichtbaren Engel herniedersandte? Ist es doch ein alter Grundsatz der Hohenzollern, daß sie bei allen erreichten Erfolgen einem Höheren die Ehre geben, derselbe Grundsatz, den der Kurfürst in edles Erz prägen ließ als Inschrift einer Denkmünze: «Pro deo et populo!»

Auch die Dichtung feiert den Tag von Fehrbellin. Schon bald nach der Schlacht erklangen im Munde des Volkes die Lieder vom „Großen Kurfürsten" und von der „Fehrbelliner Schlacht," wie jenes im Ton: „Gustav Adolf hochgeboren:"

„Der Große Kurfürst zog mit Macht,
Um Frieden zu erlangen;
Er suchet der Franzosen Pracht
Und ihres Trotzes Prangen
Zu brechen durch die Kriegeskunst ꝛc."

Ja, der Große Kurfürst! — Das fühlte man wohl allgemein, daß dieser Fürst weit emporragte über alle, die da im Reiche den Kurhut trugen oder jemals getragen hatten. Unter dem Namen „der Große Kurfürst" lebte Friedrich Wilhelm fortan in Sage und Dichtung, im Munde des Volkes und in der Geschichte. Das Feld von Fehrbellin aber ist dem Brandenburger, dem Preußen eine geweihte Stätte, weil hier der Große Kurfürst mit seinen Getreuen den Grund legte zur Größe des Brandenburgisch-Preußischen Staates.

BRANDENBURG
unter
d. gr. Kf. Friedrich Wilhelm, 1640-1688.
Verhältnis - 1:8000000.
Die Erblande Friedrich Wilhelms sind hellblau, die Erwerbungen dunkelblau angelegt. Die Gebiete der brandenburgischen Nebenlinien sind grün, diejenigen Länder, auf welche Anwartschaften bestanden, gelb umzogen und schraffiert.
✡ Festungen.
BRANDENBURG. KOLONIEEN.
1684. Niederlassung auf der westindischen Insel St. Thomas.
1687. Der feste Ort Arguin an der afrik. Westküste zwischen dem grünen u. weissen Vorgebirge erworben.
KOLONIEEN AN DER GOLDKÜSTE.
OBERGUINEA
Ld. Adom
Ld. Anta
Goldküste
KGR. DÄNEMARK
SCHWEDEN
OST-SEE
NORD-SEE
HINTERPOMMERN
Neumark
Mittelmark
Altmark
Uckermark
Vorpommern
Mecklenburg
Preussen
Samogitien
Litauen
Podlachien
Masovien
Kujavien
KGR. POLEN
Gross Polen
DEUTSCHES REICH
Kur-Sachsen
Schlesien
Kgr. Böhmen
Mgr. Mähren
Erzhz. Oesterreich
KGR. UNGARN
Kurf. Bayern
MARKGR. ANSBACH
BAYREUTH
Württemberg
Baden
Kurpfalz
Hessen
Fst. Lüneburg
Holstein
Jütland
Spanische Niederlande
REP. D. NIEDERLANDE
KGR. FRANKREICH
Hz. Lothringen
Grafschaft Mark
Druck und Verlag von Carl Flemming in Glogau.
Kilometer, 111,3 - 1° d. Aequators.
Geograph. Meilen, 15 - 1° d. Aequ.

Der Ausgang des Schwedenkrieges

1675–1679.

Sechs Wochen lang hatten Kaiser und Reich zugesehen, wie die brandenburgischen Marken von schwedischen Kriegsvölkern verheert und verwüstet wurden. Erst der Tag von Fehrbellin gab ihnen den Mut, den Arm wider den Reichsfeind zu erheben. Auf dem Tage zu Regensburg wurde der Reichskrieg gegen Schweden erklärt (8. Juli). Ein österreichisches Corps von 6000 Mann unter General Cop ward aus Schlesien in Bewegung gesetzt, um sich mit den Brandenburgern in Mecklenburg zu verbinden, und kam mit langsamen Märschen im August vor Schwerin an. Gegen die schwedischen Besitzungen an der unteren Weser und Elbe — im Herzogtum Bremen und Fürstentum Verden — brach ein brandenburgisches Corps unter General Eller von Minden auf, zu dem auch Münstersche und Braunschweigische Truppen stießen. Der Kurfürst selbst ging Ende Juni aus den Quartieren bei Perleberg über die mecklenburgische Grenze in der Richtung auf Wismar vor und nahm sein Hauptquartier in Schwan bei Güstrow. Er ließ auch Warnemünde, den Hafen von Rostock, besetzen und trennte dadurch die schwedischen Truppen in Pommern von denjenigen in den linkselbischen Besitzungen.

Um den Schweden in Pommern beikommen zu können, bedurfte der Kurfürst vor allem der Unterstützung durch eine Flotte. Er betrieb deshalb mit Eifer das Bündnis mit Dänemark und hatte im September eine Zusammenkunft mit König Christian V. in Gadebusch, bei welcher der gemeinsame Kriegsplan verabredet wurde. Dennoch war auf eine Mitwirkung der dänischen Flotte für dieses Jahr nur wenig zu rechnen.

In den ersten Tagen des Oktober überschritten die Verbündeten die Grenze von Schwedisch-Pommern. Von Westen her gingen die Dänen gegen den Paß von Dammgarten an der Recknitz, die Österreicher gegen den Paß von Tribsees

an der Trebel vor. Von Süden her vorrückend, erzwang der Kurfürst den Übergang über die Peene an der Gutzkower Fähre und nötigte dadurch den Feind, auch die Stellungen bei Dammgarten und Tribsees zu räumen und sich nach Stralsund und Rügen zurückzuziehen. Fast um dieselbe Zeit griff General von Schwerin von Brandenburgisch-Pommern aus die Oderinseln Wollin und Usedom an und eroberte sie bis auf die Schanze von Peenemünde an der Nordspitze von Usedom. Am letzten Oktobertage fiel auch die Feste Wolgast am linken Ufer der Peene nach kurzer Belagerung.

In Mecklenburg ergab sich Wismar den Dänen (13. Dezember). In Bremen und Verden wurden die schwedischen Truppen von den Verbündeten in einer Art Kesseltreiben bis in ihre Festen Karlsburg, welche Karl IV. an der Wesermündung an der Stelle des heutigen Bremerhaven erbaut hatte, und Stade zurückgedrängt. Die brandenburgische Flottille, die Anfang September von der Maasmündung ausgelaufen war, ging in die Wesermündung und legte sich vor Karlsburg. Nachdem ein Versuch, sich des Platzes durch ausgeschiffte Mariniers zu bemächtigen, mißglückt war, ging das Geschwader nach Kopenhagen, um sich mit der dänischen Flotte zu vereinigen. Andere brandenburgische Schiffe unter Raule legten sich anfangs vor die Elbmündung, um Stade von der See abzusperren, gingen aber dann ebenfalls nach Kopenhagen. Karlsburg kapitulierte, als es von der Landseite angegriffen wurde, im Januar 1677; Stade hielt sich noch bis in den nächsten Sommer.

Auch der Fürst von Anhalt war mit seinen brandenburgischen Regimentern, zu denen einige kaiserliche und kursächsische stießen, am rechten Oderufer herabgegangen, hatte Greifenhagen genommen und Stettin von seinen Verbindungen mit Damm und dem schwedischen Gebiete rechts der Oder abgeschnitten. Da von den drei Mündungsarmen der Oder die Divenow und Swine bereits ganz von den Brandenburgern beherrscht wurden, so war die Verbindung Stettins mit der See nur noch durch die Peene möglich. Um wenigstens die Feste Wolgast am linken Ufer der Peene wieder in schwedische Gewalt zu bringen, brach der Graf Königsmark mit der schwedischen Hauptmacht im Winter auf 1676 von Stralsund und Greifswald zur Belagerung der Festung auf, während Oberst von Wangelin* sich bei Peenemünde verstärkte, auf Usedom ausbreitete und die Festung von der Inselseite angriff. Als jedoch Schwerin über das Eis des Haffs nach Usedom ging und Wangelin nach Peenemünde

* Er war auf Ehrenwort aus der Gefangenschaft entlassen worden, hatte trotzdem wieder schwedische Dienste genommen und fiel bald darauf zum zweitenmal in brandenburgische Gefangenschaft.

zurückwarf, als auch der alte Derfflinger in seinen mecklenburgischen Winterquartieren sich regte, wurde die Belagerung aufgehoben. Von Pasewalk ging Oberst von Schöning die Ucker hinab und nahm Uckermünde mit Sturm.

Wären dem Tage von Fehrbellin und dem Feldzuge in Schwedisch-Pommern ähnliche Thaten am Rhein zur Seite gegangen, dann wäre mit dem schwedischen zugleich das französische Übergewicht gebrochen, mit dem Reichsfeind im Norden zugleich der Reichsfeind im Westen besiegt worden, und die Schmach des Westfälischen Friedens, welcher die Schicksale Deutschlands der Leitung der fremden Mächte preisgab, ausgelöscht gewesen. Anfangs schien das Glück auch am Rhein die Waffen der Verbündeten begünstigen zu wollen. In dem Treffen bei Saßbach (17./27. Juli) hatte Frankreich in Turenne seinen geschicktesten General verloren. An der Conzer Brücke war der Marschall Crequi von dem alten Lothringer geschlagen, er selbst gefangen (1./11. August), darauf Trier den Verbündeten übergeben worden. Aber unbegreiflicherweise ging Montecuculi bald nachher auf das rechte Rheinufer zurück und bezog Winterquartiere in Schwaben.

Neid und Mißgunst trübten alle Erfolge der Verbündeten. Der flüchtige nationale Rausch, der die Bevölkerung in Deutschland ergriffen hatte, verging, die dynastischen und partikularistischen Interessen der Staaten drängten sich in den Vordergrund. Den großen Gedanken, das Reich vor der Übermacht Frankreichs zu retten und zugleich den Rücken gegen Schweden zu decken, hielt nur noch Friedrich Wilhelm fest. Damit hing sein Wunsch, ganz Pommern für immer den Schweden zu entreißen und mit seinem Staatsgebiete zu vereinigen, auf das engste zusammen. Wenn Schweden sein Recht auf Pommern auf die Gewalt der Waffen begründet hatte, so war dieses Recht jetzt durch die Siege des Kurfürsten verwirkt. Friedrich Wilhelm sah einen Schimpf darin, daß dieses deutsche Küstenland mit den Mündungen eines deutschen Stromes von einer fremden Macht beherrscht wurde. Aber nicht überall in Deutschland dachte man ebenso. Die glänzenden Erfolge des Kurfürsten hatten ihm gerade unter seinen Bundesgenossen die größten Neider erweckt; man gönnte ihm nicht, daß er festen Fuß an der baltischen Küste behalte, und schon ging am Wiener Hofe das giftige Wort, „der Kaiser habe kein Wohlgefallen daran, daß an der Ostsee ein neuer König der Vandalen sich erhebe."

In der That war die Lage des Kurfürsten keine beneidenswerte. Mit den geringen Mitteln seines Staates vermochte er nicht, in dem Kampfe mit den beiden Großmächten längere Zeit die Führung zu behalten; aber die vertragsmäßigen Hilfsgelder von Holland und Spanien blieben aus. Ohne eine Flotte konnte er seinen Siegen über die Schweden keine größeren Folgen geben, ja

nicht einmal die Belagerung von Stettin mit Nachdruck betreiben; aber die dänische Flotte wartete auf das Eintreffen der holländischen in der Ostsee, und die holländische zögerte — vielleicht wegen der „Kommerzien“ —, die ersehnte Hilfe zu bringen. Von der gedrückten Stimmung des Kurfürsten um diese Zeit zeugen die Briefe an Schwerin, in denen der durch Gicht und andere Leiden heimgesuchte Fürst Erleichterung für sein bekümmertes Herz suchte. „Ich bin in höchster Bekümmernis“ — schrieb er — „und weiß keinen Rat; ich werde alles thun, was ich kann, um die Schweden aus Deutschland zu bringen; wo man mich aber verlassen und zu Grunde gehen lassen will, wie soll ich bestehen und was soll ich zu meiner Rettung thun? . . . Meine Länder sind so erschöpft, daß sie zu Grunde gehen; ich, mein ganzer Staat, meine Festungen mit einbegriffen, werden in Hazard und in völligen Untergang gesetzt sein . . .“ Seine Mittel reichten nicht einmal aus, um dem Kurprinzen zu erlauben, daß er seiner Verlobten, der Prinzessin Elisabeth Henriette von Hessen, Geschenke nach Kassel mitbrächte; denn: „was ich zusammenbringen kann, muß ich für die Armee haben, damit mein großes Dessein nicht rückgängig gemacht werden möge.“ An diesem „großen Dessein,“ Pommern für Brandenburg zu erwerben, hielt der Kurfürst auch in seinen trübsten Stunden fest, und sein schöpferischer Geist fand immer wieder Rat und Mittel, um das Schwierigste möglich zu machen. Im Frühjahr 1676 schrieb er bereits wieder mit fester Zuversicht: „Ich hoffe zu Gott, daß er meine Waffen im nächsten Sommer segnen wird, daß ich ganz Pommern occupieren werde.“

Die ersten Entscheidungen im Jahre 1676 fielen zur See. Dänemark begann endlich mit der Kriegführung Ernst zu machen; dänische Schiffe nahmen Wisby und die ganze Insel Gotland. Auch die ersten holländischen Schiffe trafen im Sund ein, und die alliierte Flotte unter dem dänischen Admiral Nils Juel schlug die schwedische trotz ihrer Überlegenheit in einer zweitägigen Seeschlacht zwischen Bornholm und Moen (25. und 26. Mai). Die brandenburgischen Fregatten nahmen teil an dem Gefecht und brachten eine eroberte schwedische Fregatte („Leopard“) nebst einem Brander in den Hafen von Kolberg. Sechs Tage später erreichte die vereinigte dänisch-holländische Flotte unter Nils Juel und de Tromp die schwedische südlich von Öland und brachte derselben abermals eine schwere Niederlage bei. Eins von den flüchtigen Schiffen, die „Maria“ mit 18 Kanonen, wurde bei Jasmund von dem brandenburgischen Geschwader genommen. Raule überbrachte die Flaggen der eroberten Schiffe dem Kurfürsten, welcher an diesen ersten Erfolgen seiner Flotte eine besondere Freude hatte. Ein dänisches Corps ging jetzt von Kopenhagen nach

Schonen über, um den Krieg in die alten skandinavischen Lande zu übertragen.

Durch die Seesiege hatte zugleich die Feste Wolgast, deren Belagerung Graf Königsmark seit Mai von neuem begonnen hatte, wieder Luft bekommen. Vergebens hatte Schwerin der Festung über die Inseln Entsatz zu bringen versucht; erst die Gefahr, welche nach dem Seesiege der verbündeten Flotten den Schweden bei Rügen und Stralsund in ihrem Rücken drohte, sowie der Aufbruch des Kurfürsten aus den Winterquartieren und sein Vordringen über Tribsees in den letzten Winkel von Schwedisch-Pommern nötigten Königsmark, die Belagerung aufzuheben. Die Schanze von Peenemünde auf Usedom fiel in die Hände der Brandenburger, welche nun die drei Odermündungen vollständig beherrschten. Die brandenburgischen Fregatten liefen in das Haff ein und schnitten Stettin die Zufuhren zur See ab. Nun kam die Reihe an die beiden Festungen der Peenelinie, Anklam und Demmin. Nach fünfwöchiger Belagerung und nach einem blutigen Sturme, den der Oberst von Schöning mit den Brandenburgern unternommen, kapitulierte Anklam (16. August). Vier Tage darauf hielt der Kurfürst seinen Einzug und nahm die Huldigung des Rats und der Bürgerschaft entgegen. Demmin ergab sich nach hartnäckiger Verteidigung (10. Oktober) dem General von Ende, welcher mit seinen braunschweigischen Truppen nach der (bereits am 2. August erfolgten) Kapitulation von Stade vom Kurfürsten hierher berufen war. Der Kurfürst selbst brach nach Stettin auf, zwang auf dem Wege dahin das feste Schloß Löckenitz zur Übergabe (13. September) und legte sich vor die Nordseite der Festung, während Schwerin auf dem rechten Oderufer Damm besetzte und die brandenburgischen Fregatten auf dem Dammschen See lagen. Zu einer förmlichen Belagerung der Festung sollte es jedoch in diesem Feldzuge bei der vorgerückten Jahreszeit nicht mehr kommen.

Mit den Erfolgen gegen Schweden hielt die Kriegführung der Verbündeten gegen Frankreich auch dieses Jahr nicht gleichen Schritt. Die Krone Spanien, für welche das meiste auf dem Spiele stand, zeigte sich mit jedem Feldzuge unzuverlässiger und schwächer; ihre Hilfsleistung in den Niederlanden war für nichts zu achten. Holland hatte im Frühjahr (1676) in einer Seeschlacht unweit Messina seinen berühmtesten Seehelden, de Ruyter, verloren; zu Lande hatte der Prinz von Oranien ohne Glück gekämpft. Mit seinen Mißerfolgen im Felde stieg der Einfluß der Friedenspartei in Amsterdam und im Haag. Die Österreicher hatten einige Vorteile am Rhein errungen, Philippsburg erobert und das untere Elsaß von den Franzosen gesäubert. Der Kur-

fürst mußte sich jedoch vor ihnen ebenso hüten wie vor seinen Gegnern. Er wußte, daß der Kaiser geneigt war, die brandenburgischen Eroberungen in Norddeutschland preiszugeben, wenn Frankreich dafür auf einen Teil der seinigen, insbesondere auf die Freigrafschaft verzichtete.

Im Frühjahr 1677 errangen die französischen Waffen neue Vorteile im spanischen Flandern. Die Festungen Valenciennes, Sambray, St. Omer wurden von ihnen erobert; Charleroi, Lüttich, Mastricht waren bereits in ihren Händen. Zugleich traf die französische Diplomatie alle Vorbereitungen zu dem „Stoß in den Rücken." Französisches Geld und jesuitische Intriguen wirkten für sie am Hofe zu Warschau, um den König Sobieski gegen Brandenburg aufzureizen, und das Wort Sobieskis, „Verträge seien Spinnweben, die das Schwert leicht zerreiße," konnte den Kurfürsten darüber aufklären, was er von der Vertragstreue Polens zu erwarten habe. Für französisches Geld fanden in Polen bedeutende Werbungen statt. Noch war es zweifelhaft, ob die hier gesammelte Armee sich nach Ungarn oder nach Preußen wenden werde. Aus aufgefangenen Briefen ging hervor, daß Schweden und Frankreich eine Landung bei Danzig beabsichtigten; es hieß, König Karl XI. selbst werde mit 6000 Schweden über das Meer kommen.

Um so eifriger betrieb der Kurfürst seine Rüstungen für den nächsten Feldzug. Schon im Dezember (1676) hatte er ein engeres Bündnis mit Dänemark geschlossen, in welchem letzteres sich zu jedem Beistande für ihn verpflichtete, falls die Republik Polen zu Gunsten Schwedens einschreiten sollte. Der Hauptschlag sollte in diesem Jahre gegen Stettin geführt werden; hierher richteten sich mit Spannung und Besorgnis die Blicke von ganz Europa. Der Kurfürst hatte gewaltige Vorbereitungen zur Belagerung getroffen und ein Material zusammengebracht, das die militärische Welt in Staunen setzte. 140 Geschütze, zum Teil neuer Erfindung, wurden herangefahren; 11 Fregatten und 2 Galeeren lagen im Dammschen See und im Papenwasser. Die vorgeschobenen Positionen im Osten und Süden der Stadt wurden mit Gewalt genommen. Anfang Juli stand man nahe genug, um die förmliche Belagerung eröffnen zu können. Der Kurfürst mit dem Kurprinzen Friedrich, dem Feldmarschall Derfflinger und dem gesamten Hofstaat begab sich zum Belagerungsheer. Noch ehe man zur Belagerung schritt, erhielt das österreichische Hilfscorps Befehl zum Aufbruch nach Oberungarn, wohin sich das französische Heer aus Polen zur Unterstützung des ungarischen Aufstandes gewandt hatte.

Die Festung Stettin war wohl versehen und gerüstet; sie hatte eine Besatzung von etwa 5000 Mann und einen energischen Kommandanten in dem

General von Wulffen. Die Bürgerschaft hielt es mit den Schweden und war zum äußersten Widerstand entschlossen; sie fürchtete wohl nicht mit Unrecht, daß sie unter brandenburgischem Regiment eine Schmälerung ihrer Vorrechte erleiden würde. Ihr Übermut soll so weit gegangen sein, daß sie, um den alten Derfflinger zu verhöhnen, am Marienturme das Bild eines Schneiders oder eine riesige Schneiderschere heraushängten, weshalb die brandenburgischen Kugeln auch diesen Turm besonders zum Ziele genommen hätten. Eine Hellseherin, die Jungfrau Maria Lange, nährte durch ihre schwärmerischen Anreden und Prophezeiungen die Aufregung des Volkes. „Mir deuchte," so predigte sie auf offenem Markte, „wie ich auf dem Walle ging, da sah ich unzählig viele Gänse mit feurigen Schnäbeln ganz zornig haufenweise auf mich zusteigen. Ich aber winkte ihnen mit der Hand, worauf sie mit Macht und sehr geschwind, auch mit blutigen Köpfen wieder zurückeilten. Dieses bedeutet, daß der Feind hart ansetzen möchte; er wird aber, wenn wir uns zu Gott bekehren und ihn herzlich darum anrufen, auch mit Fleiß auf dem Walle dabei her sein, mit großem Verlust zurückgeschlagen werden. Denn mir deuchte, wie die Gänse mit Menschenstimmen redeten und sich höchlich verwunderten, daß sie mit ihrer großen Macht nichts gewinnen konnten" u. s. w.

In der Nacht vom 3. zum 4. August begann die Beschießung der Festung aus dem schweren Geschütz; in den folgenden Tagen und Nächten wurde sie fortgesetzt. Die furchtbaren Verwüstungen der brandenburgischen Geschosse vermochten nicht den Mut der Besatzung und der Bürgerschaft zu beugen. Auch das Geschütz auf den Wällen antwortete kräftig. Der Kurfürst besichtigte selber die vorschreitenden Belagerungsarbeiten und setzte sich dabei nicht selten dem Feuer des Festungsgeschützes aus. Der alte Derfflinger ward vor Stettin leicht verwundet. Ende August war man so weit vorgerückt, daß auch die unterirdische Arbeit beginnen konnte. Mitte September war Stettin eng eingeschlossen, ein Teil der Außenwerke genommen; die Belagerer setzten sich hart an den Gräben fest; aber die Besatzung zeigte durch kräftige Ausfälle, daß die Widerstandskraft der Festung noch nicht gebrochen war. Oktober, November vergingen, ohne daß die Belagerer erhebliche Fortschritte machten. Das scharfe Frostwetter, Krankheiten und die Anstrengungen des rastlosen Dienstes nahmen sowohl das Belagerungsheer als die Besatzung mit. In des Kurfürsten Umgebung begann man zu erwägen, ob es nicht besser sei, Stettin aufzugeben und die Armee zu erhalten. Der Kurfürst antwortete: „Ich will mich eher vor Stettin begraben lassen, als unverrichteter Sache abziehen." Die Besatzung und Bürgerschaft dagegen erklärten, sie wollten „ihrem Könige, wenn nicht die

Stadt, so doch ihre Mauern und Trümmer erhalten.“ Schon war von der Stadt nicht viel mehr übrig als Trümmer. Es gab kaum noch ein unbeschädigtes Haus, kaum noch zwanzig bewohnbare Zimmer. Die Besatzung war bis auf 300 Mann zusammengeschmolzen, und von den Einwohnern waren über 2000 umgekommen.

Am 12. Dezember war durch Minen eine Bresche in den Hauptwall gesprengt; alles war zum Sturme vorbereitet. Jetzt erst sandte der tapfere Kommandant einen Parlamentär in das brandenburgische Lager mit der Erklärung, daß er „bei so bewandten Umständen nach gelegter Bresche sich leider gezwungen sehe, diese Jungfrau, die sich so lange bewährt, in die Arme des Durchlauchtigsten Anwerbers zu offerieren.“ Alsbald befahl der Kurfürst, das Feuer einzustellen. Er gewährte der kleinen schwedischen Schar Abzug mit militärischen Ehren, der Stadt Sicherung ihrer Rechte und Freiheiten, die sie unter den alten Pommernherzögen gehabt.

Nachdem die Straßen notdürftig von Schutt und Trümmern gereinigt waren, hielt Friedrich Wilhelm zu Pferde, umgeben von seinen Generalen, seinen Einzug in die alte Hauptstadt des Pommerlandes. Der Magistrat zog ihm entgegen und übergab die Schlüssel der Stadt mit einer feierlichen Anrede, in welcher er dem „nunmehrigen allergnädigsten Landesvater“ die Stadt mit der festen Zuversicht empfahl, daß sie „bei Ihm alles dasjenige finden werde, was ein todkrankes Kind bei seiner liebreichen Mutter, eine vom Habicht verfolgte Taube in ihren Felslöchern, ein Küchlein unter den Flügeln einer sorgfältigen Gluckhenne zu suchen pflegt.“ Zwei Knaben in Trauerkleidern erwarteten ihn vor dem Thore; der eine überreichte einen Schlüssel in einer silbernen Schale, auf deren Rande die Worte standen: „Accipe, serva, conserva!“ (Empfange, erhalte, bewahre!), der andere einen Fürstenhut mit den Worten: „Quem Deus dat!“ (Diesen verleiht Gott!). Innerhalb der Thore standen Jungfrauen in Trauerkleidern; sie boten einen Cypressenkranz auf einem Kissen, auf welchem die Worte zu lesen waren: „Victori cruentatam virginitatem!“ (Dem Sieger die blutende Jungfrau!).

Der Kurfürst erwies sich der Stadt überaus gnädig. Er versprach, daß alles Vergangene vergeben und vergessen sein, daß die niedergebrannten Kirchen auf seine Kosten wiederhergestellt, auch zum Wiederaufbau der Stadt Mittel gewährt werden sollten. Eine Anzahl neuer Anordnungen ließ die väterliche Fürsorge des Kurfürsten erkennen. Schon im Januar ward eine Denkmünze verbreitet, welche die Stadt Stettin im Lichte der aufgehenden Sonne zeigte mit der Umschrift: „Luce resurge nova!“ (Steh auf im neuen Lichte!).

Der Winter von 1677 auf 1678 brachte den Verbündeten auf dem westlichen Kriegstheater neue Verluste. In den spanischen Niederlanden eroberten die Franzosen die Festungen St. Ghislain, Ypern, Gent, am Oberrhein Freiburg als Ersatz für Philippsburg. Dort wurde die Schutzmauer der Niederlande gegen Frankreich niedergerissen, hier ein neues Ausfallsthor für Frankreich nach dem Reiche erbrochen.

Auf dem östlichen Kriegstheater war während der Belagerung von Stettin von den Verbündeten mit Hilfe der holländischen Flotte unter de Tromp auch eine Landung auf Rügen unternommen und glücklich ausgeführt worden (6. September). Nur die Schanze an der Neuen Fähre, Stralsund gegenüber, hatte Graf Königsmark behauptet. Dieser brannte vor Begierde, die Scharte auszuwetzen, ehe der Kurfürst von Stettin dem Corps auf Rügen, bei dem sich auch drei brandenburgische Regimenter befanden, Hilfe senden konnte. Die Eifersucht der Flottenkommandanten Nils Juel und de Tromp kam ihm bei seinem Vorhaben gegen Rügen zu statten. Es gelang ihm, den dänischen Befehlshaber auf der Insel, General Rumohr, durch Scheinlandungen an verschiedenen Punkten der Küste vollständig zu täuschen und ein Corps von etwa 6000 Mann aus Stralsund nach Neue Fähre überzusetzen, mit welchem er das stärkere Corps der Verbündeten vollständig schlug, den größten Teil desselben gefangennahm, viele Geschütze und Kriegsvorräte erbeutete (6. Januar 1678).

Wenn der Kurfürst beabsichtigt hatte, nach dem Falle Stettins sich mit seiner Hauptmacht an den Rhein zu wenden, so sah er sich jetzt durch den Verlust von Rügen genötigt, in Pommern zu bleiben. Hierzu bestimmte ihn auch eine andere Rücksicht. In Riga war ein schwedisches Heer von 16000 Mann aufgestellt worden. Der Kurfürst wußte, daß König Sobieski sich Frankreich gegenüber in einem geheimen Vertrage (15. August 1677) verpflichtet hatte, sobald dieses Heer sich in Marsch setze, ein Hilfscorps zu demselben stoßen zu lassen, um mit den Schweden gemeinsam das Herzogtum Preußen für Polen zu erobern. Angesichts dieser drohenden Gefahr durfte Friedrich Wilhelm Pommern nicht verlassen. Er hatte hier die doppelte Aufgabe, einerseits die Republik Polen von der Teilnahme am Kriege fernzuhalten, andererseits die Macht Schweden dahin zu bringen, daß sie bald den Frieden mit ihm suchen müsse. Schon aber drohten ihm aus den Friedensverhandlungen der Verbündeten mit Frankreich neue und größere Gefahren als aus der Fortsetzung des Krieges.

Seit dem Frühjahr 1676 tagte zu Nymwegen ein Kongreß, um über die Wiederherstellung des allgemeinen Friedens zu beraten. Weniger bei diesem

lag die Entscheidung, als bei den Verhandlungen, durch welche Ludwig XIV. die einzelnen Staaten voneinander zu trennen und für sich zu gewinnen suchte. Die meiste Friedensneigung fand er in Holland selbst, um dessentwillen der Krieg eigentlich entbrannt war. Im November 1677 hatte der Prinz von Oranien, jetzt Statthalter der Niederlande, in London seine Vermählung mit der Tochter des Herzogs von York, der Nichte König Karls II., gefeiert und zugleich mit diesem Könige die Grundlage beraten, auf welcher derselbe seine Vermittelung bei Ludwig XIV. eintreten lassen wollte. So wenig günstig die von ihm befürworteten Friedensbedingungen für die Verbündeten waren, so ging doch Ludwig XIV. in den Forderungen, die er zu Nymwegen aufstellte, noch weit darüber hinaus. Er verlangte die vollständige Herstellung der schwedischen Besitzungen in Pommern und links der Elbe, sowie die Abtretung der Freigrafschaft und des flandrischen Festungsgürtels mit Ausnahme einiger Plätze, die herauszugeben er sich erbot. Das Herzogtum Lothringen sollte in französischer Abhängigkeit wiederhergestellt werden. Es war ein Frieden, bei welchem Brandenburg, obgleich es das meiste geleistet, die Hauptkosten zu tragen hatte. Aber die holländischen Generalstaaten fragten nicht mehr, was für ein Friede, wenn nur Friede würde. Sie ordneten eine Gesandtschaft in das Hauptquartier Ludwigs XIV. ab, um sich noch weitere Frist zur Verhandlung über diese Bedingungen zu erbitten und zugleich die Verbündeten dafür zu gewinnen.

Der Kurfürst beschloß, noch einen Hauptschlag gegen Schweden zu führen, bevor der drohende Friede dieser Macht Rettung brachte. Er wollte mit Unterstützung der dänischen Flotte sowie der brandenburgischen Schiffe die Insel Rügen wiedererobern, dann Stralsund und Greifswald zu Falle bringen und damit die letzten Reste der schwedischen Herrschaft in Pommern vernichten.

Beinahe hätte der Kurfürst für dieses wichtige Unternehmen den Beistand eines seiner treuesten und erfahrensten Heerführer entbehren müssen. Der alte Derfflinger, von welchem der Kurfürst noch vor kurzem geäußert, er würde unglücklich sein, wenn er ihn verlieren müsse, hatte seinen Abschied eingereicht. „Nochmalen wiederhole ich“ — schrieb der alte Degen — „mit Euer Kurfürstlichen Durchlaucht gnädigsten Erlaubnis meine unterthänigste und demütigste Bitte, mich der schweren Kriegeslast zu entbinden und meinen alten, abgematteten Leib zu seiner höchst verlangenden Ruhe kommen zu lassen.“ Der Kurfürst erwiderte ihm: „Daß Ihr bei Eurem zuwachsenden Alter nach der Ruhe verlanget, ist zwar nicht zu tadeln, wenn es nach geendigtem Kriege und wiedergebrachtem Frieden geschähe. Wir geben Euch aber selber vernünftig zu er-

messen, wann Ihr jetzo, da noch alles in crisi stehet und der Krieg eifriger als vormalen zur Erlangung eines heilsamen Friedens fortgesetzt werden muß, quittieren solltet, ob Ihr nicht Eure so wohl erworbene Ehre beflecken und Euch bei aller Welt eine Blame zuziehen würdet. Gott hat Euch ein hohes Alter verliehen, es ist wahr; aber er hat Euch dabei eine gesunde Leibeskonstitution gegeben, kraft welcher Ihr besser als mancher junge Mann denen Krieges-Fatiguen gewachsen seid. Wir hergegen seind, nebst einem auch ziemlich hohen Alter, vielen beschwerlichen Krankheiten unterworfen und hätten tausendmal mehr Ursache, Uns nach der Ruhe zu sehnen, jedennoch weilen Unser Vorhaben zu einer beständigen Beruhigung so vieler tausend Seelen angesehen ist, seind Wir entschlossen, auch den Rest Unserer Kräfte daranzusetzen und Unsere eigene Person nicht eher der schweren Kriegeslast zu entziehen, bis solcher vorgesetzter Zweck erlanget sein wird. Bei solcher Bewandtnuß nun, und da Wir Euch kennen, Ihr auch bei Uns viel Sauer und Süßes gekostet habt, so ist es ja besser, daß Ihr auch bei Uns bis ans Ende ausharret, und nachdem Ihr den Samen werfen helfen, auch der Früchte genießet, welches mit göttlicher Hilfe nach geendigter bevorstehender Campagne geschehen kann." Derfflinger fand diese Beweisführung nicht ganz einleuchtend. Er meinte, Seine Kurfürstliche Durchlaucht seien einer, und Gott wolle verhüten, daß Dieselbe abdanke; er aber sei nicht der einzige und wohl noch zu ersetzen. Und was das „Sauer und Süße" betrifft, schrieb er an den Geheimen Staatssekretär Fuchs, „Solches muß man im Kriege vorlieb nehmen; das Saure aber stehet voran und wird, wenn es zur Bilanz kommen sollte, das Süße weit überwiegen. Ich habe des Süßen wenig genossen, und mag mir vielleicht zu meiner Gesundheit nicht gedienet haben. Die Stettinische Belagerung kann dessen ein Exempel sein, weil es mir noch itzo davon bitter schmecket." Aber ob er auch knurrte, der Alte blieb.

Die Armee des Kurfürsten brach Anfang Juli (1678) nach Norden auf. Was an Schiffen, Jachten, Booten an den pommerschen Küsten aufzutreiben, wurde nach der Peenemündung geschafft. In kurzem lagen hier 210 Schiffe, 140 Schaluppen und eine große Anzahl kleinerer Fahrzeuge bereit. Am 9. September begann die Einschiffung, von jedem Regiment Fußvolk ein Bataillon, von jedem Regiment Reuter und Dragoner 300 Pferde. Am dritten Tage war alles eingeschifft. Es waren im ganzen etwa 6000 Mann Fußvolk, darunter zwei Lüneburgische Bataillone, und 3000 Reuter und Dragoner.

Am 11. September früh bei hellem Wetter und frischem Winde erfolgte die Abfahrt. Um Mittag wurde zwischen dem Stubber Sand und Greifswald Anker geworfen, um erst alle Fahrzeuge herankommen zu lassen. Am folgenden

Morgen früh wurde weiter gesegelt auf Palmer Ort zu; der rechte Flügel mit der roten Flagge unter General von Schöning, das Haupttreffen mit der weißen Flagge unter General von Goltz, endlich der linke Flügel mit der blauen Flagge unter General Hallard. Das ganze Geschwader befehligte unter dem Kurfürsten Admiral de Tromp auf der Fregatte Kurprinz, das Landungsheer der Feldmarschall von Derfflinger. Gegen Mittag war man vor Palmer Ort.

Am 13. September in aller Frühe ging die brandenburgische Flottille von neuem unter Segel. Auf die Meldung, daß die Dänen am Nordstrande der Insel bei Wittow bereits Fuß gefaßt, befahl der Kurfürst sogleich zu landen, wo man zuerst ankomme. Um Mittag lag das Geschwader Putbus gegenüber. Die Kriegsschiffe sollten mit ihrem Feuer die Ausschiffung der Truppen decken. Die Mannschaften sprangen von den Fahrzeugen bis unter die Arme ins Wasser und erreichten teils watend, teils schwimmend, die Pikeniere ihre Piken, andere Schaufeln und Spaten als Ruder gebrauchend, unter unaufhörlichem Hurraruf das Land. Auch die Stücke wurden durch das Wasser an den Strand gezogen und gehoben. Hier stellten sich die Truppen unter dem feindlichen Feuer in Schlachtordnung auf mit so sicherer Haltung, als wären sie auf dem Exerzierplatz. Die Schweden, welche mit einigen Geschützen eine Position nahe der Landungsstelle besetzt hatten, vermochten sich gegen die mit großer „Ardeur" anstürmenden Brandenburger nicht zu halten und zogen sich nach der Alten Fähre zurück. Auch Reuter und Dragoner waren unterdessen ausgeschifft worden. Der alte Derfflinger spürte nichts mehr von „dem abgematteten Leibe"; mit 200 Dragonern jagte er acht schwedische Schwadronen in die Flucht.

In der Frühe des folgenden Morgens (14. September) griff Derfflinger den Feind bei der Alten Fähre an. Während 500 Mann Fußvolk, er selbst mit dem Degen in der Faust an ihrer Spitze, von der Uferseite stürmten, drangen die abgesessenen Dragoner von der Nordseite über Graben und Wall in das Innere der Schanze. Ein Teil der schwedischen Besatzung wurde von den Stürmenden in der ersten Wut niedergemacht; der Rest streckte die Waffen. Viele Fahnen und Standarten, fast sämtliche Geschütze und Pferde wurden erbeutet. Mehrere Fahrzeuge der Schweden versanken im Sunde; etwa 4000 Mann entkamen nach Stralsund. Auch die Schanze an der Neuen Fähre ward zur Übergabe gezwungen (16. September).

Die Insel der Rugier war erobert. Jetzt galt es auch die Feste zu nehmen, an welcher seit den Tagen Wallensteins der Zauber der Unüberwindlichkeit haftete. Vergebens ließ der Kurfürst Stralsund zur Übergabe auffordern; dann begann das Bombardement aus 85 Geschützen (10. Oktober). Der

stolze Königsmark versuchte auch jetzt noch gegen die Meinung der Bürgerschaft den Platz zu halten. Bald mußte er sich von der Unmöglichkeit eines längeren Widerstandes überzeugen. Am 15. Oktober wurde die Kapitulation geschlossen. Am 19. hielt der Kurfürst seinen Einzug und empfing die Huldigung der Stadt.

Am 6. November kapitulierte nach kurzer Beschießung auch Greifswald, der letzte Platz der Schweden in Deutschland. Ganz Pommern und Rügen waren in den Händen des Kurfürsten. Niemand hätte wagen dürfen, ihm das Errungene mit den Waffen streitig zu machen.

Noch ehe Rügen erobert war, hatten die holländischen Gesandten den Frieden zu Nymwegen unterzeichnet. Holland verlor nichts als sein moralisches Ansehen. Die Freigrafschaft, der flandrische Festungsgürtel wurden preisgegeben; den Verbündeten Hollands ward eine Frist gestellt, innerhalb welcher sie unter den Bedingungen von Nymwegen dem Frieden beitreten durften. Schon begnügte sich Ludwig XIV. nicht mehr damit, die Herausgabe aller den Schweden abgenommenen Lande zu fordern, sondern er verlangte auch einen Paß durch das Reich für die französischen Truppen, um nötigenfalls Brandenburg und seine Verbündeten mit Waffengewalt zur Annahme seiner Friedensbedingungen zu zwingen, und der Wiener Hof schwankte, ob er den Bundesgenossen im Stiche lassen oder den Krieg fortsetzen solle. Durch den „Stoß in den Rücken" hoffte Ludwig XIV. den norddeutschen Alliierten die Notwendigkeit des Friedensschlusses noch einleuchtender zu machen.

Seit dem Frühjahr (1678) war die schwedische Armee in Riga — etwa 16000 Mann unter dem Feldmarschall Heinrich Horn — in Marsch nach Preußen gesetzt worden. Sie rückte langsam vor, da Polen zögerte, die versprochene Hilfe zu leisten, und da die Verpflegung stockte. Mitte November erreichte sie die preußische Grenze, überschritt die Memel bei Kukernese und wandte sich auf Tilsit. Das vom Statthalter, Herzog von Croy, in der Eile berufene Landesaufgebot lief bei dem ersten Zusammentreffen mit dem Feinde auseinander und trug den Schrecken ins Land. Tilsit und Ragnit, bald darauf Insterburg wurden von den Schweden besetzt. In Königsberg herrschte die größte Aufregung; die einen wünschten die Schweden herbei, die anderen sprachen davon, sich unter polnischen Schutz zu begeben. Allen sehr unerwartet traf bereits Ende November der brandenburgische General von Görtzke, der vor sechs Wochen vom Kurfürsten mit 5000 Mann aus Pommern abgesandt worden, in Königsberg ein. Um den Feind von der Hauptstadt fern zu halten, nahm er Stellung bei Wehlau. Die Schweden gingen, nachdem sie die Gegend von Insterburg ausgesogen hatten, nach Friedland und Bartenstein.

Die Brandenburger hatten nach den Anstrengungen des letzten Feldzuges kaum ihre Winterquartiere in Pommern bezogen, als auf die Nachricht von dem Einfall der Schweden in Preußen die Rüstungen zum neuen Feldzuge begannen. Von jedem Regimente wurde dazu die Hälfte der Mannschaften und Pferde ausgewählt. Ein Corps von 4000 Reutern, 1500 Dragonern und 3500 Mann Fußvolk mit 34 Geschützen unter Derfflinger brach in Eilmärschen nach Preußen auf (7. Dezember). Der Kurfürst selbst, obgleich von der Gicht geplagt, folgte der Armee und hielt am 10. Januar 1679 in Marienwerder Heerschau. Auf die Nachricht, daß der Feind in weitläufigen Quartieren an der Alle liege, beschloß er, auf dem nächsten Wege über das gefrorene Haff die Vereinigung mit Görtzke zu suchen und den Schweden eine Schlacht zu liefern. Da ließ Görtzke melden, daß die Schweden bereits den Rückzug anträten und daß er selbst mit dem größten Teile seines Corps zu ihrer Verfolgung aufbräche. Der Kurfürst ließ noch 3000 Reuter zu ihm stoßen und betrieb mit Eifer die Verfolgung, um das schwedische Heer womöglich zu vernichten, bevor es noch die Grenze erreichte. Er ließ so viel Schlitten zusammenbringen, als irgend aufzutreiben, um sein gesamtes Fußvolk auf Schlitten zu setzen, und gab dem Statthalter und den Oberräten auf, die achttägigen Vorräte für die Armee an Brot, Branntwein, Bier, Salz u. s. w. schleunigst zu beschaffen und auf Schlitten nachführen zu lassen. Der Kurfürst duldete keine Einsprache, keinen Aufschub. „Sollte hierin einiger Verzug erscheinen," so schloß sein Schreiben an den Statthalter und die Oberräte, „so werden Wir wegen des daraus Uns zuwachsenden Schadens Uns bloß an Ew. Liebden und Euch halten."

Am 14. Januar traf der Kurfürst mit seiner Armee in Heiligenbeil ein, am 15. und 16. ging es über die Eisdecke des Frischen Haffs den Pregel hinauf nach Königsberg. Hier erfuhr er, daß der Feind, von Görtzke rastlos verfolgt, schon über Insterburg zurück und im eiligen Rückzuge auf Tilsit begriffen sei; er hatte also einen Vorsprung von drei Tagemärschen. Görtzke mit 4300, Henniges mit 1000 Reutern erhielten den Befehl, sich unmittelbar an den Feind zu hängen und ihn festzuhalten. Der Kurfürst wollte mit der Hauptmacht über das gefrorene Kurische Haff die Memel hinauf gehen und ihm bei Kukernese zuvorkommen. Am 18. Januar kam das kurfürstliche Hauptquartier nach Labiau.

Am Morgen des 19. Januar stand die Armee, in drei Treffen nach den Waffen geordnet, — die Infanterie auf Schlitten, die Piken aufgerichtet, die Musketen zwischen die Kniee gestemmt, — auf der Eisfläche des Kurischen

Haffs. Sobald der Kurfürst erschien, wurden bei allen Regimentern die Trommeln gerührt, die Fahnen und Standarten gesenkt, Hurra gerufen. Dann ward die Heerfahrt angetreten. Bei grimmiger Kälte zog die brandenburgische Armada über die knirschende Eisdecke dahin. Die kleinen litauischen und samländischen Pferde wurden zur höchsten Eile getrieben, bei allen Regimentern während der Fahrt beständig der Dragonermarsch geschlagen. Der kahle Strand, die weißen Dünen, zwischen deren Kuppen hin und wieder eine Dorfkirche hervorschaute, glitten an den Blicken der Fahrenden vorüber. Wo die Bewohner vom Strande aus der seltsamen Heerfahrt nachblickten, da sprach staunend einer zum anderen: „Das ist der Große Kurfürst, der in das Land gekommen, um die Schweden daraus zu verjagen!“ Am Abend war das Dorf Gilge, an dem gleichbenannten Mündungsarme der Memel, erreicht. Schnee und Reif hatten alle Kleider weiß bestäubt, vom Eise starrten die Bärte, so mancher hatte sich die Gliedmaßen erfroren; aber alle Herzen schlugen warm und kampfesfroh.

Am 20. um 4 Uhr morgens ging die Fahrt weiter auf dem festgefrorenen Stromarme bis Kukernese. Hier meldete sich Oberst Henniges von Treffenfeld beim Kurfürsten; er hatte den Feind noch vor Tilsit bei dem Dorfe Splitter eingeholt, angegriffen, geschlagen, ihm viele Gefangene, Geschütze, Wagen und Schlitten abgejagt und war nun selbst gekommen, um dem Kurfürsten die eroberten acht Fahnen und zwei Standarten als Trophäen zu überbringen. Als General kehrte Henniges zu seiner tapferen Schar zurück; er hatte den Befehl, den Feind nicht loszulassen.

Bei den Schweden herrschte allgemeine Verwirrung. Offiziere und Soldaten waren betroffen von der „unglaublichen Schnelligkeit“ und „Alacrität“ der Brandenburger. Hätte die Memel nicht die Eisbrücke getragen, so wäre vielleicht nicht ein Mann in seine skandinavische Heimat zurückgekehrt. In der Nacht zum 21. ging die durch die Anstrengungen der Märsche, durch Krankheiten und Gefechte gelichtete Armee unter Zurücklassung sämtlicher Vorräte über den Fluß, um entlang der Küste den Rückweg zu nehmen. Am frühen Morgen nahmen Görtzke und Henniges die Verfolgung auf. Görtzke griff die Nachhut, die von Horn selbst geführt wurde, noch einmal an und schlug sie vollständig. Die Streifscharen von Henniges erbeuteten die Kanzlei des Feldherrn, mit ihr seinen Briefwechsel mit dem Könige von Polen. Feldmarschall Horn erfuhr, daß der Kurfürst ganz nahe von ihm in der Gegend von Heidekrug stand. Damit war dem schwedischen Heere der Weg zur Küste versperrt; es mußte ihn durch das unwirtliche Innere von Samogitien suchen, wo die Rabenschwärme über dem Heereszuge hinflogen und die Wölfe seinem Lager

nachschlichen. Der Kurfürst konnte den Feind nicht mehr erreichen; Gefangene sagten aus, daß die schwedische Armee kaum noch 3000 Waffenfähige zähle. Die weitere Verfolgung dieser Heeresträmmer überließ der Kurfürst dem General von Schöning mit 1500 Reutern, welcher ihnen bis zwei Tagemärsche vor Riga nachsetzte. Den Schrecken, welchen der Anmarsch der brandenburgischen Truppen hier verbreitete, schildert ein Bericht aus Riga vom 9. Februar: „Das Lamentieren und die Bestürzung sind unbeschreiblich; die Kinder weinen und schreien auf der Straße: «Der Kurfürst kommt!» Man begießt die Wälle mit Wasser, die Bürger jung und alt sind auf der Wache“ und so weiter. Schöning dachte nicht daran, mit seiner Reiterschar Riga stürmen zu wollen. Er begnügte sich damit, den Schrecken vierzig Meilen weit in Feindes Land getragen zu haben, und kehrte durch Kurland nach Preußen zurück. So endete der staunenswürdige Winterfeldzug des Kurfürsten, von dem sein großer Nachfolger sagt: „Diese Unternehmung war einzig in ihrer Art; in ihr kam der Genius des Kurfürsten zu seiner vollen Entfaltung.“

Eine Trauerpost, schlimmer als eine Niederlage, erwartete den Kurfürsten bei der Rückkehr aus dem ruhmvollen Feldzuge. Österreich war dem Frieden von Nymwegen beigetreten (26. Januar). Dort glänzende Siege, hier ein schimpflicher Friede! Er brachte die Befestigung der französischen Übermacht im Westen, die Wiederherstellung der schwedischen Herrschaft im Norden des Reichs. Auch der geforderte Paß durch das Deutsche Reich war Frankreich zugestanden worden, und in Regensburg sprachen die Stände ihr Ja und Amen zu diesem Frieden, den der Kaiser zugleich im Namen des Reichs abgeschlossen hatte.

Der Kurfürst, welcher als erster den Handschuh des Königs von Frankreich aufgenommen hatte, stand jetzt als letzter, allein mit Dänemark, auf dem Kampfplatze zwischen dem übermütigen Eroberer und dem besiegten Schweden, welcher die erlittenen Niederlagen an ihm zu rächen brannte. Schon sammelte Königsmark ein neues Heer in Livland; es schien gewiß, daß bei dem Vorrücken desselben auch Polen einzuholen suchen würde, was im Winter versäumt worden. Ins Klevesche Gebiet fielen die Franzosen ein; im Besitze dieses Faustpfandes bot Ludwig XIV. einen vierwöchigen Waffenstillstand (21. März). Dem Kurfürsten blieb nichts übrig als anzunehmen; er sandte Meinders nach Paris, um den Frieden zu unterhandeln. Bald überzeugte er sich, daß der König auf keine andere Bedingung eingehen wolle als auf die Herausgabe seiner Eroberungen in Pommern an Schweden. Es war nicht Treue für seinen Bundesgenossen, die ihn an dieser Forderung mit solcher Entschiedenheit festhalten ließ, sondern allein die Absicht, durch Schweden auch in Zukunft fort-

gesetzt einen Druck auf das Reich zu üben, wie er ihn im Westen unmittelbar übte. Der französische Kriegsminister Louvois bezeichnete bereits die Etappenstraße, welche die Truppen durch das Reich nehmen würden, wenn der Kurfürst sich nicht fügte: bald werde man Lippstadt, dann Minden nehmen, dann komme die Reihe an Halberstadt, an Magdeburg, endlich an Berlin.

Bitter empfand es der Kurfürst, daß er von allen Seiten verlassen war. „Es drücke sein Herz," sagte er in jenen Tagen, „daß er als Deutscher geboren sei; denn er sehe unter den Deutschen nichts als Ungerechtigkeit." Der Waffenstillstand ging zu Ende (21. April); um ihn noch vierzehn Tage verlängert zu sehen, mußte der Kurfürst Wesel und Lippstadt den Franzosen einräumen. Er hoffte, daß die Gefahr des wiederausbrechenden Krieges, des Krieges mitten im Reiche, daß die Friedensverletzungen und Gewaltschritte Ludwigs XIV. Kaiser und Reich, vielleicht auch Holland, aus der Erstarrung erwecken würden. Er schien die Entscheidung noch einmal auf die Spitze des Schwertes stellen zu wollen und traf Vorkehrungen, um sein Heer aus Preußen an die Weser rücken zu lassen; Hannover verweigerte den Durchzug. Marschall Crequi ging mit 30000 Mann die Lippe hinauf und verwüstete die Grafschaft Mark. Zwar erhoben sich die Markaner Bauern wider die Franzosen, wie ehedem die Altmärker wider die Schweden; — sie griffen die vereinzelten Abteilungen an, sie überfielen eine Gesellschaft von mehr als hundert Offizieren, die einen Vergnügungsritt in die Berge machten, und schlugen sie nieder; — auch das kleine brandenburgische Corps im Felde, etwa 5000 Mann unter General v. Spaen, bewährte in den Gefechten wider die Franzosen bei Brackwede und Hausberge die brandenburgische Tapferkeit; aber was vermochten diese gegen die immer weiter vordringende Übermacht. Die Franzosen gingen über die Weser, Marschall Crequi erschien vor Minden und forderte die Festung zur Übergabe auf (23. Juni). Kaiser und Reich rührten sich nicht für Brandenburg.

Friedrich Wilhelm erkannte die steigende Gefahr und beschleunigte die Friedensverhandlungen. Er ließ den Franzosen Kleve für Schwedisch-Pommern bieten; er wollte sich mit Pommern bis zur Peene, ja mit Pommern bis zur Ucker begnügen; — der König gestattete keinen weiteren Einspruch gegen seine Bedingungen. Noch einmal begab sich der kurfürstliche Bevollmächtigte Meinders in das königliche Hoflager zu St. Germain, zwei Meilen von Paris; er bot auch die Rückgabe von Stettin unter der Voraussetzung, gewisse Nebenpunkte zugestanden zu erhalten; — des Königs Antwort lautete: „Rückgabe von Schwedisch-Pommern oder Fortsetzung des Krieges!" Er gab dem Bevollmächtigten zu verstehen, daß er abreisen dürfe.

Die nächste Post brachte an Meinders den kurfürstlichen Befehl, auf die Bedingungen des Königs abzuschließen. Es geschah am 19./29. Juni 1679 zu St. Germain. Das einzige, was Brandenburg von seinen Eroberungen behielt, war der Strich Landes längs dem rechten Oderufer, den Schweden noch nach dem Westfälischen Frieden durch den Grenzrezeß von 1653 erlangt hatte, mit Ausnahme der Festung Damm und der Stadt Gollnow. Auch verpflichtete sich der König, als Ersatz für die Kriegsschäden an Brandenburg die Summe von 300000 Thalern zu zahlen.

Noch niemals mochte dem Kurfürsten das Schwert in der Hand so schwer geworden sein, wie jetzt die Feder, mit der er sein „Friedrich Wilhelm" unter das Friedensprotokoll von St. Germain setzen sollte. „Nicht der König von Frankreich ist es," sagte er, „der mich zum Frieden zwingt, sondern der Kaiser, das Reich, seine Verwandten und Bundesgenossen; sie werden dereinst bereuen, wozu sie mich gezwungen!" — Zum Text der Predigt beim Friedensfeste bestimmte er die Stelle aus Psalm 118, 8: „Es ist gut auf den Herrn vertrauen und sich nicht verlassen auf Menschen!"

Aus dieser Zeit stammt eine Denkmünze, auf welche der Kurfürst als Inschrift die Worte prägen ließ, welche der römische Dichter die verlassene Dido im Hinblick auf Hannibal ausrufen läßt: „Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor!" (Dereinst wird aus meinen Gebeinen der Rächer auferstehn!)

Die letzten Regierungsjahre des Großen Kurfürsten.

Die Idee, welche den Kurfürsten während seiner ganzen bisherigen Regierungszeit erfüllt und erwärmt, für deren Verwirklichung er während des letzten Krieges die Kräfte seines Landes bis aufs äußerste angestrengt hatte, war ein schöner Traum geblieben. Es war ihm nicht vergönnt, Pommern als reife Siegesfrucht heimzutragen. Was Wunder, wenn der schwer geprüfte Fürst sich Zweifeln hingab, ob die Wege, die er eingeschlagen, überhaupt die richtigen gewesen! Der kleine brandenburgische Staat war noch nicht in sich gefestigt und gekräftigt genug, um längere Zeit hindurch handelnd neben den ersten Mächten Europas auftreten zu können; er bedurfte der Anlehnung an eine der Hauptmächte. Vergebens hatte Friedrich Wilhelm dieselbe bei Kaiser und Reich gesucht; er hatte manche bittere Erfahrung überwunden, damit nur seine großen Pläne keinen Schaden litten. Durch das Ausbleiben der vertragsmäßigen spanischen und holländischen Hilfsgelder, die gleichgültige Behandlung seiner Ansprüche auf das Herzogtum Jägerndorf seitens des Kaisers, hatte er sich nicht abhalten lassen, die größten Opfer für das Reich und für seine Bundesgenossen zu bringen. Und was war damit erreicht worden? — Was er verhindern wollte, war eingetreten; Frankreich war mächtiger als zuvor aus dem Kriege hervorgegangen, weil dem Kurfürsten seine Bundesgenossen nicht gestattet hatten, die Folgen aus seinen Siegen zu ziehen. Ludwig XIV. war sein erklärter Feind; bei ihm hatte der Kurfürst keinen Dank verdient. Daß aber der Kaiser, daß der Reichstag zu Regensburg ihn so zu behandeln gewagt, daß die welfischen Fürsten ihm nicht einmal den Durchmarsch für seine Regimenter an den Rhein gestattet hatten, um seine gerechte Sache gegen Frankreich mit dem Schwerte zu vertreten, das kränkte ihn tief und machte sein Blut wallen; er überlegte, ob er nicht bei seinem bisherigen Gegner leichter

finden würde, was ihm die Bundesgenossen treulos versagt hatten. „Von keinem Potentaten" — so schrieb er in seiner peinlichen Lage — „haben wir Beistand oder Hilfe zu erwarten, wenn uns etwas zustoßen sollte, es sei denn, daß Frankreich durch eine Allianz dazu verbunden werde; ja die meisten, besonders unsere Nachbarn, haben sich wider uns erklärt, so daß wir unsere Sicherheit nächst der göttlichen Hilfe durch Frankreichs Macht herzustellen suchen müssen. Wie der Kaiser und das Reich an uns gehandelt haben, liegt am Tage; weil sie uns am ersten verlassen und der Willkür unserer Feinde preisgegeben, haben wir sie weiter nicht zu konsiderieren, als soviel unser eigenes Interesse mit sich bringt. Gegen Frankreich haben wir wohl nicht Ursache, einige Affektion zu haben, noch weniger dessen Vergrößerung zu befördern, weil uns das französische Joch wohl bekannt ist; es ist aber durch die Separation der Alliierten, besonders des Kaisers, Spaniens und der Staaten soweit gekommen, daß Frankreich bereits das Arbitrium in Händen und bei dem Friedenswerk vollständig geübt hat, so daß menschlichem Ansehen nach bei dieser Lage der Dinge keiner seine Sicherheit und sein Genüge finden wird, als in Frankreichs Freundschaft." Solche Erwägungen bestimmten den Kurfürsten, sich Frankreich zu nähern, wie er denn sogleich nach dem Frieden von St. Germain durch einen geheimen Vertrag freundliche Beziehungen zu dieser Macht anzuknüpfen suchte.

Aber der Kurfürst erkannte nur zu bald, daß er damit auf eine schiefe Bahn geriet und, je mehr er sich dem französischen Einflusse überließ, desto weiter von seinen wahren, brandenburgischen und deutschen Interessen abgedrängt wurde. Denn nur für eine gewisse Zeit hat der Mensch die volle Freiheit seiner Entschließungen und Handlungen für sich; je weiter er vorschreitet, desto mehr wird er bestimmt durch die Summe seiner früheren Lebensarbeit, durch die Ergebnisse seines bisherigen Werdens, Wachsens und Thuns. Es war dem Großen Kurfürsten unmöglich, die Rolle eines deutschen Kleinfürsten in französischer Abhängigkeit zu übernehmen, unmöglich, im Bunde mit Frankreich sein warmes deutsches Herz zu verleugnen. Aus diesem Widerspruch erklärt es sich, wenn wir in den Jahren, welche den unheilsvollen Friedensschlüssen von Nymwegen und St. Germain folgen, an ihm den klaren, sicheren Blick, die ruhige, feste Hand vermissen, mit welchen der wetterfeste Steuermann bisher sein Staatsschiff durch Klippen und Brandung lenkte. Er fand sich hier gedrückt und gelähmt durch die Übermacht Frankreichs, dort abgestoßen durch die Mißgunst und den Neid Österreichs und seiner Bundesgenossen, und sah sich zu Windungen und Umwegen genötigt, auf denen selbst seine nächsten

Räte ihm nicht immer zu folgen vermochten. Aber der Steuermann behielt trotzdem seinen Kompaß wohlverwahrt, und sobald er das richtige Fahrwasser wiedergefunden, steuerte er wieder entschlossenen Mutes auf sein Ziel los. Wenige Jahre nach dem Frieden von St. Germain erhob sich der gealterte Fürst noch einmal mit jugendlicher Frische und Kühnheit für eine große Idee, mächtiger als je zuvor, — da setzte der Tod seinem Streben eine Grenze, und die Ausführung seiner großen Gedanken und Pläne war das Vermächtnis, das er seinem Nachfolger hinterließ.

Auch darin zeigte sich der innige Zusammenhang zwischen Brandenburg und dem Reiche, daß durch die Kränkung des einzelnen Gliedes sogleich das Ganze in Mitleidenschaft gezogen ward. Sobald Ludwig XIV. die Einsprache Brandenburgs nicht mehr zu fürchten hatte, begann er jenes System von Beraubungen, welches unter dem Namen der „Reunionen" berüchtigt worden ist. In Tournay, Metz, Besançon und Breisach wurden Gerichtshöfe (Reunionskammern) niedergesetzt, um zu untersuchen, welche Ländereien, Städte, Flecken, Dörfer, Burgen, Mühlen unter irgend einem Titel in früheren Jahrhunderten als Pertinenzien oder Dependenzien zu den im Westfälischen und im Nymwegener Friedensschlusse an Frankreich abgetretenen Gebieten im Verbande gestanden hatten. Auf diese Weise wurden alle Reichsunmittelbaren im Elsaß zu Vasallen des Königs von Frankreich, die zehn freien Reichsstädte, deren Vogtei im Westfälischen Frieden von Österreich an Frankreich „vorbehaltlich ihrer Zugehörigkeit zum Reiche" an Frankreich abgetreten war, zu französischen Städten gemacht. Auch Zweibrücken, das durch Vererbung an Karl XI. von Schweden gefallen war, wurde für ein französisches Lehn erklärt, dem Herzoge von Württemberg Mümpelgard (Montbéliard) als zur Freigrafschaft gehörig abgesprochen. Man ging auf die Zeiten Pipins und König Dagoberts zurück, um für diese Akte schnödester Gewalt irgend welche Rechtsvorwände zu suchen; es war ein Schimpf, wie er einem Gemeinwesen nur in seiner tiefsten Erniedrigung geboten werden konnte, und das Reich nahm ihn hin, die deutschen Fürsten schwiegen, — sie wollten „lieber Hühner unter dem Hahn, als Aare unter dem Adler" sein. Und noch eine Schmach, schnöder als alles frühere, durfte dem Reiche geboten werden. Auch Straßburg, die Perle des Oberrhein, ward ohne einen Schatten von Recht mitten im Frieden dem Reiche geraubt (18./28. September 1681); die Bürger der alten freien Reichsstadt mußten dem französischen Selbstherrscher knieend den Eid der Huldigung leisten.

Zwar kamen diese Vergewaltigungen Frankreichs auf dem Reichstage in Regensburg zur Sprache, ja es schien, als ob Österreich lebhafter als jemals

zum Kriege gegen Frankreich drängte; aber von Protesten zu Thaten war noch ein weiter Schritt, und derjenige Fürst, auf dessen Mitwirkung es vor allem ankam, verhielt sich schweigend und zurückhaltend. Nicht daß Friedrich Wilhelm die Schmach seines deutschen Vaterlandes nicht in tiefster Seele empfunden hätte, — er verbarg es nicht, daß „das was im Elsaß und mit der guten Stadt Straßburg vorgehe, ihm sehr zu Gemüte gehe," — aber was war es anderes, als die Folge jenes Friedens von Nymwegen, gegen dessen Abschluß er auf das lebhafteste protestiert hatte! Und konnt' er glauben, daß der Kaiser, der vor drei Jahren diesen schimpflichen Frieden eingegangen war, jetzt, da er zugleich von den Türken im Osten bedroht war, den Krieg gegen Frankreich im Ernst aufnehmen und mit Nachdruck führen würde? Daß das Reich, welches dem Frieden beigetreten war, jetzt in der Verfassung und Rüstung sei, um eine Heeresmacht ins Feld stellen zu können? — „Nicht allein diejenigen sündigen," schrieb er, „die ungerechten Krieg anfangen, sondern auch die, welche in gerechter Sache die Waffen ergreifen ohne Hoffnung auf Erfolg, ohne den Ernst der Vorbereitung und Berechnung, die das furchtbare Kriegsspiel fordert." Nicht mit den Waffen glaubte Friedrich Wilhelm jetzt Ludwig XIV. zur Herausgabe seines Raubes zwingen zu können, sondern indem er ihn durch Verträge band, dachte er das Reich vor seinen weiteren Übergriffen zu schützen.

Schon ließ die heranschwellende Türkengefahr alle übrigen Fragen zurücktreten. Mit einem Heere von 200000 Mann zog der Großvezier Kara Mustapha durch Ungarn; er hielt sich nicht mit der Belagerung von Gran auf, sondern ging geradeswegs auf Wien (Frühjahr 1683). Der Kaiser und der kaiserliche Hof flüchteten nach Linz. Die Hauptstadt Österreichs schien verloren, der Weg ins Reich den Türken offen zu stehen. In solcher Bedrängnis erschien es fast wie ein Akt der Großmut, wenn Ludwig XIV. auf den Antrieb Brandenburgs in Regensburg erklären ließ, daß er „angesichts der Gefahr, die über die Christenheit gekommen," einen zwanzigjährigen Waffenstillstand anbiete und, falls derselbe bis 31. August (1683) angenommen würde, die weiteren Reunionen einstellen wolle. Um dieselbe Zeit schickte der Kurfürst den Fürsten von Anhalt nach Linz, um mit dem Wiener Hofe über die brandenburgische Türkenhilfe zu verhandeln. Er ließ dem Kaiser mitteilen, daß 18000 Mann in kürzester Frist an der schlesischen Grenze bereitstehen und auf den Wunsch des Kaisers vorrücken würden; er forderte dagegen Jägerndorf, empfahl auf das dringlichste die Annahme des Waffenstillstandes mit Frankreich und beschwor den Kaiser, den Evangelischen in Ungarn endlich die Freiheit des Gewissens zu gewähren. Die Unterhandlungen scheiterten, und die unver-

hofft glückliche Wendung, welche der Türkenkrieg nahm, ließ dem Wiener Hofe die brandenburgische Hilfe wider die Türken für den Augenblick weniger begehrenswert erscheinen.

Der bedrängten Hauptstadt Österreichs war der tapfere Polenkönig Johann Sobieski mit seinem Heere zur rechten Zeit als Retter erschienen und hatte, vereinigt mit der Reichsarmee unter dem Herzog Karl von Lothringen, die Türken in einer blutigen Schlacht unter den Mauern von Wien geschlagen (2./12. September 1683). Das von dem Kurfürsten der Republik Polen zugesagte Hilfscorps von 1200 Mann unter dem General Truchseß von Waldburg stieß erst nach dem Entsatz von Wien zu Sobieskis Heer und beteiligte sich an der Verfolgung sowie an der Erstürmung der Feste Gran (11./21. September), worauf Sobieski über die Karpathen nach Polen, die Brandenburger in ihre Heimat zurückkehrten.

Unterdessen war in den spanischen Niederlanden der Krieg zwischen Frankreich und Spanien bereits von neuem entbrannt. Im Frühjahr 1684 zwang Ludwig XIV. Luxemburg zur Übergabe, ließ seine Truppen dann vor Trier rücken und forderte „nach dem alten Schutzrechte Luxemburgs über Trier" die Abtretung der Moselbrücke. Die Kriegsgefahr für Deutschland stieg mit jedem Tage. In Regensburg schienen peinliche Fragen formeller Natur — wie zum Beispiel diejenige, ob es sich zieme, daß die Gesandten einiger Staaten auf Armstühlen, anderer dagegen auf einfachen Sesseln ihre Sitze hätten, — zur Zeit die Gemüter mehr in Aufregung zu versetzen, als die französischen Truppenansammlungen in Lothringen und dem Elsaß oder als die Einäscherung von Genua durch französische Kriegsschiffe, und in Wien zögerte man, sich in betreff des vom Reiche angenommenen Waffenstillstands zu entscheiden. Endlich (am 5./15. August) erfolgte die kaiserliche Zustimmung. Holland hatte den Waffenstillstandsvertrag bereits vollzogen, Spanien folgte bald darauf. Damit wurden alle reunierten Gebiete und Ortschaften bei Frankreich gelassen, alle weiteren Reunionen eingestellt.

Oft genug ist dieser Waffenstillstand, zu welchem Friedrich Wilhelm dringend geraten hatte, als eine Schmach für das Reich bezeichnet worden; aber nicht in dem Abschlusse desselben lag die Schmach, sondern in den Vorgängen, welche die jetzige elende Lage des Reiches herbeigeführt hatten, so daß nur noch dieses traurige Auskunftsmittel übrig blieb, um größere Schande und größeren Schaden abzuwenden. Friedrich Wilhelm sah in dem Waffenstillstande den ersten Anfang eines Fortschritts nach dem Nymwegener und dem Westfälischen Frieden; denn er setzte Ludwig XIV. eine Rechtsschranke, welche dieser

selbst anerkannte; er schaffte Österreich Zeit zur siegreichen Beendigung des Türkenkrieges und gab dem Reiche die notwendige Ruhe zur Sammlung und Rüstung. Schwerlich glaubte Friedrich Wilhelm, daß der Waffenstillstand wirklich zwanzig Jahre dauern und daß nach Ablauf desselben das Reich seine Rechtsansprüche an Frankreich wieder aufnehmen würde; er sah vielmehr voraus, daß Frankreich ihn früher oder später durch neue Gewaltthaten brechen, und hoffte, daß das Reich dann in der Verfassung sein würde, um mit mehr Aussicht auf Erfolg in den Kampf eintreten zu können.

Wenn Ludwig XIV. gehofft hatte, Friedrich Wilhelm nun völlig in die Bahnen seiner Politik fortgerissen zu haben, so sollte er bald erkennen, daß dies eine Täuschung war. Was der Kurfürst vor zwanzig Jahren einmal gesprochen: „Lieber unter der Türken Joch, als in französischer Dienstbarkeit!“ das hielt er auch jetzt fest. Für ihn war mit dem Abschlusse des Waffenstillstands der Ausgangspunkt gewonnen, um mit Kaiser und Reich wieder gemeinsame Wege zur Vertretung der Würde und Interessen Deutschlands dem Auslande gegenüber einschlagen zu können. Erhaltung der staatlichen Unabhängigkeit und Schutz der Gewissensfreiheit für alle gegenüber der Gewaltherrschaft, die Ludwig XIV. über ganz Europa auszudehnen drohte, das waren die Aufgaben, welchen Friedrich Wilhelm den Rest seiner Lebenszeit widmete.

Ehe wir auf die Regierungsarbeit des Großen Kurfürsten während seiner letzten vier Lebensjahre näher eingehen, haben wir noch seine Thätigkeit nach zwei Richtungen zu betrachten, in denen es ihm zwar nicht beschieden war, glänzende Erfolge zu erreichen, die aber zeigen, wie hoch die Ziele waren, die er seinem jungen Staate im Geiste gesteckt hatte, nämlich in Bezug auf die Weiterführung seiner brandenburgischen Seemacht und auf die Geltendmachung seiner schlesischen Ansprüche.

Die kleine Flotte, welche Friedrich Wilhelm während des schwedischen Krieges im Drange der Not geschaffen hatte, sollte bald nach demselben von neuem eine ernste Verwendung finden, als die Krone Spanien trotz aller Vorstellungen und Mahnungen fortfuhr, die Zahlung der aus diesem Kriege rückständigen Hilfsgelder zu verweigern. Da ließ der Kurfürst durch seinen Gesandten in Madrid erklären, „er werde nun andere Maßregeln ergreifen, um zu seinem Gelde zu kommen,“ und ließ sechs Schiffe nebst einem Brander in Dienst stellen. Es waren die Fregatten „Friedrich Wilhelm“ (42 Kanonen), „Kurprinz“ (32 Kanonen), „Dorothea“ (32 Kanonen), „Roter Löwe“ (30 Kanonen), „Fuchs“ (20 Kanonen) und „Berlin“ (16 Kanonen), sowie der Brander „Salamander,“ im ganzen mit 900 Seesoldaten und Matrosen bemannt. Den

Befehl führte Cornelius Claas van Beveren. Im Sommer 1680 ging das Geschwader unter der brandenburgischen Flagge, dem roten Adler in weißem Felde, in See. Schon im Kanal — nahe vor Ostende — stieß die Flottille auf das spanische Linienschiff „Karolus II." (50 Kanonen) und griff dasselbe mit Ungestüm an. Nach kurzer, tapferer Gegenwehr strich der „Karolus II." die Flagge und fiel mit seiner reichen Ladung von Brabanter Spitzen und feiner Leinwand in brandenburgische Hände. Er ward als größtes Kriegsschiff in die brandenburgische Marine eingestellt. Die Flottille erhielt nun den Auftrag, durch den Kanal zu gehen, der spanischen Silberflotte aufzulauern und womöglich „ein oder anderes Galion" zu erobern. In der Nähe von Kap St. Vincent bestand sie ein zweistündiges rühmliches Gefecht gegen zwölf ihr entgegengesandte schwere spanische Schiffe, zog sich jedoch vor der Übermacht in den Hafen von Lagos zurück (20./30. September 1681). Damit hatte dieser brandenburgisch-spanische Seekrieg sein Ende erreicht. Das kecke Auftreten der jungen Seemacht erregte unter den Mächten Holland, England, Schweden nicht geringeres Aufsehen, als vierundzwanzig Jahre früher die ersten Waffenthaten des brandenburgischen Heeres unter den Staaten des Kontinents.

Friedrich Wilhelm begnügte sich nicht damit, eine Kriegsflotte zu halten, er suchte auch, den Handelsgeist anzuregen und eine Handelsflotte ins Leben zu rufen. Er berief Schiffsbauleute aus den Niederlanden und ließ Warenschuppen, Werften und Arsenale in den preußischen Häfen errichten. In diesen Richtungen, Handel, Industrie, Schiffahrt und Kolonieen, in der aktiven Teilnahme am Welthandel schien sich ihm ein Ersatz für das zu bieten, was in der Politik der Übermacht Frankreichs gegenüber aufgegeben werden mußte.

In demselben Jahre, als die brandenburgische Kriegsflotte unter Segel ging, um von Spanien Genugthuung zu fordern (1680), sandte der Kurfürst zwei Fregatten — „Wappen von Brandenburg" und „Morian" — unter Kapitän Blonq nach der Westküste von Afrika, um Gold, Elfenbein und Sklaven für europäische Waren einzutauschen. Blonq landete zwischen Axim und dem Vorgebirge der drei Spitzen, knüpfte mit den dortigen Negerstämmen Verbindungen an und verflichtete sie, nur mit Schiffen unter brandenburgischer Flagge Handel zu treiben und den Kurfürsten von Brandenburg als ihren Schutzherrn anzuerkennen. Mit einer reichen Ladung afrikanischer Landeserzeugnisse kehrte das Geschwader in die Heimat zurück, wo dieser erste Erfolg einer überseeischen Handelsverbindung allgemeines Staunen erregte. Der Kurfürst ließ zur Erinnerung an diese Unternehmung eine Denkmünze prägen, welche auf der einen

Seite ein Seeschiff, auf der anderen einen Negerhäuptling zeigte, der kniend die Schätze seines Landes den Fremdlingen darbot.

Bald darauf bildete sich unter Leitung von Jakob Raule eine Handelsgesellschaft zu Königsberg, welche an der Küste von Guinea eine Niederlassung gründete und unter brandenburgischer Flagge den Handel betrieb. Der Kurfürst sandte im Sommer 1682 abermals ein Kriegsgeschwader unter Blonq nach der westafrikanischen Küste und bevollmächtigte den Major Otto Friedrich von der Groeben, mit den dortigen Negerhäuptlingen in seinem Namen Verträge abzuschließen und zum Schutze der Niederlassung ein Fort zu erbauen. In derselben Gegend, wo vor zwei Jahren zum erstenmal brandenburgische Kriegsschiffe gelandet waren, zwischen Angola und Guinea, fand Groeben das für die Anlage einer Festung geeignete Terrain. Er ließ die große brandenburgische Flagge vom Schiffe holen und unter klingendem Spiel und Kanonendonner auf dem Gipfel eines Berges an einem hohen Flaggenstocke weithin sichtbar aufziehen zum Zeichen, daß er im Namen des Kurfürsten von Brandenburg Besitz von diesem Fleck Erde nehme. Alsbald ließ er auf der Hochfläche den Grundriß eines Kastells abstecken und mit Hilfe der Neger den Bau beginnen. Dem vollendeten Fort gab er den Namen Groß-Friedrichsburg, weil „Seiner Durchlaucht Name vor aller Welt groß" sei. In der nächsten Zeit wurde Groß-Friedrichsburg mit 46 Geschützen armiert, und in der Nachbarschaft wurden zwei neue Forts angelegt. Eine schwarze Gesandtschaft traf in Berlin ein, um die abgeschlossenen Verträge feierlich zu bekräftigen.

Um dem Handel mit der Kolonie eine noch größere Ausdehnung zu geben, richtete der Kurfürst sein Augenmerk auf die Erwerbung eines Hafenplatzes an der Nordsee. Ein Streit zwischen den ostfriesischen Ständen und der Fürstin-Regentin dieses Landes, Christine Charlotte, gab ihm die erwünschte Veranlassung, im Einverständnis mit der Bevölkerung eine brandenburgische Besatzung in das Küstenkastell Greetsyl bei Emden zu legen und den Handel Ostfrieslands unter den Schutz der brandenburgischen Flagge zu stellen. Auch der Sitz der afrikanischen Handelsgesellschaft ward nach Emden verlegt.

Daß der brandenburgische Name mit Ehren auch in jenem fernen Weltteile genannt wurde, blieb indessen fast die einzige Frucht dieser Handelsunternehmungen; denn die goldenen Früchte, die Raule verheißen hatte, blieben aus. Der Handelsgeist war noch nicht rege genug, um das junge Unternehmen zu tragen, und die Mißgunst der Seemächte legte demselben allerlei Schwierigkeiten in den Weg. Mit Holland, das seinen eigenen Handel durch die brandenburgische Kolonie beeinträchtigt glaubte, kam es darüber zu ernsthaften Zer-

würfnissen. Holländische Kaper nahmen das Schiff „Wappen von Brandenburg“ in Beschlag, und die holländische Handelsgesellschaft — vielleicht im stillen Einverständnis mit der Regierung — ging so weit, die brandenburgischen Forts in der Kolonie anzugreifen und die Warenlager zu plündern. Erst als angesichts neuer europäischer Verwickelungen Holland und Brandenburg sich wieder näherten und ein Bündnis abschlossen (im August 1685), wurden diese Streitigkeiten beigelegt und dem Kurfürsten für die Wegnahme des „Wappen von Brandenburg“ die geforderte Genugthuung gewährt. Die Kriegsflotte, ihrem Ursprunge nach nur ein Erzeugnis des Augenblicks und der Not, verfiel, als der große Geist, dem sie ihre Entstehung verdankte, nicht mehr schützend über ihr waltete.

Schon wiederholentlich hatte Friedrich Wilhelm die Ansprüche seines Hauses auf das Herzogtum Jägerndorf angeregt, — er war immer mit Aussichten auf die Zukunft vertröstet worden. Zu diesen Ansprüchen war ein neuer von weit größerer Bedeutung hinzugetreten. Im Jahre der Schlacht bei Fehrbellin war der letzte Herzog von Liegnitz, Brieg und Wohlau aus dem schlesischen Piastenhause gestorben. Es war damit der Fall eingetreten, in welchem zufolge der Erbverbrüderung Kurfürst Joachims II. mit dem schlesischen Herzoge Friedrich II. von 1537* diese Lande an Brandenburg fallen sollten. Das Haus Österreich hatte die Berechtigung Brandenburgs zum Antritt dieser Erbschaft nicht anerkannt, weil die schlesischen Fürstentümer böhmische Lehen seien und die Krone Böhmen seiner Zeit ihre Einwilligung zu dem Erbvertrage versagt habe. Jetzt behandelte Österreich die erledigten Fürstentümer als ihm anheimgefallene Lehen. Friedrich Wilhelm hatte durch den Fürsten von Anhalt auch diese brandenburgischen Ansprüche in Erinnerung bringen lassen. Es kam ihm nicht sowohl auf Ländergewinn, als auf den Schutz seiner evangelischen Glaubensgenossen an; denn er besorgte nicht mit Unrecht, daß Österreich gegen die Evangelischen in Schlesien dasselbe Verfahren beobachten würde, wie in Ungarn und den übrigen Erblanden des Erzhauses, und schon hatte der spanische Gesandte offen ausgesprochen, „das Haus Österreich werde niemals zugeben, daß ein ketzerischer Fürst in der Mitte seiner Erblande Fuß fasse.“ So wenig Friedrich Wilhelm an seinem klaren Rechte zweifelte, so war er doch geneigt, gegen ein geringes Entschädigungsobjekt seine Ansprüche auf die schlesischen Fürstentümer fallen zu lassen; denn eine schwere, drohende Gefahr lenkte jetzt seine ganze Aufmerksamkeit und Thätigkeit nach einer anderen Richtung.

* Vergl. Seite 36.

Was Friedrich Wilhelm erwartet hatte, war eingetreten. Übermütig gemacht durch seine bisherigen leicht errungenen Erfolge, steuerte Ludwig XIV. mit immer größerer Entschiedenheit auf sein Ziel, die Gründung einer französischen Universalmonarchie, los. Im Jahre 1685 starb Kurfürst Karl von der Pfalz; mit ihm erlosch die Linie Pfalz-Simmern. Nach den Gesetzen des Reichs und dem Testamente des Verblichenen gingen die kurpfälzischen Lande an die Linie Pfalz-Neuburg über. Ludwig XIV. erhob jedoch im Namen der Gemahlin seines Bruders, Elisabeth Charlotte, Herzogin von Orleans, der Schwester des verstorbenen Kurfürsten, Ansprüche auf die Allodialgüter dieses Hauses, das heißt auf sämtliche kurpfälzischen Besitzungen links des Rheins. Auf dem Gebiete von Oppenheim beabsichtigte Ludwig einen großen Waffenplatz zu errichten, mit dem er zugleich Speier und Worms, Mainz und Frankfurt beherrschte. Und noch weiter gingen seine Pläne. Es war kein Geheimnis mehr, daß Ludwig XIV. die Wahl des Dauphins zum römischen Könige betrieb. Er rechnete dafür auf die Stimmen der geistlichen Kurfürsten, vielleicht auch Kurbayerns, wenn dieses sich durch die Aussicht auf den Gewinn der spanischen Niederlande locken ließ; denn bei der andauernden Kränklichkeit König Karls II. schien der Zeitpunkt nicht mehr fern, wann er auch die große spanische Erbschaft anzutreten dachte.

Zu dieser ernsten politischen Lage kam die Gefahr, welche dem evangelischen Wesen drohte. In Österreich-Ungarn, in Savoyen und Piemont wurde der Vertilgungskampf gegen die letzten Reste der Ketzer geführt; in England suchte König Jakob II. unter Nichtachtung der Landesgesetze mit Hilfe der Jesuiten die katholische Religion zurückzuführen; in Frankreich wurden die Hugenotten durch die „Dragonerbekehrungen“ bis auf das äußerste gedrangsalt, und gerade jetzt führte Ludwig XIV. seinen Hauptschlag gegen die Hugenotten durch die Aufhebung des Edikts von Nantes (1685, 22. Oktober n. St.), womit ihr Gottesdienst verboten, ihre Kirchen niedergerissen, ihre Schulen geschlossen und selbst die Auswanderung bei Güterverlust und Galeerenstrafe untersagt wurden. Gegen diese Gewaltmaßregel des französischen Selbstherrschers protestierte Friedrich Wilhelm durch sein Potsdamer Edikt (1685, $\frac{\text{29. Oktober}}{\text{8. November}}$) mit einer Entschiedenheit, die um so höher zu achten, weil es das höchste und heiligste Interesse der Menschheit, die Gewissensfreiheit, war, für das er eintrat. Es war eine Einladung an alle infolge der „Verfolgungen und gewaltsamen Prozeduren“ aus Frankreich flüchtenden Reformierten, zu ihm zu kommen: „Aus gerechtem Mitleiden, welches Wir denen schuldig sind, so um des Evan-

Aufnahme der Hugenotten.

gelii und reinen Glaubens willen, den Wir mit ihnen bekennen, Unglück leiden, haben Wir beschlossen, den vermeldeten Franzosen einen sicheren und freien Einzug in alle Unserer Botmäßigkeit unterworfenen Lande anzubieten." Er wies seine Gesandten in Amsterdam, Frankfurt a. M. und Hamburg an, die Ausgewanderten mit Freipässen und Mitteln zu versehen; er ordnete an, wie ihnen zum Bau ihrer Kirchen, Schulen und Wohnhäuser aus öffentlichen Kassen Vorschuß und Hilfe geleistet werden sollten; er versprach den Bauern Land, den Handwerkern und Fabrikanten die Mittel zum Betrieb ihrer Geschäfte, den Edelleuten die gleichen Rechte und Freiheiten, die sie in Frankreich genossen hatten, auch Anstellung in der Armee und im Staatsdienste. Mehr als 15000 Refugiés folgten dem rettenden Rufe, Vornehme und Geringe, Geistliche und Gelehrte, Edelleute und Bürger, — Männer, denen ihre Überzeugung höher stand als Güter und Leben. Ihre Bildung, ihre Betriebsamkeit und geistige Rührigkeit war von wesentlichem Einfluß auf die Kultur des Landes, in dem sie ihre neue Heimat suchten. Mochte immerhin die römische Kirche triumphieren, mochten die Maitresse des Königs, Frau von Maintenon, und die Schmeichler am Hofe von Versailles die Ausrottung der Ketzer in Frankreich als eine Heldenthat Ludwigs XIV. preisen, durch welche die Siege der Österreicher über die Ungläubigen überstrahlt würden, — dieser Akt des Großen Kurfürsten bleibt verehrungswürdiger, weil er menschenwürdiger war und aus keinem anderen Beweggrunde hervorging, als aus dem lebendigen Gefühl seiner christlichen Pflicht.

In demselben Geiste hielt Friedrich Wilhelm auch seinen Schild über die Waldenser, welche in ähnlicher Weise, wie die Hugenotten in Frankreich, von dem Herzoge von Savoyen in den Thälern von Piemont bedrängt und verfolgt wurden, und öffnete Tausenden von ihnen eine Zuflucht in der Altmark.*

Infolge dieses Auftretens Friedrich Wilhelms für die Hugenotten waren die Beziehungen zwischen ihm und Ludwig XIV. freilich kühler geworden; letzterer bedurfte jedoch der Unterstützung Brandenburgs für seine Pläne und hütete sich, seiner Verstimmung über das Potsdamer Edikt offiziellen Ausdruck zu geben. Um so eifriger betrieb Friedrich Wilhelm jetzt in der Stille den Plan einer Verbindung aller durch die Übermacht Frankreichs bedrohten, vorzugsweise der evangelischen Mächte. Er suchte so schnell wie möglich alle

* Viele der Flüchtlinge fanden Aufnahme im brandenburgischen Heere. Damals wurden zwei Kompanieen Grand-Mousquetaires für Refugiés von Adel, die Grenadiere zu Pferde für Refugiés, die in Frankreich Unteroffiziere oder Sergeanten gewesen waren, und eine Kompanie Jäger für die ausgewanderten Piemontesen gebildet.

Hindernisse zu beseitigen, durch welche diese erschwert werden konnte, und scheute auch die Opfer nicht, wo es ein großes Ziel zu erreichen galt.

Auf die Nachricht von dem Tode Karls II. von England (1685) war es des Kurfürsten erster Gedanke gewesen, daß der Prinz von Oranien den englischen Thron besteigen müsse, weil der Herzog von York, Jakob (II.), als Katholik nach dem Landesgesetz zur Erbfolge unfähig sei, und das Parlament den Prinzen als Gemahl der ältesten Tochter Jakobs für den nächsten zum Thron erklärt habe. Er sagte dem Prinzen, seinem Neffen, seine volle Unterstützung für ein Unternehmen in dieser Richtung zu und sah in dem Gelingen desselben die Möglichkeit, der katholischen Macht Frankreich durch die Union der evangelischen Mächte Holland und England mit der Anlehnung an Brandenburg das Gleichgewicht zu halten. Jetzt kam es zur Beilegung der Streitigkeiten zwischen Brandenburg und Holland wegen der afrikanischen Kolonieen und zu einem Vergleiche bezüglich der noch rückständigen holländischen Hilfsgelder; bald darauf wurde ein förmliches Bündnis abgeschlossen. Auch mit Schweden, das durch die Überhebungen der französischen Politik und die Reunion von Pfalz-Zweibrücken in ein gespanntes Verhältnis zu Frankreich geraten war, schloß der Kurfürst einen Allianzvertrag. Endlich verständigte er sich mit dem Wiener Hofe über die von Brandenburg zu leistende Türkenhilfe und über seine schlesischen Ansprüche; er verzichtete in einem Vertrage (12./22. März 1686) gegen die Abtretung des Schwiebuser Kreises auf das Herzogtum Jägerndorf und auf die schlesischen Fürstentümer, — nicht ahnend, daß die österreichische Staatskunst insgeheim bereits ein Mittel gefunden hatte, um auch dieses geringfügige Entschädigungsobjekt nach seinem Tode wieder einzuziehen.

Kurz vor dem Ausmarsch des brandenburgischen Hilfscorps gegen die Türken hielt der Kurfürst auf dem Felde zwischen Wendisch-Sagan und Krossen Heerschau über dasselbe ab (17./27. April 1686). Es waren 7000 Mann Fußvolk und 1200 Reuter unter General Hans Adam von Schöning. Sobald der Kurfürst das Heer in kriegerischer Ordnung aufgestellt erblickte, verließ er seinen Wagen, bestieg das Roß und ritt die langen Linien der Treffen hinab. Dann begab er sich in sein Zelt und ließ die Truppen, Schar auf Schar, an sich vorüberziehen. Wohl waren es zum großen Teil noch dieselben Fahnen, unter denen er seine Heerscharen bei Warschau und Fehrbellin zum Siege geführt; aber er selbst war nicht mehr der frische, rüstige Kriegsheld von ehedem, sondern von mancherlei Gebrechen — teils den gewöhnlichen Begleitern des Alters, teils den Folgen früherer Kriegsstrapazen — heimgesucht, nur im Geiste unverändert, fest und sicher, hell und klar. Die Fahnen der Leibgarde zeigten

verschiedene Sinnbilder, die sich auf den bevorstehenden Türkenkrieg bezogen, so die erste einen feuerspeienden Berg mit der Umschrift: „Innata virtute“ (durch innewohnende Kraft), die zweite einen Adler, der ein Kreuz und ein Schwert in den Klauen hielt, und den Spruch: „Christo duce prospera bela“ (unter Christi Führung sind die Kriege glücklich), die dritte den Kurscepter mit zückenden Blitzstrahlen und den Spruch: „Hostes terret, sed fulcit amicos“ (er schreckt die Feinde und stärkt die Freunde), die vierte einen halben Mond mit der Umschrift: „Minuent tibi nubila lumen“ (die Wolken mindern dein Licht), die fünfte eine Fackel, welche den türkischen Bund anzündet, mit der Schrift: „Non est jucundior ignis“ (es giebt kein schöneres Feuer), endlich die sechste eine Hand, welche um den Säbel einen Zirkel zieht, dazu die Worte: „Justissimus arma secundet!“ (der Allgerechte segne die Waffen). Selbst die fremden Herrschaften mußten bekennen, „nie schönere, in allen Stücken besser mundierte, auch mit so guter Equipage versehene Mannschaften gesehen zu haben, dergestalt, daß auch kein Soldat gewesen, der nicht sein Auge auf Se. Durchlaucht gerichtet und aus dem nicht eine Begierde zum Fechten hervorgeblickt hätte.“ Gewiß ein stolzer und prächtiger Anblick und doch mit wehmütigen Eindrücken gemischt; denn beide, der Kurfürst wie die Truppen, fühlten wohl, daß sie einander nicht wiedersehen würden. Nach der Heerschau ließ der Kurfürst aus allen Stücken die brandenburgische und die Reichslosung feuern, beschied die Offiziere vor sein Zelt und empfahl ihnen in herzlicher Ansprache eine gute, des brandenburgischen Namens würdige Haltung in Freundes wie in Feindes Land, gestattete dann allen Offizieren den Handkuß und sagte ihnen ein herzlich Lebewohl.

Wenige Monate darauf erhielt Friedrich Wilhelm die Berichte von der Erstürmung Ofens (2./12. September 1686), bei welcher die Brandenburger sich durch „unglaubliche Courage und Grimmigkeit“ vor allen ausgezeichnet. Herzog Karl von Lothringen schloß seinen Bericht an den Kurfürsten mit den Worten: „Was mich betrifft, so schätze ich mich glücklich, an ihre Spitze gestellt zu sein; nun kann ich ihnen ein wahrhaftiges Zeugnis ausstellen.“ Selbst Kaiser Leopold sagte in seinem Glückwunschschreiben an den Kurfürsten: „. . . . Gestalten des Herzogs von Lotharingen Liebden das wohlverdiente Lob und Zeugnis zuleget, daß nicht allein Dero Generalleutnant von Schöning Zeit währender Belagerung seinen sonderbaren Valor und dapffere Konduite rühmlichst erwiesen, sondern auch die übrigen ihm untergebenen Offizier und gemeinen Soldaten das Ihrige also freudig und unerschrocken praestieret, daß Euer Liebden unsterblicher Nachruhm dadurch nicht wenig ausgebreitet.“ Freilich waren auch mehr als ein Drittel des Hilfscorps — 30 Offiziere und 3138

Mann — bei der Belagerung und dem Sturme geblieben. Die Verlustliste nannte unter den Toten drei Dohna, zwei Köckeritz, zwei Hacke, einen Rochow, Marwitz, Borstell, Trützschler, Bornstedt und andere. Auch ein Sohn des alten Derfflinger, der als Freiwilliger mitgegangen, war in den Laufgräben geblieben. Dem Kurfürsten wurde bald nach dem Sturme von Ofen eine Denkmünze gewidmet, welche zugleich auf den Schutz Bezug nahm, den er um dieselbe Zeit der durch Dänemark bedrohten Stadt Hamburg angedeihen ließ. Sie zeigte auf der einen Seite oben die Mauern von Ofen, unten die Stadt Hamburg mit der Umschrift: „Hanc capimus, illam defendimus“ (diese stürmen wir, jene schirmen wir); auf der andern Seite den zur Sonne auffliegenden brandenburgischen Adler und die Worte: „Sine Hectore Troja defendi non poterat, nec sine Achille capi“ (ohne Hektor konnte Troja nicht verteidigt und ohne Achill nicht genommen werden). Im Türkenmunde aber hieß es seitdem, wenn man einen Mann bezeichnen wollte, der fest und unentwegt, ob alles um ihn wankt und zusammenstürzt, der Gefahr die Stirn bietet: „Er steht wie ein Brandenburger!“

In demselben Jahre kam das große Bündnis, welches Friedrich Wilhelm mit dem Prinzen von Oranien geplant hatte, zum Abschluß. Der Kaiser, Brandenburg, die meisten unter den deutschen Reichsständen, Holland, Schweden und Spanien schlossen gegen die Übermacht Frankreichs den Augsburger Bund (19./29. Juni 1686). Fragen wir, was den Kurfürsten veranlaßte, sich jetzt für einen Krieg auszusprechen, den er vor zwei Jahren dringend widerraten hatte, so müssen wir uns erinnern, daß seitdem die Lage Frankreichs, wie auch der verbündeten Mächte sich bedeutend verändert hatte. Es liegt in der Natur solcher Herrscher, welche ihre Macht auf Gewalt begründet haben, daß sie die Grundlagen ihrer Macht durch eigene Willkürakte wieder untergraben und zerstören. Ein solcher Akt war die Aufhebung des Edikts von Nantes, durch welche Ludwig XIV. einen großen Teil der edelsten und tüchtigsten Kräfte Frankreichs — man zählte 1200000 Landesflüchtige — ins Ausland trieb und dem Wohlstande des Landes einen schwereren Schlag beibrachte als durch einen unglücklichen Krieg. Indem Ludwig XIV. in seinem Staate, den er mit der Erhebung seiner absoluten Königsgewalt emporgebracht hatte, keine andere politische oder religiöse Meinung duldete als die seinige, schnitt er ihm die Lebenswurzeln ab, und es begann das Siechen und Sinken der Macht Frankreichs. Auch für das Reich, für Österreich hatten sich die Verhältnisse geändert. Denjenigen evangelischen Ständen des Reichs, die bisher zu Frankreich gehalten hatten, mußten durch die letzten Schritte Ludwigs XIV. endlich

die Augen geöffnet werden über die Gefahr, welche dem Reiche von dieser Seite drohte. Die Türkengefahr, welche noch vor zwei Jahren wie ein Alpdruck auf dem Reiche und insbesondere auf Österreich lastete, war überwunden. In Österreich hatte sich in der Schule dreier Feldzüge eine kriegsgeübte Armee unter tüchtigen Führern, wie dem Herzog Karl von Lothringen und dem Prinzen Eugen von Savoyen, gebildet. Der Kurfürst hoffte, daß im Anschluß an diese Armee und an seinen erprobten brandenburgischen Kern auch die Reichsvölker Tüchtigeres als in den früheren Kriegen leisten würden.

In einem Kriegsplane, den der Kurfürst um diese Zeit auf Ansuchen des Kaisers entwarf, hatte er seinen Brandenburgern die Rolle ausgewählt, „geraden Weges auf Paris" zu marschieren, und wahrlich! wäre es auf ihn allein angekommen, er hätte sich über die Beschwerden der Gicht und des Alters hinweggesetzt, um dieses „geraden Weges auf Paris!" zur Wahrheit zu machen. Aber die Interessen der im Augsburger Bunde vereinigten Staaten waren zu verschiedenartige, um ein längeres Zusammengehen der letzteren erwarten zu lassen. Österreich wandte der Gefahr im Westen den Rücken, als seine Erfolge über die Türken ihm größere Vorteile zu versprechen schienen, und suchte durch die Unterdrückung der Evangelischen in Ungarn und durch das Blutgericht von Eperies das „fromme Werk" Ludwigs XIV. noch zu überbieten. Die Jesuiten setzten alle Hebel an, um den Augsburger Bund zu sprengen und wenigstens die Einigkeit unter den katholischen Häusern Habsburg, Bourbon und Stuart zu erhalten. Auf den Rat der Jesuiten und Ludwigs XIV. unternahm König Jakob II. trotz seines Königseides und trotz der Testakte in der kirchlichen und bürgerlichen Verfassung Englands Änderungen, welche die evangelischen Gemüter in die äußerste Aufregung versetzten. Jetzt nahm Wilhelm von Oranien den Gedanken seines Oheims Friedrich Wilhelm von Brandenburg auf und beschloß, zur Rettung der protestantischen Religion und der Freiheit Englands mit holländischer Kriegsmacht nach der britischen Küste überzusetzen. Es war zu erwarten, daß der nächste Gegenschlag die Kriegserklärung Ludwigs XIV. an die Niederlande und an das mit ihnen verbündete Brandenburg sein würde. Friedrich Wilhelm sah diese Ereignisse kommen; aber es war ihm nicht mehr beschieden, ihre Entwickelung zu erleben.

Auch im Familienleben des Kurfürsten hatte sich manches geändert, manche schmerzliche Erfahrung war ihm noch für die letzten Jahre seines Lebens vorbehalten geblieben. Friedrich Wilhelm hatte sich bereits im Juni 1668 zum zweitenmal vermählt. Seine Gemahlin Dorothea, verwitwete Herzogin von Braunschweig-Lüneburg, geborene Prinzessin von Holstein, war von herrschendem

Geiste, kalt und verschlossen, — eine treue und unermüdliche Pflegerin ihres Gemahls daheim wie im Feldlager; aber sie hatte kein Herz für das Land, dem sie nach der sanften und gütigen Luise stets nur als eine Fremde erschien. Sie hatte ihrem Gemahl vier Söhne und zwei Töchter geboren; ihre ganze Sorgfalt war der Wohlfahrt ihrer Kinder gewidmet. Mochte sie es mit einem gewissen Neid erfüllen, daß die Regierung des Landes auf den Sohn der Oranierin übergehen und ihre Söhne leer ausgehen sollten, jedenfalls zeigte sie dem Kurprinzen keine wohlwollende Zuneigung, und der Kurprinz that seinerseits nichts dazu, um ein gutes Einvernehmen mit seiner Stiefmutter zu unterhalten.

„Als Kind kränklich und reizbar" — so schildert Droysen den Kurprinzen Friedrich —, „als Knabe scheu, leitsam, von der Mutter verzogen, blieb er, heranreifend, ohne feste eigene Art, dem Schein und Prunk zugewandt, zugleich mißtrauisch und bestimmbar; je länger, desto mehr entfremdete er sich dem Vater, er fühlte sich ihm gegenüber gedrückt, und statt durch Thätigkeit und Tüchtigkeit seine Achtung zu verdienen, war er zufrieden, wenn er ihn meiden konnte; er sah in der Stiefmutter die Urheberin der Zurücksetzung, die er zu erleiden glaubte."

Es ist unaufgeklärt geblieben, durch welche Künste die österreichische Politik es dahin gebracht hat, den Kurprinzen zur Ausstellung jenes geheimen Reverses (vom 26. Februar 1686) zu vermögen, durch welchen er sich verpflichtete, den seinem Vater zur Entschädigung für seine Anrechte auf die schlesischen Fürstentümer angetragenen Schwiebuser Kreis bei seinem Regierungsantritt dem Kaiser zurückzugeben. War es, daß man ihm von einem Testamente ins Ohr flüsterte, das der Kurfürst auf den dringenden Wunsch seiner Gemahlin Dorothea zu Gunsten seiner Söhne zweiter Ehe aufgesetzt (16. Januar) und dem Kaiser zur Prüfung eingesandt hatte (31. Januar 1686), und daß man ihm nur gegen jenes Versprechen Hoffnung auf Beseitigung desselben gab; war es, daß man ihn mit dem Schimmer der Königskrone blendete, — jedenfalls lud das Haus Österreich eine schwere Verantwortung auf sich, indem es den Kurprinzen insgeheim zu einem Akte veranlaßte, der gegen einen Staatsvertrag des Kurfürsten, seines Vaters, gerichtet war. Es blieb dem alten Kurfürsten erspart, von dieser Verirrung seines Sohnes Kenntnis erhalten zu müssen, — sie würde ihm seine letzte Lebenszeit verbittert haben.

Der Kurprinz Friedrich hatte sich nach dem Tode seiner ersten Gemahlin Elisabeth Henriette von Hessen — sie war bereits 1683 gestorben und hatte ihm nur eine Tochter hinterlassen — mit der anmutigen und geistvollen Sophie Charlotte, Tochter des Herzogs Ernst August von Hannover, vermählt (Ok-

tober 1684). Der Kurfürst war hoch erfreut, als diese ihm den ersten Enkel gebar (26. September 1685), aber schon im Herbst des folgenden Jahres starb der junge Prinz. Des Kurfürsten zweiter Sohn von der Oranierin, der blühende und hochbegabte Markgraf Ludwig, starb in seinem zwanzigsten Lebensjahre (29. März 1687); seine Ehe mit Luise, geborenen Prinzessin von Radziwill, war kinderlos geblieben. Nach dem Kurprinzen Friedrich waren jetzt die Söhne der Dorothea die nächsten zur Erbfolge. Da hieß es, auch der Kurprinz fühle sich krank. Es gingen dunkle Gerüchte am Hofe und im Lande; sie wiesen auf die Kurfürstin Dorothea und beschuldigten sie als die Urheberin böser Thaten. Die würdige, stolze Haltung der Fürstin bewies, wie niedrigen Ursprunges sie diese Verleumdungen achtete, aber im Volke hegte man eine unheimliche Scheu vor ihr.

Der Kurprinz reiste mit seiner jungen Gemahlin nach Karlsbad, dann nach Hannover, mit dessen Hofe der Kurfürst auf gespanntem Fuße stand. Auf die Aufforderung zur Rückkehr antwortete der Sohn dem Vater, „noch seien die Mörder seines Bruders ungestraft.“ Erst auf weiteren, bestimmten Befehl erfolgte die Rückkehr (Oktober 1687), bald darauf die Versöhnung. Durch eine längere Aussprache mit der Kurfürstin wurde der arge Verdacht aus seinem Herzen entfernt. Seitdem blieb er in der Nähe des Kurfürsten, welcher ihm sein volles Vertrauen zuwandte und ihn in seine großen Pläne einweihte.

Seit dem Frühjahr 1688 gingen die gichtischen Leiden, von denen der Kurfürst seit einer Reihe von Jahren geplagt war, in eine Wassersucht über, gegen deren Fortschreiten die ärztliche Kunst vergeblich ankämpfte. Auf den Rat der Ärzte ging er nach dem stillen Potsdam, wo die Landluft ihn erfrischte. Er besorgte nach wie vor die Staatsgeschäfte, aber er fühlte, daß der Tod nahe sei und bestellte in der Stille sein Haus. Am Karfreitag (3. April) empfing er in gewohnter Weise das heilige Abendmahl. Nach den Ostertagen wurden die Schmerzensanfälle heftiger; häufig traten Ohnmachten ein.

Am 27. April kamen die Geheimen Räte, wie immer des Freitags, zur Sitzung nach Potsdam. Der Kurfürst hatte eine qualvolle Nacht durchwacht; dennoch erhob er sich schon früh, ließ sich völlig ankleiden und ins Ratszimmer tragen. Manche von den Getreuen, deren Rat er sonst gern gehört hatte — Otto von Schwerin, Friedrich von Jena —, waren nicht mehr unter den Lebenden, jüngere waren an ihre Stelle getreten. Der Kurprinz, der seit einiger Zeit regelmäßig den Sitzungen beiwohnte, Schomberg, der jüngere Schwerin, Grumbkow, Knyphausen, Fuchs, Rhetz waren anwesend. Der Kur-

fürst richtete mit matter, aber sehr deutlicher Stimme das Wort an den Kurprinzen: „Ich fühle, daß ich zum letztenmal dem Rate beiwohne; denn die Sanduhr meines Lebens wird bald abgelaufen sein. Durch Gottes Gnade habe ich eine lange und glückliche, aber eine sehr mühevolle, von Unruhe und Kriegen erfüllte Regierung gehabt. Jedermann weiß, in welchem armseligen Zustande ich die Länder nach meines Vaters Tode fand; durch Gottes Hilfe habe ich sie in besseren Stand gebracht und hinterlasse Dir den Staat in Frieden und Wohlstand, von seinen Feinden gefürchtet, von seinen Freunden geachtet. Ich zweifle nicht, daß Du, mein Sohn, wie in der Regierung so auch in den Staatsgrundsätzen mein Nachfolger sein und mit allem Fleiße darauf bedacht sein werdest, den Ruhm, welchen ich Dir als Erbteil hinterlasse, zu bewahren und zu mehren. Mögest Du vor allen Dingen Gott vor Augen haben, Deine Unterthanen herzlich lieben, treue Räte gern hören und das Heft der Waffen niemals aus den Händen lassen!“ —

Nach einer Pause wandte sich der kranke Fürst an die Räte, dankte ihnen mit beweglichen Worten für ihre treuen Dienste und sprach die Zuversicht aus, daß sie mit derselben Treue und Hingebung auch seinem Sohne dienen würden. „Ich hätte gewünscht,“ so schloß er, „meinen armen Unterthanen noch vor meinem Ende eine Erleichterung zu verschaffen; aber daß ich dazu nicht gelangen konnte, ist, wie Ihr wohl selbst wisset, den gefahrvollen Zeiten und der anhaltenden Unruhe zuzuschreiben.“

Alle waren auf das tiefste erschüttert. Vor Schluchzen und Thränen konnte der Kurprinz kaum Worte finden, um der Verehrung für seinen „guten und großen Vater“ Ausdruck zu geben: „Ich hoffe, daß das Ende meines guten Vaters noch fern ist; sollte dies aber Gottes Wille so bestimmt haben, so wird es mein höchstes Anliegen sein, des Hauses Ruhm zu mehren und nach den mir gegebenen Ratschlägen zu handeln.“

Darauf nahm der edle Refugié, Marschall von Schomberg, tief ergriffen das Wort: „Es schmerze ihn höchlichst, daß er, erst seit kurzem in den Rat berufen, auf einen so betrübenden Vortrag antworten müsse; nie werde er aufhören, wie dem Kurfürsten, so seinem Nachfolger und dem Hause Brandenburg mit der ganzen Hingebung seines dankbaren Herzens zu dienen.“

Es sprachen auch die übrigen Räte, einer nach dem andern, alle mit dem Ausdruck des tiefsten Schmerzes, und versicherten dem Kurfürsten ihre Treue und Ergebenheit, die sie auf den Nachfolger übertragen wollten. Der Kurfürst lehnte erschöpft im Sessel; sein freundlicher Blick bezeugte, wie wohl ihm ihre Äußerungen gethan.

Nach einer Pause folgten die gewöhnlichen Vorträge. Der Kurfürst verfügte mit ebenso viel Klarheit und Gelassenheit, als wenn er bei voller Gesundheit wäre.

Das war des Großen Kurfürsten letzter Ratstag.

Nach geschlossener Sitzung ließ er sich in sein Schlafgemach zurücktragen und den Kurprinzen allein zu sich bescheiden. Noch einmal wies er ihn mit eingehenden, väterlichen Worten auf das schwere Amt hin, das seiner warte, und ermahnte ihn, die Regierung im Namen Gottes zu führen. Der Sohn kniete nieder, gelobte alles zu thun und empfing den Segen des Vaters. Gegen Abend ließ der Kurfürst die beiden Geistlichen Cochius und Brusenius kommen und bereitete sich im Gebet und in frommen Gesprächen mit ihnen auf sein Ende vor. Darauf empfing er seine Kinder, die aus Berlin gekommen waren, auch die Kurprinzessin Sophie Charlotte und die Markgräfin Luise, Witwe des Markgrafen Ludwig, ermahnte und segnete sie alle feierlich, auch das Kind, welches die Kurprinzessin unter ihrem Herzen trug.*

Die Nacht war qualvoll und schlaflos, der Kurfürst durchwachte sie, ohne zu klagen; denn er wünschte, seine Gemahlin, die einzig die Erlaubnis hatte, bei ihm im Zimmer bleiben zu dürfen, nicht zu stören. Den Tag über (28. April) nahm seine Schwäche derart zu, daß er öfters in Schlaf und in längere Ohnmachten verfiel. In den wachen Pausen war er vollkommen klaren Geistes, unterhielt sich mit den Geistlichen und sprach seine Zuversicht auf die göttliche Gnade aus. Er verlangte noch einmal, seine Kinder zu sehen, nahm von ihnen Abschied und erteilte ihnen seinen letzten Segen. Zu dem Kurprinzen, der seine Lippen auf die welke Hand des Vaters drückte, sagte er: „Ich hinterlasse auch noch meine angenommenen Kinder, die große Zahl der Flüchtlinge, die ich aus Frankreich in meine Staaten als in einen sicheren Hafen aufgenommen habe, und empfehle sie Deinem Schutze."

Am Abend gab er dem eintretenden Offizier der Leibgarde zum letztenmal die Parole, sie hieß „Amsterdam," die des Tages vorher hatte „London" geheißen. Sah der sterbende Fürst in prophetischem Geiste die entscheidenden Ereignisse voraus, welche an beiden Orten eben jetzt sich vorbereiteten?

Noch eine bange Schmerzensnacht folgte. Am Morgen — es war am Sonntage Miserikordias, der Barmherzigkeit Gottes (29. April) — begann der

---

* Der spätere König Friedrich Wilhelm I. wurde am $\frac{\text{25. Juli}}{\text{4. August}}$ 1688 geboren.

Todeskampf. Gegen 9 Uhr morgens schloß er die Augen, ließ das Haupt allmählich sinken und verschied.

Der jüngere Schwerin schrieb in sein Tagebuch: „Die Seinen haben hier lernen können, wie man sterben muß!“

Der Große Kurfürst war heimgegangen, in seinen großen Werken lebte er fort. Er hatte einen Grund gelegt, fest genug, um den Königsbau seiner Nachkommen tragen zu können. Die Idee des Staates begann im Volke Brandenburgs allmählich Wurzeln zu fassen, nicht, wie Ludwig XIV. sie auffaßte und in seiner Person verkörperte, sondern des Staates, in welchem Ehre, Unabhängigkeit und Gewissensfreiheit die höchsten Güter aller Bürger sind. Der Wohlstand in seinen Landen hatte sich gehoben, das Vertrauen war zurückgekehrt. Das junge Kriegsheer, das er begründet und mit dem Geiste der Zucht und Treue beseelt, das seine Fahnen siegreich bis zum Rhein und zur Memel, bis an den Strand des Belt und vor die Mauern von Budapest getragen hatte, stand bereit, die Grenzen des Landes gegen jeden Feind zu schirmen. Auf den fernen Meereswogen wiegte sich der brandenburgische Adler. Die Stimme Brandenburgs hatte ein schweres Gewicht im Reiche, wie unter den Staaten Europas. Und auch für unsere Zeit hat Friedrich Wilhelm gelebt. Die strenge, mannhafte Zucht, der Geist der Ordnung und Unterordnung, in dem er sein Volk erzogen, sie sind zugleich mit der Liebe zur Freiheit und zum Vaterlande, bis auf den heutigen Tag, stärkend und stählend, in sein Fleisch und Blut übergegangen. Sie bilden das Band, welches die Vergangenheit unseres Volkes mit seiner Gegenwart verbindet.

Es geht die Sage, daß das Erzbild des Großen Kurfürsten, wie es, von Schlüters Meisterhand geformt, sich auf der Langen Brücke zwischen den beiden alten Städten Berlin und Köln an der Spree erhebt, alljährlich in der Neujahrsnacht sich belebe, daß der Kurfürst selbst sich dann umschaue, was im letzten Jahre sich bei seinem Volke verändert habe; — Sage freilich, aber sie ist ein Zeugnis dafür, wie eng die Erinnerung an den großen Gründer des Brandenburgisch-Preußischen Staates noch mit dem Leben des Volkes in der Gegenwart verwoben ist. Denn was eitel und nichtig ist, mag verwelken und verwesen; was aber einmal die Herzen des Volkes erfüllt und begeistert, was seinen Willen gefestigt und seine Thatkraft zu höheren Leistungen angespannt hat, das trägt noch den spätesten Geschlechtern segensreiche Früchte.

Das preußische Königtum

unter

Friedrich I. (III.) und Friedrich Wilhelm I.

1688 (1701) bis 1740.

Kurfürst Friedrich III.

Es ist ein schweres Los, der Nachfolger eines großen Mannes zu sein. Die Welt hat für ihn keinen anderen Maßstab als für den Vorgänger; sie vergleicht nicht seine Kräfte mit der Schwierigkeit seiner Aufgabe, sondern sie urteilt nach Thatsachen und Erfolgen. Kurfürst Friedrich III. war ein persönlich wohlwollender, gütig und mild gesinnter Herr, beseelt von dem Willen, die Regierung in demselben Geiste zu führen wie sein Vater; aber ihm fehlte die feste, kräftige Hand, die eingeborene Thatkraft und das Selbstvertrauen des großen Fürsten. Eine leichte Krümmung des Rückgrats, die er sich in früher Kindheit durch einen Fall zugezogen hatte und durch die Wahl seiner Kleidung zu verdecken suchte, mochte früh dazu beitragen, seinen Sinn auf Äußerlichkeiten abzulenken. Auch in dem Spiel des Knaben mit dem Orden de la générosité, den er in der Kirche zu Alt-Landsberg stiftete und an seine Günstlinge verlieh, lag schon eine gewisse Hinweisung auf die Prunkliebe, die er später entfaltete. Was bei dem Vater nur als Zuthat zu der reellen Macht erschien, die er besaß, der äußere Prunk und Glanz, das war bei Friedrich oft Selbstzweck, und das konnte er um so weniger entbehren, weil er die geerbte Macht mit seiner Charaktergröße nicht auszufüllen vermochte. Dennoch ging seine Prachtliebe aus edleren Beweggründen hervor, als aus eitler Selbstgefälligkeit. „Suum cuique!“ lautete sein Wahlspruch; er wollte, daß jedem nach seinen Verdiensten gelohnt würde, und er glaubte, das Andenken seines Vaters dadurch ehren zu sollen, daß er der Macht, die jener gegründet, auch den ihr unter den Staaten Europas gebührenden Rang verschaffte. Ihm deuchte das Werk der Souveränität erst mit der Königskrone seinen Abschluß zu erreichen. In dieser Kontinuität der Bestrebungen, die sich bei aller Verschiedenheit der Charaktere fast durch die ganze Reihe der Hohenzollernschen Regenten zieht, liegt das Geheimnis der Größe des Brandenburgisch-Preußischen Staats. Der Sohn setzt das Werk fort, das der Vater begonnen, und ent-

wirft zugleich neue, stolze Baupläne, deren Ausführung er getrost seinem Nachfolger anheimgiebt.

Die Wahl seines früheren Lehrers, des Leiters seiner Jugenderziehung, Eberhard von Danckelmann, zum Premierminister gereichte der Sinnesweise des Kurfürsten zur Ehre; aber sie gefiel nicht allen. Schon das Äußere des gewichtigen Mannes mit der mächtigen Allongeperücke, den ernsten, gemessenen Mienen, die niemals ein Lachen bewegt haben soll, hatte für manchen etwas Herbes und Abstoßendes. Es ist bezeichnend, daß man ihn, als er 1690 an der Seite des Kurfürsten in Brüssel einritt, für den kommandierenden General gehalten hat. Die alten Kundigen im Geheimeratskollegium schüttelten die Köpfe bei der Ernennung Danckelmanns zum Mitgliede, der nach ihrer Meinung vielleicht ein trefflicher Informator, aber doch ein homo novus in den Staatsgeschäften war. Sie waren vom Großen Kurfürsten gewöhnt, daß er, obgleich er gern ihren Rat hörte, doch nur nach eigenster Eingebung seine großen Entscheidungen traf; jetzt machte sich neben dem jungen Fürsten ein Einfluß geltend, der sich allmählich über alle Kreise des Staatslebens erstreckte. Daß unter „Danckelmann dem Großen" — so pflegte man ihn in Hofkreisen zu nennen — auch seine sechs Brüder hohe Staatsämter bekleideten, steigerte die Besorgnis vor dem Übergewicht der „Danckelmänner." Sehr unbequem war die zurückhaltende Weise des unbestechlichen Mannes auch den fremden Gesandten.

Danckelmann hatte das würdige Streben, dem Kurfürsten darin beizustehen, daß er den Staat in den Bahnen des Begründers weiter führe. Er vermochte nach den Erfahrungen, die der Große Kurfürst gemacht, ihm weder aufopfernde Hingebung an das Reichsoberhaupt, noch volles Vertrauen zu den Reichsfürsten — auch nicht zu dem Hause Hannover, dem der Kurfürst durch seine Gemahlin Sophie Charlotte nahe verwandt war, — zu empfehlen. Ihm schien das Zusammengehen mit den protestantischen Reichsständen und dem reformierten Hause Oranien die für Brandenburg gebotene, vom Großen Kurfürsten überlieferte Politik, um die großen Principien der Staaten- und Gewissensfreiheit aufrecht zu erhalten. Zwei Dinge waren es jedoch, die den Kurfürsten von vornherein in der freien Bethätigung seines Willens hinderten und ihn, je länger sie bestanden, desto mehr in Abhängigkeit von dem Kaiserhofe zu bringen drohten, — das letzte Testament des Großen Kurfürsten und der von ihm als Kurprinzen ausgestellte Revers über Schwiebus. Nur von dem ersteren war Danckelmann etwas bekannt.

Es ist Thatsache, daß noch eine letztwillige Verfügung Friedrich Wilhelms

(vom 16. Januar 1686) vorhanden war, derzufolge seine vier Söhne zweiter Ehe mit Anteilen brandenburgischen Gebietes und mit beinahe fürstlichen Hoheitsrechten ausgestattet werden sollten, und daß dieses Testament dem Wiener Hofe zur Überwachung der Vollstreckung übergeben war. Aber war es denkbar, daß der Große Kurfürst mit diesem Schriftstücke, das er auf die dringenden Anliegen seiner Gemahlin vielleicht in seinen Schmerzensstunden verfaßt hatte, die ganze Arbeit seines Lebens, die auf die Herstellung eines einheitlichen mächtigen Staates gerichtet war, selbst wieder vernichten, daß er damit die alten Hausgesetze, welche die Unteilbarkeit der brandenburgischen Lande bestimmten — die Dispositio Achillea und das Hausgesetz von Gera —, umstoßen wollte? — Der Geist, in dem er die Regierung geleitet hatte, schien eine solche Annahme auszuschließen; auch hatte Friedrich Wilhelm stets nur auf das frühere, von ihm eigenhändig geschriebene Testament (von 1667) hingewiesen, und noch die letzten Mahnungen, die er von seinem Sterbelager an den Kurprinzen gerichtet, ließen erkennen, daß er in diesem den alleinigen, souveränen Nachfolger im brandenburgischen Staat erblickte. Friedrich III. hatte daher, ohne Zweifel an seinem Rechte zu hegen, die Regierung angetreten; er ließ in der ersten Geheimratssitzung nach dem Tode seines Vaters (7. Mai) das Testament öffnen und vorlesen, und das Gutachten der sämtlichen Räte lautete dahin, daß nach den Staats- und Hausgesetzen nur dieses Testament (von 1667), nicht aber das später nach Wien gesandte für rechtsgültig anzuerkennen sei. Dennoch blieb das Dokument in den Händen Österreichs eine gefährliche Waffe, und die österreichische Staatskunst verstand es, sich derselben in Verbindung mit dem unheilvollen Reverse über Schwiebus mit Geschick zu bedienen, so oft es dem österreichischen Interesse angemessen schien, einen Druck auf den Kurfürsten zu üben. Schon die Klugheit gebot daher, eine Verständigung mit den zunächst Beteiligten, der verwitweten Kurfürstin Dorothea und deren Söhnen, zu suchen. Die kurfürstliche Witwe zeigte sich nachgiebiger, als man von ihr erwartet hatte, — mit ihr kam bereits im folgenden Frühjahr (März 1689) ein Vergleich zu stande; — nicht so die Söhne, welche den glänzenden Schein reichsfürstlicher Selbständigkeit ungern mit der bloßen Ehre, Prinzen des Hauses Brandenburg zu sein, vertauschen wollten. Durch die Vermittelung Danckelmanns, der den jungen Herren in eindringlichster Weise vorstellte, daß es sich um die Ehre und Macht des Hauses Brandenburg handelte, gelang es endlich, den Markgrafen Philipp Wilhelm und demnächst auch seine jüngeren Brüder zu einem Vergleich zu bewegen (März 1692). Der Kurfürst war sehr befriedigt von dieser Beilegung des

Familienzwistes, weil er damit „den alten Grund, auf welchem des kurfürstlichen Hauses Macht und Ansehen beruhe, von neuem befestigt sehe."

Übler stand es mit dem anderen Dinge, dem Revers über Schwiebus. Kurfürst Friedrich empfand Reue über jenes von ihm als Kurprinzen gegebene Versprechen, den Schwiebuser Kreis, den sein Vater als Entschädigung für seine Ansprüche auf die schlesischen Fürstentümer erhalten, nach seinem Regierungsantritte an Österreich zurückzugeben. Er fühlte das Unwürdige des Schrittes, zu dem er sich hatte verleiten lassen, und er hätte vieles daran gesetzt, um den Revers zurückzuerhalten und von dem unrühmlichen Akte der Rückgabe dieses Landesteils loszukommen. Aber das Haus Österreich war nicht willens, ihm diese Demütigung zu erlassen. Seinen wiederholten Mahnungen gegenüber erkannte der Kurfürst die Unmöglichkeit, die bisher unter dem tiefsten Geheimnis betriebene Angelegenheit vor seinen Räten länger verborgen zu halten; er entschloß sich, Danckelmann einzuweihen. Dieser mag nicht wenig bestürzt gewesen sein, als er von dem unheilvollen Schritte seines früheren Zöglings Kenntnis erhielt. Er forderte eine Darlegung des Sachverhalts von seiten Österreichs, und die „Information," welche der österreichische Gesandte Baron Fridag darauf übergab, so diplomatisch glatt und gewandt sie gehalten war, vermochte nicht das schnöde Spiel der österreichischen Staatskunst zu verdecken. Aber war denn der Kurprinz überhaupt berechtigt gewesen, bei Lebzeiten seines Vaters einen solchen Revers auszustellen, durch den er einen Staatsvertrag seines Vaters, des regierenden Landesherrn, aufhob? Konnte das Haus Österreich auf Grund jenes erschlichenen Reverses in der That eine staatsrechtlich begründete Forderung an Brandenburg stellen? — Von der Verneinung dieser Fragen mochten Danckelmann und die brandenburgischen Staatsmänner ausgehen, als sie dem Kurfürsten rieten, den Revers als rechtsungültig zurückzufordern und die Herausgabe von Schwiebus abzulehnen. Anders lag die Sache für den Kurfürsten; er fühlte sich durch sein Manneswort gebunden, und er dachte zu fürstlich, zu hohenzollernsch, um an seinem Worte drehen und deuteln zu lassen. So blieb denn nichts übrig, als nachzugeben. Nachdem der Kaiser ihm einige Forderungen — namentlich die Anerkennung seiner Anwartschaft auf Ostfriesland als Entschädigung für eine Reichsschuld an Brandenburg — bewilligt hatte, erfolgte die förmliche Übergabe des Schwiebuser Kreises an die kaiserlichen Kommissarien (31. Dezember 1694). Der Jammer der evangelischen Einwohner, die sich jetzt von neuem den Verfolgungen und Bedrückungen preisgegeben sahen, war groß. Schon in der Nacht nach Ankunft der kaiserlichen Kommissarien wurde in der evan-

gelischen Kirche zu Schwiebus Feuer angelegt; man sah den Brandstifter in ein Kloster fliehen. — Bei der Unterzeichnung des Abkommens mit Österreich (10. Dezember) sprach der Kurfürst die Worte: „Ich will und werde mein Wort halten, weil ich muß. Unsere Rechte auf die schlesischen Fürstentümer auszuführen, überlasse ich meinen Nachkommen, welche ich bei diesen widerrechtlichen Umständen weder verbinden kann, noch will. Giebt es Gott und die Zeit nicht anders als jetzo, so müssen wir zufrieden sein; schickt es aber Gott anders, so werden meine Nachkommen schon wissen und erfahren, was sie deshalb dereinst zu thun und zu lassen haben."

Diese beiden Angelegenheiten waren es, welche dem Kurfürsten während seiner ersten Regierungszeit schwere Stunden bereiteten. Sie machen es erklärlich, wenn Friedrich III. in seiner auswärtigen Politik nicht die Erfolge erntete, welche seine Anstrengungen für das Reich, sowie die ruhmvollen Leistungen seiner Truppen im Felde erwarten ließen.

In dem Todesjahre des Großen Kurfürsten war der Plan Wilhelms von Oranien auf Erlangung der englischen Königskrone zur Reife gediehen. Im Juni 1688 ward dem Könige Jakob II. ein Sohn geboren, wie man sagte, ohne daß seine Gemahlin guter Hoffnung gewesen; es wäre danach dieser „Prinz von Wales," der spätere Prätendent Jakob III., nur ein untergeschobener Sohn gewesen, bestimmt, den Jesuiten und der katholischen Kirche als Werkzeug zu dienen. Diese Aussicht auf die katholische Erbfolge und auf die dauernde Unterwerfung Englands unter die Herrschaft des Papsttums brachte die Gärung zum Ausbruch. Wilhelm von Oranien rüstete sich, dem Rufe seiner Glaubensgenossen in England zu folgen und den Thron der Stuart einzunehmen, auf den er durch seine Gemahlin Maria, die älteste, protestantisch erzogene Tochter Jakobs II., die nächsten Anrechte zu haben behauptete. Niemand war eifriger in der Förderung seines Unternehmens als Friedrich III. Er gab seinen berühmten Feldmarschall von Schomberg sowie einige brandenburgische Regimenter in die Dienste des Oraniers und verstärkte seine Truppen in Kleve bis auf 12000 Mann, um ihm nach dem Abzuge der niederländischen Truppen den Rücken gegen Frankreich zu decken.

Noch ehe die Flotte Oraniens, hoch oben am Maste des Hauptschiffs die Flagge mit den englischen Farben und mit dem Wahlspruch: „Die protestantische Religion und die Freiheit Englands," auf dem Meere schwamm, richtete König Ludwig XIV. sein Manifest an das Reich (14. September). Die Anerkennung des Herzogs Joseph Klemens, Bruders des Kurfürsten von Bayern, als Kurfürsten von Köln durch Kaiser und Reich anstatt des ihm zugethanen

und von der französischen Partei im Kapitel gewählten Wilhelm von Fürstenberg, Bischofs von Straßburg, sowie die Zurückweisung der vermeintlichen Pfälzer Ansprüche des Herzogs von Orleans, des Bruders Ludwigs XIV., dienten diesem als Vorwände zum Kriege. Er eilte, sich dem Reiche gegenüber in eine vorteilhafte Position zu setzen, solange die österreichischen Truppen durch den Türkenkrieg noch an der unteren Donau festgehalten waren. Französische Truppen besetzten die Festungen im Kölnischen, Kaiserswerth, Rheinberg, Bonn; in Köln selbst kamen ihnen die Brandenburger zuvor. Ehe noch das Manifest in Regensburg übergeben war, hatten die Franzosen sich auch der Plätze in der Pfalz auf dem linken Rheinufer — Kaiserslautern, Alzei, Worms, Speier — bemächtigt. Philippsburg ergab sich (7. Oktober); Mainz, Höchst und Aschaffenburg wurden vom Kurfürsten von Mainz den Franzosen übergeben. Während Marschall Boufflers auf Koblenz vorging, nahm der Dauphin Heidelberg und Mannheim. In kurzer Zeit hatte sich Ludwig XIV. zum Herrn der vier rheinischen Kurfürstentümer gemacht. Auch in Westfalen breiteten sich die Franzosen aus und besetzten die Plätze Arensberg, Dorsten, Recklinghausen.

Die kaiserlichen und oberdeutschen Truppen standen an der unteren Donau bis über Belgrad hinab; die Franzosen konnten eher vor Wien, als die Österreicher am Rhein stehen. Aus diesem Grunde zögerte Kaiser Leopold, den Handschuh des stolzen Königs aufzunehmen, und wartete das Gutachten des Reichstages in Regensburg über das Manifest Ludwigs XIV. ab. Er sprach indessen die Hoffnung aus, Kurfürst Friedrich werde, „wie er sich mit der Besetzung Kölns unsterblichen Ruhm erworben, so sich weiter der Defension des geliebten Vaterlandes annehmen."

In der That betrieb Friedrich auf das eifrigste die Anstalten zum Schutze des Reichs. Er zog neue Regimenter aus den Marken und aus Pommern an den Niederrhein und bewog die norddeutschen Fürsten — Kursachsen, Hessen-Kassel, Celle, Hannover — ihre Truppen an den Mittelrhein zu schicken. So gelang es bis zum Jahresschluß, wenigstens das rechte Rheinufer bis zur Mainlinie zu decken. Diesem raschen Handeln des Kurfürsten hatte Wilhelm von Oranien vorzugsweise das Gelingen seines Unternehmens zu danken. Während Jakob II. eiligst das Land seiner Väter verließ, das Reichssiegel in die Themse warf und sich unter den Schutz Ludwigs XIV. flüchtete, hielt Wilhelm von Oranien seinen Einzug in London (6. November) und bestieg als Wilhelm III. den Thron Englands. Sogleich darauf erklärte Ludwig XIV. den Krieg an die Niederlande (14. November).

Wilhelm III. bemühte sich um den Beistand Österreichs und schloß nach

längeren Unterhandlungen mit dem Kaiser ein Bündnis (2. Mai 1689), durch welches beide sich verpflichteten, mit aller Kraft den Krieg gegen Frankreich zu führen und den Frieden nur auf den Grundlagen des Westfälischen und Pyrenäischen Friedens zu schließen. Wilhelm versprach dem Kaiser, auf die Beschleunigung der römischen Königswahl seines ältesten Sohnes Joseph hinzuwirken und die spanische Erbfolge seines zweiten Sohnes Karl anzuerkennen, und erhielt für diesen Preis die Anerkennung seiner englischen Königskrone durch Österreich. England und Spanien, später auch Brandenburg, traten der „großen Allianz" bei.

Bis dahin hatten Brandenburg und seine norddeutschen Verbündeten den Andrang des übermächtigen Frankreich allein aufzuhalten gehabt. Nun erfolgten die Kriegserklärungen von Kaiser und Reich, von Spanien und England an Frankreich. Friedrich III. erklärte in einem besonderen Edikt, daß er, „wie alle getreuen Stände des Reichs, kraft habender souveräner Macht die Waffen ergriffen habe, um sich und seine Staaten gegen Frankreich zu schützen."

Während die kaiserlichen Truppen noch im Anmarsch nach dem Ober- und Mittelrhein waren, vollführten die Franzosen jene planmäßige Verwüstung und Verheerung des Pfälzer Landes, durch welche sie den Fluch der Pfälzer auf ihr Andenken luden. Der gesprengte Turm des Heidelberger Schlosses, die Ruinen der Schlösser und Burgen auf den Bergen sind stille Zeugen des Vandalismus, mit welchem die französischen Generale die Maßregeln ihrer Regierung vollzogen. Wie Mordbrenner fielen die wilden Heerhaufen über die blühenden Dörfer an der Bergstraße, die reichen Städte am Rhein; vom Haardtgebirge bis zur Nahe rauchten Städte und Dörfer, Weinberge und Fruchtfelder. Worms ward geplündert, in Flammen gesteckt und niedergebrannt; nur der ehrwürdige Dom widerstand der Macht des Feuers und der Pulverminen. Speier erlitt dasselbe Schicksal; hier wurden die Kaisergrüfte erbrochen und mit den Gebeinen der alten Kaiser Hohn getrieben (Juni 1689).

Anders sah es am Niederrhein aus. Noch im Winter hatten die Brandenburger den Franzosen die von ihnen besetzten Festungen in Westfalen entrissen, ganz Westfalen vom Feinde gesäubert. Anfang März ging General von Schöning bei Wesel über den Rhein, wandte sich südwärts und lieferte, vereinigt mit einigen niederländischen Regimentern und mit den brandenburgischen Bataillonen des Generals von Barfus, den Franzosen das glänzende Gefecht bei Ürdingen (2. März).

Auf die Nachricht, daß der Feldzug eröffnet sei, begab sich Kurfürst Friedrich nach Wesel (12. Juni). Noch vor seiner Ankunft kapitulierte Rhein-

berg, bald nach derselben Kaiserswerth (Juni). Die Reihe kam an Bonn, das von festen Werken umgeben war, eine starke Besatzung und in dem Obersten von Asfeld einen energischen Kommandanten hatte. Da die Besatzung sich durch das Bombardement nicht schrecken ließ, so mußte zur förmlichen Belagerung geschritten werden gegen den Wunsch des Kurfürsten, der am liebsten, mit den niederländischen Truppen vereinigt, über die Maas nach der Champagne vorgedrungen wäre. Friedrich unternahm es, selbst die Werke zu rekognoscieren, um die Angriffsfront zu wählen. Nur Danckelmann und einige Offiziere begleiteten ihn auf dem Erkennungsritt. Ein zu seiner Bedeckung bestimmtes Detachement war durch ein Versäumnis nicht zur Stelle; nur einige Reuter von der Feldwache wurden mitgenommen. Kaltblütig ritt der Kurfürst bis nahe vor die Festungswerke, von dort mit lebhaftem Geschützfeuer begrüßt, während die Mannschaft bereits Kugeln mit den feindlichen Abteilungen wechselte, die von der Festung ausgesandt waren, um ihm einen Hinterhalt zu legen.

Alle Versuche, die Festung zu entsetzen, wurden vereitelt. Ein blutiger Sturm (29. September) führte die Brandenburger bis an den Rand des Hauptgrabens. Am folgenden Morgen sollte der Sturm erneuert werden, da hörte man in der Festung Chamade schlagen. Am 5. Oktober zog die sehr zusammengeschmolzene Besatzung, Oberst von Asfeld schwerverwundet in einer Sänfte voraufgetragen, mit kriegerischen Ehren aus der Festung.

Mit der Einnahme von Bonn endete der Feldzug von 1689. Die Freude über die Waffenerfolge seiner Truppen wurde dem Kurfürsten nur zu bald vergällt durch die geringschätzende Behandlung, die er vom Hause Österreich erfuhr. Die Wahl des Erzherzogs Joseph zum römischen König wurde eingeleitet, ohne daß man mit dem ersten Kurfürsten des Reichs vorher Rücksprache genommen hatte. Friedrich allein hatte den Schlüssel für dieses seltsame Verfahren des Wiener Hofes, es war die Schwiebuser Angelegenheit. Tief verstimmt, zog er einen Teil seiner Truppen vom Rhein nach den Marken zurück und ließ auch die übrigen im folgenden Jahre erst spät aus den Winterquartieren aufbrechen. Nachdem jedoch die Niederländer bei Fleurus (21. Juni 1690) durch den Marschall von Luxemburg eine schwere Niederlage erlitten hatten, war er der erste, der vor den Riß trat und durch die schnelle Vereinigung seiner brandenburgischen mit den niederländischen Truppen die drohende Gefahr von Brüssel abwandte.

Auf verschiedenen Kriegsschauplätzen und auf dem Meere wurde gekämpft. Am Boynefluß in Irland siegte der Oranier über Jakob Stuart und seinen Anhang (10. Juli 1690); der edle Refugié Schomberg fiel hier für die Sache

Die Brandenburger unter Ludwig von Baden bei Szalankemen.

der Evangelischen. In Italien, wo der Herzog von Savoyen sich den Verbündeten gegen Frankreich angeschlossen hatte, verloren die Österreicher die Schlacht bei Staffarda gegen Catinat (8. August), und im Türkenkriege fiel das feste Belgrad (28. September) in die Hände des „Erbfeindes der Christenheit," jetzt des besten Verbündeten Ludwigs XIV., — ein Verlust, der von Österreich schwerer empfunden wurde als eine Niederlage am Rhein. So wenigstens äußerte sich der spanische Gesandte in Wien, „es gäbe Leute am Kaiserhofe, die nicht danach fragten, ob Deutschland sich verblute, wenn Österreich nur eine elende Hütte in Ungarn erobere."

Die Unfälle der Österreicher im Türkenkriege wurden die Veranlassung, daß Kurfürst Friedrich sich dem Kaiserhofe wieder näherte. Er stellte ein Hilfscorps von 6000 Mann unter General von Barfus wider die Türken, und schon im folgenden Jahre (1691, 8. und 9. August) sehen wir die Brandenburger in der furchtbaren Schlacht bei Szalankemen die Entscheidung geben, aber 1075 Mann betrug der Verlust des kleinen Corps, im Verhältnis fast das Doppelte des kaiserlichen Verlustes. Durch die um sich greifenden Krankheiten — eine Folge der ungewöhnlichen Hitze — schmolz das Corps bis auf die Hälfte zusammen. Die Reste bezogen Winterquartiere am Fuße der Karpathen und kehrten im folgenden Frühjahr in die Heimat zurück. Aber schon 1693 stand ein neues Hilfscorps von 6000 Mann unter General von Brandt auf dem wohlbekannten Sammelplatz bei Krossen und nahm an sämtlichen Feldzügen in Ungarn bis zum Friedensschluß von Karlowitz (1699) rühmlichen Anteil, so bei Belgrad, Temeswar, Titel und namentlich an dem glänzenden Siege bei Zenta (1. September 1697), wo der Prinz Eugen von Savoyen den General von Schlabrendorff, der Brandt im Kommando gefolgt war, auf dem Schlachtfelde mit den Worten umarmte: „Lieber Herr General, Gott, Ihm und Seiner angeführten Truppen Tapferkeit haben wir diesen Sieg zu danken!" — Dies war aber auch der einzige österreichische Dank; denn von einer Nachgiebigkeit in der Schwiebuser Angelegenheit, die Friedrich für die brandenburgische Türkenhilfe wohl erwartet hatte, war nicht die Rede. So kämpften brandenburgische Truppen am Niederrhein und in Italien, auf der grünen Insel am Boynefluß wider Irländer und Franzosen und am Theiß wider der Türken Macht, überall mit Ruhm, und vermochten dennoch, so verstreut auf vier verschiedenen Kriegsschauplätzen, nicht, das Gewicht der brandenburgischen Macht mit solcher Wirkung geltend zu machen, wie sie in einem Heere, unter ihres Fürsten Leitung kämpfend, gethan haben würden.

Die gemeinsamen Ziele, welche die Mächte in dem großen Bunde gegen

Frankreich geeinigt hatten, schwanden ihnen mehr und mehr aus den Augen, und ihrer Kriegführung gebrach es an Plan und Einheit. Wilhelm von Oranien, der Urheber der großen Allianz, hatte durch den Sieg am Boynefluß sein Königtum in England befestigt; aber in den Niederlanden verlor er Festungen und Schlachten (Steenkerken 1692, Neerwinden 1693). Durch die Wiedereroberung von Namur (August 1695), welche Wilhelm III. in seinem Dankschreiben an den Kurfürsten (3. September) vorzugsweise dem Beistande der Brandenburger zuschrieb,* stellte er seinen Waffenruhm wieder her. Er hätte gern einem Frieden zugestimmt, der ihm die Anerkennung seines englischen Königtums durch Frankreich brachte. Die größeren Staaten des Reichs wandten ihre Aufmerksamkeit nach Richtungen, wo sich ihnen Aussichten auf größere Vorteile eröffneten, als sie durch die Fortsetzung des Krieges erlangen konnten. Ernst August von Hannover träumte von einer Wiederaufrichtung der Welfenmacht in Norddeutschland, wie zu Zeiten Heinrichs des Löwen; die Erlangung der neunten Kurwürde im Reich (1692) sollte die erste Stufe dazu sein. Max Emanuel von Bayern glaubte sein Ziel, die Erwerbung der spanischen Niederlande, leichter im Bunde mit als gegen Frankreich erreichen zu können, und August II. der Starke von Sachsen richtete sein Augenmerk nach dem Osten, wo die polnische Königskrone winkte, für deren Erlangung er mit dem Übertritt zum katholischen Glauben kein zu großes Opfer zu bringen meinte. So war fast allein Österreich für den Krieg, durch dessen Fortführung es die Anerkennung seiner spanischen Erbfolge von Frankreich zu erreichen hoffte. Der Krieg, von Wilhelm von Oranien und Friedrich III. für die großen Ideen der Staaten- und Gewissensfreiheit unternommen, hatte sich allmählich in einen solchen für die österreichischen Hausinteressen verwandelt, an denen die übrigen Staaten keinen Anteil hatten.

Gewisse Zeichen deuteten darauf hin, daß auch Ludwig XIV. des Krieges müde sei. Durch die Hugenottenverfolgung und durch die Anstrengungen für den Krieg hatte der Wohlstand des Landes schwer gelitten; die sonst so blühende Gewerbthätigkeit Frankreichs war ins Stocken gekommen. Ludwig XIV. hütete sich, seine Hilfsmittel bis aufs letzte zu erschöpfen, da noch wichtige Fragen der nächsten Zeit vorbehalten blieben, für deren gewaltsame Lösung er die Kräfte des Landes in noch höherem Grade in Anspannung

* „Ich kann Ihre Truppen nicht genug loben, noch von dem Verhalten Ihrer Generale mehr befriedigt sein; sie haben hohen Ruhm erworben, und ich versichere Sie, daß ich keine dankbarere Verpflichtung fühlen kann, als ich für Ihren Beistand in einer so wichtigen Unternehmung empfinde."

erhalten mußte. Im Sommer 1696 wurden die ersten vertraulichen Mitteilungen zwischen Wilhelm III. und Ludwig XIV. ausgetauscht. Letzterer zeigte sich dabei weit gemäßigter, als man erwartet hatte; er erbot sich, den Frieden, wenn auch nicht auf Grundlage des Pyrenäischen, doch des Westfälischen und Nymwegener Friedens zu schließen, also die reunierten Gebiete mit wenigen Ausnahmen an Deutschland herauszugeben und die Pfälzer Ansprüche einem Schiedsgericht zu übertragen. Auf diese Erbietungen hin wurden zu Ryswik, einem Dorfe nahe dem Haag, die Friedenskonferenzen eröffnet. Ludwig XIV. stellte Kaiser und Reich die Wahl, ob sie Freiburg und Breisach oder Straßburg, das heißt zwei österreichische Plätze oder die deutsche Reichsstadt, zurücknehmen wollten. Als der Kaiser mit der Antwort zögerte, bestand Ludwig auf Straßburg. Am 10./20. September unterzeichneten England, Holland und Spanien, am 20./30. Oktober 1697 Kaiser und Reich den Frieden zu Ryswik, nachdem auf Ludwigs XIV. Antrieb im Einverständnis mit Österreich noch die Klausel in den Friedensvertrag aufgenommen war, daß der katholische Kultus in den von Frankreich wieder herausgegebenen Ortschaften auf demselben Stande erhalten werden solle, wie zur Zeit des Friedensschlusses. Vergebens protestierte Friedrich III. gegen diese Bestimmung.

Brandenburg war nicht reicher aus dem Kriege hervorgegangen, weder an Land noch an Bedeutung. Bitter empfand der Kurfürst manche Zurücksetzung, welche seine Gesandten bei den Friedenskonferenzen in Ryswik erfahren hatten. Es schien, als ob die übrigen Staaten absichtlich die Verdienste Brandenburgs in dem letzten Kriege herabzuziehen suchten, als ob sie den Kurfürsten dafür strafen wollten, daß sein Vater Brandenburg zu solcher Machthöhe emporgebracht hatte. Auch am kurfürstlichen Hofe täuschte man sich nicht darüber, daß das Ansehen Brandenburgs trotz seiner großen Anstrengungen und Leistungen gelitten habe; aber man suchte die Ursache davon nicht in dem Mangel eines einheitlich und kräftig wirkenden Willens, nicht in der Nachgiebigkeit des Kurfürsten, der von weicherem Metalle war als Friedrich Wilhelm, sondern in dem übermächtigen Einflusse, den er seinem ersten Ratgeber eingeräumt hatte.

Noch im Sommer 1695 hatte der Kurfürst Danckelmann ein Zeichen seiner fortdauernden Gunst und seines Vertrauens gegeben. Zur Feier von Danckelmanns Geburtstag (1. Juli) ließ er sich bei ihm zur Tafel anmelden und zugleich den Wunsch aussprechen, auch seine Brüder, die bis auf einen gerade in Berlin anwesend waren, bei dieser Gelegenheit zu sehen. Während des Mahles erhob sich der Kurfürst, um in huldvollen Worten zu verkünden,

daß er Danckelmann zu seinem Oberpräsidenten und ersten Minister ernannt habe. Alles Widerstreben Danckelmanns half nichts; der Kurfürst erklärte, daß es bei diesem seinem Wunsche und Befehle sein Bewenden haben solle. Danckelmann ahnte, daß die Gunst seines Herrn sein Unglück sein werde.

So sehr der Kurfürst willens war, ihn gegen seine Neider zu schützen, so verschloß er doch nicht sein Ohr vor gewissen Einflüsterungen. Man beschuldigte Danckelmann, daß er sich seiner Stellung auf Kosten der kurfürstlichen Autorität überhebe; man brachte Dinge vor, von denen man wußte, daß sie die Eitelkeit des Fürsten verletzen würden. Die sittliche Strenge seines früheren Präceptors begann auch Friedrich unbequem zu werden. „Ich sehe wohl, Danckelmann will den Kurfürsten spielen," äußerte er einmal, „ich will ihm aber zeigen, daß ich der Herr bin."

Verschiedene Elemente wirkten zusammen, um den Sturz des Oberpräsidenten herbeizuführen. Die alten Geheimeräte fühlten sich durch ihn zurückgesetzt; der tapfere Feldmarschall von Barfus hielt sich zwar „für keinen Politiker," aber er haßte „die Danckelmänner, die Perücken"; die Höflinge spöttelten über „den langweiligen Cato," und der Kurfürst hörte alles und ließ es geschehen. Unter den Hofleuten hatte sich besonders einer in die Gunst des Fürsten zu setzen verstanden, der Oberkammerherr Freiherr und spätere Reichsgraf Kolbe von Wartenberg. Wenn Danckelmann den Kurfürsten mit seinen Vorträgen über ernste Staatsangelegenheiten ermüdete, so wußte Kolbe ihn durch glänzende, heitere Hoffeste zu zerstreuen; wenn der erste Minister zur Sparsamkeit und Einschränkung im Haushalte riet, dann schaffte der erfindungsreiche Oberkämmerer immer neue Mittel herbei, um den Neigungen des Fürsten zu schmeicheln, und er verschaffte sich noch einen besonderen Einfluß, indem er seine Frau, die frühere Gattin eines kurfürstlichen Kammerdieners, in nähere Beziehungen zum Kurfürsten brachte. Diese Frau Reichsgräfin von Wartenberg, vormals verwitwete Biedekamp, geborene Rickers, Tochter eines Weinschenken in Emmerich, die weder hervorragend schön noch geistreich, aber schlau und unterhaltend war und das Wohlgefallen des Kurfürsten in besonderem Grade erregte, gelangte durch den bloßen Schein zu einer Bedeutung, die an diesem Hofe ohne Beispiel war. Nicht, daß der Kurfürst die Neigungen anderer Fürsten geteilt hätte, die nach dem Vorbilde Ludwigs XIV. einen Hof von Favoritinnen und dergl. um sich hatten; aber er fand es nicht anstößig, die Gräfin gewissermaßen zu seiner Titular-Favorite zu erklären, und in dieser Rolle verstand es das gewandte Frauenzimmer, die Fäden des höfischen Intriguennetzes weiter zu spinnen, durch welches der erste Minister Brandenburgs zu Fall gebracht werden sollte.

Bei seiner Rückkehr von einer Reise aus Preußen (Juli 1697) sagte der Kurfürst zu einem der Hofleute, dem Grafen Christoph zu Dohna: „Ich will Euch etwas anvertrauen; aber wenn Ihr davon sprecht, lasse ich Euch den Kopf vor die Füße legen; ich habe mich entschlossen . . . .“ Damit schwieg er, und der Graf verstand ihn. Danckelmann erfuhr, daß er die Gunst seines Herrn verloren habe, und bat um seine Entlassung. Sie wurde in allen Gnaden gewährt (22. November 1697); er erhielt jedoch den Befehl, alle in seinem Gewahrsam befindlichen Briefe und Papiere über Staatsangelegenheiten sogleich auszuliefern.

Als die Übergabe sich einige Tage verzögerte, ward Danckelmann verhaftet und nach Spandau abgeführt.

Es war zu dieser Zeit nichts Seltenes, daß ein Staatsmann, der in Ungnade gefallen, mit dem Amte zugleich die Freiheit verlor, weil man besorgte, daß er seine Kenntnis der Staatsgeheimnisse in fremden Diensten zum Nachteil des Staates, dem er bisher gedient, verwerten könne. Dennoch mußte ein solches Verfahren des Kurfürsten gegen seinen treuen Jugendberater und langjährigen Vertrauten überraschen; es zeugte von dem Mißtrauen, welches die am Hofe nach der Herrschaft strebende Partei ihm bereits ins Herz geflößt hatte. Aber nicht genug damit; es kam nun darauf an, dem Gefallenen auch eine Schuld nachzuweisen, damit auf Grund derselben in allen Rechtsformen seine Verurteilung erfolgen könnte. Die nun folgende Einleitung und Führung des Prozesses wirft einen trüben Schatten auf das Bild des sonst so mild und gütig gesinnten Fürsten. Nach dem ersten Verhör wurde Danckelmann nach Peitz gebracht. Die Klagepunkte waren so allgemeiner Art, daß sie kaum einen Anhalt zur Begründung einer Schuld ergaben.

Als der mit der Aufsetzung der Anklageakte beauftragte Hoffiskal Möller im dritten Jahre des Prozesses vom Kurfürsten die Weisung erhielt, den Prozeß in vier Wochen zu Ende zu bringen, schrieb er in die Akten: „Heiliger Gott, gerechter Richter, Artikel kann ich machen; aber woher soll ich die Beweise nehmen? Niemand will das Herz haben, Seiner Kurfürstlichen Durchlaucht den schlechten Stand des Prozesses zu offenbaren, sondern der Prozeß soll kontinuiert werden.“

Endlich war die Anklageschrift fertig. Obgleich sich kein Strafurteil darauf begründen ließ, blieb Danckelmann in Gefangenschaft. Erst nach Jahren, als dem Kurfürsten der erste Enkel geboren war (1707), erhielt der gebrochene Mann seine Freiheit wieder.

Vielleicht konnte Danckelmann der Vorwurf gemacht werden, daß er die

Politik mehr nach allgemeinen europäischen Gesichtspunkten, als speciell im brandenburgischen Interesse geleitet, daß er sie mehr dem Charakter eines „Großen Kurfürsten“ als eines Friedrich III. angepaßt hatte; jedenfalls war sein Streben redlich und uneigennützig gewesen. Aber er hatte dem Kurfürsten niemals zur Nachgiebigkeit gegen das Haus Österreich geraten und würde dies auch in Zukunft schwerlich gethan haben; er stand damit den Plänen entgegen, mit denen Friedrich sich im stillen trug und die ein gutes Einvernehmen mit Österreich zur Voraussetzung hatten. Vielleicht lag auch hierin ein Grund für den Kurfürsten, ihn fallen zu lassen. Die Entlassung Danckelmanns bezeichnet eine Wendung in der brandenburgisch-preußischen Politik. Sie verließ die großen Gesichtspunkte, die seit Friedrich Wilhelm für die maßgebenden gegolten hatten, und der Ehrgeiz Friedrichs III. wandte sich Zielen zu, die nicht auf denjenigen Bahnen lagen, wo die großen europäischen Entscheidungen zu erwarten standen. Sein Sinnen und Trachten erfüllte die preußische Königskrone.

Die Erlangung der preußischen Königskrone.

Die Wende des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts brachte die Entladung zweier schweren Gewitter, von denen das eine schon seit einer Reihe von Jahren den Horizont umlagerte. Es galt im Südwesten den Kampf der Dynastieen Habsburg und Bourbon um das spanische Erbe, im Nordwesten den Kampf um die Herrschaft des Baltischen Meeres. — In Spanien siechte König Karl II., der letzte Sprößling des habsburgisch-spanischen Mannsstammes, dem Grabe zu. Die früheren geheimen Teilungsverträge über die spanische Monarchie zwischen Österreich und Frankreich waren durch die nachfolgenden Kriege zwischen diesen beiden Mächten hinfällig geworden. Den Ansprüchen, welche Kaiser Leopold I. als Haupt der österreichischen Linie des Hauses Habsburg und als Gemahl der Margareta Theresia, der jüngeren Schwester Karls II., für seinen Sohn dritter Ehe, den Erzherzog Karl, erhob, standen diejenigen gegenüber, welche Ludwig XIV. als Gemahl der Maria Theresia, der älteren Schwester Karls II., trotz des vorangegangenen Verzichts derselben für seinen zweiten Enkel, Philipp von Anjou, geltend machte. Um das für das Gleichgewicht Europas bedrohliche Anwachsen einer solchen Hausmacht der Habsburger oder der Bourbonen zu verhüten, hatte Karl II. auf Veranlassung der Seemächte Holland und England in seinem Testament den Kurprinzen Joseph Ferdinand von Bayern, den Sohn des Kurfürsten Max Emanuel von Bayern und der Marie Antonie, einer Tochter der verstorbenen Kaiserin Margareta Theresia, zu seinem Haupterben eingesetzt. Holland, England und Frankreich verbürgten sich durch einen Vertrag für die Ausführung dieses Testaments; aber schon wenige Monate darauf (1699) starb der siebenjährige Kurprinz, und Europa stand abermals vor der gefährlichen Alternative, nach

dem Tode Karls II. entweder Österreich oder Frankreich um das Reich, in welchem die Sonne nicht unterging, mächtiger werden zu sehen.

In Schweden hatte (1697) der sechzehnjährige König Karl XII. die Regierung angetreten. Die Gegner Schwedens hielten bei der Jugend und Unerfahrenheit des Königs den Augenblick für günstig, um das Übergewicht der schwedischen Macht zu brechen und in einem gemeinsamen Bunde, der unter Vermittelung des Livländers Patkul zu stande kam, jeder seine eigenen Pläne gegen Schweden durchzuführen, nämlich der Zar von Moskau Peter I., später „der Große" genannt, die Ausdehnung seines Reiches bis an die Ostsee, König August II. den Plan, Livland zu gewinnen und seine sächsische Dynastie in Polen zu befestigen, endlich König Friedrich IV. von Dänemark die Wiedereroberung der in den früheren Friedensschlüssen an Schweden verloren gegangenen Provinzen und die Erneuerung seiner Lehnshoheit über das Herzogtum Schleswig. Der Krieg begann hier ohne Kriegserklärung. August II. bedrohte Riga durch einen Handstreich und eroberte Dünamünde, die Dänen rückten in Schleswig ein und entrissen dem Herzoge mehrere Plätze, und die Russen belagerten Narwa. Aber der junge Schwedenkönig zeigte eine größere Energie, als man geahnt hatte. Mit bewundernswürdiger Schnelligkeit warf er sich auf seinen nächsten Feind, die Dänen, landete in Seeland, belagerte Kopenhagen und nötigte Dänemark, im Frieden zu Travendal (2./12. August 1700) dem Bündnis seiner Gegner zu entsagen. Dennoch war zu erwarten, daß Dänemark bei den ersten Erfolgen Rußlands und Polens sich von neuem gegen Schweden erheben würde.

Für die Lösung beider europäischer Verwickelungen war die Stellung, welche Brandenburg zu denselben einnehmen würde, von Wichtigkeit. In der Frage der spanischen Erbfolge würde die Stimme Brandenburgs, vielleicht in Übereinstimmung mit den Seemächten Holland und England, ein um so größeres Gewicht gehabt haben, da das Reich in sich uneins war. Kurfürst Max Emanuel von Bayern, der Schwiegersohn Kaiser Leopolds und bereits Statthalter der spanischen Niederlande, wünschte die Gelegenheit nicht vorübergehen zu lassen, ohne eine Vergrößerung seines Hauses zu erlangen; er sowohl wie sein Bruder, der Kurfürst Joseph Klemens von Köln, standen auf seiten Frankreichs. Dem Kurfürsten von Brandenburg, als dem mächtigsten Reichsfürsten nächst dem Kaiser, erwuchs die Aufgabe, während dieses Kampfes der Dynastieen für die Würde und Unabhängigkeit des Reiches zu wachen.

Noch unmittelbarer wurde das brandenburgische Interesse durch den Nordischen Krieg berührt, lagen doch die brandenburgischen Lande von den krieg-

führenden Mächten, der polnisch-sächsischen Macht an der Weichsel und der schwedischen an der Oder, fast umschlossen. Von beiden Seiten bemühte man sich um das Bündnis Brandenburgs. Für den Kurfürsten Friedrich eröffnete sich die Aussicht, entweder im Bunde mit Schweden den polnischen Teil des ehemaligen deutschen Ordenslandes von der zerfallenden polnischen Republik zu gewinnen oder im Bunde mit den Gegnern Schwedens die Ansprüche auf Schwedisch-Pommern durchzusetzen, welche Friedrich Wilhelm in den Friedensschlüssen zu Osnabrück und St. Germain vergebens geltend gemacht hatte. Aber er hätte dann mit seiner ganzen Macht eintreten müssen, um ihr Gewicht nach der einen oder der anderen Seite in die Wage werfen zu können, und er besaß nicht den weiten Blick, nicht den mächtigen Willen seines Vaters in großen Dingen. Die Fragen der europäischen Politik deuchten ihm jetzt weniger wichtig als die Erreichung jenes anderen Zieles, das sein Ehrgeiz ihm gesteckt hatte.

Es war nicht allein persönliche Eitelkeit, von welcher Friedrich sich bei seinem Streben nach der Königskrone leiten ließ. Es ist wahr, der Kurfürst hatte während des ersten Jahrzehnts seiner Regierung manche Zurücksetzung erfahren. Der Vorgang im Haag, bei der Zusammenkunft in dem „Haus im Busch," wo sein Vetter von Oranien, der seit einigen Jahren die englische Königskrone trug, den Lehnstuhl einnahm, während für ihn nur ein einfacher Sessel mit einem Atlaskissen hingesetzt ward, die Behandlung seiner Gesandten auf dem Ryswiker Friedenskongreß mochten wohl peinliche Eindrücke bei ihm hinterlassen und den Wunsch in ihm erregt haben, durch die Erlangung der Königskrone eine der Macht und Würde seiner Staaten mehr entsprechende Stellung unter den souveränen Häuptern Europas einzunehmen. Doch dieses allein gab nicht den Ausschlag. Er betrachtete vielmehr die Erhebung seines Staates zur königlichen Macht für ein geschichtliches Recht, das der Große Kurfürst demselben errungen hatte, und für den würdigen Abschluß des von jenem unternommenen Werkes. Schon bald nach dem Kriege forderte er ein Gutachten seiner Räte über diese Angelegenheit, und obgleich manche unter ihnen ihre Bedenken äußerten, stellte er ihnen die Aufgabe, dieselbe mit besten Kräften zu fördern. Ob er bereits die ganze Tragweite seines Vorhabens überschaute, mag dahingestellt bleiben; aber er folgte einem angeborenen Zuge der Hohenzollern, der sie im rechten Augenblick auch die rechte Wahl treffen läßt. „Da auch Kurfürst Friedrich I.," schrieb er, „meinem Hause die Kurwürde gebracht, so wollte ich gern die königliche Würde als Friedrich III. hereinbringen, und es heißt omne trinum perfectum; deshalb ich will, daß meine treuen Diener und Räte dahin arbeiten sollen.

Es fragte sich nun, welcher Weg zu diesem Ziele einzuschlagen sei. Hätte der Kurfürst nur aus Prachtliebe sich mit dem Glanze des Königtums zu umgeben gewünscht, dann hätte man ihm auch raten können, sich um eine bereits vorhandene Königskrone zu bewerben. Was dem Oranier und dem Wettiner geglückt war, das konnte dem Hohenzoller auch gelingen; dann aber wäre es nicht die Krone gewesen, die ihm begehrenswürdig erschien. Man nahte dem Kurfürsten mit Vorschlägen der weitgehendsten Art. Dahin gehörte eine Denkschrift, welche der Jesuit Vota, der Beichtvater des Königs von Polen, in gewandtem Stil an den König richtete. Von dem Gedanken ausgehend, daß dem Papste von Gott das Recht gegeben sei, Könige zu schaffen, suchte er den Kurfürsten zu bereden, daß er diesem sein Begehren darlegen und ihm ein leichtes Zugeständnis in religiösen Dingen machen möge. „Ich verlange nicht," schrieb der schlaue Jesuit, „daß man von Eurer Kurfürstlichen Hoheit sagen möge, was man von Heinrich IV. gesagt," — er hätte auch sein eigenes Beichtkind „König August II." anführen können — „daß man für eine Krone wohl zur Messe gehen könne. Euer Kurfürstliche Hoheit denken zu großherzig, und Ihr Glaube ist zu aufrichtig, um die Religion zeitlichen Interessen zu opfern; ich sage nur, daß man, ohne sein Gewissen zu beunruhigen, welches in religiösen Dingen sehr zart ist, wohl einen annehmbaren Mittelweg finden könnte, um die Kirche unter einem alleinigen und wahren Hirten wieder zu vereinigen." Der Jesuit, welcher nach seiner öfteren Anwesenheit in Berlin den Kurfürsten genau zu kennen glaubte, rechnete darauf, daß der Ehrgeiz des Kurfürsten seine etwaigen Gewissensbedenken verstummen lassen würde und daß, wenn er nur erst im kleinen nachgegeben, die Kirche bald größere Forderungen würde durchsetzen können. Wieviel indessen dem Kurfürsten auch an der Königskrone lag, so stand ihm sein Glaube doch höher; er war fest entschlossen, „seine Religion um alle Kronen der Welt nicht zu verwechseln."

Es lag der Gedanke nahe, daß der Kurfürst aus eigener Machtvollkommenheit sich die Krone aufsetze und der Welt mit der Thatsache entgegentrete: „Ich bin König!" Er mochte es darauf ankommen lassen, wer ihm die Anerkennung versagte oder die Krone streitig zu machen wagte. Aber ein so kühner Schritt entsprach nicht der ruhigen und gelassenen Denkweise des milden Fürsten.

So blieb ihm denn nichts übrig, als das Königtum auf das Herzogtum Preußen und auf die Anerkennung des Kaisers zu gründen, welcher das Recht, Kronen zu verleihen, als ein dem Erzhause von altersher zustehendes betrachtete. War Friedrich seiner Anerkennung gewiß, so konnte diejenige des Reiches und der größeren Staaten Europas kaum ausbleiben. Aber wie sollte Friedrich

für sein Vorhaben die Unterstützung Österreichs gewinnen, dessen Politik bisher nur darauf gerichtet gewesen, die Macht Brandenburgs niederzuhalten! — Die ersten Andeutungen des kurfürstlichen Gesandten waren am Kaiserhofe mit Befremden aufgenommen worden; nach dem Sturze Danckelmanns gelang es jedoch dem Grafen Kolbe von Wartenberg, der zwar nicht Mitglied des Geheimratkollegiums, aber ein gewandter und gefälliger Hofmann, im Besitze aller hohen Hofchargen war und sich dem Kurfürsten mehr und mehr unentbehrlich zu machen wußte, freundlichere Beziehungen mit Österreich anzuknüpfen und die geeigneten Männer zur Führung der Unterhandlungen über die Königskrone herauszufinden. Große Summen wurden aufgewendet, um die Stimmen der kaiserlichen Ratgeber zu gewinnen; namentlich zeigte sich der österreichische Minister Graf Kaunitz für diese Beweisgründe empfänglich. Eine bedeutende Rolle spielte bei den Verhandlungen der Jesuitenpater Wolf, Baron von Lüdinghausen, ein vertrauter Berater des Kaisers, an welchen der Kurfürst — wie erzählt wird: infolge einer Verwechselung der Chiffren in einer Depesche — ein eigenhändiges Schreiben richtete, durch welches sich dieser so geehrt fühlte, daß er fortan mit großem Eifer die Sache des Kurfürsten beim Kaiser führte. Dennoch kamen die Verhandlungen nur langsam vorwärts. Je lebhafter der Kurfürst zum Abschlusse drängte, und je nachgiebiger er sich zeigte, desto mehr steigerte Österreich den Preis der Krone. Zu seinen Forderungen gehörte unter anderem die Errichtung eines Jesuitenkollegiums in Berlin; in diesem Punkte blieb Friedrich jedoch fest und erklärte, wenn man hierauf am kaiserlichen Hofe bestehen sollte, lieber „das ganze Werk fallen zu lassen und sich statt der irdischen mit der ewigen Krone begnügen zu wollen." Schon war er entschlossen, auf die Zustimmung aus Wien nicht länger zu warten und sich zur Annahme der Krone nach Königsberg zu begeben, weil er „sein Vorhaben nicht länger aufschieben könne, ohne an seiner Gloire und Reputation Schaden zu nehmen," da traten Ereignisse ein, welche Österreich veranlaßten, jeden weiteren Widerspruch fallen zu lassen.

Im März 1700 hatten Holland, England und Frankreich einen neuen Vertrag über die Teilung der spanischen Monarchie geschlossen, demzufolge nur Spanien und Indien dem jungen Erzherzog Karl zufallen, die spanischen Niederlande und die italienischen Besitzungen der spanischen Krone — Mailand, Neapel und Sizilien — jedoch von dem Erbe geschieden werden sollten. In der festen Zuversicht, daß ihm die ganze Erbschaft nicht entgehen könne, hatte Österreich seinen Beitritt zu diesem Vertrage verweigert. Am $\frac{22.\ \text{Oktober}}{1.\ \text{November}}$ 1700 starb der letzte spanische Habsburger. Das Testament ward eröffnet; es ergab,

daß er den Enkel Ludwigs XIV., Philipp von Anjou, zu seinem Universalerben eingesetzt hatte. Ludwig XIV., dessen dynastischer Ehrgeiz durch dieses Testament aufs äußerste angestachelt war, sah über die Verpflichtungen hinweg, die er in jenem zweiten Teilungsvertrage gegen die Seemächte eingegangen war, und erklärte sich für die Annahme des Testaments. Vor versammeltem Hofe beglückwünschte Ludwig XIV. zu Versailles seinen Enkel Philipp von Anjou als König von Spanien.

Damit war der Bruch zwischen Frankreich und Österreich ausgesprochen. Die Zusicherung der brandenburgischen Waffenhilfe an Österreich gab den Ausschlag in den Unterhandlungen zu Wien. Am 6./16. November unterzeichnete Kaiser Leopold den sogenannten Kronvertrag. Drei Tage darauf traf in Berlin der ersehnte Kurier ein, welcher den Vertrag und ein Handschreiben des Kaisers überbrachte.

Die wichtigste Stelle des Vertrages lautete:

„Da der Kurfürst dem Kaiser vorstellen lassen, daß er aus verschiedenen Gründen die Absicht habe, seinem Hause den königlichen Titel zu erwerben und den Kaiser gebeten, ihm dazu behilflich zu sein, indem er wohl erkenne, daß er sich nach dem Beispiel anderer souveräner Könige, die in vorigen Zeiten diese Würde erlangt, deshalb vornehmlich an den Kaiser als höchstes Oberhaupt der Christenheit zu wenden habe, auch nicht gemeint sei, ohne dessen Approbation sich solchen Titel zu arrogieren und zur Krönung zu schreiten, so habe der Kaiser in Betracht des uralten Glanzes und Ansehens des Kurhauses Brandenburg und wegen der von dem jetzigen Kurfürsten dem gemeinen Wesen bisher geleisteten großen Dienste resolvieret, eine solche wohlverdiente Dignität dem Kurfürsten beizulegen, erkläre auch aus kaiserlicher Macht und Machtvollkommenheit, wenn der Kurfürst dieser erlangten Approbation zufolge sich wegen seines Herzogtums Preußen zum König ausrufen und krönen lasse, daß er, der Kaiser, und sein Sohn, der römische König, auf erhaltene Anzeige ihn unverzögert in und außerhalb des Reiches für einen König in Preußen ehren, würdigen und erkennen und ihm diejenigen Prärogative, Titel und Ehren erweisen wollen, welche andere europäische Höfe vom Kaiser und kaiserlichen Hofe erhielten, auch zu befördern, daß dasselbe von anderen Mächten geschehe, alles jedoch, wie der Kurfürst sich bereits gegen den König von Polen verpflichtet, ohne Präjudiz für diese Krone, sowie für das Reich."

In dem kaiserlichen Handschreiben hieß es: „Ich thue demnach zu der anzunehmen vorhabenden Würde allen gedeihlichen Segen und Glück, und daß dieselbe in Dero Posterität zu ewigen Zeiten kontinuieren möge, freund-, oheim- und gnädiglich wünschen."

Während die Mächte Europas teils bereits in blutigem Kriege begriffen waren, teils zu den bevorstehenden Kämpfen rüsteten, der junge Schwedenkönig Karl XII. sich zornerfüllt auf jeden seiner drei Angreifer einzeln warf und die zehnfache Übermacht der Moskowiter bei Narwa schlug, der Prinz Eugen von Savoyen sein Heer zum Übergang über die Alpen nach Italien sammelte, traf

König Friedrich I.

der Kurfürst Friedrich seine Anstalten zum feierlichen Krönungsakte, der mit allem nur denkbaren Glanz und Pomp zu Königsberg begangen werden sollte. Es war ein Zug, wie er wohl noch nie gesehen worden, der sich im tiefsten Winter (Mitte Dezember) in vier Abteilungen zu Wagen und zu Roß von Berlin nach Königsberg in Bewegung setzte; denn der Kurfürst hatte außer seiner Familie und seinem Hofstaat auch sämtliche hohe Beamte und Staatsdiener zu Krönungszeugen entboten. Allein 30000 Vorspannpferde wurden

gebraucht, um die endlose Zahl der Wagen zu befördern. Nach einer zwölftägigen Reise langte die kurfürstliche Familie im Schlosse zu Königsberg an.

Am 15. Januar 1701 sah man vier Herolde im prächtigen Aufzuge vom Schlosse durch die Straßen von Königsberg reiten, um unter dem Geläute sämtlicher Glocken und dem Donner der Kanonen von den Wällen die Erhebung des Herzogtums Preußen zu einem Königtum zu verkünden:

„Kund und zu wissen sei hiermit jedermann, daß es der allweisen Vorsehung Gottes gefallen hat, das bisherige souveräne Herzogtum Preußen zu Gunsten des allerdurchlauchtigsten, großmächtigsten Fürsten Friedrich, unseres allergnädigsten Beherrschers, und der allerdurchlauchtigsten, großmächtigsten Fürstin Sophie Charlotte, unserer allergnädigsten Beherrscherin, zu einem Königreich zu erheben. Lang lebe Friedrich, unser allergnädigster König, lange lebe Sophie Charlotte, unsere allergnädigste Königin!"

Der Krönung ging am 17. Januar die Stiftung des Schwarzen Adlerordens als des höchsten Ordens des neuen Königreichs voraus, mit welchem der König zunächst sich und den Kurprinzen, darauf noch siebzehn Ritter bekleidete. In der Mitte des silbernen Sternes, der von den Rittern auf der Brust getragen wird, befindet sich auf orangefarbenem Felde der fliegende schwarze Adler mit dem Lorbeer in der einen, den Donnerkeilen in der anderen Klaue, und zu Häupten der bedeutungsvolle Wahlspruch:

„Suum cuique."

„Der Adler," — so heißt es in der Stiftungsurkunde — „der König des Geflügels, das Sinnbild der Gerechtigkeit, zeigt eben den Endzweck Unseres Reiches und Ordens und worauf beides abzielt, nämlich: Recht und Gerechtigkeit zu üben und jedwedem das Seine zu geben; welches desto deutlicher auszudrücken Wir den Adler, in der einen Klaue einen Lorbeerkranz, in der anderen Donnerkeile und über dem Haupte Unseren gewöhnlichen Wahlspruch: „Suum cuique" zur Überschrift verordnet: mit dem Kranze die Gerechtigkeit der Belohnungen, mit den Donnerkeilen die Gerechtigkeit der Strafe und mit dem Suum cuique die allgemeine Unparteilichkeit anzudeuten, nach welchem nicht nur einem und dem anderen, sondern allen durchgehends und jedwedem nach Verdiensten das Seine geleistet werden sollte."

Am Morgen des 18. Januar erschien Friedrich in feierlichem Aufzuge in dem Audienzsaale des Königsberger Schlosses, ließ sich auf dem Throne nieder und empfing die Abzeichen der königlichen Würde, welche die höchsten Staatsbeamten ihm knieend überreichten. Er setzte sich die Krone selbst auf das Haupt und nahm das Scepter in die Rechte.

Nachdem der König die Huldigung des Kronprinzen und der übrigen Prinzen seines Hauses entgegengenommen, begab er sich in den Empfangssaal seiner Gemahlin, die sich vor ihm auf die Kniee niederließ und aus seinen Händen die Krone empfing. Darauf kehrte das königliche Paar in den Audienzsaal zurück.

Königin Sophie Charlotte.

Unter dem Geläute sämtlicher Glocken trat der Zug den Weg zur Schloßkirche an, voran die Herolde und Marschälle, die hohen Staatsbeamten mit den Reichsinsignien, dann das königliche Paar unter prächtigen Baldachinen und sein Gefolge. Zwei Bischöfe, ein reformierter nnd ein lutherischer, die zu dieser Ceremonie besonders ernannt worden, vollzogen die Salbung an der Stirn und den Pulsen beider Hände, und alles Volk rief „Amen, Amen! Glück zu dem Könige, Glück zu der Königin! Gott verleihe ihnen langes Leben!“

Es ist nicht unsere Aufgabe, die rauschenden Festlichkeiten zu schildern, die sich an den Krönungsakt anschlossen und bei dem das neue Königtum einen Prunk entfaltete, der die Zuschauer fast befangen machte. Wir fragen vielmehr: was war der Inhalt dieser Festlichkeiten? was bedeutete diese Königskrone, die ihrem jetzigen Träger so begehrenswürdig erschienen war, daß er es sich große Opfer hatte kosten lassen, sie zu erlangen? — Daß Friedrich die Krone sich selbst aufs Haupt setzte, daß er die Salbung nicht vorangehen, sondern nachfolgen und durch zwei von ihm selbst hierzu ernannte Geistliche vollziehen ließ, zeigt, in welchem Sinne er das preußische Königtum, als unabhängig von jeder geistlichen und weltlichen Macht, allein auf seine eigene Kraft begründet angesehen wissen wollte. Des ersten Königs großer Enkel sagte: „Was in seinem Ursprung ein Werk der Eitelkeit war, ergab sich in der Folge als ein Meisterstück der Politik; Friedrich I. entzog seinen Staat damit der Abhängigkeit, in der das Haus Österreich die anderen deutschen Fürsten hielt.“ Das bereits von Friedrich Wilhelm mit souveräner Macht beherrschte Herzogtum Preußen, auf das Friedrich sein Königtum zunächst begründet hatte, lag zwar außerhalb der Reichsgrenzen, war aber ein deutsches Land; es hatte von Deutschland aus seine Kultur erhalten und war unter den Vorfahren Friedrichs von der slavischen Abhängigkeit befreit und dem deutschen Geiste und Wesen wiedergewonnen worden. Obgleich das neue Königtum zunächst nur auf dieses alte Ordensland, nicht auf die brandenburgischen Reichslande begründet war, so umfaßten Titel und Rang doch alle Provinzen, welche — dank der Regierungsarbeit des Großen Kurfürsten — nicht in dem lockeren Verhältnis der Personalunion zu einander standen, sondern mehr und mehr zu einem Staate zusammengeschmolzen waren und auch in den Augen des Auslandes für einen solchen galten. Es stand daher nicht außerhalb des Reichs, etwa wie die polnische Republik unter dem Wettiner Könige oder wie die Macht Schweden unter dem Hause Pfalz-Zweibrücken, seine deutschen Besitzungen waren auch nicht Nebenlande der Krone, wie Schwedisch-Pommern, Bremen und Verden für Schweden, Holstein für Dänemark, sondern sie gehörten zu den Hauptsäulen des preußischen Königtums. Es gab in allen Provinzen nur königliche Beamte, nur ein königliches Heer, und der königliche Adler von Preußen war das Sinnbild, unter welchem alle Landesteile der preußischen Monarchie sich einigten.

Freilich, ein solches Königreich mußte mit der Zeit die Fesseln der alten deutschen Reichsverfassung sprengen. Die Könige von Preußen konnten als Souveräne nicht Lehnsträger des Hauses Österreich sein, sich in ihrem Wollen und Thun nicht durch die Paragraphen einer in sich erstarrten Verfassung

einengen lassen, sondern sie konnten die Richtschnur für ihre Politik nur nach der Ehre und den Gesamtinteressen ihrer Lande nehmen, die zum Segen für Deutschland mit den wahren deutsch-nationalen Interessen zusammengingen, während die habsburgischen Kaiser sowohl durch die katholischen Tendenzen des Hauses Österreich als durch die Stellung der österreichischen Hausmacht zu den europäischen Fragen im Orient und Occident von der Wahrnehmung und Vertretung der deutsch-nationalen Interessen abgezogen wurden. Aus dem alten vielgliederigen, in sich gespaltenen und in sich zerfallenden Reiche, das bereits der Tummelplatz der verschiedensten und fremdartigsten Interessen geworden war, erhob sich eine aus deutschen, fast nur aus evangelischen Gebieten bestehende Macht, neben der verwitterten Ruine des römischen Kaisertums ein werdendes deutsches Königtum.

Zwar hatte Friedrich die Anerkennung Österreichs nur gegen das Zugeständnis erlangt, daß er dem Kaiser zur Durchsetzung der habsburgischen Erbfolge in Spanien bis zum Friedensschlusse ein Hilfscorps von 8000 Mann zu stellen habe; er hatte sich damit einer selbständigen Politik in der wichtigsten Frage, welche zu Anfang des Jahrhunderts die Staaten des südwestlichen Europa in Bewegung setzte, begeben und sich zugleich der Mittel beraubt, um in dem anderen, dem Nordischen Kriege, mit seiner ganzen Macht und dem Nachdrucke seiner Waffen zwischen die kämpfenden Mächte treten zu können; die politische Rolle des jungen Königreichs konnte danach für die nächste Zeit nur eine untergeordnete sein; aber das gesunde Leben des Staates mußte bei der ihm innewohnenden Kraft doch seiner Zeit wieder treibend hervorbrechen und den jetzt nur äußeren Prunk des königlichen Namens mit dem entsprechenden Gehalt erfüllen.

So war denn mit dem preußischen Königtum zugleich der Keim eines Konflikts geschaffen, der zum Austrage kommen mußte, sobald die Nachfolger des ersten Königs in Preußen sich anschickten, die stille Mahnung zu erfüllen, welche Friedrich I. nach dem Urteile Friedrichs des Großen mit der Annahme der Königskrone an sie richtete. „Ich habe Euch einen Titel erworben, zeigt Euch dessen würdig! Ich habe den Grund zu Eurer Größe gelegt, an Euch ist's, das Werk zu vollenden!“

Die geistige Sphäre des Berliner Hofes unter Friedrich I. (III).

Den großen Fragen der europäischen Politik gegenüber zurückhaltend, seine Befriedigung in einer glänzenden Hofhaltung suchend, hatte Friedrich doch den Ruhm, zu der äußeren Pracht des neuen Königtums auch den Schmuck der Wissenschaften und Künste zu fügen und seinen Staat zu einem Hort derjenigen geistigen Bestrebungen zu machen, welche zu dieser Zeit Deutschland bewegten. Wir erinnern uns, wie das geistige Leben des Volkes seit dem Dreißigjährigen Kriege zurückgeblieben war, wie der Zwang der Kirchenlehren an die Stelle der innigen Glaubenswärme des Gemüts getreten, wie der nationale Gesichtskreis durch das Pfahlbürgertum der Kleinstaaterei, das wissenschaftliche Streben durch den Zunftzwang der Gelehrsamkeit beengt, der Sinn für das Schöne im Leben abgestumpft und fast erloschen war und wie in der Sitte, Sprache und Litteratur die gedankenlose Nachahmung des Französischen vorherrschte. Da war es von Bedeutung, daß in der Hauptstadt des nördlichen Deutschlands und an dem Hofe des prachtliebendsten unter den deutschen Fürsten das geistige Leben einen neuen Aufschwung nahm nach dem Ziele, das Leben zu vertiefen und den Geschmack zu veredeln. Mochte es immerhin der Eitelkeit des Fürsten schmeicheln, Gelehrte und Künstler von europäischem Ruf an seinem Hofe zu sehen, Wissenschaft und Kunst sind Mächte, die da, wo sie sich einmal niederlassen, ihre eigene Herrschaft und ihr göttliches Recht behaupten. Und was Friedrich nur als Mittel betrachtete, um den Glanz seines Thrones zu erhöhen, das gehörte bei seiner Gemahlin, der geistreichen Sophie Charlotte von Hannover, zu ihrer eigentlichen Lebenssphäre.

Die junge Fürstin Sophie Charlotte (geb. 10. November 1668) gehörte zu den edeln weiblichen Naturen, welche in der steten Fortbildung des Geistes Genuß und Befriedigung finden. Sie bedurfte — wie Ranke sagt —

nur Luft, Sonne und geistige Beschäftigung. Während ihr Gemahl viel auf Äußerlichkeiten, auf eine glänzende Repräsentation gab, forschte sie nach dem Kern der Dinge und nach ihrer inneren Wahrheit, und die Einrichtung dieses prächtigen Hofes, an welchem sie so manche wichtige Dinge klein genommen und die kleinen mit großer Wichtigkeit behandelt sah, mochte sie oft zu einer ironischen Anschauung auffordern. Es wird erzählt und ist charakteristisch, daß sie während der prunkvollen Krönungsceremonieen in Königsberg in einem weniger bewachten Augenblick aus ihrer Tabatière, einem Geschenk des Zaren Peter, eine Prise genommen habe — zum großen Unbehagen ihres Gemahls,

Das Schloß zu Charlottenburg.

welcher das Gefühl hatte, daß in diesem Moment die Augen Europas auf ihn und die Königin gerichtet seien.

Sophie Charlotte liebte und pflegte den Umgang mit gelehrten Männern, von denen sie Aufklärung über wichtige Fragen des Lebens erlangen konnte, und sie besaß eine Eigenschaft, welche bei Frauen höher zu schätzen ist als die Fülle gelehrten Wissens — die Gabe zu verstehen. Durch die Art, wie sie Belehrung suchte, regte sie die Männer selbst zu tieferem Denken an. Sie begnügte sich nicht mit einer oberflächlichen Erklärung, sondern sie erkannte die schwachen Stellen eines Beweises mit großer Klarheit sogleich heraus und übersah mit schnellem Blick die ganze Reihe irriger Folgerungen, die sich aus einer falschen Voraussetzung ergaben. Sie forschte nach dem Grunde des Grundes.

Wie das Andenken an das häusliche, wirtschaftliche Walten der Oranierin, der Mutter Friedrichs, in dem stillen, friedlichen Oranienburg fortlebt, so knüpfen sich an Charlottenburg, das ehemalige Dorf Lietzen, wo Friedrich seiner Gemahlin ein Schloß erbauen und einen Lustpark anlegen ließ (1695), die Erinnerungen an die Spaziergänge und Gespräche der „philosophischen Königin." Hier sah sie die französischen Refugiés Lenfant, Beausobre, wie den welterfahrenen Jesuiten Vota und den Freigeist Toland, den flüchtigen Irländer; sie fand Gefallen in der Unterhaltung mit ihnen, oder sie folgte mit Aufmerksamkeit den religiösen Streitgesprächen, die in ihrer Gegenwart und gleichsam unter dem Schutze derselben geführt wurden; denn Sophie Charlotte besaß jene auf der Verbindung von Schönheit und Geist beruhende natürliche Würde, welche zugleich zur freien, zwanglosen Aussprache anregt und doch besänftigend und mäßigend auf den Strom der Unterhaltung wirkt. Mochte dann der Jesuitenpater mit dem heiligen Eifer, der ihm so wohl anstand, für das Primat des Papstes und die Einheit der Kirche eintreten, mochten Lenfant und Beausobre ihm gegenüber mit freimütiger Offenheit ihre evangelische Auffassung von den Schriften der Kirchenväter darlegen, immer nahmen die Gespräche einen edeln, würdigen Verlauf.

Hier in Lietzenburg empfing sie auch die Besuche des Philosophen Leibnitz, den sie schon am Hofe ihrer Eltern in Hannover schätzen gelernt und mit dem sie (bereits seit 1690) in lebhaftem Briefwechsel gestanden. Die Unterhaltungen mit ihm, welche sich über die ernstesten Rätsel des Lebens, über die Gegensätze von Vernunft und Glauben ausbreiteten und die Regionen des Zweifels berührten, gewährten ihr einen außerordentlichen Genuß: „Glauben Sie nicht," schrieb sie ihm gleich nach Beendigung der Krönungsfeierlichkeiten, „daß ich diese Größe, von der man soviel Aufhebens macht, unseren philosophischen Unterhaltungen vorziehe." Und an ihre Hofdame, Fräulein von Pöllnitz, schrieb sie ein andermal (7. August 1702): „Ich liebe diesen Mann; aber ich möchte mich fast darüber betrüben, daß er alles mit mir so oberflächlich behandelt. Er setzt Mißtrauen in meinen Geist; denn er antwortet mir selten mit Schärfe über die Gegenstände, welche ich anrege .... Neulich hielt er mir eine Abhandlung über das unendlich Kleine, — wer weiß besser als ich, wie es sich damit verhält!" — — (Vielleicht Frau Reichsgräfin von Wartenberg?) „Aber meine Liebe, glauben Sie nicht, daß Gott, indem er solche Arten schuf, sie nach seinem Bilde formte. Nein, er schuf ein ganz besonderes, aber sehr abweichendes Modell, um uns den Wert der Anmut und Schönheit an dem Vergleich zu zeigen. Wenn Sie dies boshaft finden, so weiß ich, an wen ich

mich wende. Wie schätzbar ist das Mißtrauen in unseren Wert, und wie selten ist diese Tugend! Großer Leibnitz, was sagst du für schöne Dinge über diesen Gegenstand! Du gefällst, du überzeugst, aber du verbesserst nicht!" — Und wieder Leibnitz schreibt einmal an seine fragluſtige Freundin: „Es ist nicht möglich, Sie zufrieden zu stellen, Sie wollen das Warum vom Warum wissen." Zuweilen setzten ihm auch die Hofleute zu. Seine Behauptung, zwei verschiedene Dinge seien nie identisch, suchten sie dadurch zu widerlegen, daß sie zwei ganz übereinstimmende Laubblätter suchten, und er war so gefällig, ihnen suchen zu helfen.

Es war das Verdienst Sophie Charlottens, daß sie feinere Sitten in die Gesellschaft einführte, und es sah damit bei allem Ceremoniell am Hofe Friedrichs zu Anfang seiner Regierung noch übel genug aus. Zu den beliebten Vergnügungen des Hofes während der ersten Regierungszeit des Kurfürsten Friedrich gehörten die sogenannten „Wirtschaften", das waren Maskeraden, bei welchen der Fürst und seine Gemahlin als Wirt und Wirtin auftraten und die Gäste in der Darstellung mythologischer, historischer oder phantastischer Figuren Gelegenheit fanden, eine große Pracht der Garderobe zu entfalten. Öfters übernahm eine der Masken die Aufgabe, die anderen der Reihe nach in Sinngedichten anzureden und ihnen eine Schmeichelei oder Anzüglichkeit zu sagen. So erhielt bei einer Wirtschaft (1690) Danckelmann die Rolle eines Scherenschleifers, der, da ihm nicht genug Scheren zum Schleifen gegeben worden, sich daran macht, Menschen zu schleifen. Die Verse dazu machte der Legationsrat (spätere Ceremonieenmeister) und Hofdichter von Besser, und Danckelmann führte seine Rolle mit vielem Eifer durch, erwarb sich aber dadurch auch viele Feinde, so daß man noch mehrere Jahre nachher bei seinem Prozeß auf die Scherenschleifergeschichte zurückkam.

Die Poesie war sonst nur durch die Gelegenheitsdichtungen, zur Feier der Geburt eines Prinzen oder der Vermählung einer Prinzessin, vertreten. Man sagte, der Hofdichter sei an die Stelle des Hofnarren getreten, und es kam auch vor, daß einer mit dem anderen verwechselt wurde. Als der obengenannte Ober-Ceremonieenmeister von Besser im Frühjahr 1697 nach Königsberg geschickt wurde, um den Zaren Peter beim Antritt seiner Kulturstudienreise durch das abendländische Europa zu begrüßen und ihm in der vollen Würde seines Amtes, in glänzender Livree, das Haupt mit einer riesigen Perücke bedeckt, gegenübertrat, glaubte der Zar in der That den Hofnarren des Kurfürsten vor sich zu sehen und freute sich über die merkwürdige Erscheinung des stattlichen Mannes so sehr, daß er ihm die Perücke vom Kopfe nahm und damit Fangeball spielte.

Wenn der Hofnarr, der übrigens Friedrich als kurzweiliger Rat mindestens

ebenso unentbehrlich war wie der Hofdichter, das Vorrecht hatte, in der Form des Scherzes die derbe Wahrheit zu sagen, so erging sich der Hofdichter größtenteils nur in überschwenglichen Schmeicheleien. Eines der artigsten Gedichte Bessers, das der Kurfürstin Sophie Charlotte gewidmet war, mag als Probe dieser Hofpoesie hier einen Platz finden:

Noch hat die deutsche Poesie
Vor Dir, durchlauchtigste Sophie,
Sich niemals dürfen sehen lassen,
Noch hat ein Lied sich nie gewagt,
Was man in allen Sprachen sagt,
Von Dir in einen Reim zu fassen.

Dies würd' auch heute nicht geschehn,
Allein nachdem sie wohl gesehn,
Daß das, was ihr scheint zu gebrechen,
Auch andern Sprachen noch gebricht,
So denkt sie: warum soll ich nicht
Auch einmal unvollkommen sprechen?

Dies unterfängt sie sich nun heut.
Du fragst: hat sie mehr Lieblichkeit,
Als sie bisher gehabt, zu singen?
Nein, sie kennt ihren rauhen Ton
Und weiß, daß unser Helikon
Nicht kann vor Deinen Ohren klingen.

Allein, was sie verwegen macht,
Ist, daß sie aller Sprachen Pracht
Für Dich noch mangelhaft gefunden.
Sie sieht, daß keiner möglich ist,
Es auszusprechen, wie Du bist,
Drum hat sie sich's auch unterwunden.

Sie spricht: Ei, steht es Fremden frei,
Was trag' ich denn, ich Deutsche, Scheu,
Sophiens Lob herauszustreichen?
Weicht jede Sprache gleich nicht mir,
So muß, o deutsche Fürstin, Dir
Doch aller Völker Schönheit weichen.

Ob diese Verse des Ober-Ceremonienmeisters nach dem Geschmacke der philosophischen Fürstin waren, mag dahingestellt bleiben. Neben Besser war auch der Freiherr von Canitz (Legationsrat und später Geheimer Staatsrat) als Dichter an Friedrichs Hofe beliebt. Auch er ließ es in entsprechenden Fällen an Gelegenheitsgedichten nicht fehlen, die zwar ziemlich leer an Inhalt, aber doch, nach französischem Muster gefeilt, insofern von Bedeutung waren, als sie den Ton der gebildeten Welt in den Vers einführten.

Auf der Bühne schaltete immer noch der unflätige Hanswurst mit einer Ungeniertheit, neben welcher die Späße unserer heutigen Cirkusclowns zart und harmlos erscheinen würden. Als einmal der Hanswurst mit zwei Heiligen und zwei Teufeln sich prügelte, nahm der Hof doch Anstoß daran und verließ vor Ende der Aufführung das Theater. Sophie Charlotte, so unangenehm sie durch jedes Unschöne und Rohe berührt wurde, hatte doch für das Theater selbst eine gewisse Vorliebe und konnte sich mit den Geistlichen nicht verständigen, welche gegen ihr Lieblingsvergnügen eiferten. Aus Veranlassung einer

Faustaufführung auf der Berliner Bühne durch eine fremde Bande trugen die Geistlichen auf gänzliche Abschaffung des Theaters an, „wegen der Narretheydung und repräsentierten reizenden Liebesgeschichten, auch wegen des Mißbrauchs heiliger Namen bei Beschwörungen, wodurch viel Ärgernis, herzliche Betrübnis

Königin Sophie Charlotte in Unterhaltung mit Leibnitz.

und Seufzen erregt werden." Der Kurfürst lehnte den Antrag ab, versprach aber, über die Ehrbarkeit der Schauspiele zu wachen.

Die Hauptneigung Sophie Charlottens war der Musik zugewandt, welche sie selbst mit Meisterschaft übte; sie spielte, sang und komponierte, fast kein Tag verging ohne Konzert. Der König unterhielt eine bedeutende Kapelle, nahm ausgezeichnete Tonkünstler in Dienst und ließ die berühmtesten Sänger

und Sängerinnen aus Italien nach Berlin einladen. Im Sommer 1702 wurde ein eigenes Theater in Lietzenburg fertig und zum Geburtstage des Königs mit der Oper „i trionfi del Parnasso“ eröffnet. Außer berühmten Künstlern spielten auch fürstliche Liebhaber und Liebhaberinnen mit. Neben Opern und Balletten kamen die besten Stücke der französischen Bühne zur Aufführung.

Auf Sophie Charlotte und Leibnitz weist auch die Stiftung der Berliner Akademie zurück, welche nach des letzteren Ideen das Gesamtgebiet der Wissenschaften umfassen, vorzugsweise aber die Naturwissenschaften pflegen und deren Zusammenhang mit den Beschäftigungen des Lebens, dem Land- und Bergbau, dem Gewerbe und Handel, dem Fabriken- und Manufakturenwesen darlegen sollte. Es war auf einem Ausfluge nach Oranienburg, im März 1700, als dem Kurfürsten dieser Plan vorgelegt wurde, und Friedrich, dessen Seele durch den Fortgang der Kronverhandlungen zu Wien mit stolzen Hoffnungen erfüllt war, zeigte sich um so empfänglicher für einen Entwurf, durch dessen Ausführung er zu dem Glanze der Königskrone den Ruhm eines Beschützers und Förderers der Wissenschaften gewann. Leibnitz wurde nach Berlin eingeladen und erklärte sich bereit, das Präsidium der Akademie zu übernehmen. Am 11. Juli 1700 wurde der Stiftungsbrief erlassen, in welchem es als eine Aufgabe der Akademie bezeichnet wird, daß „unter anderen nützlichen Studien“ für dasjenige, „was zur Erhaltung der deutschen Sprache in ihrer anständigen Reinigkeit, auch zur Ehre und Zier der deutschen Nation gereicht, absonderlich mitgesorgt werde, also daß es eine deutschgesinnte Societät der Scientien sei, dabei auch die ganze deutsche, und sonderlich Unserer Lande weltliche und Kirchhistorie nicht versäumt werden soll .... Und wollen, daß dieselbe sich angelegen sein lassen solle, daß vermittelst Betrachtung der Werke und Wunder Gottes in der Natur, auch Anmerkung, Beschreib- und Ausübung derer Erfindungen, Kunstwerke, Geschäften und Lehren, nützliche Studien, Wissenschaften und Künste exkolieret, gebessert, wohl gefaßt und recht gebraucht, und dadurch der Schatz der bisher vorhandenen, aber zerstreuten menschlichen Erkenntnisse nicht allein mehr und mehr in Ordnung und in die Enge gebracht, sondern auch vermehrt und wohl angewendet werden möge ....“

Der Tag nach der Stiftung wurde durch ein großes Hoffest in Lietzenburg verherrlicht, über welches Leibnitz den folgenden Bericht nach Hannover erstattete: „Man stellte einen Dorfjahrmarkt vor, wo die Buden mit ihren Schildern standen, in denen Schinken, Würstchen u. s. w. umsonst verkauft wurden. Herr von Osten, welcher den Wunderdoktor machte, hatte seine Lustigmacher und Marktschreier. Aber nichts war artiger als sein Zauberkünstler;

Im Bibliothekzimmer der Königin Sophie Charlotte.

dies war der Kurprinz (Friedrich Wilhelm), welcher in der That das Hokus-Pokus-Spielen gelernt hat. Die Frau Kurfürstin war die Doktorin. Bei Eröffnung des Theaters erschien der Doktor, auf einer Art von Elefanten reitend; auch die Frau Doktorin zeigte sich in einer Sänfte, von Türken getragen. Der Zauberkünstler, die Spaßmacher, Springer und der Zahnbrecher folgten, und als das ganze Gefolge des Doktors vorüber war, wurde ein kleines Ballett von jungen Zigeunerinnen durch Hofdamen aufgeführt. Man sah auch einen Astrologen mit dem Teleskop in der Hand auftreten; diesen sollte ich vorstellen, aber Graf Wittgenstein war so mitleidig gewesen, mich dessen zu entheben. Er weissagte dem Kurfürsten ein glückliches Schicksal. Die Gräfin von Hohenzollern als Zigeunerfürstin unternahm es, der Kurfürstin in der angenehmsten Weise der Welt die Zukunft vorherzusagen in sehr artigen deutschen Versen, die von Herrn von Besser gefertigt waren. Endlich stieg der Kurfürst selbst in der Tracht eines holländischen Matrosen aus einer Loge herab und machte hier und da Einkäufe in den Marktbuden."

Vor dem wachsenden Einfluß und den Anmaßungen der Titularfavorite des Königs, Reichsgräfin von Wartenberg, die in ihren Zirkeln vergeblich Zutritt zu erlangen suchte, zog sich die Königin mehr und mehr aus dem geräuschvollen Leben des Berliner Hofes in die heitere Einsamkeit ihrer Gärten in Lietzenburg zurück. Am 12. Januar 1705 machte sie eine Reise zu ihrer Mutter nach Hannover; unterwegs befiel sie ein Halsübel, krank kam sie an, und bald nahm die Krankheit eine hoffnungslose Wendung. Ihre Hofdame, das Fräulein von Pöllnitz, zerfloß in Thränen an ihrem Sterbelager. „Beklagen Sie mich nicht," sagte die Sterbende, „ich gehe jetzt meine Neugierde zu befriedigen über die Urgründe der Dinge, die mir Leibnitz nie hat erklären können, über den Raum, das Unendliche, das Sein und das Nichts, und dem Könige, meinem Gemahl, bereite ich das Schauspiel eines prächtigen Leichenbegängnisses." So starb die vielbewunderte Fürstin (1. Februar 1705), welche durch ihre Leutseligkeit und Wohlthätigkeit auch die Liebe und Dankbarkeit des Volkes erworben hatte.

Leibnitz, der während ihres Todes in Berlin war und hier von allen Seiten Beileidsbezeigungen empfing, schrieb am Tage darauf: „Ich habe vermieden, was mir eine der stärksten Gemütsbewegungen und einen lebhaften, unauslöschlichen Eindruck erregen konnte. Die Sonne in ihrem Mittag kann nur angenehme Eindrücke machen, während ihr Niedergang meinen Geist mit einem düsteren, lange währenden Kummer erfüllt haben würde. Aber man soll nur daran denken, ihr Gedächtnis zu feiern und einer der vollkommensten Personen der Erde Gerechtigkeit widerfahren zu lassen ...."

„Kein Denkmal von Stein und Erz," sagt Fr. Förster, „ist ihr errichtet worden; wohl aber grünt und blüht, ihr Andenken lebendig zu erhalten, mit jedem Frühjahr in schönerer Fülle der von ihr hervorgerufene Park zu Charlottenburg." *

Während durch die Hofzirkel Sophie Charlottens der Sinn für feinere Bildung und edlere gesellschaftliche Neigungen geweckt, durch die unter Leibnitz begründete Akademie die wissenschaftlichen Bestrebungen in bestimmte Bahnen geleitet wurden und durch die französischen Flüchtlinge das protestantische Princip zu einer gründlichen litterarischen Darstellung gelangte, vertrat Jakob Philipp Spener, der nach seiner Vertreibung aus Dresden (1691) als Mitglied des Konsistoriums und Propst an St. Nikolai nach Berlin berufen worden, mit seinen Freunden das wahre Christentum des Herzens gegen das orthodoxe Luthertum und stellte die Forderung thätigen Glaubens und sittlichen Wandels der dürren Buchstaben- und Formelgläubigkeit gegenüber. Diejenigen Bahnen, welche die Reformation erschlossen hatte und welche die Vertiefung der Religion unter Festhalten an den staatsbürgerlichen Rechten und Pflichten zum Ziele nahmen, wurden auch von den Vorkämpfern dieser neuen Bewegung, den sogenannten „Pietisten," tapfer beschritten. Die vornehmste Trägerin dieses Geistes wurde die Universität zu Halle.

Schon der Große Kurfürst hatte bald nach der Besitznahme des Magdeburgischen die Idee gefaßt, in Halle eine lutherische Universität zu errichten, damit die brandenburgischen Theologen nicht mehr genötigt würden, zu ihrer Ausbildung die auswärtigen Universitäten — Wittenberg, Leipzig oder Jena — zu besuchen. Diese Idee rückte ihrer Verwirklichung näher, als Männer wie Christian Thomasius und August Hermann Francke, die als „Irrlehrer" ihre Heimat hatten verlassen müssen, Halle zu ihrem Wohnsitz nahmen und von hier aus den Kulturkampf jener Zeit wider die „Rechtgläubigen" fortsetzten.

Chr. Thomasius, der wegen seiner freien Ansichten aus Leipzig vertriebene Lehrer des Naturrechts, setzte in Halle anfangs nur vor einer kleinen Schar treugebliebener Studenten, die ihm gefolgt war, in seiner eigenen Wohnung seine Vorlesungen fort, die er — was bis dahin an einer Universität unerhört gewesen — in deutscher Sprache hielt. Sein Zuhörerkreis wuchs bald in dem Maße, daß ihm auf seinen Wunsch vom Stadtrat ein Hörsaal ein-

* Erst nach dem Tode der Königin Sophie Charlotte trat an Stelle der Namen „Lietzen" und „Lietzenburg" der Name „Charlottenburg."

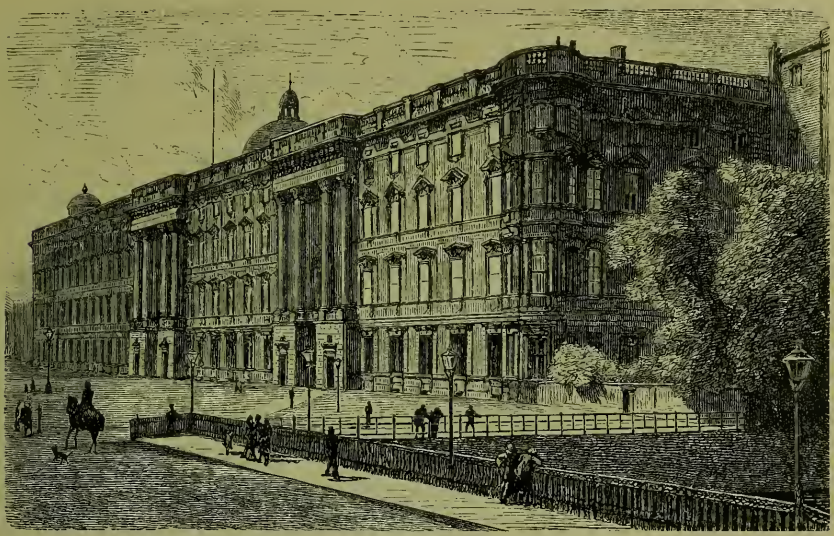
geräumt wurde. Aug. Herm. Francke, welcher ganz im Geiste Speners an der Leipziger Universität und später in Erfurt Vorlesungen über die Bibel und das Studium derselben gehalten hatte und hier gleichfalls den orthodoxen Theologen das Feld räumen mußte, kam als Pfarrer an der Gemeinde der Vorstadt Glaucha und Lehrer der orientalischen Sprachen nach Halle und gelangte hier durch sein Wirken in Wort und Schrift trotz vieler Anfeindungen zu großem Einfluß, den er später noch durch die fromme Stiftung des Waisenhauses und des Pädagogiums mehrte.

Nach den Grundsätzen dieser beiden Männer eingerichtet und mit einer Anzahl bedeutender Kräfte ausgestattet, trat die Hochschule zu Halle ins Leben und wurde bald der Mittelpunkt der neuen geistigen Bewegung. Am 14. Oktober 1693 erhielt sie von Wien das kaiserliche Privilegium und am 10. Mai 1694 fand die feierliche Einweihung und Eröffnung durch den Geheimerat von Fuchs statt, welcher in seiner Rede den Zusammenhang hervorhob, den die allgemeine Wissenschaft mit dem Leben und dem Staate habe. Und wo sei überhaupt eine Nation, welche Macht erworben ohne Wissenschaft? Als das rechte Symbol des Brandenburgisch-Preußischen Staates erscheine ihm Pallas Athene, welche zugleich den Kriegs- und Friedenskünsten vorstehe.

Eines der ersten Erkenntnisse, welche das Hallesche Spruchkollegium zu fällen hatte, betraf die Hexenprozesse; aber so tief eingewurzelt waren die alten, düsteren Vorurteile vom Teufel, von Hexen und Zauberern, daß selbst Männer wie Thomasius sich nur gewaltsam davon frei machen konnten. Noch im Jahre 1702 erklärte Thomasius, er sei vom Dasein des Teufels überzeugt, nur glaube er nicht, daß er Hörner, Klauen und Schweif habe, daß er einen Leib annehmen und in irgend einer Gestalt den Menschen erscheinen könne, daß er Bündnisse mit den Menschen aufrichte, sich von ihnen Handschriften geben lasse und so weiter. Es müsse sehr behutsam verfahren werden, wenn man die Leute beschuldigen wollte, daß sie durch Hexerei Schaden gethan; denn es gehöre viel Beweis dazu. Mit vielen Umschweifen gelangt er aber doch zu dem Schlusse, das beste sei, den Prozeß gegen Hexen wie gegen Ketzer ganz einzustellen. Für die Aufhebung der Folter vermochte sich aber Thomasius nicht zu erklären, da er sie durch kein anderes Beweismittel zu ersetzen wußte.

Auch die Baukunst und Bildhauerkunst sollten Friedrich dienen, um die Hauptstadt in einen würdigen Königssitz zu verwandeln. Neben der alten Doppelstadt Berlin-Köln erwuchs als neuer Stadtteil die schon unter dem Großen Kurfürsten begonnene und nach seiner zweiten Gemahlin benannte Dorotheenstadt, sowie die Friedrichstadt. In der letzteren legte Friedrich den

Grundstein zu den beiden neuen Kirchen, welche sich auf dem Marktplatze (später Gendarmenmarkt, jetzt Schillerplatz) erhoben, darunter eine für den Gottesdienst in französischer Sprache. Auch die Garnisonkirche und Sophienkirche wurden gegründet. Überall erhoben sich stattliche Neubauten, die zum Teil noch heute der Schmuck der Residenz sind. Das großartigste Bauwerk aber war das königliche Schloß nach seinem Umbau durch Meister Andreas Schlüter,* welches die verschiedenen einzelnen Schloßgebäude nach einem einheitlichen Plane zu einem Ganzen verband und auf diese Weise gleichsam den-



Das königliche Schloß zu Berlin.

selben Gedanken verkörperte, der die verschiedenen Landesteile unter dem preußischen Königtum zu einem Staate vereinigte.

Die Bildhauerkunst feierte ihren höchsten Triumph in jenem Meisterwerke, dessen Idee aus der Verehrung Friedrichs für seinen großen Vater hervorgegangen war. In demselben Geiste, in welchem er dem Geschichtschreiber Samuel von Pufendorf die Staatsarchive öffnete, um sein großes Werk „Die Thaten des Großen Kurfürsten" zu schreiben, erteilte Friedrich dem

* Von Eosander von Göthe, dem Nachfolger Schlüters, rührt nur die Fassade nach der Schloßfreiheit mit dem mächtigen Portale, einer Nachahmung des Triumphbogens des Septimius Severus zu Rom, her.

genialen Schlüter den Auftrag, ein Denkmal des Fürsten aus Erz zu schaffen. Im Jahre 1706 wurde das Denkmal auf der neuerbauten steinernen Brücke zwischen den alten Städten Berlin und Köln errichtet, und wer möchte heute zu dem erhabenen Standbilde emporschauen, ohne sich selbst in seinem Innern von den großen Gedanken angezogen und erhoben zu fühlen, welche die Seele dieses Fürsten, des Gründers der brandenburgisch-preußischen Größe erfüllte, wie sie Schlüter in diesem Erzwerke zum Ausdruck gebracht hat!

So schien denn König Friedrich an dem Ziele seiner irdischen Wünsche angekommen zu sein. Daß unter den Fittichen des schwarzen Adlers alles Bedeutende Schutz und Förderung finde, daß da nicht bloß der Pracht und dem Geschmack, sondern auch den edleren geistigen Interessen, neuen schöpferischen Gedanken eine Stätte bereitet sei, erfüllte ihn mit gerechtem Stolze. Er fühlte sich glücklich — sagt Ranke —, wenn er in der Pracht seines Ornates auf dem Throne saß, umgeben von seinen Brüdern, den Markgrafen, die mit fürstlichem Pomp erschienen, den Rittern seines Ordens, der alsdann an kostbarer Kette getragen wurde, seinen Kammerherren mit dem goldenen Schlüssel, den Mitgliedern seines geheimen Staatsrats und Ministeriums in ihren gestickten Amtstrachten, den Generalen und Obersten seines Kriegsheers. In alter Schweizerart, in weißem Atlas mit goldenen Spitzen verbrämt, prangten die Offiziere ihrer Trabanten. Die blaue Livree der Dienerschaft war bedeckt mit goldenen Galonen, so daß von den rotsamtenen Borten, mit denen sie versehen war, nur die äußersten Ränder erschienen. Was nur irgend zum Hofe gehörte, Garderobe und Stall, Keller, Küche, Bäckerei, Silberkammer mußte Überfluß zeigen. Vierundzwanzig Trompeter riefen zur Mittagstafel. Die Jägerei und vor allem die Kapelle waren zahlreich besetzt. Und dennoch überkam ihn in allem Glanz wohl öfters das peinliche Gefühl, daß er das, was er vorstellte, nicht ganz war und daß dieser verschwenderische Aufwand mit den Mitteln seines Staates nicht im Einklange stand. Er selbst war abhängig von einem Günstlinge, der zwar seinen prächtigen Neigungen zu schmeicheln und die bedeutenden Mittel, welche dieselben erforderten, immer wieder aufzutreiben verstand, auf die Wohlfahrt des Landes aber keine Rücksicht nahm. Dieses Mißverhältnis mußte zu einem Bruche führen, der noch unter der Regierung Friedrichs I. erfolgte und dessen Heilung seinem Nachfolger überlassen blieb.

Wir wenden uns jetzt von dem Hofe des Königs nach den Feldern, wo seine Truppen blutige Lorbeeren brachen.

Preußen

im Spanischen Erbfolge- und im Nordischen Kriege.

Am 1. November 1700 war der letzte der spanischen Habsburger gestorben. Wenige Monate darauf stand Europa unter den Waffen im Kampf um das spanische Erbe. Die Eigenmächtigkeit, mit welcher Ludwig XIV. ungeachtet der Ansprüche Österreichs und der früheren Verträge mit den Seemächten jetzt seinen Enkel Philipp von Anjou als König von Spanien anerkannt wissen und nötigenfalls mit den Waffen auf den Thron erheben wollte, der Übermut, mit welchem er, den Parlamentsbeschlüssen und der nationalen Stimmung in England zum Hohne, nach dem (im September 1701 erfolgten) Tode des Exkönigs Jakobs II. Stuart dessen Sohn, den Prätendenten Jakob (III.), als König von Großbritannien begrüßen ließ, bewirkten, daß die Seemächte England und Holland mit Österreich die „große Allianz" gegen Frankreich schlossen. Auch als König Wilhelm im März 1702 starb und ihm die jüngere Schwester seiner bereits früher verstorbenen Gemahlin, die Prinzessin Anna von Dänemark, auf dem Throne folgte, änderte dies nichts in der englischen Politik. Am 6. Oktober 1702 erklärte auch das Reich den Krieg an Frankreich.

Dieser gewaltigen Koalition der Mächte — Österreich, England, Holland, das Reich und Preußen — stand Ludwig XIV. fast allein gegenüber. Nur unter den deutschen Reichsfürsten fand er Bundesgenossen in dem Kurfürsten Max Emanuel von Bayern, dem Schwiegersohn des Kaisers Leopold, der — wie bereits erwähnt — selbst Ansprüche auf ein Anteil der spanischen Erbschaft erhob, und in dessen Bruder, dem Kurfürsten Clemens von Köln. In Italien hatte sich zwar Savoyen anfangs ebenfalls für Ludwig XIV. erklärt, doch fiel der Herzog Viktor Amadeus bereits zu Anfang des Jahres 1703 wieder von ihm ab, nachdem ihm von der anderen Seite glänzendere Versprechungen gemacht worden waren.

König Friedrich I., der sich im Kronvertrage zu Wien zur Stellung eines Hilfscorps von 8000 Mann für Österreich verpflichtet hatte, blieb dieser Verpflichtung trotz der schwierigen Lage, in die sein Land durch den gleichzeitig unter seinen nordischen und östlichen Nachbarstaaten ausgebrochenen Krieg geriet, nicht allein während der ganzen Dauer des Krieges treu, sondern er ging noch weit darüber hinaus, indem er seine im Felde stehenden Truppen nach und nach bis auf 25000 Mann vermehrte. Allerdings kamen alle Erfolge der preußischen Truppen auf den Schlachtfeldern am Niederrhein, an der Donau, in Italien nicht Preußen, sondern den verbündeten Mächten, vorzüglich Österreich, zu statten. Preußen hatte im Spanischen Erbfolgekriege keine eigenen Interessen zu vertreten, und alles, was seine Truppen hier leisteten, wurde von Österreich nur als die Erfüllung einer schuldigen Pflicht Preußens angesehen. Der Gewinn, den Preußen aus den Leistungen seiner Truppen zog, war nur ein mittelbarer. Sie mehrten den Waffenruhm des Heeres und erhoben das Ansehen desselben vor dem eigenen Volke. Die Truppen des Königs kämpften, wo immer sie standen, für das Gemeingut der preußischen Waffenehre, und die Thaten von Höchstädt, Turin, Oudenaarde, Malplaquet bilden nur Glieder einer Kette, welche in der Geschichte des brandenburgisch-preußischen Heeres von den Tagen von Warschau und Fehrbellin bis auf die unsrigen reicht.

Den Begebenheiten des Spanischen Erbfolgekrieges gingen diejenigen des Nordischen Krieges zur Seite. Beide Kriege bewegten sich innerhalb zweier voneinander völlig getrennt liegender Kreise; dennoch übte der Verlauf des einen seine Rückwirkung auf denjenigen des anderen. Wir werden daher nicht umhin können, bei der nachfolgenden Schilderung der preußischen Waffenthaten im Spanischen Erbfolgekriege hin und wieder einen Blick auf das Theater des Nordischen Krieges zu werfen, durch den Preußen noch unmittelbarer berührt wurde als durch den ersteren. An jenem nahm Preußen mit den Waffen teil, ohne in der Lage zu sein, eine selbständige Politik zur Geltung zu bringen; in diesem dagegen vermochte Preußen nicht, seiner Politik einen realen Nachdruck zu geben, weil seine Truppen größtenteils durch den Spanischen Erbfolgekrieg gebunden waren. Dieses eigentümliche Verhältnis erschwerte die Stellung Preußens zwischen den übrigen Mächten.

Derjenige Mann, welcher das preußische Hilfscorps im Spanischen Erbfolgekriege befehligte und mit demselben den preußischen Namen auf den Schlachtfeldern zu Ehren brachte, Fürst Leopold von Anhalt-Dessau, der Sohn des aus der Geschichte des Großen Kurfürsten als Statthalter der Mark uns

bekannten Feldmarschalls, Fürsten Johann Georg von Anhalt-Dessau und seiner Gemahlin, geborenen Prinzessin Henriette von Oranien, einer Schwester der Kurfürstin Luise Henriette, gehört zu den eigentümlichen, kernhaften und kraftvollen Gestalten, wie sie die preußische Armee nach ihm noch manche hervorgebracht hat. Er besaß eine wilde, unbändige und leidenschaftliche Natur und eine unbeugsame Willenskraft. In heißer Jugendliebe hatte Leopold der tugendhaften Anna Luise Föhsin, der Tochter des Apothekers Föhse in Dessau, die Ehe versprochen und hielt an diesem Versprechen trotz aller Einreden der Fürstin-Mutter gegen den Gedanken einer solchen „Mesalliance" und trotz aller Ränke der kleinen Dessauer Hofpartei rücksichtslos und unentwegt fest. Er war es aber auch, der seinen vermeintlichen Nebenbuhler, einen jungen Arzt, den er mit der Jungfer Föhsin in vertraulicher Haltung am Fenster stehen sah, auf der Stelle niederstieß. Den Eindruck der übeln That zu verwischen, trat er in preußischen Heerdienst und widmete sich nun mit ganzer Seele dem Kriegswesen. Er war mit Leib und Leben Soldat, ein Regiment im Waffenschmuck seine höchste Freude. In einem Briefe schrieb er: „Es kann wohl kein Mensch begreifen, als der von Jugend auf so viele Lust zu dienen in sein wallendes Herze hat, wie ich beständig in das meinige empfand, daß ich mir so vergnügt sahe, als ich es an tausend- und tausendmal gewünscht hatte, das Glück zu erleben, was ich anjetzo völlig besitze."

Sein Regiment in Halberstadt ward zu einem wahren Musterregiment der Armee. Er führte bei demselben den Gleichschritt ein, welcher später durch den „Dessauer Marsch" gleichsam in Musik gesetzt ward und in welchem die preußischen Bataillone, niet- und nagelfest, Mann an Mann geschlossen, in schnurgerader Linie mitten im Kugelregen, wie auf dem Exerzierplatz, gegen den Feind avancierten. Durch die Einführung des eisernen Ladestockes anstatt des zerbrechlichen hölzernen machte er ein Schnellfeuer möglich, wie es keine andere Infanterie zu erzielen vermochte.

Zur Zeit des Ausbruchs des Spanischen Erbfolgekrieges stand Leopold im blühendsten, angehenden Mannesalter (geb. 3. Juli 1676 auf dem Schlosse zu Dessau). Der gärende Most der Jugend hatte sich abgeklärt und in Wein verwandelt. Er war regierender Fürst seines Landes (seit 13. Mai 1698) und jüngster General der preußischen Armee, von Offizieren und Soldaten mit Ehren genannt, des Geistes seiner Truppen bis zur höchsten Steigerung Herr, den Feinden an der Spitze seiner Grenadiere unwiderstehlich. Kurz nach dem Antritt seiner Regierung hatte er die Föhsin geheiratet, welche durch kaiserliche Urkunde (29. Dezember 1701) für vollkommen ebenbürtig erklärt wurde. Die

Fürstin ward ihm eine treue Genossin auf allen Lebenswegen und begleitete ihn auch während der Feldzüge in Italien.

Dies waren der Führer und die Truppen, die wir jetzt im Spanischen Erbfolgekriege Lorbeeren um die königlichen Fahnen flechten sehen.

Während der Prinz Eugen von Savoyen, genannt „der edle Ritter," im Winter 1701—1702 die österreichische Hauptarmee über die Alpen führte und in der oberitalischen Ebene mit Glück den Krieg gegen die Franzosen eröffnete, brachen 15000 Brandenburger und Preußen aus ihren Friedensquartieren nach dem Niederrhein auf, um unter dem General von Heyden, dem später des Königs Bruder, Markgraf Albrecht, im Kommando folgte, zu der englisch-holländischen Armee unter dem Herzoge von Marlborough zu stoßen. Es handelte sich hier zunächst um die Eroberung der Festungen auf kurkölnischem Gebiet und an der Maas. Durch den Verlust derselben geriet der Kurfürst von Köln in solche Bedrängnis, daß er nach Frankreich flüchtete.

Der andere Bundesgenosse Ludwigs XIV., Kurfürst Max Emanuel von Bayern, hatte unterdessen den Krieg mit der Einnahme der freien Städte Ulm, Memmingen und Neuburg an der Donau eröffnet. Er drang darauf in Tirol ein, eroberte Kufstein, besetzte Innsbruck und suchte sich mit dem aus Italien über den Brenner heranrückenden französischen Heere des Marschalls Vendome zu vereinigen. Der Plan scheiterte an dem Aufstande der treuen Tiroler, die sich unter kühnen Führern, wie Martin Sterzinger, in seinem Rücken erhoben, die festen Plätze in ihre Gewalt brachten und seine Verbindungen bedrohten. Vendome kehrte nach Italien, der Kurfürst nach Bayern zurück. Unterdessen war ein französisches Heer unter Marschall Villars das Kinzigthal herauf bis zur oberen Donau vorgedrungen, vereinigte sich im schwäbischen Kreise mit den Bayern und wandte sich gegen Augsburg.

Dieser in Oberdeutschland drohenden Gefahr sollte zunächst die Reichsarmee unter dem Markgrafen Ludwig von Baden begegnen. König Friedrich I. erklärte sich bereit, dieselbe durch preußische Truppen zu verstärken, und erteilte dem Fürsten Leopold von Dessau, der vor Geldern lag, den Befehl, mit einem Corps von 6000 Mann, zu dem noch einige Kavallerieregimenter aus der Mark stießen, von den Niederlanden nach der oberen Donau aufzubrechen (Juli 1703). Im Lager von Haunsheim vereinigte sich das preußische Hilfscorps mit dem Heere des Markgrafen Ludwig (23. August). Dieser Fürst, berühmt durch seine Leistungen in den Türkenkriegen, hatte mit dem zunehmenden Alter an Energie verloren. Anstatt mit dem verstärkten Heere dem Feind an den Leib zu rücken und ihm die Schlacht anzubieten, beging er den Fehler, sein Heer

zu teilen. Mit dem Hauptteil überschritt er oberhalb Ulm die Donau, um Augsburg zu Hilfe zu ziehen; den anderen Teil unter dem Grafen zu Limburg-Styrum, dem auch Fürst Leopold mit den Preußen zugeteilt wurde, ließ er auf dem linken Donauufer unweit Höchstädt zurück, um ein französisches Corps unter Marquis d'Usson, das weiter oberhalb ihm gegenüber, gleichfalls auf dem linken Donauufer, zwischen Lauingen und Dillingen lagerte, zu beobachten und im Schach zu halten. Einige Zeit später erhielt indessen auch Styrum Befehl, die Donau zu überschreiten und sich mit der gegen Augsburg vorrückenden Hauptarmee wieder zu vereinigen; er ward jedoch auf verhängnisvolle Weise in der Ausführung gehindert.

Kaum hatte nämlich Villars durch seine Kundschafter von dem bevorstehenden Abzuge des Styrumschen Corps Kenntnis erhalten, als er mit 30000 Bayern und Franzosen wieder nach der Donau aufbrach, dieselbe in der Nacht zum 20. September bei Donauwörth überschritt und den Fluß aufwärts gegen Höchstädt vorrückte. Gleichzeitig war der Marquis d'Usson mit acht Bataillonen und fünfzehn Eskadrons aus seinem verschanzten Lager bei Dillingen aufgebrochen und stürzte sich mit Ungestüm auf den Rücken und die rechte Flanke des Styrumschen Corps, während Villars dasselbe in der Front und linken Flanke angriff.

Bei einem so umfassenden Angriff durch beinahe dreifache Übermacht war an den Donauübergang nicht mehr zu denken. Nachdem Styrum die ersten Angriffe des Feindes, dank der festen und entschlossenen Haltung des preußischen Fußvolks, glücklich zurückgewiesen, beschloß er, unter dem Schutze des Nördlinger Waldes, der sich bis auf eine halbe Stunde dem linken Flügel seiner Schlachtordnung näherte, seinen Rückzug auf Nördlingen anzutreten. Der kaiserlichen Reiterei, sowie dem preußischen Fußvolk des rechten Flügels lag es ob, den Rückzug über die Ebene bis an den Waldsaum zu decken. Noch ehe derselbe bewerkstelligt werden konnte, erfolgte ein Massenangriff der gesamten feindlichen Reiterei in der Front. Die Reiterei Styrums wurde überflügelt und geworfen und riß den größten Teil des Fußvolks in ihre Flucht mit fort, die sich nun über die Ebene fortwälzte. Tote, Verwundete, fast das sämtliche Geschütz und Gepäck, sowie auch der mitgeführte Brückentrain wurden auf dem Schlachtfelde zurückgelassen.

Nur dem Fürsten von Dessau gelang es, unter seinen Truppen die Ordnung zu erhalten und aus seinen drei Regimentern ein geschlossenes Viereck zu bilden, welches sich als Nachhut in musterhafter Ordnung über die Ebene zurückzog. Von allen Seiten mit Übermacht angegriffen, von den umliegenden Höhen herab durch das feindliche Geschütz beschossen, von immer neuen Schwa-

dronen attakiert, setzte das preußische Fußvolk mit einer Ruhe wie auf dem Exerzierplatze den Rückzug fort, jedem neuen Chok der Reiter kaltblütig wieder die Stirne bietend, Stand haltend und, gedeckt durch die schnell und gewandt vor der Front aufgepflanzten „spanischen Reuter," mit Musketensalven den Feind zurückweisend. Unter wiederholter Anwendung dieses Manövers erreichte die Kolonne nach anderthalbstündigem Kampfe in unerschütterter Haltung den schützenden Wald und rettete aus der verlorenen Schlacht die junge preußische Waffenehre.

Der kaiserliche General Graf Styrum konnte nicht umhin, diesem Verhalten des preußischen Fußvolks seine volle Anerkennung zu zollen. Er schrieb in seinem Bericht an den Kaiser (aus Nördlingen 29. September 1703): „Absonderlich muß ich Ew. Kaiserlichen Majestät die fermeté der preußischen Infanterie unterm Kommando Sr. Durchlaucht des Fürsten von Anhalt, welche über die Fläche allezeit in bester Ordnung marschieret ist, anrühmen, die der feindlichen von allen Orten anrückenden Kavallerie, durch gute contenance, solchen respect haltend gemacht, daß er auch selbige wieder zu attaquiren nicht getrauet. Und da man an den Wald gerücket, haben die preußischen Grenadiere die arrièregarde genommen, wo sie denn gegen die feindliche Kavallerie sich mainteniret, nachgehends aber von einigen Bataillonen angefallen und ziemlichen Schaden, wie leicht zu ermessen, erlitten haben" ꝛc.

Die Lage Österreichs war durch diese Niederlage eine äußerst bedenkliche geworden. Die französisch-bayrische Macht beherrschte die ganze Donaulinie bis Passau. Gelang ihr noch ein Schlag wie dieser, so war der Krieg in die österreichischen Erblande hineingetragen. Schon sammelte sich im Elsaß eine neue französische Armee unter Marschall Tallard und machte Miene, die Schwarzwaldpässe zu überschreiten und sich bei Augsburg mit der Armee des Kurfürsten Max Emanuel und des Marschalls de Marsin, der an Villars Stelle getreten war, zu vereinigen.

Das Jahr 1704 führte die größten Feldherren der Zeit auf der schwäbischen Kriegsbühne zusammen. Herzog Marlborough führte seine englisch-holländischen Truppen auf einem meisterhaften Zuge, dessen Ziel er nicht allein den verfolgenden Franzosen, sondern auch dem eigenen Heere zu verbergen wußte, von den Niederlanden am Rhein und der Mosel hinauf nach Oberdeutschland und gewann bei Heilbronn die Verbindung mit dem vom Oberrhein ihm entgegenziehenden Markgrafen Ludwig von Baden. Am Oberrhein wurde unter dem Prinzen Eugen von Savoyen ein neues Heer aufgestellt, dessen Hauptteil die preußischen Truppen unter dem Fürsten von Dessau bildeten.

Im August 1704 führte Marschall Tallard sein Heer dem Kurfürsten mit den prahlerischen Worten zu: „Ich habe die Ehre, Ew. Durchlaucht die unüberwindlichsten Scharen des Erdballs vorzustellen.“ Aber diesen unüberwindlichen Scharen zur Seite zog vom Oberrhein her der berühmteste Feldherr der Zeit, Prinz Eugen, vereinigte sich, während Turenne in Augsburg einzog, bei Donauwörth mit Marlborough und hielt zu Groß-Heppach mit diesem und dem Markgrafen Ludwig Kriegsrat. Man kam dahin überein, daß der alte, bedächtige Markgraf zur Belagerung von Ingolstadt abziehen, Eugen und Marlborough dagegen dem Feinde an der Donau eine Hauptschlacht liefern sollten.

Die vereinigte französisch-bayrische Armee hatte in der Nähe von Dillingen zwischen den Dörfern Blindheim und Lutzingen eine feste Stellung bezogen, den rechten Flügel an die Donau, den linken an die waldigen Südabfälle der Rauhen Alb lehnend, im Rücken Höchstädt an der Einmündung des Brunnenbachs in die Donau. Tallard hatte das Dorf Blindheim, de Marsin Ober-Glauheim, der Kurfürst Lutzingen zum Hauptquartier. Den Hauptabschnitt vor der Front der französisch-bayrischen Stellung bildete der unterhalb Blindheim in die Donau fließende Nebelbach mit dem auf seinem linken Ufer sich hinziehenden Höhenzuge, während noch weiter gegen Osten der Kesselbach die Annäherung der feindlichen Kolonnen erschwerte. Tallard hielt Blindheim für den Schlüsselpunkt seiner ganzen Stellung und hatte diesen Ort überaus stark besetzt. Die Stärke des gesamten französisch-bayrischen Heeres betrug 56000 Mann und 100 Geschütze.

Ihm gegenüber entwickelte sich nun die Armee des Prinzen Eugen von Savoyen und des Herzogs Marlborough, im ganzen etwa 52000 Mann mit 52 Geschützen. Prinz Eugen kommandierte den rechten Flügel, zu dem auch die preußische Infanterie (11 Bataillone) unter dem Prinzen Leopold von Dessau gehörte. Den linken Flügel befehligte Marlborough gegenüber Blindheim.

Am 13. August morgens 3 Uhr überschritt das vereinigte Heer den Kesselbach in acht Kolonnen, von denen die vier des rechten Flügels sich auf Lutzingen, die des linken auf Blindheim wenden sollten. Im Lager der französisch-bayrischen Armee hielt man den Anmarsch anfangs nur für eine Scheinbewegung, um den Rückzug zu decken. Als die Führer ihren Irrtum erkannten, stellten sie mit überstürzender Hast das Heer dicht vor den Zeltlinien in Schlachtordnung auf.

Unter dem heftigsten Kartätschfeuer überschritt die englische Infanterie den Nebelbach bei zwei Mühlen und marschierte auf Blindheim los. Ein mörde-

rischer Kampf entspann sich. Dreimal wurde der Sturm auf das Dorf erneut, aber ebenso oft abgeschlagen. Nun erst überzeugte sich Marlborough von der unverhältnismäßigen Stärke der Besatzung und gab Befehl, den Angriff nur zum Schein fortzusetzen, während der Hauptdruck auf die Mitte bei Ober-Glauheim erfolgen sollte. Aber auch hier stieß man auf unüberwindliche Schwierigkeiten. Die Infanterie sowohl, als auch die Reiterei, welche mit großer Bravour über den Nebelbach vorging und sich auf die französischen Schwadronen stürzte, mußten dem verheerenden Feuer der Marsinschen Bataillone und Batterieen weichen und mit großen Verlusten wieder über den Nebelbach zurückgehen. Marlborough, das Bedenkliche der augenblicklichen Lage erkennend, setzte sich selbst an die Spitze einer frischen Brigade, führte sie bei Ober-Glauheim siegreich über den Nebelbach und behauptete sich glücklich auf dem rechten Ufer, wodurch zugleich seine Verbindung mit dem rechten Flügel unter dem Prinzen Eugen hergestellt wurde.

Dieser hatte unterdessen einen nicht weniger schweren Stand gehabt. Nachdem er mit seinen Kolonnen und dem schweren Geschütz nur mit Mühe die mit jedem Schritte sich darbietenden Hindernisse des Erdreichs überwunden, rückte der Fürst von Dessau mit seinen Bataillonen gegen die bayrische Stellung zwischen Lutzingen und dem Eichelhofberge an. Unaufhaltsam drang er vorwärts, trieb die feindlichen Bataillone zurück und eroberte mehrere Geschütze. Nun aber fiel die feindliche Kavallerie, nachdem sie die kaiserliche über den Nebelbach zurückgeworfen hatte, den Preußen mit Heftigkeit in die linke Flanke. Sie begannen zu weichen und mußten die eroberten Geschütze wieder preisgeben. Aber mit dem Rufe: „Brandenburger! Denkt an Warschau und Fehrbellin!“ sammelte Leopold die Weichenden aufs neue. Mit eigener Hand entriß er einem feindlichen Dragoner die schon von diesem erbeutete Fahne. Eine Stückkugel tötete sein Pferd und warf ihn mit der Fahne zu Boden; er aber sprang auf und führte, zu Fuß mit der Fahne voran, die Seinigen von neuem ins feindliche Feuer. Auch Prinz Eugen eilte jetzt in Person herbei. Vergebens hatte er seine aufgelösten Schwadronen wieder zu sammeln gesucht. „Ich hatte kaum Pistolen genug,“ sagt er in einem späteren Schreiben, „um das Zurückweichen meiner Kürassiere zu verhindern; genötigt, sie von den Pferden zu schießen, warf ich mich in die Linie; alle meine Angriffe wurden durch den Kurfürsten zurückgeschlagen ...“ Endlich mit dem zornigen Ausrufe: „Ihr Memmen, ich will nur mit tapferen Soldaten kämpfen!“ jagte er zu den Preußen, die ihn mit begeistertem Jubelruf empfingen, und warf nun mit ihnen die Bayern bis an den Goldberg zurück.

Dies geschah um dieselbe Zeit, als auch Marlborough nach verschiedenen vergeblichen Versuchen unterhalb Ober-Glauheim über den Nebelbach vordrang. Um 5 Uhr nachmittags gelang es ihm, die Franzosen im Centrum in völliger Auflösung bis Sonderheim und Höchstädt zurückzuwerfen. Marschall Tallard selbst ward bei Sonderheim von hessischen Reitern umringt und gefangen. Marschall de Marsin, von beiden Seiten überflügelt, suchte sein Heil in der Flucht. Ober-Glauheim stand in Flammen. Prinz Eugen rückte nun vom Goldberg gegen das gleichfalls brennende Lutzingen vor, welches der Kurfürst räumte, um den Rückzug auf Mörslingen und Lauingen anzutreten. Nur in Blindheim behauptete sich noch die französische Besatzung; aber sie war in verzweifelter Lage. Von allen Seiten umstellt, ohne die Hoffnung, sich durchschlagen zu können, streckte das ganze Corps — 24 Bataillone und 12 Schwadronen — die Waffen. Von denen, die schwimmend über die Donau zu entkommen suchten, retteten nur wenige das Leben.

Die Verluste der Verbündeten in dieser Schlacht betrugen an 12000 Tote und Verwundete. Die französische Armee hatte an Mannschaften nicht weniger als 30000 Mann eingebüßt, nämlich 12000 Gefangene, ebensoviel Verwundete und 6000 Tote. Ungeheure Vorräte und zahllose Trophäen fielen in die Hände der Sieger, die sämtlichen Kriegs- und Lagerbedürfnisse, fast alles Geschütz, 224 Fahnen und Standarten, die Kriegskasse, Zelte und Pontons, endlich 34 Kutschen mit Pariser Damen.

Ein hochwichtiger Anteil an diesem großen Siege gebührte nach dem Urteil sämtlicher Berichterstatter den an Zahl geringen preußischen Streitkräften. Das wertvollste Zeugnis stellte ihnen Prinz Eugen selbst in seinem Berichte an den König, drei Tage nach der Schlacht, aus: „Maaßen ich denn mit Augen gesehen, wie beforderist von der Infanterie, welche auf dem rechten Flügel gewesen, so hoch als niedere Offiziere und Gemeine mit einer unerschrockenen Standhaftigkeit wider den Feind gefochten, dessen Gewalt etliche Stunden lang ausgehalten, und endlichen gesambter Hand durch ihr starkes Feuer denselben in eine solche Konfusion haben setzen helfen, daß er ihrer Tapferkeit mit großer Präcipitanz entfliehen und uns das Veld, anmit diese herrliche Victori überlassen müssen."

Die bei Ulm gesammelten Trümmer des französisch-bayrischen Heeres gingen über den Rhein zurück, Kurfürst Max Emanuel flüchtete nach Brüssel, dem Sitze seiner niederländischen Statthalterschaft, später nach Frankreich; die kaiserliche Acht folgte ihm auf dem Fuße. Das unglückliche Bayerland, das jetzt dem Sieger preisgegeben war, litt schwer unter dem Drucke der öster-

reichischen Herrschaft, gegen welchen sich im folgenden Jahre das bayrische Landvolk erhob mit der Losung: „Lieber bayrisch sterben, als kaiserlich verderben!“

Im Jahre 1705 machten die Franzosen gewaltige Anstrengungen, das in Deutschland Verlorene auf dem Kriegsschauplatz in Italien, wo sie während der Abwesenheit Eugens manche Vorteile errungen hatten, wiederzugewinnen. Der Herzog Viktor Amadeus von Savoyen, als Bundesgenosse des Kaisers, mußte bereits für seine eigene Hauptstadt fürchten und sah sich in der Stellung, die er mit seinen sehr geschwächten Truppen bei Chiavessa östlich Turin zum Schutze der Hauptstadt genommen, von dem weit überlegenen französischen Hauptheer unter dem Herzog von Vendome hart bedrängt. Die schwachen Reste des österreichischen Heeres, die bei Brescia standen und von dem Bruder des Herzogs, dem Großprior des Malteser Ordens, beobachtet wurden, vermochten ihm keine Hilfe zu bringen. Österreich hatte keine neuen Truppen ins Feld zu stellen; man rechnete auf Preußen. Der Herzog von Marlborough begab sich persönlich nach Berlin, und ihm gelang es durch seine einnehmende Persönlichkeit und die geschickte, verbindliche Sprache, die er am preußischen Hofe führte, den König zu neuen Zugeständnissen an die Verbündeten zu vermögen. Er willigte ein, die kaiserliche Armee in Italien durch ein preußisches Hilfscorps von 8000 Mann zu verstärken. Den bereits in Bayern stehenden Regimentern wurden frische Truppen aus der Heimat, insbesondere die Grenadierkompanieen einiger zurückbleibenden Regimenter, nachgesandt. Im Frühjahr 1705 rückten diese Truppen aus Bayern durch Tirol in das Etschthal hinab; in den ersten Tagen hielt Fürst Leopold von Anhalt-Dessau bei Roveredo Musterung über dieses auserlesene Corps und führte dasselbe dem Prinzen Eugen in Verona zu.

Der Plan des Prinzen Eugen ging dahin, die Reste des österreichischen Heeres in Brescia an sich zu ziehen, durch die oberitalische Ebene sich Piemont zu nähern und den Herzog Viktor Amadeus aus seiner gefährdeten Lage zu befreien. Während der Großprior ihn während dieses Marsches in der linken Flanke begleitete, brach der Herzog von Vendome, unter Zurücklassung eines kleinen Corps vor Chiavessa, nach der Adda auf, um den Prinzen am Überschreiten des Flusses zu hindern. So kam es am 16. August 1705 zu der denkwürdigen Schlacht bei Cassano, in welcher die preußischen Krieger neue Lorbeeren errangen.

Das kleine mailändische Städtchen Cassano liegt amphitheatralisch auf einer Höhe am rechten Ufer der Adda; das gegenüberliegende flache linke Ufer ist von mehreren Kanälen und Bächen durchzogen, die zwar nicht breit, aber durch ihre Tiefe bedeutende Hindernisse sind. Oberhalb Cassano führt ein

solcher Kanal, der sogenannte große Ritorto, von der Adda in südöstlicher Richtung zum Serio; ein anderer Kanal, der kleine Ritorto, zweigt sich vom großen Ritorto in südwestlicher Richtung ab und vereinigt sich unterhalb Cassano wieder mit der Adda. Die von diesen drei Wasserläufen umschlossene dreieckförmige Fläche bildete das Feld der blutigen Kämpfe des 16. August. Über den großen Ritorto führt nahe seinem Abfluß aus der Adda eine steinerne Brücke; eine durch einen starken Brückenkopf verschanzte Brücke führt bei Cassano über die Adda. Von dem kleinen Ritorto fließt noch ein Wasserlauf, der Pandinabach, in südöstlicher Richtung zwischen dem großen Ritorto und der Adda.

Der Herzog von Vendome war gerade noch im richtigen Augenblick eingetroffen, um diesen wichtigen Übergang vor den Kaiserlichen zu besetzen. Er nahm den Brückenkopf zum Centrum seiner Stellung, sein linker Flügel stand in dem erwähnten Dreieck bis zum großen Ritorto, der rechte Flügel südlich vom Brückenkopf bis über den kleinen Ritorto hinaus.

Gegen diese feste Stellung eröffnete Prinz Eugen, der seine Armee hinter dem großen Ritorto aufgestellt hatte, den Angriff, auf dem rechten Flügel und in der Mitte die Kaiserlichen, auf dem linken Flügel die Preußen unter dem Fürsten von Dessau. Es gelang den Österreichern auf dem rechten Flügel, den großen Ritortokanal teils auf der Brücke überschreitend, teils durchschwimmend, bis zum Brückenkopf der Addabrücke vorzudringen und den kaiserlichen Adler auf dem Walle aufzupflanzen. Da führte Vendome selbst neue Truppen aus Cassano auf das rechte Ufer, und nun kam es auf dem durch die drei Wasserläufe eingeschlossenen Erdreich zu einem erbitterten Kampfe. Prinz Eugen und die österreichischen Generale nahmen zu Fuß, den Degen in der Hand, an dem Kampfe persönlich teil; mehrere Generale fielen, von feindlichen Kugeln getroffen; Prinz Eugen selbst wurde am Halse und am Knie verwundet. Nach überaus tapferer Gegenwehr mußten die Österreicher die eroberte Stellung wieder aufgeben und auf den inzwischen geschlagenen Brücken über den großen Ritorto zurückweichen.

Mit gleicher Hartnäckigkeit wurde auf dem linken Flügel gekämpft. Nur durch die Breite des Pandinabachs geschieden, standen sich hier die preußischen und französischen Bataillone gegenüber und sandten einander Salve auf Salve zu. Des langwierigen Feuergefechts müde, stürzten sich die preußischen Grenadiere, die Musketen hoch in der erhobenen Rechten, die Munitionstaschen zwischen den Zähnen, in das Wasser, das ihnen bis an das Kinn reichte, durchschritten und durchschwammen unter dem mörderischen Kugelregen mit Todesverachtung die Flut, die von dem geflossenen Blute sich rötlich färbte, erklommen das

jenseitige Ufer und gingen den Franzosen unmittelbar zu Leibe, welche teils über den kleinen Ritorto, teils nach der Adda flüchteten.

Die beiden Grenadierkompanieen des Regiments Holstein-Beck hatten soeben den Uferrand erklettert, als ein hier aufgestelltes französisches Dragonerregiment Miene machte, sie zu attakieren und ins Wasser zurückzuwerfen. Triefend von Wasser, unfähig, von der Schußwaffe und der durchnäßten Munition Gebrauch zu machen, warfen die braven Grenadiere ihre Musketen mit den Riemen über die Schultern, zogen die Säbel heraus und stürmten den Dragonern mit solchem Ungestüm entgegen, daß diese bestürzt umkehrten und die Flucht ergriffen; viele von ihnen ertranken in der Adda.*

Trotz dieser glänzenden Waffenthaten vermochten auch die Truppen des linken Flügels keinen entscheidenden Erfolg zu erringen. Außer stande, mit ihren durchnäßten Waffen das feindliche Gewehrfeuer zu erwidern, erlitten sie bei jedem Schritt vorwärts neue Verluste durch das Feuer der jenseits der Adda aufgestellten feindlichen Geschütze und mußten endlich ihre weiteren Angriffe einstellen. Auch Fürst Leopold war leicht verwundet; durch die Anstrengungen der vorangegangenen Tage bei dem ungewohnten heißen Klima hatte er sich außerdem ein hitziges Fieber zugezogen und mußte für einige Zeit in Brescia das Krankenlager hüten, von seiner Gemahlin auf das treueste gepflegt.

Dem Verhalten der sämtlichen Truppen gebührte das höchste Lob. Prinz Eugen faßte dasselbe in Bezug auf die Truppen des linken Flügels in seinem Bericht aus Treviglio den 17. August in die folgenden Worte zusammen: „Es ist nicht zu beschreiben, was für ein großes Feuer, dergleichen ich noch niemals gesehen, beiderseits und ohne Aufhören gewesen; es kunnte aber dieses nicht so stark und groß sein, als tapfer und unglaublich die ganze Armee von dem Obersten zum Niedrigsten gefochten hat; wie dann von der Infanterie die Leute Bataglionsweise in die Kanäle gesprungen und selbige durch das Wasser bis an den Hals vor des Feindes erschröcklichem Feuer passieret, auch nachgehends, ohnerachtet ihr Gewehr und Munition am Leibe völlig naß geworden und deswegen fast nicht mehr schießen können, den Feind abermalen zurückgeschlagen und verjagt haben."

---

* Ein Gedenkzeichen dieser in ihrer Art einzig dastehenden Waffenthat, daß Fußtruppen mit der blanken Waffe Kavallerie angriffen und in die Flucht schlugen, sind die Säbeltroddeln mit juchtenen Riemen, welche noch heutzutage die Grenadiere der 7. und 8. Kompanie des Kaiser Alexander-Garde-Grenadier-Regiments Nr. 1 tragen, deren Stamm auf die früheren Grenadierkompanieen des Regiments Holstein-Beck zurückzuführen ist.

Trotz der schweren Verluste der Truppen hatte der Prinz Eugen seinen eigentlichen Zweck, die Forcierung des Addaüberganges bei Cassano, nicht erreicht; jedoch war Vendome infolge dieser Schlacht verhindert worden, einen entscheidenden Schlag gegen Turin zu führen; dieser wurde nun auf das folgende Jahr verschoben. Auch die Verbündeten rüsteten aufs neue. Fürst Leopold begab sich bald nach seiner Genesung nach Berlin, um vom Könige neue Hilfstruppen für Italien zu erbitten. Aber er hatte diesmal nicht leichte Mühe. Der König war ungehalten über die großen Opfer, welche der vorjährige Feldzug gekostet hatte, und machte dem Fürsten lebhafte Vorwürfe über die Vergeudung von Menschenleben. Mit schwerem Herzen bewilligte er endlich die erbetenen Verstärkungen, und im Mai 1706 musterte Fürst Leopold abermals sein Corps bei Verona.

Die glänzendste Waffenthat dieses Feldzuges (1706) war der Entsatz von Turin, wo der Herzog Viktor Amadeus durch das bis auf 80000 Mann verstärkte französische Heer — jetzt unter dem Herzog von Orleans — eingeschlossen war. Kaum vermochte die Hauptstadt dem schweren Drucke der Belagerung noch länger zu widerstehen, als Prinz Eugen ihr mit seiner ganzen Armee zu Hilfe kam und alsbald zum Angriff auf die verschanzten Linien der Belagerer schritt (7. September). Fürst Leopold drang mit den Preußen auf dem äußersten linken Flügel gegen eine verschanzte Batterie von 40 Kanonen vor. Ohne einen Schuß zu thun, gelangten die Preußen bis auf das Glacis. Hier aber entspann sich jetzt ein so lebhaftes Feuer, daß die ganze Schanze in Pulverdampf gehüllt erschien und keiner seinen eigenen Nachbar mehr erkannte. Fürst Leopold, dem das Pferd unter dem Leib erschossen ward, befahl den Sturm und schritt in gewohnter Weise zu Fuß seinen Grenadieren voran, welche unter dem Zuruf: „Gah to, gah to!“ (geh' zu) — dem „Vorwärts“ in der altpreußischen Heeressprache — den Graben überschritten und den Wall erstiegen.

Herzog Viktor Amadeus erkannte in seinem Dankschreiben an den König Friedrich den Preußen den größten Anteil an diesem Siege zu, durch welchen seine Hauptstadt gerettet und ganz Oberitalien von den Franzosen befreit ward.

Es ist eine betrübende Wahrnehmung, daß mit den großartigen Anstrengungen und Leistungen der Truppen das politische Ansehen Preußens unter den verbündeten Mächten in keinem Verhältnis stand und daß sein Rat über Krieg und Frieden von ihnen wenig gehört wurde. Der Grund hierfür lag nicht allein in dem bereits erwähnten Umstande, daß Preußen als Hilfsmacht in den Spanischen Erbfolgekrieg eingetreten war — denn es war weit

über seine vertragsmäßigen Pflichten als solche hinausgegangen und hatte ein Recht erlangt, zu fordern, daß seine Verdienste nach einem anderen Maßstabe bemessen würden —; wohl aber dürfte der Hauptgrund für manche Zurücksetzung, die Preußen zu erfahren hatte, in dem Mangel einer klaren und kraftvollen Staatsleitung zu suchen sein. Es fehlte der preußischen Politik unter König Friedrich I. vor allem die stolze Zuversicht, welche das Bewußtsein einer höheren sittlichen Berechtigung giebt. Die Männer, auf deren Rat der König hörte, insbesondere der Oberkammerherr Graf von Wartenberg, hatten keine wahrhaft nationalen Ziele vor Augen, sondern sie trachteten nur danach, aus den politischen Verwickelungen vereinzelte augenblickliche Vorteile zu ziehen, ja sie ließen sich oft durch persönliche Interessen, durch die Aussicht auf Gewinn und durch fremde Einflüsse mehr bestimmen als durch den Hinblick auf die Ehre und Wohlfahrt des Landes. Friedrich I. selbst aber sah mit der Erlangung der Königskrone den wesentlichsten Teil seiner Mission erfüllt.

Noch mehr als im Spanischen Erbfolgekriege machte sich der Mangel einer entschlossenen politischen Führung nach bestimmten klaren Zielen in dem gleichzeitigen Nordischen Kriege fühlbar. Preußens Neutralität vermochte den kriegführenden Mächten auf dem nordöstlichen Kriegstheater keine Achtung einzuflößen, weil Preußen weder ernsten Willens, noch in der Lage war, seine Stimme mit vollem Nachdruck geltend zu machen. Indem es sich bald mehr nach der schwedischen, bald nach der polnisch-sächsischen Seite neigte, je nachdem sich ihm unter den Wechselfällen des Krieges auf der einen oder anderen mehr Vorteile zu bieten schienen, sank seine Politik zu einem Ränkespiel herab. Sowohl die Gesandten Schwedens, als die Agenten Augusts II. und der Livländer Patkul, dieser im Auftrage des Zaren, kamen nach Berlin, um Ratschläge zu erteilen oder um Projekte vorzulegen, sei es in Bezug auf eine Teilung Polens oder auf die Erwerbung schwedischer Provinzen. Bald bildete das polnische Preußen, bald das schwedische Pommern den Gegenstand ihrer lockenden Anerbietungen. Beide wurden mit Wohlwollen aufgenommen; aber die Regierung schwankte und zögerte mit ihrem Entschluß und verlor unterdessen auf beiden Seiten an Ansehen und Vertrauen.

Preußens Neutralität war es, welche die beiden Gruppen der kriegführenden Mächte im Nordischen und im Spanischen Erbfolgekriege, insbesondere Frankreich und Schweden, voneinander getrennt hielt. Sie wurde daher auch von Österreich und seinen Verbündeten dringend empfohlen und befürwortet. Preußens Macht war nicht groß genug, um zwei Kriege zu gleicher Zeit führen zu können. Nur wenn es seine Truppen aus dem Spanischen Erbfolgekriege zurückzog,

war es im stande, den Gefahren, welche dem Reiche aus den schwedisch-polnischen Wirren drohten, die Spitze zu bieten. Indem Preußen allein dem österreichischen Interesse diente, litt das Reich Schaden. Aber weit entfernt, die Schwierigkeiten der Stellung Preußens zwischen den Mächten im Norden und Osten zu würdigen, verlangte der Kaiser von ihm nur immer neue Truppen nach den Kriegsschauplätzen im Süden und Westen. Da nahm der Nordische Krieg jene völlig unvorhergesehene Wendung, durch welche die Aufmerksamkeit Europas plötzlich nach dieser Richtung gelenkt wurde. König Karl XII., der auf seinen kühnen Kriegszügen ganz Polen in seine Gewalt gebracht, Warschau besetzt, seinen Hauptfeind August II. des polnischen Thrones verlustig erklärt und die Königswahl seines Schützlings Stanislaus Leßczinski durchgesetzt hatte (19. Juni 1704), wandte sich nach dem Siege seines Generals Renschild über die Sachsen bei Fraustadt (13. Februar 1706) von Litauen und Wolhynien plötzlich dem Westen zu. Um dieselbe Zeit, als die Nachrichten von den Siegen Marlboroughs bei Ramillies in Brabant (23. Mai 1706) und Eugens bei Turin (s. oben) sich in Deutschland verbreiteten, hörte man, daß Karl XII., ohne beim Kaiser anzufragen, die offene schlesische Grenze überschritten habe, daß er, von den Evangelischen überall mit Jubel begrüßt, durch Schlesien und die Lausitz in Kursachsen eingedrungen sei, daß er mitten in Deutschland stand und mit seinen Schweden bei Leipzig sein Lager aufgeschlagen habe (September 1706). Die Bestürzung war groß. Von allen Seiten erhob man Vorwürfe gegen Preußen, welches nichts gethan habe, um diesen Einbruch zu verhüten. Wo waren jetzt die tapferen Regimenter von Fehrbellin? Sie kämpften in den Niederlanden für Hollands Schutz, in Italien für Österreichs Ansprüche; aber — mochte man immerhin in Preußen anführen, daß seine warnende Stimme früher nicht gehört worden, daß es mehr des Kaisers, als des einzelnen Reichsstandes Pflicht sei, für den Schirm der Reichsgrenzen zu sorgen, — die Thatsache stand fest: in Norddeutschland war ein anderer Herr. Zwar willigte August II. alsbald, um sein Erbland zu retten, in den schimpflichen Frieden von Altranstädt (21. September); er entsagte dem polnischen Thron und dem Bündnis mit Rußland und lieferte Patkul der Rache des Siegers aus; aber die Schweden nahmen trotzdem ihre Winterquartiere in Sachsen. Niemand kannte die weiteren Pläne des unberechenbaren kriegerischen Königs. Wie nun, wenn er die alte schwedische Politik wieder aufnahm, ein Bündnis mit Frankreich schloß und den Krieg in die österreichischen Staaten hinüberspielte? — Und gerade um diese Zeit (Frühjahr 1707) hatten sich die Franzosen eines Erfolges am Oberrhein zu rühmen. Sie hatten unter Villars

die Linien von Stollhofen (unweit Rastatt) genommen, und ihre Scharen streiften bis nach Schwaben und Franken hinein.

Vielleicht war jetzt der geeignetste Augenblick für Preußen gekommen, um seine Vermittelung zur Wiederherstellung des allgemeinen Friedens eintreten zu lassen, wenn es in der Lage gewesen wäre, dieselbe mit dem vollen Gewichte seiner realen Macht unterstützen zu können. Frankreich war erschöpft. Ludwig XIV. hatte schon nach den Schlachten von Ramillies und Turin Friedensanträge gemacht; er erbot sich, die habsburgische Erbfolge in Spanien anzuerkennen und die festen Plätze in den spanischen Niederlanden den Holländern zu übergeben, nur die spanischen Besitzungen in Italien wollte er für seinen Enkel retten und seinen Bundesgenossen, den Kurfürsten von Bayern, in sein Land wieder eingesetzt sehen. Konnte das Haus Österreich in der That mehr erwarten? Und war nicht Preußen berechtigt, im Falle daß Österreich den Frieden auf dieser Grundlage verweigerte, seine Hilfstruppen abzurufen, nachdem die Hauptforderung Österreichs, die spanische Erbfolge, von Frankreich zugestanden war? — Ein Vermittelungsversuch fand indessen nicht statt, und Kaiser Joseph I., noch thatkräftiger und selbstbewußter als sein Vater Leopold I., dem er seit 1705 in der Regierung der österreichischen Erbstaaten wie auf dem Kaiserthrone gefolgt war, besaß nicht die Kunst, auf der Machthöhe, zu der das Haus Österreich durch den Krieg emporgekommen war, Mäßigung zu üben.

Auch für Karl XII. wäre der Zeitpunkt für die Anknüpfung von Friedensverhandlungen nicht ungünstig gewesen. Es konnte ihm nicht entgehen, zu welcher Bedeutung sich hinter ihm die Macht seines anderen Gegners, des Moskowiters, erhoben hatte; er mußte wissen, daß ein neuer Feldzug gegen die Russen für ihn weit weniger Aussichten bot, als die früheren. Während er in Sachsen lagerte, hatte der Zar Peter an der Ostsee festen Fuß gefaßt, Ingermanland, den größten Teil von Livland und Esthland unterworfen, durch die neuerbauten Festungen Schlüsselburg und Kronstadt sich die Herrschaft der Küste gesichert und über den trockengelegten Morästen der Newa seine neue Zarenstadt hervorgezaubert. Er hatte erst angefangen, die Mittel seines weiten Landes nutzbar zu machen, während diejenigen Karls zu versiegen begannen. Dennoch wollte Karl XII. von keinem anderen Frieden hören, als den er mit den Waffen erzwungen. Im Frühjahr 1708 brach er mit seinen Schweden endlich aus Sachsen auf und zog durch Schlesien und Polen, um seine siegreichen Waffen gegen seinen dritten, den mächtigsten Gegner zu kehren.

So raste denn der Krieg weiter im Norden und Osten, wie im Süden

und Westen Europas zum Verderben der Länder; hier, weil der Kaiser in seinem Übermute sich an der Besiegung seines Gegners nicht genügen ließ, sondern ihn zur äußersten Demütigung treiben wollte; dort, weil der nordische Eroberer in blinder Leidenschaft aus einem Kriege in den anderen taumelte. Beide forderten die göttliche Strafgerechtigkeit heraus, um einem maßlosen Streben, welches schwere Opfer an Gut und Blut für die Ziele dynastischen Ehrgeizes forderte, eine Grenze zu ziehen.

Wir haben die Teilnahme der preußischen Truppen an den ersten Schlachten des Spanischen Erbfolgekrieges ausführlich hervorgehoben, teils um ihre Kampfesweise und Waffenführung zu schildern, teils um uns derjenigen Eigenschaften zu erinnern, auf welchen die kernige Tüchtigkeit des preußischen Heeres beruhte. Es genüge, den weiteren Verlauf des Krieges, in welchem die Preußen sich eines gleichen Lobes würdig zeigten, nur in allgemeinen Umrissen zu zeichnen.

Im Jahre 1708 hatte der Herzog Viktor Amadeus von Savoyen an Stelle des Prinzen Eugen den Oberbefehl der verbündeten Truppen in Italien übernommen, — ein Grund für den Fürsten von Dessau, um Enthebung von dem Kommando des preußischen Hilfscorps zu bitten, da er mit dem Herzog auf gespanntem Fuße stand. An des letzteren Statt erhielt Generallieutenant Georg von Arnim das Kommando des preußischen Hilfscorps in Italien. Der Verschobenheit der politischen Verhältnisse entsprach die Thatsache, daß damals auf das Nachsuchen Österreichs preußische Truppen in den Kirchenstaat einrückten und die päpstlichen in die Flucht schlugen, weil Österreich mit dem Papste wegen der Einnahme von Neapel in Streit geraten war. Neugierig schaute die zusammengeströmte Volksmenge zu, wie die ketzerischen Soldaten auf päpstlichem Gebiet ihren Feldgottesdienst abhielten.

Die wichtigsten Entscheidungen in der nächstfolgenden Zeit fielen auf dem Kriegsschauplatz in den Niederlanden. Hier erfochten Prinz Eugen und Marlborough über Vendome und den Herzog von Bourgogne den glänzenden Sieg bei Oudenaarde an der Schelde (11. Juli 1708), zu welchem die Preußen unter dem General Grafen von Lottum das Ihrige beitrugen.

Das Jahr 1709 brachte die beiden entscheidendsten Schläge im Nordischen, wie im Spanischen Erbfolgekriege, dort Pultawa, hier Malplaquet. Dort war es Karl XII., der auf seinem verhängnisvollen Zuge durch die russischen Steppen vor Pultawa auf einen unerwartet hartnäckigen Widerstand stieß, bis Zar Peter mit seiner ganzen Streitmacht herannahte und ihm jene furchtbare Niederlage bereitete, in deren Folge das schwedische Heer fast völlig aufgerieben ward (8. Juli). Nur mit einer kleinen Schar rettete sich Karl XII.

auf türkisches Gebiet und suchte nun die Türkei zum Kriege gegen Rußland aufzureizen, weil er es nicht über sein stolzes Herz bringen konnte, als Besiegter ohne Heer in sein Land zurückzukehren.

Nach den Niederlanden hatte König Friedrich noch im Jahre 1709 ein Corps von 6200 Mann zur Verstärkung geschickt, welches zwar von England in Sold genommen, aber unter den Befehl des Grafen Lottum gestellt wurde. Auch der Fürst Leopold von Dessau hatte sich — und zwar, da in der Armee kein Kommando für ihn offen war, als Freiwilliger — hierher begeben. Mit ihm ging der damals zwanzigjährige Kronprinz Friedrich Wilhelm, ein rüstiger, tapferer, biderber Herr, kecker Reiter und trefflicher Schütz, trotz seiner Jugend von scharf ausgeprägter Eigenart, Feind der Phrase, ungezwungen in den Formen, fest in der Sache, ein ganzer Militär. Die einfache, rauhe Soldatennatur des Dessauers hatte etwas Fesselndes für ihn. Er war sein steter Begleiter in den Laufgräben von Doornik (Tournay), das die Preußen unter Lottum belagerten, sowie bei allen kriegerischen Vorfällen. Das Leben im Feldlager behagte ihm besser als der Prunk des Berliner Hofes.

Nach der Kapitulation von Doornik (3. September) brach Lottum mit dem preußischen Belagerungscorps zur Hauptarmee auf, die sich unter ihren bewährten Feldherren Eugen und Marlborough bei Malplaquet gesammelt hatte, um den französischen Heeren unter den Marschällen Villars und Boufflers eine Hauptschlacht zu liefern. Auch Ludwig XIV. hatte nach Zurückweisung seiner Friedensanträge noch einmal die äußersten Anstrengungen gemacht. Es war das letzte Heer, das er ins Feld zu stellen hatte, und die blutigste Schlacht, die in diesem Kriege geschlagen ward (11. September). Der Sieg gehörte abermals den Verbündeten. 32000 Leichen bedeckten die Wahlstatt, darunter 20000 Franzosen. Marschall Villars ward verwundet aus der Schlacht getragen. Alle Berichte Eugens und Marlboroughs sprachen mit höchster Anerkennung von dem Verhalten der preußischen Generale und Truppen. An der Seite des Prinzen Eugen und des Fürsten Leopold hatte der Kronprinz der Schlacht beigewohnt und war — so lautet der Bericht seines persönlichen Begleiters, des Generals von Finckenstein — „währender occasion sehr exponirt gewesen, da zwei von den Ihnen zugegebenen gensd'armes recht nahe hinter Seiner Königlichen Hoheit erschossen und des Prinzen Eugenii Stallknecht, so nahe vor Ihnen hielte, ebenfalls getötet worden." Die Belagerung und Eroberung der Festung Mons (20. Oktober) durch die Preußen bildete den Schluß des Feldzugs.

Welcher Wandel im Laufe von wenigen Jahren! Dort der nordische

Eroberer, der Überwinder von drei Königen, jetzt ein abenteuernder Flüchtling auf türkischem Gebiet; aber auch jetzt noch trotzig jeden Frieden verweigernd und den Zorn der Mächte gegen sich herausfordernd; hier der Alleinherrscher Frankreichs, der Europa das Gesetz diktiert hatte, auf das tiefste gebeugt und um Frieden bittend, bereit, alle Bedingungen zu erfüllen, welche die übermütigen Gegner ihm auferlegen würden. Schon erbot er sich, auf die gesamte spanische Erbschaft zu verzichten, nur Neapel und Sizilien für seinen Enkel vorzubehalten; schon wurde über die Herausgabe des Elsasses einschließlich Straßburg unterhandelt, und noch immer höher spannten die Sieger ihre Forderungen. Sie verlangten, daß er nicht allein Subsidien zahlen, daß er auch mit den Waffen helfen solle, seinen Enkel, welcher die schimpflichen Präliminarien verwarf, aus Spanien zu vertreiben. Da trat abermals eine Wendung ein, welche diesmal nicht durch die Waffen herbeigeführt war.

Das englische Whigministerium war durch eine Hofkabale gestürzt worden (im Sommer 1710). Das an seine Stelle getretene Toryministerium besorgte nicht mit Unrecht, daß der fortdauernde Krieg den Einfluß der Whigpartei, an deren Spitze der Herzog von Marlborough stand, wieder stärken würde, und zeigte sich dem Frieden geneigter als seine Vorgänger. Die Ereignisse in anderen Staaten trugen dazu bei, diese friedliche Strömung zu fördern. In Spanien hatte der bourbonische Prätendent Philipp V. sich im allgemeinen mit Glück gegen den Habsburger Karl (III.) behauptet. Nach den Unglücksschlägen der Franzosen in den Niederlanden hatte Vendomes Sieg bei Villaviciosa (10. Dezember 1710) der bourbonischen Sache in Spanien neuen Schwung gegeben. Karl sah sich mehr und mehr auf die Provinz Catalonien und auf ihre Hauptstadt Barcelona beschränkt. Hier erhielt er die Nachricht, daß sein Bruder, Kaiser Joseph I., am 17. April 1711 gestorben sei; die Frage der Kaiserwahl ward für ihn augenblicklich wichtiger, als diejenige der spanischen Erbfolge. Eine solche Macht aber, welche die Vereinigung des deutschen Kaisertums mit den spanischen und österreichischen Kronen nicht allein bei einem Hause, sondern auch bei einer Person vorstellte, erregte doch die Bedenken der übrigen Mächte und legte ihnen wieder den Gedanken einer Teilung der spanischen Erbschaft näher, auf welchen Ludwig XIV. bereitwillig einging. England nahm Anstand, die maßlosen Forderungen Österreichs fernerhin zu unterstützen, und knüpfte mit Frankreich Verhandlungen an, die zur Eröffnung des Kongresses von Utrecht führten (Januar 1712).

Auch im preußischen Interesse lag der Friede. Die nordischen Wirren hatten seit der Schlacht bei Pultawa eine so drohende Gestalt angenommen,

daß es für Preußen zur dringenden Notwendigkeit ward, sich nach dieser Richtung hin freie Hand zu schaffen. Während Karl XII. noch fern von seinem Reiche im Lager zu Bender weilte, zu stolz, um als Besiegter ohne Heer in seine Heimat zurückzukehren, hatten seine alten Gegner das Bündnis gegen ihn erneuert. Kurfürst August II. von Sachsen erklärte den Frieden von Altranstädt für null und nichtig, vertrieb den schwachen Stanislaus Leßczinski aus Polen und bemächtigte sich wieder des polnischen Throns; Friedrich IV. von Dänemark bedrohte Schonen mit einem Einfall, und der Zar Peter dehnte seine Eroberungen an den schwedischen Ostseeküsten, in Esthland, Livland, Finnland, immer weiter aus. Es war zu erwarten, daß, wie Karl XII. früher seinen Gegner August II. in seinem deutschen Erblande heimgesucht hatte, so jetzt die nordischen Verbündeten über seine deutschen Provinzen — Schwedisch-Pommern, Bremen und Verden — herfallen würden und daß Deutschland von neuem zum Schauplatz des Krieges werden würde. Um diese Gefahr abzuwenden, kamen die Mächte der großen Allianz in der sogenannten „Neutralitätsakte“ (20. März 1710) dahin überein, die deutschen Reichslande Schwedens für neutral zu erklären, so daß Feindseligkeiten weder von ihnen ausgehen, noch gegen sie unternommen werden durften. Die schwedische Statthalterschaft stimmte diesem Abkommen gern bei, weil durch dasselbe die schwedischen Provinzen diesseits der Ostsee vor der Übermacht der Verbündeten sichergestellt wurden. Karl XII. aber war keineswegs geneigt, auf Offensivunternehmungen aus seinen deutschen Ländern zu verzichten. Er erklärte von Bender aus, daß er sich die volle Freiheit vorbehalte, die ihm von Gott verliehenen Mittel gegen seine Feinde, wann und wo er es für gut halte, zu gebrauchen. In Schweden, in Schwedisch-Pommern wurde unausgesetzt gerüstet. Endlich war es Karl XII. auch gelungen, die Pforte zur Kriegserklärung an Rußland zu veranlassen (November 1710); er hoffte, an der Spitze eines Heeres von Türken und Tataren zuerst den Zaren zum Frieden zu zwingen und es dann in Deutschland mit seinen übrigen Gegnern aufzunehmen. Der Friede am Pruth (23. Juli 1711), welcher das von einer überlegenen türkischen Macht eingeschlossene russische Heer aus einer verzweifelten Lage rettete, vereitelte zwar früh jene Hoffnung des Schwedenkönigs; dennoch bestand er hartnäckig auf der Fortsetzung des Krieges und lehnte jede Vermittelung ab. Die Folge davon war, daß russische, polnische und dänische Truppen sich gegen Schwedisch-Pommern in Bewegung setzten und daß brandenburgisches Gebiet von ihren Durchmärschen berührt wurde. Die Lage Preußens wurde immer mißlicher, und seine Truppen kämpften fern von der Heimat für fremde Interessen.

Allein in den Niederlanden standen noch 20000 Mann preußischer Truppen unter dem Fürsten Leopold von Dessau und nahmen an den Operationen der verbündeten Armeen fortdauernd teil. Als nach Marlboroughs Abberufung vom Oberbefehl dessen Nachfolger, der Herzog von Ormond, dem Fürsten von Dessau die Aufforderung sandte, sich mit den im englischen Solde stehenden preußischen Truppen dem Rückzuge der englischen Armee auf Dünkirchen anzuschließen, weil Waffenstillstand zwischen England und Frankreich abgeschlossen sei (Juni 1712), gab der Fürst zur Antwort, er habe keine andere Ordre, als mit den unter seinen Befehlen stehenden königlichen Truppen zu operieren und sie für die gemeinsame Sache zu verwenden. Trotzdem hielt es Österreich nicht für nötig, Preußen über seine Pläne und Ziele aufzuklären, und bewirkte dadurch, daß die preußischen Bevollmächtigten in Utrecht sich mehr und mehr nach der englischen Seite neigten.

Was Preußen in den Utrechter Verhandlungen für sich verlangte, war wenig. Es handelte sich bei ihm nur um die Anerkennung seiner Königswürde durch Frankreich und um seine Ansprüche auf die oranische Erbschaft, die ihm aber — wie wir sogleich des näheren hören werden — weniger von Frankreich als von seinen eigenen Verbündeten, namentlich von Holland, streitig gemacht wurden. Am 24. Februar 1713 kam hinsichtlich der letzteren ein vorläufiges Abkommen zwischen den französischen, englischen und preußischen Bevollmächtigten zu stande. Die Nachricht davon traf Friedrich I. nicht mehr unter den Lebenden.

Die oranische Erbschaft.

Friedrich hatte zwar im Anfange seiner Regierung, um sein Wort einzulösen, in die Zurückgabe des Schwiebuser Kreises an Österreich willigen müssen, war jedoch stets bestrebt, durch neue Gebietserwerbungen die Machtstellung seines Hauses und seiner Staaten zu erhöhen. Bereits im Jahre 1697 hatte er die Schutzherrschaft über die Abtei Quedlinburg und die Reichsvogtei über die Reichsstadt Nordhausen von Kursachsen durch Kauf an sich gebracht. In dem seit 130 Jahren währenden Erbprozeß zwischen den gräflichen Häusern Bentheim-Steinfurt und Solms-Braunfels um den Besitz der kleinen Grafschaft Tecklenburg an der Ems kaufte Friedrich den Grafen von Solms, die des Prozessierens müde waren, ihre Ansprüche ab (1707) und verglich sich mit dem Hause Bentheim durch Überlassung eines Teiles der Grafschaft nebst der dazu gehörigen Herrschaft Rheda. Mit Tecklenburg hatte Friedrich auch Ansprüche auf die früher mit der Grafschaft verbundene Herrschaft Lingen erworben.

Eine glänzende Aussicht bot sich für Friedrich mit der Eröffnung der oranischen Erbschaft beim Tode Wilhelms III. von Oranien (2. April 1702). Diese Hinterlassenschaft des altangesehenen Hauses Nassau, mit welchem die Erbstatthalterwürde in fünf von den sieben vereinigten Provinzen der Niederlande verbunden war, bestand aus einer großen Zahl von Gütern und Besitzungen, die zerstreut in den spanischen Niederlanden, in Deutschland und in der burgundischen Freigrafschaft lagen und im ganzen einen Wert von fünfzig Millionen repräsentierten. Es gehörten dazu unter anderen Gebieten das kleine Fürstentum Orange am linken Ufer der Rhone (nördlich von Avignon), die Herrschaft Lingen an der Ems und die Grafschaft Mörs am linken Rheinufer.

Das souveräne Fürstentum Orange gehörte früher dem Hause Chalons und war durch die Vermählung der Erbtochter dieses Hauses, Claudia von Chalons, mit dem Grafen Heinrich von Nassau an das Haus Nassau über-

gegangen. Der Sohn Heinrichs, Graf Renatus von Nassau, überwies (1544) das Fürstentum als Erbe seinem Vetter, dem Helden des niederländischen Unabhängigkeitskampfes, Grafen Wilhelm, welcher nun den Titel eines Prinzen von Oranien annahm.

Derselbe Prinz Wilhelm I. von Nassau-Oranien erwarb durch seine Vermählung mit Anna, der einzigen Tochter des Grafen Maximilian von Büren, auch die früher den Grafen von Tecklenburg gehörige Herrschaft Lingen. Dieselbe wurde zwar während des Spanisch-Niederländischen Krieges von Philipp II. eingezogen, jedoch machte Wilhelms Sohn, der Prinz Moritz von Oranien, seine Ansprüche auf Lingen gewaltsam geltend und führte das Land wieder seinem Hause zu.

Die Grafschaft Mörs war ursprünglich ein Lehn der Herzöge von Kleve und hätte bereits bei dem Aussterben der Grafen von Mörs (1575) an das Herzogtum Kleve fallen müssen; jedoch wurde durch Vergleich festgesetzt, daß dieselbe der Schwester des letzten Grafen von Mörs, Walpurgis, überlassen werden und erst, falls diese kinderlos stürbe, an Kleve zurückfallen solle. Walpurgis, die zweimal vermählt war (in erster Ehe mit dem [1568] zu Brüssel enthaupteten Grafen Philipp von Hoorn, in zweiter mit einem Grafen von Neuenahr), starb ohne Nachkommen (1600); doch hatte sie, jenem Vergleiche zuwider, kurz vor ihrem Tode das Land an Moritz von Oranien geschenkt. Sowohl er als sein Bruder und Erbe, Friedrich Heinrich von Oranien, behaupteten sich im Besitze der Grafschaft, ohne jedoch seitens des Reiches die Belehnung zu empfangen. Die Rechte der Herzöge von Kleve auf die Grafschaft Mörs bestanden noch in Kraft, als Wilhelm III. starb, und waren inzwischen auf das Haus Brandenburg übergegangen.

Friedrich Heinrich von Oranien, der Schwiegervater des Großen Kurfürsten, hatte in seinem Testament (1644) bestimmt, daß die ganze Erbschaft des Hauses Nassau-Oranien auf seinen Sohn Wilhelm II. und für den Fall, daß dieser keine Nachkommen hinterlassen oder daß seine Nachkommenschaft aussterben sollte, auf seine älteste Tochter Luise Henriette, bezüglich auf deren Nachkommen übergehen sollte. Wilhelms II. einziger Sohn, Wilhelm III., hatte jedoch anders verfügt. Obgleich sowohl der Große Kurfürst als Friedrich ihm bei seinen Unternehmungen, namentlich bei der englischen Thronbesteigung mit Rat und That zur Seite gestanden, und obgleich er gegen seinen Vetter Friedrich niemals einen Zweifel in dessen Erbrechte geäußert, ergab sich nach seinem Tode bei der Eröffnung seines Testaments (vom 18. Oktober 1695), daß er unter Umgehung des Testaments seines Großvaters sowie der Ansprüche der beiden

älteren Linien des Hauses Nassau (Siegen und Dillingen) den jungen Grafen Johann Wilhelm Friso von Nassau-Dietz, Erbstatthalter von Friesland und Gröningen, zum alleinigen Erben eingesetzt und die Generalstaaten zu Testamentsvollstreckern ernannt hatte. Er hatte sich also bei der Aufsetzung dieses Testaments weniger von seinem freund-vetterlichen Wohlwollen, als von der Staatskunst oder vielmehr von der Eifersucht der Republik Holland auf die wachsende Macht Preußens an ihren Grenzen bestimmen lassen. Nun war zwar einleuchtend, daß Wilhelm III. das Testament seines Großvaters von Rechts wegen nicht umstoßen, daß er vielmehr nur über das verfügen konnte, was er selbst erworben, ebenso, daß den Generalstaaten zunächst die Pflicht obgelegen hätte, für die Vollstreckung jenes älteren Testaments von Friedrich Heinrich zu sorgen; dennoch waren dieselben weit davon entfernt, den Ansprüchen Friedrichs I. vor denjenigen Johann Wilhelm Frisos den Vorzug einzuräumen.

Alsbald nach dem Tode Wilhelms III. hatte Friedrich den Titel eines Prinzen von Oranien angenommen und, gestützt auf den Spruch des Reichskammergerichts, von den im Reiche gelegenen Teilen der oranischen Erbschaft Mörs und Lingen mittels Patent Besitz ergriffen (1702). Es war die Meinung verbreitet, der König von Preußen werde auch die Statthalterwürde der Niederlande erhalten, und vielleicht gehörte dies zu den stillen Wünschen des Königs, die der Graf Wartenberg in ihm nährte. Dem echtdeutschen Partikularismus der Holländer lag indessen nichts ferner; nichts schien ihm erniedrigender, als auf diese Weise zum deutschen Gemeinleben, dem sie durch die burgundisch-österreichische Politik entfremdet worden, wieder zurückgeführt zu werden. Sie protestierten gegen die Besitzergreifung der oranischen Länder durch Friedrich, verboten den Einwohnern in Mörs, welches noch von holländischen Truppen besetzt war, dem Könige von Preußen die Huldigung zu leisten, und übergaben die Erbfolgefrage dem holländischen Gerichtshofe zur Entscheidung. So ging neben der großen Frage der spanischen Erbschaft diejenige der oranischen nebenher und erzeugte zwischen den verbündeten Staaten Preußen und der Republik Holland eine Spannung, die sich zu einem offenen Bruche zu erweitern drohte. Endlich (April 1711) stellte Preußen die bestimmte Forderung an Holland, Johann Wilhelm von Nassau zu einem Vergleiche zu veranlassen, widrigenfalls es keinen Mann mehr nach den Niederlanden marschieren lassen und seine in englisch-holländische Dienste gegebenen Truppen zurückrufen würde. Diese entschiedene Sprache verfehlte ihre Wirkung nicht. Die holländische Antwort lautete so zuvorkommend wie möglich, nur daß Nassau-Dietz fortfuhr, das preußische Erbrecht zu bekämpfen. Mit Mühe gelang es, ihn zu

einer persönlichen Zusammenkunft mit dem Könige zu bestimmen. Auf der Überfahrt bei Moerdyck ertrank er (14. Juli). Eine weitere Vergleichsverhandlung wurde von holländischer Seite für unmöglich erklärt, solange die beiden Söhne des Verstorbenen in unmündigem Alter stünden. So blieb die Frage der oranischen Erbschaft zwischen Preußen und Holland eine offene bis zum Utrechter Frieden und darüber hinaus und ward erst unter dem Nachfolger Friedrichs I. durch den Vertrag zu Dieren (1732) endgültig geregelt.

Nur Mörs und Lingen war der König unter allen Umständen zu behaupten entschlossen, und da die Holländer sich hartnäckig weigerten, die Stadt Mörs von ihren Truppen zu räumen, so erteilte er dem Fürsten Leopold von Dessau den Auftrag, „Mörs durch Surprise zu nehmen." In aller Stille sammelte Fürst Leopold einige tausend Mann in der Nähe von Mörs. In der Nacht zum 8. November 1712 durchschwammen einige ausgewählte Leute der Grenadierkompanieen den Festungsgraben da, wo das Geklapper zweier Mühlen jedes Geräusch übertäubte, zogen die mit Mannschaften besetzten Pontons an Stricken nach sich, besetzten den Wall und öffneten ein Thor. Noch ehe die holländische Besatzung unter den Gewehren stand, waren die Stadt und Citadelle in preußischer Gewalt. Nur hier und da waren einzelne Flintenschüsse gefallen. Es kam nun darauf an, auch die holländische Besatzung aus der Stadt zu schaffen, was am letzten Tage des Jahres auf ebenso unblutige Weise geschah. In der Nacht zum 31. Dezember ließ der General von Natzmer acht Eskadrons in die Stadt einrücken, die Wohnungen der Offiziere bewachen, die holländischen Wachen und Posten aufheben und erst sie, dann die übrigen Mannschaften truppweise, zuletzt die Offiziere aus der Stadt hinausführen und die Thore hinter ihnen schließen. Trotz aller Entrüstung der Herren im Haag blieben die Preußen in der Stadt, und diese leistete den Huldigungseid.

Mit der oranischen Erbschaft hingen zugleich Ansprüche auf das souveräne Fürstentum Neuchatel und die zu demselben in Lehnsabhängigkeit stehende Grafschaft Valengin in der Schweiz zusammen, welche das Haus Nassau-Oranien vom Hause Chalons geerbt hatte. Schon die Herren von Chalons hatten Jahrhunderte hindurch gegenüber anderen Häusern vergeblich ihre Rechte auf das Fürstentum geltend gemacht. Auch dem tapferen Prinzen Wilhelm von Oranien war es nicht gelungen, die Ansprüche seines Hauses gegenüber dem von dem berühmten Bastard von Orleans, Grafen Dunois, abstammenden Hause Longueville durchzufechten. Als im Jahre 1707 mit Maria von Nemours der letzte Sprößling der Familie Longueville starb, behauptete Friedrich I., auf den die Nassau-Oranischen Erbrechte auf Neuchatel kraft einer Cessionsakte

Wilhelms III. (vom 23. Oktober 1694) übergegangen waren, unter den zahlreichen Bewerbern den Vorzug. Nachdem ein ständischer Gerichtshof des Fürstentums ihn für den rechtmäßigen und souveränen Herrn erklärt hatte, ließ Friedrich durch seinen Botschafter die Huldigung für sich entgegennehmen und bestätigte dem Lande seine Rechte und Freiheiten.

Für seine Ansprüche auf das Fürstentum Orange und die oranischen Güter in der Freigrafschaft, die durch den Frieden von Utrecht an Frankreich kamen, sollte Preußen gemäß dem Abkommen mit Frankreich und England (vom 24. Februar 1713), welches dem Utrechter Frieden vorausging, mit dem Oberquartier von Geldern, das ist demjenigen Teile der Landschaft Geldern, welcher nach dem Unabhängigkeitskampfe bei dem spanischen Teil der Niederlande verblieben war, entschädigt werden. Der Friede kam erst nach dem Tode Friedrichs I. zum Abschluß.

Durch die Erwerbung von Tecklenburg und Lingen näherte sich Preußen den Küsten Ostfrieslands, durch diejenige von Mörs und Obergeldern gewannen die preußischen Besitzungen am Niederrhein an Abrundung; aber noch lagen die westlichen preußischen Besitzungen in vier verschiedenen Gruppen, an der Weser, der Ems, der Ruhr und Lippe und am Niederrhein, durch das Gebiet anderer Staaten voneinander getrennt. Das Fürstentum Neuchatel mit Valengin, sowie noch einige andere kleine Gebietserwerbungen Friedrichs I. — die gräflichen Herrschaften Limburg und Speckfeld und die Grafschaft Geyern in Franken — lagen von dem Kerne des preußischen Staatsgebiets zu weit entfernt, um eine Bedeutung für den weiteren Ausbau desselben zu gewinnen, und wurden in späterer Zeit unter anderen Verhältnissen wieder abgetreten.

Durch die Schutzherrschaft über Quedlinburg, welche übrigens den Protest der Äbtissin, in ihrer Eigenschaft als unmittelbarer Reichsfürstin, und weitläufige Verwickelungen nach sich zog, und durch die Reichsvogtei über die Reichsstadt Nordhausen war der Einfluß Preußens inmitten Deutschlands erweitert und der Grund zu späteren Erwerbungen gelegt worden.

Der Wechsel des Regierungssystems und der Tod Friedrichs I.

Wir haben noch einen Blick auf die innere Verwaltung des preußischen Staates unter König Friedrich I. zu werfen, der uns leider kein erfreuliches Bild zeigt.

Seit der Krönung galt der Oberkammerherr Graf von Wartenberg am preußischen Hofe alles. Der König, welcher ihm für seine Dienste oder Verdienste bei der Erwerbung der Krone unauslöschliche Dankbarkeit bewahrte, setzte ein unbegrenztes Vertrauen in ihn. Er vereinigte bei seiner Person nicht allein die höchsten Hofämter, aus denen er beiläufig eine Jahreseinnahme von 120000 Thalern bezog, sondern in seiner Hand ruhte auch die Leitung der Staatsangelegenheiten. Eine so außerordentliche Stellung konnte nicht ohne Gegner bleiben; sie erregte insbesondere den Verdruß der Geheimeräte, welche die wichtigsten Gegenstände ihrer kollegialischen Beratung entzogen sahen und sich in ihrem Wirkungskreise beengt fühlten. Die Mißstimmung gegen den Oberkammerherrn wuchs um so mehr, da dieser die Gunst seines Herrn fast ausschließlich für seine persönlichen Interessen ausnützte und sich manche Ungerechtigkeiten zu schulden kommen ließ. Dennoch war ihm schwer beizukommen, weil der König überall seine schützende Hand über ihm hielt. So schritt man am Hofe Friedrichs zu den kleinlichen Mitteln der Intrigue und Kabale, um den übermächtigen Günstling zu stürzen.

Bereits im Jahre 1702 wurde eine kleine Verschwörung gegen ihn angezettelt, in welcher die Hauptrollen an den Obermarschall Lottum, den Hofmarschall von Wengsen, den Generalkriegskommissar Grafen Dönhof und einige andere verteilt waren. Der Hofmarschall von Wengsen übernahm es, die Sache beim Könige einzuleiten. Als einer der Beteiligten Bedenken äußerte, ob wohl gerade dieser die passende und geschickte Persönlichkeit dafür sei, soll

Graf Dönhof dieselben mit der Bemerkung niedergeschlagen haben, „man müsse dem Glücke auch einmal einen Ochsen opfern."

Herr von Wengsen erledigte sich seines Auftrages allerdings auf sehr bündige Art. Als der König gegen ihn einmal in übler Laune aus irgend einer Veranlassung ein paar Worte der Unzufriedenheit über Wartenberg fallen ließ, glaubte der Hofmarschall den Augenblick gekommen, um offen Beschwerde über die Art und Weise zu erheben, wie der Oberkammerherr die Gunst des Königs zu allerlei Ungerechtigkeiten mißbrauche, wie er alle auf Kosten des Landes erworbenen Schätze heimlich nach der Pfalz schaffe, dort Güter dafür ankaufe, wie seine Gemahlin große Summen nach England schicke, wie die Tafel des Oberkammerherrn besser besetzt sei als die des Königs u. s. w. Der König hörte, erstaunt und betroffen, immer aufmerksamer zu. Schon glaubte sich der Hofmarschall seines Sieges gewiß und schied mit dem Bewußtsein, daß seine Worte einen tiefen Eindruck auf den König gemacht hätten. Kaum aber hatte er das Zimmer des Königs verlassen, als Wartenberg eintrat und aus dem Munde des Königs alles erfuhr, was jener soeben über ihn geäußert. Der gewandte Hofmann hatte alsbald ein Mittel gefunden, um die Anklage seiner Gegner zu einer Handhabe gegen diese zu machen. Er bewog den König, das ganze Kollegium der Geheimeräte und jeden einzelnen unter denselben zu einer offenen Erklärung darüber zu veranlassen, ob ihnen bewußt sei, daß Wartenberg irgendwie in einigen Stücken gegen Seiner Majestät Intentionen und wider seine teuer beschworene Pflicht gehandelt habe. Die Erklärungen fielen natürlich ganz so aus, wie der Oberkammerherr sie gewünscht hatte, und dieser sorgte nun dafür, die Anstifter des Komplotts für die Zukunft unschädlich zu machen.

Als erstes Opfer fiel der Hofmarschall von Wengsen. Der König gab ihm auf sehr unzweideutige Weise seine Ungnade zu erkennen und entließ ihn seines Amtes. Er wurde nach Küstrin gebracht, zu einer Verleumdungs-Entschädigung von 10000 Thalern und Abbitte an den Grafen von Wartenberg verurteilt und, nachdem er diesem Spruche nachgekommen, auf seine Güter im Celleschen verwiesen. Auch der Obermarschall Graf Lottum mußte sich auf seine Güter zurückziehen, erhielt jedoch bald darauf das Kommando der preußischen Truppen in den Niederlanden. Die höchsten Staatsämter wurden jetzt an Personen vergeben, von denen Wartenberg volle Unterwürfigkeit für seine Person erwarten durfte. Die reich dotierte Stelle des Obermarschalls wandte er dem heruntergekommenen Reichsgrafen August von Wittgenstein zu. Der alte Feldmarschall von Barfuß räumte seinen Platz dem Grafen von

Wartensleben, der zuletzt in gothaischen Diensten gestanden hatte. Durch diese Ernennung eines Fremden fühlte mancher verdiente Offizier der Armee sich zurückgesetzt und nahm den Abschied; auch des Königs Stiefbruder, der Markgraf Philipp von Schwedt und der Fürst Leopold von Dessau äußerten laut ihren Unmut. Wartenberg hatte die Bahn für sich geebnet und führte nun mit Wittgenstein und Wartensleben ein Verwaltungssystem ein, das viel Elend über das Land brachte, daher denn auch jene drei im Volksmunde als das dreifache W (Weh) bezeichnet wurden. Er fuhr fort, des Königs kostspielige Neigungen und Liebhabereien zu unterstützen, und sorgte dafür, daß er über einer glänzenden Hofhaltung die Sorgen der Regierung vergaß.

Während Graf Wartenberg die großen Staatsaktionen im kleinen Stile leitete, fand seine Gemahlin auf dem Gebiete der Intrigue die ihrem Wesen am meisten zusagende Rolle. Wir kennen bereits die anspruchsvolle, eitle und frivole Person, welche sich vom Schenkmädchen zur Frau Reichsgräfin emporgeschwungen hatte und mit dem Titel einer Favorite des Königs die Zweifelhaftigkeit ihrer Tugend zu beschönigen suchte. Von den Hofleuten umschmeichelt, mit den höchsten Staatsbeamten auf vertrautem Fuße stehend, von den fremden Gesandten für deren Zwecke oft gesucht, hatte diese Frau es zu einer politischen Bedeutung am Berliner Hofe gebracht. Nach dem Tode der Königin Sophie Charlotte fand sich kaum noch jemand, der ihr den Vorrang streitig zu machen wagte. Sobald die Trauerzeit vorüber war, zog sie in das Lietzenburger Schloß, hielt hier förmlich Hof und machte in Gegenwart des Königs die Honneurs. Trotz aller Anstrengungen und trotz der unerklärlichen Willfährigkeit des Königs für jeden ihrer Wünsche und Vorschläge wollte es ihr doch nicht gelingen, den Hof zu beleben, das Andenken an die geistreiche Sophie Charlotte zu verwischen. Wer nicht geradezu befohlen wurde, erschien nicht mehr bei Hofe, um nicht den unerträglichen Überhebungen der Frau Reichsgräfin ausgesetzt zu sein.

Wir lassen hier eine kleine Episode aus der preußischen Hofgeschichte einfließen, welche fast um dieselbe Zeit spielte, als durch die Intriguen am Londoner Hofe das Whigministerium gestürzt wurde und die Torys ans Ruder kamen. Vermögen wir auch nicht, die Geschichte als eine zusammenhängende Kette von „kleinen Ursachen“ und „großen Wirkungen“ zu betrachten, so tragen doch auch die Vorgänge hinter den Coulissen dazu bei, das Bild der Zeit zu ergänzen und über Charaktere und Handlungen, denen wir auf der großen Weltbühne begegnen, Licht oder Schatten zu verbreiten.

Bei dem großen Wert, den man zu jener Zeit auf gewisse Förmlichkeiten

legte, war es der Frau Reichsgräfin von Wartenberg dringend darum zu thun, den Vortritt unmittelbar hinter den Prinzessinnen des königlichen Hauses zu erlangen, und sie ruhte nicht eher, als bis sie dieses Vortrittsrecht von der Herzogin von Holstein für die Summe von 10000 Thalern erkauft hatte, welche Summe natürlich nicht sie, sondern der König aus seiner Schatulle bezahlte. Die Damen des Hofes mußten sich in diesen neuen Triumph ihrer Feindin fügen, nicht so die Frauen der fremden Gesandten; diese hielten vielmehr unter sich eifrig Rat, wie dieser Anmaßung zu begegnen sei. Frau von Lintlo, die Gattin des holländischen Gesandten, schien sowohl durch ihre Schlagfertigkeit, als durch ihre körperliche Konstitution am meisten geeignet, den Rangstreit mit der Frau Reichsgräfin auszufechten. Eine Gelegenheit dazu bot sich bei der Taufe einer Tochter der Kronprinzessin, der Prinzessin Friederike Wilhelmine, späteren Markgräfin von Baireuth (1708).

Die hoffähigen Damen versammelten sich am Tauftage in den Gemächern der Kronprinzessin Sophie Dorothea; — sie war eine geborene Prinzessin von Hannover, seit 14. November 1705 vermählt. Hier sollte die Markgräfin von Schwedt, Schwägerin des Königs, den Täufling empfangen, um ihn in die Kapelle zu tragen. Unmittelbar hinter der Markgräfin nahm die Gräfin von Wartenberg, den Kaufbrief über den Vortritt in der Tasche, ihren Platz, und so setzte sich der Zug in Bewegung. Frau von Lintlo hatte sich nicht in den Appartements der Kronprinzessin eingefunden, sondern sich gleich in das Vorzimmer der Kapelle begeben, wo sie sich bei Ankunft des Cortege hinter die schweren Draperieen der Thür verbarg. Sobald die Markgräfin mit der kleinen Prinzessin auf dem Arme passiert war, sprang sie vor und eroberte glücklich den Platz vor der Gemahlin des Oberkammerherrn. Diese wußte sich jedoch schnell zu fassen, packte sie am Kleide und zerrte sie durch die Thür zurück. „Frau von Lintlo“ — so erzählt ein Augenzeuge den Fortgang der Scene — „machte eine geschickte Wendung, that einen leichten Sprung und richtete im Kopfputz der Gräfin eine große Unordnung an, welches von der Gräfin durch einige Rippenstöße ripostiert wurde.“ Wir erfahren zu unserer Beruhigung, daß es der „immensen Kapacität des Oberceremonieenmeisters von Besser“ endlich gelungen, die beiden erbitterten Kämpferinnen zu trennen.

Diese skandalöse Scene bei einer fürstlichen Taufhandlung auf der Schwelle der Kirchenthür und in Gegenwart des königlichen Hofes machte ein peinliches Aufsehen; besonders war der König selbst über diese gröbliche Verletzung des Hofceremoniells höchlichst aufgebracht. Die nächste Folge war, daß Frau von Lintlo der Hof verboten und aufgegeben ward, der Gräfin Wartenberg

Abbitte zu leisten. Gegen eine solche Demütigung erhob der holländische Gesandte Einspruch. Es kam zu Erörterungen zwischen der preußischen und holländischen Regierung, die ohnehin wegen der Frage der oranischen Erbschaft auf gespanntem Fuße standen. Der Oberkammerherr drohte damit, daß der König die Abberufung des holländischen Gesandten fordern und, falls die Genugthuung abgelehnt, seine Regimenter aus Flandern zurückziehen würde. Schon war an die Truppen Befehl ergangen, sich zum Rückmarsch bereit zu machen, da erhielt der holländische Gesandte von seiner Regierung die Weisung, sich der Anforderung zu fügen. Der Wortlaut der von Frau von Lintlo zu leistenden Abbitte wurde durch weitläufige diplomatische Unterhandlungen genau formuliert. Sie erfolgte in Gegenwart sämtlicher Personen, welche Zeugen des unliebsamen Vorfalls gewesen, mit möglichster Förmlichkeit und Umständlichkeit. Gewiß hat die Gräfin von Wartenberg ihrer gedemütigten Gegnerin auch nicht eine Silbe davon erlassen und sie den bitteren Kelch bis zum letzten Tropfen austrinken lassen.

Auch die Stellung der Gräfin Wartenberg war indessen durch diesen Vorgang erschüttert worden; ihr Einfluß beim König litt um so mehr, da um diese Zeit der junge Kronprinz durch seine entschiedene, sichere Haltung eine Bedeutung am Hofe erlangte, die dem Oberkammerherrn Besorgnisse einflößte. Man mußte andere Pläne spinnen, um den Einfluß auf den König nicht völlig zu verlieren. Man machte ihn auf die Gefahr eines Aussterbens des königlichen Hauses in seinem Mannesstamme aufmerksam, welche eintreten könne, wenn die Kronprinzessin keinen Sohn haben sollte (der erste Sohn war bald nach der Geburt gestorben), und beredete ihn auf diese Weise zu einer nochmaligen Vermählung. Der König wählte die Prinzessin Sophie Luise, eine Schwester des Herzogs von Mecklenburg. Des Grafen Wittgenstein Schwiegermutter, die Frau Reichsgräfin von Wittgenstein, wurde Oberhofmeisterin der Königin. Die Hoffnung der Wartenberg und Wittgenstein, mit Hilfe der Königin ihren sinkenden Einfluß von neuem zu befestigen, erwies sich indessen als trügerisch. Die Frau Gräfin Wartenberg, durch ihre bisherigen Erfolge verwöhnt, hielt es für zweckmäßig, der Königin gegenüber von vornherein die hohe Wichtigkeit ihrer Persönlichkeit geltend zu machen; diese aber sah mit Unwillen auf die Stellung, welche die Favorite des Königs neben ihr an diesem Hofe einnahm, und fügte sich nur mit Selbstüberwindung, und weil der König es so wollte, in das Unabänderliche. Allmählich aber trieb die Gräfin ihre Dreistigkeit der Königin gegenüber so weit, daß der König sich veranlaßt sah, ihr seinen Schutz zu entziehen, und da sie bald darauf durch eine beleidigende

Scene im Hause des russischen Gesandten die ganze Hofgesellschaft gegen sich aufbrachte, so wurde ihre Stellung immer mehr unhaltbar. Dennoch wäre der intriguanten Person vielleicht auch jetzt noch gelungen, die Ungnade des Königs von sich abzulenken, wenn nicht um dieselbe Zeit auch die Stellung ihres Gemahls auf das tiefste erschüttert gewesen wäre. Den Vorgängen, welche seinen endlichen Sturz herbeiführten, geht das erzählte höfische Intriguenstück zur Seite; aber nicht einer Intrigue fiel der Graf zum Opfer, sondern die nächste Veranlassung zu seiner Entlassung gab das Einschreiten eines Mächtigeren gegen ein System, das den Staat früher oder später dem Verderben zugeführt hätte.

Um den wachsenden Aufwand der königlichen Hofhaltung zu decken, nahmen die Wartenberg und Wittgenstein ihre Zuflucht zu sehr gewagten Neuerungen in der Verwaltung der königlichen Domänen. Bereits im Jahre 1700 war das Projekt einer Parzellierung und Vererbpachtung der Domänen durch den Kammerrat Luben von Wulfen in Vorschlag gebracht und zuerst in sieben Ämtern der Altmark, dem Anschein nach mit gutem Erfolg ausgeführt worden. Man versprach sich von dieser Maßregel, durch welche die großen Vorwerke den Bauern und Kossäten um einen jährlichen Erbzins zur eigenen Bewirtschaftung überlassen wurden, nicht allein eine höhere Einnahme als von der bisher üblichen Zeitpacht, sondern man empfahl die Erbpacht zugleich als ein Mittel, um die Landwirtschaft zu heben und die Lage der ländlichen Bevölkerung, welche durch die Übernahme solcher Erbpachtstellen von der Last des Scharwerkdienstes befreit wurde, zu bessern, — Aussichten, durch welche auch der wohlwollende Sinn des Königs für die neue Maßregel gewonnen ward. Trotz des Widerspruches, auf welchen dieselbe bei den Domänenkammern stieß, ging man damit in den nächsten Jahren immer weiter vor. An der Spitze der Domänenverwaltung stand der Obermarschall Graf Wittgenstein, welcher zugleich der Hofstaatskasse vorstand. Die höheren Erträge, welche mittels der Erbpacht erzielt wurden, wandte Wittgenstein aber nicht für die Domänenverwaltung an, sondern zur Deckung der Ausfälle in der Hofstaatskasse, und weder die Rechnungen der Hofstaatskasse, noch der Domänenkammern wurden einer gründlichen Revision unterzogen. Man sah auch darüber hinweg, daß das Domanialvermögen an sich verringert werden mußte, wenn die Ländereien für einen nach ihrem eben geltenden Werte abgeschätzten Zins erblich, für immer abgetreten wurden, während doch der Wert des Grundes und Bodens im langsamen, aber fortwährenden Steigen blieb. Hierzu kam, daß bei der Verpachtung mancherlei Begünstigungen und Unordnungen unterliefen, daß viele Erbpächter sich als zahlungsunfähig herausstellten, daß andere nur durch

besondere Erleichterungen zur Übernahme der Pachtstellen bewogen werden konnten. Die verheißenen Vorteile, eine Zunahme der Kultur und Aufbesserung des Bauernstandes, blieben nicht allein aus, sondern es riß eine schreckliche Verwirrung und Korruption in der Verwaltung ein.

Während man dem gutmütigen Könige nur von günstigen Erfolgen des Erbpachtverfahrens berichtete und mit Sorgfalt darüber wachte, daß kein Klageruf des Landes zu seinen Ohren drang, hatte der Kronprinz mit klarem Blick und gesundem Urteil das Verderbliche des Systems erkannt, durch welches nach und nach das ganze Domanialvermögen ruiniert worden wäre. Er erachtete es für seine Pflicht, in gemessener und gesetzlicher Weise auf die Gefahren, denen die Staatsverwaltung entgegenging, hinzuweisen. Andere Übelstände wirkten mit, um die heillose Unordnung in der Staatswirtschaft vor den Augen des Königs offen zu legen. Als es darauf ankam, den schweren Heimsuchungen, welche durch Mißwachs und Seuchen über die Provinz Preußen gekommen waren, zu begegnen, zeigte sich, daß die Staatskassen keine Mittel hatten, um der dringendsten Not des Landes zu steuern. Durch eine Feuersbrunst war die Stadt Krossen zerstört worden. Auf die Bitte der Einwohner um Ersatz des Brandschadens verfügte der König außer den Lieferungen an Baumaterial eine sofortige bare Zahlung aus der Feuerkasse des Landes. Der königliche Befehl konnte nicht ausgeführt werden, weil auch diese Kasse leer war. Die ganze Unhaltbarkeit des bisherigen Systems, die Verwirrung im Staatshaushalt traten in erschreckender Weise zu Tage. Vergebens suchte Graf Wittgenstein sich in einer dem Könige eingereichten Denkschrift über die Verwaltung der Hofstaatskasse zu rechtfertigen. Der König bestellte eine Kommission, um die Angaben der Denkschrift zu untersuchen. Ihr Bericht (23. Dezember 1710) fiel so aus, daß über die hinlängliche Begründung des gerichtlichen Verfahrens kein Zweifel sein konnte. Wittgenstein wurde verhaftet und bei hellem Tage unter dem Zulauf des Volkes durch die Straßen von Berlin nach Spandau abgeführt (29. Dezember). Dennoch ließ der König ihm Gnade für Recht ergehen. Nachdem er einen Revers unterschrieben, nichts von dem, was er im Dienste des Staates erfahren, zu dessen Schaden zu verwenden, und eine Strafe von 70000 Thalern gezahlt hatte, erhielt er die Erlaubnis, sich auf die Güter seiner Familie zurückzuziehen, wo ihm der bei weitem größere Anteil seines früher beiseite gebrachten Vermögens ausreichende Mittel bot, um das Schimpfliche seiner Entlassung zu verschmerzen.

Der Fall Wittgensteins zog denjenigen Wartenbergs unmittelbar nach sich. Auf die Nachricht von der Verhaftung seines Schützlings verließ der Ober-

kammerherr seine Wohnung im königlichen Schloß (30. Dezember) und richtete an den Kronprinzen die Bitte, sich beim König für seine Verabschiedung verwenden zu wollen. Ihm wurde bedeutet, daß er auf seinem Gute Woltersdorf die Ausfertigung seines Abschiedes zu erwarten habe, den ihm der König „mit Pension und in allen Gnaden" erteilen werde.

Durch die Vermittelung des englischen Gesandten Lord Raby erlangte Graf Wartenberg noch die Bewilligung einer Audienz ohne Zeugen beim Könige. Mit schwerem Herzen und unter Thränen trennte sich der König von ihm und schenkte ihm zum Abschied einen kostbaren Ring. An demselben Tage erhielt er seinen Paß zugestellt mit der Weisung, sich mit seiner Familie auf seine Güter bei Frankfurt a. M. zurückzuziehen. Die Frau Gräfin bat und forderte, vor ihrer Abreise sich dem Könige zu Füßen werfen und für die genossene Gnade danken zu dürfen. „Als es ihr abgeschlagen worden, ist sie wie sinnlos gewesen und hat sich bis zu ihrer Abreise nicht trösten wollen."

Der König hatte dem Grafen eine Pension von 23000 Thalern ausgesetzt. Auf sein Anerbieten, dem Könige das Gut Woltersdorf zum Geschenk zu machen, erhielt der Graf die Antwort: „Wir begehren solches von Euch nicht, sondern wollen es auf Abschlag der Abschoßgelder, welche Ihr für Euer aus Unserem Lande gebrachtes Vermögen zahlen müßtet, annehmen."

Der Graf überlebte seinen Sturz nicht lange; er starb am 4. Juli 1711. Das von ihm hinterlassene Vermögen belief sich nach der gerichtlichen Taxe auf 380819 Thaler. Die Gräfin nahm sich weder die Ungnade des Königs, noch den Tod ihres Gemahls zu Herzen. Sie brachte ihr bedeutendes Vermögen in einem schwelgerischen, sittenlosen Leben durch, verkaufte, um dasselbe fortsetzen zu können, auch ihre auf 50000 Thaler geschätzten Brillanten und starb in Dunkelheit und Verachtung.

Zu denjenigen Männern, welche in den Sturz der Wartenberg und Wittgenstein mit fortgerissen wurden, gehörte auch Luben von Wulfen. Der König versagte den noch nicht vollzogenen Erbpachtsverträgen seine Bestätigung; das ganze Erbpachtsverfahren wurde eingestellt und Luben aus dem Dienste entlassen. Am Grafen Wartensleben war der Sturm vorübergegangen.

Nicht mit einem Schlage konnte der Wechsel des Regierungssystems vollzogen werden. Es gehörten dazu neue Kräfte, neue Leiter, und auch diese hatten noch lange damit zu thun, die übeln Folgen des alten Systems zu beseitigen und die Wunden des Landes zu heilen, ehe das Feld für eine neue schöpferische Thätigkeit frei war.

An dem einst so prächtigen Königshofe ward es öde und einsam. Friedrich

selbst, dem das geräuschvolle Hofleben zur Gewohnheit geworden war, zeigte sich öfters verstimmt und kränkelte. Manche stolze Hoffnung, mit der er sich getragen hatte, war gescheitert. Für die glänzenden Leistungen seiner Truppen, für die Unterstützung Wilhelms von Oranien bei der englischen Thronbesteigung, des Hauses Österreich im Spanischen Erbfolgekriege und bei der Wahl zweier Kaiser hatte er keinen Dank geerntet. Die Frage der oranischen Erbschaft war noch unentschieden, der Friede in Utrecht noch nicht unterzeichnet; der Nordische Krieg hatte soeben eine neue, gefahrvolle Wendung für Preußen genommen. Von allem, was einst Friedrichs Sinnen und Streben erfüllt hatte, war nur eines zur Wahrheit geworden, das ihm noch jetzt Befriedigung gewährte; — es war die Königskrone, die er seinen Nachfolgern hinterließ.

Die Ehe des Königs mit Sophie Luise blieb kinderlos. Es schien in der That, als ob der alte Stamm sich nicht mehr neu begrünen, kein frisches Reis mehr treiben wolle. Da war es ein Lichtblick für den König in seinem vorletzten Lebensjahre, als ihm am 24. Januar 1712 ein Enkel geboren ward. Am 31. Januar fand mit großem Gepränge die Taufe statt; der neugeborene Prinz erhielt den Namen „Friedrich."

Bei der Gemütskrankheit, in welche die Königin mehr und mehr verfiel, ward ein Wechsel ihres Wohnortes und ihrer Umgebung für notwendig erachtet. Schon waren alle Vorbereitungen für die Verlegung ihres Hofes nach Grabow zu ihrem Bruder getroffen, da weigerte sie sich zu reisen. Der König war seit Anfang des Jahres (1713) brustleidend. Erschöpft war er eines Abends in seinem Lehnstuhl eingeschlummert, da trat plötzlich die Königin in heftiger Erregung, das weiße Kleid mit Blut benetzt — sie hatte sich auf dem Gange an einer Glasthür verletzt —, in sein Zimmer und warf sich über ihn. Durch ihre Erscheinung in so ungewohnter Stunde war der König derart erschreckt, daß er in schwere Krankheit fiel. Er glaubte, die weiße Frau gesehen zu haben, die ihm sein nahes Lebensende verkünden wolle. Am Hofe herrschte tiefe Trauer; am tiefsten bewegt war der Kronprinz. Man sah den harten Herrn, der seine Gefühlserregungen nicht leicht anderen zu erkennen gab, wenn er aus dem Krankenzimmer des Königs trat, öfters in Thränen ausbrechen.

Und dann kam ein Tag, an dem der König sich besser fühlte. Unten vor dem Schlosse wartete die zusammengeströmte Menge auf Nachrichten über sein Befinden; denn das Volk liebte den König, es kannte seine Güte und Milde und schrieb die Fehler seiner Regierung nicht ihm zu, sondern den Männern, die ihn übel beraten hatten. Da trat der König selbst an das Fenster und grüßte freundlich herab, und alsbald löste sich das bange Schweigen

in lauten, innigen Zuruf, der dem kranken Könige wohlthat. Aber nur kurze Zeit währte die Hoffnung.

Am 24. Februar nahm Friedrich Abschied von den Seinigen. Als die Kronprinzessin mit dem Prinzen Friedrich auf dem Arme an sein Lager trat, weilten seine Augen lange Zeit wie verklärt auf dem königlichen Enkelkinde. Ist es vielleicht dem Sterbenden vergönnt, einen vorschauenden Blick in das Leben derjenigen zu thun, die berufen sind, ihr Werk auf Erden in Zukunft fortzusetzen und für die Täuschungen des entschwindenden Lebens einen Trost in das Ewige mit hinüberzunehmen? — —

Am 25. Februar 1713 starb der erste Hohenzollernsche König. Noch einmal entfaltete sich die ganze Pracht des Königtums bei seinem Begräbnis.

Streng, aber gerecht faßt Friedrich der Große das Urteil der Geschichte über Friedrich I. in die Worte zusammen: „Friedrich war zwar ohne Festigkeit, eitel und glanzsüchtig, doch nicht ohne Wohlwollen und Gutmütigkeit, im ganzen aber groß in kleinen Dingen und klein in großen. Sein Unglück war, daß er in der Geschichte zwischen einen Vater und einen Sohn gestellt war, die beide an geistigen Kräften ihn überragten."

Friedrich Wilhelm I.,

sein Charakter und seine Regierungsgrundsätze.

Wohl selten ist ein Fürst zu verschiedenen Zeiten so verschieden beurteilt worden, wie König Friedrich Wilhelm I. Die Ursache dafür liegt nicht darin, daß sein Charakter schwer zu begreifen, die Motive seiner Regierungshandlungen nicht zu erkennen wären; wohl aber hat man öfters versäumt, an sein Handeln den Maßstab seiner Zeit zu legen. Es ist leichter für die Nachwelt, denjenigen gerecht zu werden, welche ihrer Zeit das Banner vortrugen und neuen Ideen den Sieg erkämpften, als denjenigen, welche trotz der Ungunst der Zeit, sammelnd, ordnend, das Üble ausrodend, die Arbeit ihrer Vorgänger ergänzten und die Bahn für ihre Nachfolger zurichteten.

Es ist eine unerfreuliche Aufgabe, uns die elenden Zustände des Reichs in dem Jahrhundert, welches dem Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges folgte, immer und immer wieder vor Augen zu führen, und doch ist es ohne dieses nicht möglich, das Wirken und Schaffen Friedrich Wilhelms I. richtig zu würdigen. In der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts finden wir in ganz Deutschland den vorherrschenden Einfluß des Franzosentums. Dem Feinde, den man mit den Waffen bekämpfte, schmeichelte man durch Nachahmung seiner Sitten und Moden. Nach dem Musterstaat Ludwigs XIV. entwickelte sich in den vielen kleinen Staaten des Reichs jener partikularistische Absolutismus der Fürsten, welcher zu einem Hauptgegner des deutschen Gemeinlebens wurde. Jeder kleine Reichsfürst oder Reichsgraf hielt sich außer einer „stehenden Armee“ ein Heer von Gendarmen, Schweizergarden, Trabanten bis herab zu den Lakaien, Perückenmachern und Kammerdienern. Üppigkeit und Verschwendung herrschten an den Höfen, Abgaben und Steuerdruck lasteten auf dem Lande. Sängerinnen und Tänzerinnen, Maitressen und Favoriten umschwärmten die

Höfe der Fürsten und übten den unheilvollsten Einfluß auf die Regierungen. Daß bei solcher Wirtschaft die Charakterstärke, die Zucht und männliche Tugend auch im Volke mehr und mehr abnahmen, ist nur zu erklärlich. Der Schein galt mehr als das Wesen, Titel und Orden mehr als Männerwürde. Ein flüchtiger Umblick unter den vornehmsten der zeitgenössischen deutschen Höfe wird dazu dienen, das Bild des preußischen Königshofes unter Friedrich Wilhelm I. in seinem richtigen Lichte erscheinen zu lassen.

An dem mit Preußen verwandten und benachbarten Hofe von Hannover, dessen Kurfürst Georg I. (1698—1727) nach dem Tode der Königin Anna (1714) den Thron von England bestieg, hielt der englische Einfluß dem französischen einigermaßen das Gleichgewicht. Als König von England glaubte Georg auch in der deutschen Politik eine vornehmere Rolle spielen und namentlich auch von seinem Schwiegersohn Friedrich Wilhelm ein bereitwilliges Eingehen auf seine Pläne erwarten zu dürfen.

Am trübsten sah es in dem dritten norddeutschen Kurstaat, in Sachsen, aus. Der genußsüchtige und gewissenlose August II. (1694—1733), der für die leere Würde eines polnischen Wahlkönigs den Glauben seiner Väter abgeschworen hatte, erblickte in seinem Fürstenamte zugleich das Recht, ohne Scheu seinen Leidenschaften und sinnlichen Vergnügungen nachgehen zu dürfen. An seinem Hofe hörte man von nichts als von üppigen Lustgelagen mit seinen Maitressen, von prachtvollen Festen und Schauspielen, die er zu Ehren und Kurzweil seiner fürstlichen Gäste mit verschwenderischer Pracht veranstaltete.

In Bayern regierte Kurfürst Max Emanuel (1679—1726), der durch seinen Bund mit Frankreich während des Spanischen Erbfolgekrieges so viel Unglück über sein Land brachte, daß der Rest seiner Regierungszeit lange nicht ausreichte, um die Wunden verheilen zu lassen. Sein Nachfolger, der eitle und schwache Karl Albert (1726—1745) war völlig an Frankreich verkauft und bezog vom Versailler Hofe die Mittel zur Befriedigung seiner Prachtliebe.

In der Pfalz vereinigte Karl Philipp (1716—1742) die Lust an weltlichen Vergnügungen, Jagden und Festen mit dem religiösen Verfolgungseifer gegen die Reformierten.

In Württemberg überließ der sittenlose und verschwenderische Herzog Eberhard Ludwig (1693—1733) allen Einfluß auf die Regierung einer schönen Buhlerin, Frau von Grävenitz, später zur Reichsgräfin von Wurben erhoben, welche Hof- und Ministerstellen ihren Günstlingen verlieh und mit Ämtern und Würden einen schmählichen Handel trieb. Sein Nachfolger, der katholisch gewordene Karl Alexander (1733—1737) ließ es geschehen, daß

sein Günstling, der Hofjude Süß Oppenheimer, Kirchen- und Staatsämter an die Meistbietenden verkaufte und durch die ausgesuchtesten Erpressungen dem Herzoge Geld für seine Hoffeste, Opern und Sängerinnen, sich selbst aber unermeßliche Reichtümer verschaffte, bis auch für diesen die Katastrophe einbrach und er, noch in seinem Prunkkleide, im Armensünderkarren durch die Straßen

König Friedrich Wilhelm I.

von Stuttgart nach der Wolframsheide geschleppt wurde, um an dem eisernen Alchymistengalgen in einem eigens für ihn erbauten eisernen Käfig vor den Augen der erbitterten Volksmenge erdrosselt und aufgehängt zu werden, — ein grausiges Bild, aber ganz im Geiste des Jahrhunderts.

In dieser Zeit voll Sittenverderbnis, Unnatur und innerer Widersprüche, der Herrschaft der Galanteriedegen und Allongeperücken, der Entartung des deutschen Wesens und der Nachahmung französischer Frivolität und Leichtfertig-

keit zeigt König Friedrich Wilhelm I. das herbe Gepräge eines schlichten, gottesfürchtigen Mannes von deutschem Schrot und Korn, voll Rechtschaffenheit und Biederkeit. Er betrachtete sein Volk als eine große Familie, sein Königsamt gleich demjenigen eines christlichen Hausvaters und forderte als solcher von allen Gliedern der Familie unterthänigen Gehorsam. Unermüdlich auf die Hebung der Wohlfahrt seines Landes bedacht, verließ er sich nicht auf andere, sondern traute nur den eigenen Augen und überzeugte sich selbst, wie seine Regimenter exerzierten, wie das Korn auf dem Felde des Bauern stand, wie die königlichen Beamten ihren Dienst versahen, und wehe jedem, der sich auf irgend einer Versäumnis ertappen ließ. „Ordre parieren, nicht räsonnieren!“ hießen die Worte, mit denen er jede Entschuldigung sofort abschnitt. Zucht, Ordnung, Fleiß, Sparsamkeit, Mäßigkeit — das waren die Tugenden, in denen er seinem Volke voranging. Sein Sinn war stets auf das Praktische gerichtet; er hielt nichts von Luftbildern, sondern sah auf das Reale. Neuerungen, von denen er keinen unmittelbaren Nutzen absah, betrachtete er als Windbeuteleien und blauen Dunst. Er haßte den leeren höfischen Prunk; den feinen Hofzirkeln, den Salons der eleganten Welt kehrte er mit Verachtung den Rücken. Heerschauen und Saujagden waren ihm lieber als Hoffeste und Balletts. Wissenschaft und Kunst galten ihm für Luxusartikel. Den Dichter achtete er gleich einem schwärmerischen Müßiggänger, den Gelehrten gleich seinem Hofnarren; in Herrn von Gundling besaß er beides in einer Person. Das Schauspiel verschwand fast ganz am Hofe; als aber der „starke Mann“ (von Eckenberg) in der Bretterbude auf dem Dönhofsplatz sich in seinen herkulisch-equilibristisch-theatralischen Vorstellungen produzierte, wohnte der König denselben nicht allein mit seiner ganzen Familie bei, sondern er empfahl auch den Beamten und Mitgliedern der Kollegien, sie von Zeit zu Zeit zu besuchen. Er zeigte sich sowohl in seiner Familie als gegen seine übrigen Umgebungen oft rauh und hart und war doch nicht ohne Gemüt, wenn es nur gelungen war, die Rinde zu durchbrechen. So war dieser Fürst eine durchaus eigengeartete, in und durch sich selbst gereifte Natur; aber so sehr wir uns an seiner Willensstärke und sittlichen Tüchtigkeit erfreuen und erquicken, so sehr vermissen wir an ihm diejenigen Eigenschaften des Geistes und Herzens, welche die mildere Seite des Daseins bilden.

Dem Könige war das innere Wohl des Landes wichtiger als die auswärtigen Angelegenheiten. Er war zu gerade heraus mit seinen Gedanken, um sich auf das raffinierte Ränkespiel, das man damals Politik nannte, zu verstehen, und er hätte — wie Droysen sagt — „viel darum gegeben, der leidigen auswärtigen Verwickelungen überhoben zu sein, wo die Federfuchserei

und das «Brouillamini» und die diplomatische «Windschlägerei» die Hauptrolle spielten und in dem" — so dünkte es ihm — „ein ehrlicher Mann zum Schelm werden mußte, wenn er nicht übel fahren wollte." — „Ich wollte, ich wäre dieser Teufelsgeschichten frei, weil sie mich von den Dingen abziehen, die mir nützlicher sind," schrieb er bereits 1714. Er arbeitete redlich daran, daß sein Staat unter den Stürmen der Zeit fest und sicher auf sich selbst ruhen könne, und wachte darüber, daß ihm sein gutes Recht nicht von anderen Mächten geschmälert würde; aber ihm fehlte die geniale Kühnheit, die aus der Gunst des Augenblicks Vorteile zieht, und die Weite des Blickes, um große politische Erfolge für die Zukunft anzubahnen. Als Schwiegersohn Georgs I. wünschte Friedrich Wilhelm ein gutes Einvernehmen mit England-Hannover zu unterhalten, als deutscher Reichsfürst seinen Pflichten gegen Kaiser und Reich im weitesten Umfange nachzukommen. So sehen wir ihn zuweilen in seiner Wahl schwanken, zögern und die Entscheidung solange wie möglich hinausschieben; im letzten Augenblick aber gab seine reichstreue Gesinnung den Ausschlag, gewöhnlich zu Gunsten Österreichs, von dem er wenig Dank erntete. An den übernommenen Verpflichtungen hielt er unverbrüchlich fest; wo er aber erkannte, daß man ihn nur als Werkzeug gebrauche, um fremden Interessen Vorschub zu leisten, da brauste der getäuschte Fürst in heftigem Zorn auf. „Kujonieren lasse ich mich nicht," waren die Worte, die er bei solcher Veranlassung dem Gesandten des betreffenden Staates entgegenrief.

Auch der preußische Hof war unter König Friedrich I. von der Versailler Hofluft nicht unberührt geblieben. Wir haben gesehen, wohin es mit der inneren Verwaltung der Wartenberg und Genossen gekommen war. Es war dringende Zeit, daß hier Einhalt gethan und ein anderes System eingeführt wurde. Die Königskrone hatte Friedrich I. seinem Hause erworben, aber der erlangten Würde entsprach das Ansehen des Staates nicht. „Ich stabilicre die Souveränität, wie einen Rocher von Bronze!" diese Worte, welche der König auf den Rand einer Beschwerdeschrift der preußischen Junker über eine neue Steuer gesetzt haben soll, sind bezeichnend für die Art, wie er sein Königtum angesehen wissen wollte. Erst nachdem es ihm gelungen, die Macht der Krone im Innern für die Dauer zu befestigen, war dem Staate die Freiheit gegeben, seine Kräfte auch nach anderen Richtungen hin zur vollen Entfaltung und Wirkung zu bringen und das „Nec soli cedit" im Sonnenfluge des preußischen Adlers zur Wahrheit zu machen. Die Mittel zur Befestigung seiner souveränen Königsmacht suchte Friedrich Wilhelm in der Armee und dem Staatsschatz, denen er daher seine größte Sorgfalt zuwandte.

Alsbald nach dem Tode seines königlichen Vaters zog sich Friedrich Wilhelm nach Wusterhausen zurück; nur der Geheimerat von Creutz und einige Adjutanten durften ihn begleiten. Hier traf er seine nächsten Anordnungen, die sich auf die Veränderungen im Hofstaat und in der Staatsverwaltung bezogen. Er ließ sich die Etats der Hof- und Staatsbeamten vorlegen, durchstrich eine große Anzahl der Hofchargen und setzte sämtliche Gehälter herab. Alle besoldeten Kammerherren bis auf einen dienstthuenden, alle Kammerjunker wurden verabschiedet, auch der Oberceremonieenmeister von Besser, der sich in seiner Stellung für unentbehrlich gehalten, gehörte in die Reihe der Durchstrichenen; seine Eingabe, in der er um Belassung in seinem Amte bat, wanderte in das Kaminfeuer. Die Grandmousquetaires, die Schweizergarden, die Pagen, die Hofkapelle wurden aufgehoben. Der Schwarm von Künstlern und Handwerkern, die bisher vom Hofe gelebt hatten, von Malern, Baumeistern, Tapetenwirkern, Perückenmachern, Friseurs ward aufgelöst; die Zahl der Karossen und Sänften, der Luxuspferde im Marstall bedeutend verringert, mehrere königliche Gebäude, Gärten und Parks verpachtet. Mit einem Schlage hatte der königliche Hof sein Aussehen vollständig verändert. Statt der kostbaren Kleider der zahlreichen Hofbeamten sah man die Uniformen der Offiziere, die den König umgaben und auch die Dienste der Kammerherren versahen; statt des Flüsterns der Höflinge hörte man militärische Kommandos und Trommelwirbel, statt der höfischen Kratzfüße den gemessenen Gleichschritt der Grenadiere. Alles zeigte den Geist der Einfachheit und Sparsamkeit, der an diesem Hofe die Herrschaft gewonnen.

Die wichtigen Veränderungen in der Verwaltung folgten. „Sagen Sie dem Fürsten von Anhalt," schrieb der König an den General von Grumbkow (März 1713), „daß ich der Finanzminister und Feldmarschall des Königs von Preußen bin; das wird den König aufrecht erhalten." Also es war der persönliche Wille des Königs, welcher sich wieder an die Stelle der Allgewalt eines leitenden Ministers setzte. Das Geheimerats-Kollegium hielt zwar wöchentlich noch eine Sitzung, um allgemeine Sachen, die der König ihm zuwies, zu beraten, verlor jedoch seine frühere Bedeutung.

Die Civilverwaltung wurde in die drei Departements der „publiquen und Staatsaffairen, der Finanzen und der Justiz" geteilt. Das erstere stand unter den drei wirklichen Geheimen Staats- und Kabinettsräten Rüdiger von Ilgen, dem General Grafen Christoph Dohna und dem bisherigen Obermarschall Marquard von Printzen, welche alles für die unmittelbare Entscheidung des Königs vorzubereiten, auch in seiner Abwesenheit die Oberaufsicht über die anderen Departements zu führen hatten.

Das Departement der Finanzen bestand aus der Verwaltung der Domänengefälle, mit welchem die Einnahmen der Post, der Münze, der Bergwerke und so weiter verbunden waren, und aus derjenigen der Kriegsgefälle, das ist der Leistungen für den Kriegsstand, als den Kontributionen des platten Landes (mit Ausnahme der Domänen) und der Accise der Städte. Der ersteren unter dem General-Direktorium der Finanzen (Geheimerat von Kamecke) waren die Domänenkammern der Provinzen, der letzteren unter dem General-Kriegskommissariat (General von Grumbkow) die Kriegskommissariate der Provinzen untergeordnet. Zur Kontrolle dieser beiden Finanzbehörden wurde die Oberrechenkammer eingesetzt unter dem Generalkontrolleur aller Kassen, Geheimen Kammerrat von Creutz. Die Scheidung des Civil- und Militäretats hatte indessen mancherlei Reibungen zur Folge, so daß der König sich später bewogen fühlte, die Befugnisse beider Behörden in einem neuen höchsten Kollegium, dem General-Ober-Finanz-Kriegs- und Domänen-Direktorium, kurzweg General-Direktorium genannt, dem auch die Oberrechenkammer eingefügt wurde, zu vereinigen.

Die Reform der Justiz lag dem Könige besonders am Herzen. Bereits wenige Wochen nach dem Antritt seiner Regierung beauftragte er den Geheimerat von Bartholdi, den Entwurf einer Reform auszuarbeiten, durch welchen die Einführung eines allgemeinen Landrechts vorbereitet würde; es sei sein Wille, „daß die Justiz in allen seinen Landen schnell, unparteiisch, mit reinen Händen, gleich für arm und reich, hoch und niedrig administriert werde." Als der Fortgang der Arbeit ihm zu langsam schien, schrieb er auf eine Vorlage betreffend die Abkürzung des Prozeßverfahrens, die Marginalbemerkung: „Ich habe nichts dabei zu erinnern, aber Katsch" — (Generalauditeur der Armee) „soll sein Bedenken davon sagen; ich verstehe nicht Civiljura, aber wohl Landrecht; ein Monat ist schon verflossen, und sind noch elf Monate, so muß das Landrecht fertig sein vors ganze Land, oder Herr Barthollius und Sturm und ich werden uns sehr plump und grob erzürnen, da denn kein Bitten helfen wird; ich warne; es ist noch Zeit; alle Profitchen der Prozesse ist besser itzunder fahren zu lassen als Schiebkarren. Ich muß leider so streng sprechen, weil die schlimme Justiz zum Himmel schreit, und wenn ich es nicht remediere, ich selbst die Verantwortung auf mich lade. Danach hat sich Herr Bartholdi und Herr Sturm zu richten. Wusterhausen, den 30. März 1713." Kaum drei Monate darauf (21. Juni) wurde die „allgemeine Ordnung und Verbesserung, das Justizwesen betreffend" verkündigt, allein diese Verbesserung genügte dem Könige noch lange nicht. Erst in dem Geheimerat Samuel von Cocceji, den er (1722) zum Präsidenten des Kammergerichts in Berlin

ernannte und mit dem Entwurf einer neuen Verfassung desselben beauftragte, fand der König seinen Mann. In den letzten Jahren seiner Regierung wurde der Plan eines alle Provinzen des Staats umfassenden allgemeinen Landrechts wieder aufgenommen und Cocceji beauftragt, „davor zu sorgen, daß ein beständiges und ewiges Landrecht verfertiget, das konfuse und teils auf unsere Lande nicht quadrierende jus Romanorum abgeschafft und die unzählige Menge von Edikten gedachtem Landrecht einverleibt werde“ (1. März 1738). Das Werk erhielt erst unter seinem Nachfolger in dem „Codex Fridericianus“ einen ersten Abschluß.

In den straffen Formen einer planvollen und wohlgeordneten Verwaltung entwickelte sich ein neues kräftiges Staatsleben. In allen Zweigen spürte man des Königs persönliche Einwirkung, jede neue Maßregel trug das Gepräge seiner Eigenart. Es verging kein Jahr, in dem er nicht selbst die sämtlichen Provinzen bereiste, von dem Zustande der Regimenter, der Zeughäuser, der Domänen sich Einsicht verschaffte, die Kassenbücher revidierte, den Bau von Wegen, Brücken, Kanälen, von Kirchen, Schulen, Kasernen anordnete. Wie er selbst von einer bewundernswürdigen Thätigkeit war, die sich bis über das Kleinste und Unbedeutendste erstreckte, so verlangte er auch von jedem seiner Unterthanen, dem höchsten wie dem geringsten, vom Geheimerat bis zum Thorschreiber herab, die äußerste Anspannung aller Kräfte. Auf der Arbeit beruhte die Wohlfahrt und das Glück des Volkes, der Müßiggang war ihm ein Greuel. Überall gab er den Antrieb zur Selbstthätigkeit; ja, er traktierte den Arbeitsscheuen, den er gaffend auf der Straße traf, eigenhändig mit seinem gefürchteten Rohrstock. Muß man auch zugeben, daß die rücksichtslose Härte des Königs, seine Strenge, die sich bis zur Ungerechtigkeit steigerte, für den Humanismus unserer Zeit etwas Abstoßendes hat, daß er durch die Verbannung alles Luxus von seinem Hofe manchen Industriezweigen Eintrag that und durch seine Geringschätzung der Künste und Wissenschaften einen Stillstand in der geistigen Entwickelung herbeiführte, so kann doch andererseits nicht hinweggeleugnet werden, daß durch ihn der Geist der Zucht, der Sinn für Gesetz und Ordnung erstarkte, welcher das preußische Volk vorzugsweise tüchtig machte, die Waffen zu tragen. Das Bewußtsein, daß, wer sich mit seiner vollen Kraft und angestrengtesten Thätigkeit dem königlichen Dienste hingab, damit nichts anderes that als „seine verdammte Pflicht und Schuldigkeit,“ ward von Friedrich Wilhelm dem preußischen Beamtentum und im weiteren Sinne dem gesamten preußischen Volke so tief eingeprägt, daß dieser Geist trotz der Erschütterungen, die während des Zeitraums von anderthalb Jahrhunderten das preußische Staats- und Volksleben erfahren, sich bis auf den heutigen Tag vererbt hat.

Und so war der König selbst „allezeit im Dienst," vom frühen Morgen bis zum späten Abend, vom ersten bis zum letzten Tage seiner Regierung. Sogleich nach dem Morgengebet begann er sein Tagewerk, las die Berichte der Gesandten, die Eingaben der Minister, warf kurzerhand seine treffenden und

Königin Sophie Dorothea.

inhaltsvollen Marginalien auf die Schriftstücke, schrieb Instruktionen für die Behörden, kontrollierte Rechnungen und Kassenbücher, hörte die Vorträge seiner Räte, schritt dann hinunter in seiner etwas verschlissenen Uniform, die Schärpe um den Leib, den Rohrstock in der Rechten, musterte die Wachparade, die bereits auf dem Schloßhof unter seinen Fenstern aufgepflanzt stand, in Reih und Glied, breitbeinig, kerzengerade, unbewegt, ein zu Fleisch und Blut gewordener

kategorischer Imperativ, gab die Parole aus, erteilte Audienzen, ritt hinaus zu den Truppenübungen, wohnte den Sitzungen der Kollegien bei, sah, wie seine Anordnungen ausgeführt, wie der Landbau betrieben, wieviel neue Häuser im Geheimeratsviertel der Friedrichsstadt oder in einem gewissen Quartier Potsdams gebaut wurden, so den ganzen Tag mit der geringen Unterbrechung durch das Mittagsmahl, welches im Familienkreise eingenommen ward und aus einfacher, derber Hausmannskost bestand.

Den Abend brachte dann der König mit Behagen in jener Gesellschaft zu, die unter dem Namen des „Tabakskollegiums" weltberühmt geworden, mit seinen Vertrauten, den Anhalt-Dessau, Grumbkow, Derschau, Dönhof, Flanz, Sydow, mit dem gelehrten Schlemmer Freiherrn von Gundling, der, zugleich Präsident der Akademie der Wissenschaften und des Königs lustiger Rat, sich zum Stichblatt mancher recht derben Späße hergab, vielleicht noch mit einigen geladenen Gästen. Hier saß der König unter den übrigen an dem langen Tische von Eichenholz, rauchend, Bier trinkend, scherzend, gleichwie der ehrbare Bürger nach des Tages Mühen am Stammtische der Genossen Erholung sucht. Aber auch eine politische Bedeutung hatte dieses Kolleg; es bot in seinen wunderlichen Formen eine Art von Ersatz für eine parlamentarische Institution, wie sie selbst der absoluteste Herrscher nicht ganz entbehren kann. Politische Angelegenheiten wurden hier mit derselben freimütigen Offenheit besprochen, wie alle anderen, und da der König sehr gerade heraus mit dem Worte war, so bemühten die fremden Gesandten sich lebhaft darum, Zutritt zu diesem „Rauchparlament" zu erlangen, um von manchem hier beiläufig gefallenen Worte die politische Nutzanwendung zu machen.

Friedrich Wilhelm stand bei seinem Regierungsantritt im 25. Lebensjahre, in zunehmender Manneskraft. Er war von mittler Größe und kräftiger Gestalt. Seine Züge zeigten den Ausdruck von Offenheit und Biederkeit. Bei dem Leichenbegängnis seines Vaters trug er zum letztenmal die mächtige Allongeperücke; eine kleine Stutzperücke, „Muffer" genannt, trat an ihre Stelle. Der zierliche Haarbeutel, in welchen das eigene lange Haar auf dem Nacken zusammengebunden ward, wanderte soeben von Frankreich ein und verwandelte sich in Preußen in den Zopf, der unter Friedrich Wilhelm zuerst bei den gemeinen Soldaten eingeführt wurde, dann in immer höhere Kreise hinaufstieg und endlich auch in der bürgerlichen Welt die Herrschaft gewann. In den ersten Jahren seiner Regierung trug der König noch zuweilen bürgerliche Kleidung, später nur die Uniform seines Potsdamer Leibregiments, von grobem Tuche, blau mit roten Aufschlägen und silbernen Litzen, vorne offen, darunter die gelbe

Weste, gelbe Kniehosen, Stiefeletten von weißer Leinwand mit kupfernen Knöpfen. Die Sitte der Fürsten, Uniform zu tragen, ward erst durch Friedrich Wilhelm eingeführt, und die Uniform als „des Königs Rock" kam durch sie zu neuen Ehren.

Es ist, als ob die herbe Art dieses merkwürdigen, soldatischen Fürsten sich noch heute in dem Gepräge des Preußischen Staates spiegelte. Der Preußische Staat ist wesentlich anders eingerichtet als die übrigen Staaten Europas. In dem straffen, militärischen Gefüge, welches seine Gründer ihm gegeben, war weder Raum für die breiten parlamentarischen Institutionen Englands, noch für die Libertät und Konfusion des polnischen Wahlkönigreichs. Die Souveränität, welche der Große Kurfürst aufgerichtet und Friedrich Wilhelm I. wie einen Rocher von Bronze befestigte, hatte eine andere Bedeutung als die selbstsüchtige Alleinherrschaft Ludwigs XIV. oder der barbarische Despotismus des Zaren; sie bedeutete nicht bloß das Recht der Majestät, sondern zugleich eine Pflicht und ein Amt, mit dem der König als der erste Diener des Staates sich vor Gott verantwortlich fühlte. Friedrich Wilhelm suchte die mächtigsten Stützen des Staates, seinem auf das Praktische gerichteten Charakter gemäß, in seiner Armee und richtete sein Hauptaugenmerk auf die Ausbildung aller militärischen Einrichtungen Preußens. Weiterhin war er auf eine geordnete Finanzwirtschaft und auf die Hebung des Ackerbaues bedacht. Auf diesen Grundlagen entwickelte sich der Preußische Königsstaat mit immer größerer innerer Festigkeit um dieselbe Zeit, als das Deutsche Reich in eine Vielheit von Einzelgebieten — geistlichen und weltlichen Kurfürstentümern, Herzogtümern, Fürstentümern, Mark- und Landgrafschaften, Bistümern, Propsteien, Abteien, Reichsgrafschaften, Reichsfreiherrschaften, Reichsstädten, Reichsstädtchen und Reichsdörfern — auseinanderbröckelte. Und auf dem Thron der alten Kaiser saß der letzte Sproß des habsburgischen Mannsstammes Karl VI. (1711—1740), der seine ganze Regierungsthätigkeit darauf richtete, die Nachfolge seiner Tochter Maria Theresia in den österreichischen Erbstaaten durch Garantieverträge mit den fremden Mächten zu sichern. Während Friedrich Wilhelm ein Regiment nach dem anderen errichtete, eine Million nach der anderen im Staatsschatz niederlegte, begnügte sich Karl VI. damit, die Zustimmung der Mächte zu seinem Hausgesetze, der pragmatischen Sanktion, zu erlangen. Hier ein leeres Schattengreifen, dort die Schöpfung einer auf ihrer eigenen Kraft beruhenden, realen Königsmacht!

Die Armee Friedrich Wilhelms I.

Friedrich Wilhelm war in der Schule gewesen, „wo große Männer sich bilden, die Fürsten so viel geschätzt werden, als sie durch Tapferkeit und gute Führung verdienen.“ So urteilt Marlborough, der oft genug Gelegenheit hatte, den jungen Prinzen im Feldlager in den Niederlanden zu beobachten. Hier mochte sich auch in dem Prinzen die Überzeugung entwickelt haben, daß ein Fürst nach außen nur soviel Geltung habe, als er sich selbst durch das Heer, das er befehlige, verschaffen könne. Von seinem Regierungsantritt an richtete Friedrich Wilhelm sein Hauptstreben darauf, anknüpfend an die Heeresschöpfung des Großen Kurfürsten, die Armee zu vermehren und ihre Einrichtungen zu verbessern.

Schon in früher Jugend war sein Sinn allem Militärischen zugewandt. Als zehnjähriger Knabe hatte er sich aus seinen gleichalterigen Gespielen eine Kadettenkompanie errichtet, die aus den Mitteln seiner Sparbüchse militärisch uniformiert und ausgerüstet wurde, und seine größte Freude bestand darin, diese kleine Kriegerschar in den Handgriffen und Bewegungen, die er den glänzenden Mousquetaire- und Schweizergarden seines Vaters abgesehen, zu dressieren. Später, als die Leidenschaft für das Weidwerk in ihm aufging und ihn öfters nach dem ländlichen Jagdschloß zu Wusterhausen zog, gab er den Treibern — größtenteils zehn- bis fünfzehnjährige Burschе aus dem Dorfe und der Umgegend — eine militärische Organisation. Statt der Stöcke, mit denen sie die Waldungen durchklapperten, erhielten sie kleine hölzerne Gewehre. So oft der Kronprinz zur Jagd nach Wusterhausen kam, empfingen ihn die Burschе, indem sie nach den unzähligen künstlichen Tempos des damaligen Reglements ihre hölzernen Flinten präsentierten. Dreißig der größten und ansehnlichsten wurden mit weißen Stiefeletten, Beinkleidern und Kamisolen militärisch bekleidet; das erste Glied erhielt Hüte, das zweite Grenadiermützen, das dritte Füsiliermützen als Kopfbedeckung. Diese Schar wurde von ihm selbst einexerziert, wobei er Nachlässigkeiten im Anzuge, Fehler im Exerzieren und

andere Verstöße unnachsichtig mit dem Stocke bestrafte. Unter diesen dreißig Wusterhausenern wuchsen fünf zu ungewöhnlicher Leibeslänge heran. An ihnen entwickelte sich seine Vorliebe für große Soldaten, die sich beim Könige zu einer kostspieligen Leidenschaft steigerte. Als Friedrich Wilhelm (1709) den Feldzug in Flandern mitmachte, nahm er einen Teil seiner Spielsoldaten mit ins Feld, und als er (1713) den Thron bestieg, wurden die sämtlichen dreißig Wusterhausener dem ersten Bataillon des nun zum „Leibregiment“ erhobenen bisherigen „Regiment Kronprinz“ einverleibt.

König Friedrich I. hatte sich durch den großen Aufwand seines Hofes einigemal veranlaßt gesehen, Ersparnisse in den Heereseinrichtungen und Reduktionen eintreten zu lassen. Das Heer, welches er seinem Nachfolger hinterließ, bestand aus 38 Bataillonen und 53 Eskadrons, zusammen etwa 38000 Mann. Die prachtvollen Garden, die „Maison du roi,“ wie Friedrich seine Haustruppen nach französischem Muster benannte, wurden vollständig umgewandelt. Die sogenannte „Miliz,“ eine Art Landwehreinrichtung, welche Friedrich zur Ersetzung der ins Feld rückenden Truppen eingeführt hatte, wurde, als den Anforderungen des Königs keineswegs entsprechend, aufgelöst. Dafür begann er alsbald nach seinem Regierungsantritt mit der Errichtung neuer Regimenter und brachte die Armee im Laufe seiner Regierung auf mehr als das Doppelte ihrer früheren Stärke.

Eine Hauptschwierigkeit bildete der Ersatz des Heeres, für den die Kräfte des Landes nicht ausreichten. Da der König die Kommandeurs streng dafür verantwortlich machte, daß ihre Regimenter stets in vollzähliger Stärke und kriegstüchtigem Stande erhalten würden, so griffen die Kommandeurs, wo sie durch freiwillige Gestellung und regelmäßige Werbung nicht die genügende Anzahl Mannschaften aufbringen konnten, zu dem Mittel der gewaltsamen Werbungen, welche zu vielen Beschwerden Anlaß gaben. Der König erließ zwar einen Befehl, demzufolge die gewaltsame Werbung nur als eine Ausnahme und nur bei solchen Unterthanen stattfinden durfte, „welche das Ihrige liderlich durchbringen oder sonsten solche Verbrechen begehen, warum es besser, eine Bürgerschaft, Kommune und Dorfschaft von dergleichen Widerspenstigen zu reinigen; nicht weniger wenn Dienstboten — es seien Lakaien, Kutscher, Knechte oder andere Bediente — ihren Brotherren nicht gut thun und daher den Regimentern angewiesen und überliefert werden, daß sie dergleichen Leute durch Soldaten aufheben und wegnehmen lassen“; aber durch die Aufnahme derartiger schlechter Subjekte mußte einerseits die moralische Tüchtigkeit der Armee leiden, andererseits wurden auch ganz unbscholtene Bürger und Bauern, wenn sie nur ansehnlich und gut gewachsen waren, unter

dem Vorwande, daß sie in jene Kategorie der Übelthäter gehörten, gewaltsam in den bunten Rock gesteckt, den sie dann gewöhnlich für Lebenszeit behielten.

Um auch für die Folge einen genügenden militärischen Nachwuchs zu haben, wurden junge Leute, die noch lange nicht im dienstfähigen Alter standen, schon im voraus für den Militärdienst bezeichnet und in die Regimentslisten eingetragen; sie erhielten als äußeres Kennzeichen — ebenso wie die zur Feldarbeit in ihre Heimat beurlaubten Mannschaften — rote Militärbinden, in welchen sie von Zeit zu Zeit gemustert wurden. Auch dies führte zu mancherlei Streitigkeiten zwischen Militär- und Civilbehörden. Erst durch das sogenannte Kantonreglement vom 1. Mai 1733 wurde das Ersatzwesen einigermaßen geregelt. Es wurden die sämtlichen Feuerstellen genau aufgenommen und an die einzelnen Regimenter verteilt, welche nunmehr in betreff ihres Ersatzes sich lediglich an den ihnen zugewiesenen Bezirk zu halten und Übergriffe in andere Kantons streng zu vermeiden hatten. Von der Enrollierung waren gewisse Kategorieen ausgenommen insbesondere die Söhne von Oberoffizieren und Edelleuten, von Eltern, die mindestens 10000 Thaler Vermögen besaßen, von Geistlichen und königlichen Beamten; ferner Wirtschaftsbediente der Landedelleute, alle Kinder unter zehn Jahren, die erste Generation der fremden Kolonisten und derjenige Sohn, der die Wirtschaft und Nahrung des Vaters übernehmen sollte.

Als Kurfürst hatte der König das Recht, auch in den deutschen Reichsstädten und deren Bezirken werben zu lassen. Er hatte daher an verschiedenen Plätzen besondere Werbeoffiziere angestellt, welche ihr Augenmerk vorzugsweise auf hochgewachsene, riesenhafte Menschen zu richten hatten. Hier wurden nun alle erdenklichen Mittel der List und Gewalt angewandt. Die Werbeoffiziere hielten sich auch oft verkleidet unter falschen Namen im Auslande auf und wußten durch reiche Geschenke und allerlei Kunstgriffe die Riesen in des Königs Dienst zu locken, welche in Reih und Glied seines Potsdamer Leibregiments das Staunen der Welt erregten. Die Übergriffe der Werber veranlaßten nicht selten verdrießliche Händel zwischen Preußen und seinen Nachbarstaaten, ja einmal schien es darüber sogar, wie wir später des näheren hören werden, zu einem Kriege zwischen Preußen und Hannover kommen zu sollen. Selbst die Klostermauern schützten vor den preußischen Werbeoffizieren nicht. So begab sich ein preußischer Major verkleidet nach Rom, um einen Mönch, von dessen riesenhafter Leibeslänge der Ruf bis nach Berlin gedrungen war, zur Flucht aus dem Kloster und zum Tausch seiner Kutte mit der Uniform des Leibregiments zu bewegen, was ihm auch glücklich gelang. Ein Kapuziner aus

Italien, der im Lande umherzog, um Beiträge zum Türkenkriege zu sammeln, wurde ohne weiteres als gemeiner Reiter in ein Kavallerieregiment gesteckt.

Für eine so bunt zusammengesetzte Armee, die nur zur Hälfte aus geborenen Landeskindern bestand, bedurfte es um so mehr eines festen und sicheren Halts. Diesen gab Friedrich Wilhelm der Armee durch das Offiziercorps und durch die straffe militärische Zucht, die er einführte. Wir wissen, daß schon der Große Kurfürst einen besonderen Wert auf die dienstliche und moralische Tüchtigkeit des Offiziercorps legte; aber bei der mangelhaften Gesittung und Bildung aller Stände, die noch lange über die Kriegszeit hinaus fortdauerte, konnte er sein Ziel nur unvollkommen erreichen. Nach dem Herkommen wurden die Stellen der unteren Offiziere von den Obersten besetzt, nach ihrem Gutdünken Fähnriche zu Lieutenants, diese zu Hauptleuten befördert; zu den Hauptmannsstellen blieb die Ernennung dem Könige vorbehalten, doch hatten sie auch zu diesem das Vorschlagsrecht. Friedrich Wilhelm fertigte jedes Offizierspatent selbst aus. Die jungen Edelleute, welche größtenteils aus dem (1717 gegründeten) corps des cadets in Berlin als Freikorporals bei den Regimentern eintraten, bildeten die Pflanzschule seiner Offiziere. Bei den Besichtigungen, die er persönlich abnahm, ließ er sich die jungen Leute vorstellen und erkundigte sich nach ihren Eigenschaften und ihrer Führung. Er beförderte nur solche zu Fähnrichen und verlieh ihnen das Feldzeichen (Portepee), die das Exercitium gut verstanden, keine Ausschweifungen begingen, erträgliche Wirtschaft führten und sich auch äußerlich gut ausnahmen. Über ihr sittliches und dienstliches Verhalten berichteten die jährlichen Konduitenlisten. Er schaffte aber — sagt Friedrich der Große — „solche Offiziere fort, deren Aufführung oder Herkommen sich für die ehrenvolle Laufbahn, in welcher sie fortgehen sollten, nicht schickte, und seit dieser Zeit litten die Offiziere nur untadelhafte Kameraden unter sich.“ Der König gewann durch diese seine persönliche Einwirkung ein Offiziercorps, in welchem der Begriff der Standesehre eine erhöhte Bedeutung erhielt, die Tüchtigkeit im Dienst als der vornehmste Wert des Mannes, die Unterordnung beinahe wie eine Naturnotwendigkeit, die Pflicht als Ehre erschien.

Was bei dem gemeinen Mann durch den Appell an das Ehrgefühl nicht bewirkt werden konnte, das mußte durch eine strenge, eiserne Disciplin erreicht werden. Die Artikulsbriefe des Großen Kurfürsten vom Jahre 1656 waren schon in den ersten Monaten der Regierung Friedrich Wilhelms I. (12. Juli 1713) in einer neuen Bearbeitung als Kriegsartikel für das preußische Heer bekannt gemacht worden. Dieselben beruhten vor allem auf dem Grundsatze der unbedingten Subordination, — nicht der passiven Unterthänigkeit und

Unterwürfigkeit, sondern jenes militärischen Gehorsams, dessen Bethätigung sittliche Tüchtigkeit und Selbstbeherrschung erfordert. Jeder Verstoß gegen die Subordination war in den Kriegsartikeln mit den härtesten Strafen bedroht. Gassenlaufen, Schließen, auch die Todesstrafe durch Pulver und Blei kamen da häufig genug vor. Der Deserteur wurde nicht bloß als ein militärischer Verbrecher, sondern als ein Dieb angesehen, der den Staat um das Handgeld bestohlen, und — wenn er wieder eingebracht wurde — ohne Gnade gehenkt. Durch die eiserne Disciplin gelang es, diese rohe Masse für die hohe Aufgabe des Kriegsheeres, den Schutz der Heimat und des Vaterlandes heranzubilden und sie mit dem Geiste der mannhaften Zucht und der strengen Pflichterfüllung zu durchdringen, — Eigenschaften, deren Wert noch gesteigert wurde, als die sittlichen Hebel der Kriegerehre, Vaterlandsliebe und Königstreue hinzukamen.

Die straffe Disciplin fand schon im Äußeren der Mannschaft ihren Ausdruck, in der Uniformierung und in den Exercitien. Die weiten bauschigen Röcke deuchten dem Könige eine unnütze Tuchverschwendung, sie wurden knapper und enger; an Stelle der farbigen Strümpfe wurden saubere Stiefeletten von ungebleichter Leinwand über die Waden geknöpft. Die phantastisch über die Schultern flatternden Haare wurden in den steif eingebundenen Zopf gebändigt; denn „der Zopf" — so läßt Gutzkow in seinem trefflichen Lustspiel den König sagen — „ist die Zierde des Mannes. Ein Zopf, das ist nichts Wildes, Flackerndes, Wüstes um den Kopf, den Sitz der menschlichen Seele, wie bei den geckenhaften Buschmännern jetzt mit ihrem langen, zottigen Haar, sondern einfache, gestriegelte, sittliche Ordnung, geflochtener Gehorsam, sanft herab über die Schultern gleitend, das Sinnbild eines Christen." Mag es immerhin kleinlich erscheinen, den militärischen Anzug bis auf die Breite der Halsbinde, die Zahl der Knöpfe an den Stiefeletten, die Länge der Zopfbandschleifen so genau vorgeschrieben zu sehen, so war doch mit dieser für das militärische Auge erfreulichen Gleichmäßigkeit zugleich der Gedanke ausgesprochen, daß in der Armee jeder andere äußerliche Unterschied, als der des dienstlichen Ranges, aufhöre, und daß die gesamte Armee, von den höchsten Spitzen bis zu den Rekruten herab, eine geschlossene Einheit darstelle.

Von dem militärischen Leben in Preußen zur Zeit Friedrich Wilhelms I. giebt Gustav Freytag in seinen „Bildern aus der deutschen Vergangenheit" die nachfolgende anziehende Schilderung:

„Wer preußisches Land betrat, dem fiel in der ersten Stunde das eigentümliche Wesen auf. Bei der Feldarbeit, in den Straßen der Städte sah man immer wieder schlanke Leute von soldatischem Aussehen, mit einer auffallenden

roten Halsbinde. Es waren Kantonisten, die schon als Kinder in das Soldatenregister eingetragen waren, zur Fahne geschworen hatten und eingezogen werden konnten, wenn der Staat des Königs ihrer bedurfte. Jedes Regiment hatte 500 bis 800 dieser Ersatzleute; man nahm an, daß dadurch die Armee in drei Monaten um 30000 Mann vermehrt werden konnte; denn alles lag für sie in den Kammern bereit, Tuch und Gewehre. Und wer zum erstenmal ein Regiment preußisches Fußvolk sah, dem wuchs das Erstaunen. Die Leute hatten eine Größe, wie sie an Soldaten nirgend in der Welt zu sehen war; sie schienen von einem fremden Stamme. Wenn das Regiment vier Glieder tief in Linie stand — die Stellung in drei Gliedern wurde damals erst eingeführt —, dann waren die kleinsten Leute des ersten Gliedes nur wenige Zoll unter sechs Fuß, fast ebenso hoch das vierte Glied, die mittleren wenig kleiner. Man nahm an, daß, wenn die ganze Armee in vier Reihen gestellt würde, die Köpfe vier schnurgerade Linien machen müßten; auch das Gewehr war etwas länger als anderswo. Und nicht weniger auffallend war das propre Aussehen der Mannschaft; wie Herren standen sie da, mit reiner, guter Leibwäsche, den Kopf sauber gepudert, mit einem Zopf, alle im blauen Rock, zu den hellen Kniehosen Stiefeletten von ungebleichter Leinwand, die Regimenter durch Farbe der Westen, Aufschläge, Litzen und Schnüre unterschieden. Trug ein Regiment Bärte, wie zum Beispiel das des alten Dessauers in Halle, so war der Bart sauber gewichst. Jedem Manne wurde alljährlich vor der Revue eine neue Montur bis auf Hemde und Strümpfe geliefert, auch in das Feld nahm er zwei Anzüge mit. Noch stattlicher sahen die Offiziere aus, mit gestickter Weste, um den Leib die Schärpe, am Degen das „Feldzeichen," alles von Gold und Silber, und am Halse den vergoldeten Ringkragen, in dessen Mitte auf weißem Felde der preußische Adler zu sehen war. In der Hand trugen Hauptmann und Lieutenant die Partisane, die man schon damals ein wenig verkleinert hatte und Esponton nannte, die Unteroffiziere noch eine kurze Pike. Es galt damals für schön, daß die Kleidung enge und gepreßt saß, und ebenso waren die Bewegungen der Leute kurz, geradlinig, die Haltung eine gerade, straffe, der Kopf stand hoch in der Luft. Die Musik erschütterte den, der sie hörte. Die großen messinguen Trommeln der Preußen regten ein ungeheures Getöse auf. Wenn in Berlin zur Wachtparade von einigen zwanzig Trommlern geschlagen wurde — kein Fremder versäumte das anzuhören —, dann zitterten alle Fenster, und unter den Hautbois war sogar ein Trompeter, eine ebenfalls unerhörte Neuerung. Die Einführung dieses Instruments hatte überall in Deutschland Staunen und Einwendung verursacht; denn die Trompeter und

Pauker des heiligen römischen Reiches bildeten eine zünftige Genossenschaft, welche durch ein schönes kaiserliches Privilegium geschützt war und die unzünftigen Feldtrompeter nicht dulden wollte. Aber der König kehrte sich gar nicht daran. Und wenn vollends die Soldaten luden und feuerten, so war die Präcision und Schnelligkeit einer Hexerei ähnlich. Das Feuer der ganzen langen Bataillonsfront war ein Blitz und ein Knall. Wenn die Salven der exerzierenden Mannschaft früh am Morgen unter den Fenstern des Königsschlosses dröhnten, war der Lärm so groß, daß alle kleinen Prinzen und Prinzessinnen aus den Betten mußten."

Ganz besonders ließ sich der König die Ausbildung seiner Infanterie angelegen sein. Er studierte selbst die Exerzierreglements sämtlicher europäischer Heere, wobei namentlich das spanische sich seiner Gunst zu erfreuen hatte, und stellte dann ein neues preußisches Kriegsreglement auf, welches die wichtigsten Vorschriften über Bewaffnung, Montur, Exercitien und Ökonomie enthielt und welches, sauber in Schweinsleder gebunden, jedem Offizier und Unteroffizier mit der Weisung der Nachachtung und der strengsten Geheimhaltung übergeben ward. Alle neuen Einführungen wurden zuerst vom Könige selbst bei seinem Leibregiment in dem spartanischen Potsdam und vom Fürsten von Dessau bei seinem Regiment Anhalt auf der kleinen Wiese bei Halle probiert. Die Momente, auf welche bei der Infanterie der höchste Wert gelegt wurde, waren ein schnelles und sicheres Schießen und ein fester, unerschütterlicher Gleichschritt bei allen Bewegungen, namentlich beim Avancieren. Es ist schon gesagt worden, welche Verdienste der Fürst von Dessau, der Erfinder des eisernen Ladestocks, sich um das preußische Fußvolk erwarb. In der Schnelligkeit und Geschicklichkeit des Ladens that es keine Infanterie der preußischen gleich. Mit der Einführung des Bajonetts, welches nicht mehr, wie anfangs, in die Mündung hineingepflanzt, sondern, durch den Bajonetthals von der Mündung abgebogen, aufgesteckt wurde, hatte man eine Waffe erreicht, welche die Eigenschaften der Pike und der Muskete vereinigte und die erstere überflüssig machte. Die Fahnen zeigten den zur Sonne auffliegenden preußischen Adler mit der Umschrift: „Nec soli cedit!" Ein preußisches Bataillon in Reih und Glied mit entwickelter Fahne bot einen stolzen und kriegerischen Anblick.

„Es wurde," schreibt Friedrich der Große, „mit der größten Pünktlichkeit auf Kommando jede Bewegung, jeder Griff des Gewehrs so ausgeführt, daß in der ganzen Reihe nur ein Griff gesehen, nur ein Schlag, wie beim Feuern nur ein Schuß, beim Marschieren nur ein Tritt gehört, daß jede Bewegung genau wie die einer Maschine war, deren Feder gezogen wurde." Zur größten Vollkommenheit in allen Exercitien brachte es des Königs Leibregiment in Potsdam.

„Wer das Soldatenwerk recht sehen wollte," — wir lassen Freytag in seiner Schilderung fortfahren, — „der mußte nach Potsdam reisen. Der Ort war ein ärmlicher Flecken zwischen Havel und Sumpf, der König hatte ein steinernes Soldatenlager daraus gemacht. Dort lagen um das königliche Schloß in kleinen Ziegelhäusern, die zum Teil auf holländische Art gebaut waren, die Riesen des Königs, das weltberühmte Grenadierregiment. Es waren drei Ba-

Die Riesengarde.

taillone mit 800 Mann, außerdem 600 bis 800 Unrangierte zum Ersatz. Wer von den Grenadieren mit Frau und Kindern behaftet war, der erhielt ein Haus für sich; von den anderen Kolossen hausten je vier bei einem Wirt, der ihnen aufwarten und Kost besorgen mußte. Die Leute dieses Regiments wurden nicht beurlaubt, durften keine öffentliche Handarbeit treiben, keinen Branntwein trinken, die meisten lebten wie Studenten auf der hohen Schule, sie beschäftigten sich mit Büchern, Zeichnen, mit Musik oder arbeiteten in ihren Häusern. Es waren schöne Leute, die in ihren blechbeschlagenen Grenadier-

mützen noch um vier Hände breit höher wurden, und die Querpfeifer des Regiments waren gar Mohren. Wer zu der Leibkompanie des Regiments gehörte, der war so merkwürdig, daß er abgemalt und sein Bild im Korridor des Potsdamer Schlosses aufgehängt wurde."

Viele dieser Riesen wurden von dem Maler Pesne porträtiert; aber auch der König, so gering er sonst von der Kunst dachte, beschäftigte sich, wenn er vom Podagra gequält wurde, damit, die Ölbilder seiner großen Grenadiere, deren Kunstwert übrigens zweifelhaft sein mag, zu malen. In einer Ecke nahe dem Rahmen liest man auf diesen Gemälden von des Königs Hand die Worte: „in tormentis pinxit F. W." Einige von ihnen bedecken jetzt die Wände eines Zimmers im königlichen Schlosse zu Charlottenburg, welches bei der Anwesenheit des Hofes von dem wachthabenden Offizier bezogen wird. Mit Staunen sieht der junge Offizier zu den riesigen Gestalten jener untergegangenen Gardegeneration empor, von der man mit Schiller sagen könnte: „Es steigt das Riesenmaß der Leiber hoch über Menschliches hinaus!"

Diese Riesen wurden in allen Teilen Europas — Schweden, Irland, der Ukräne, den türkischen Grenzgebieten Österreichs mit einem kolossalen Kostenaufwande geworben. Die Werbung eines einzigen, des Irländers James Kirckland, welcher 6 Fuß 11 Zoll maß, kostete nicht weniger als 9000 Pfund Sterling, und dieser war noch lange nicht der größte. Der Flügelmann des Leibregiments, Jonas, maß 8 Fuß 2 Zoll. Man konnte dem Könige kein angenehmeres Geschenk machen, als lange Soldaten für sein Leibregiment, und die auswärtigen Fürsten pflegten daher ihre politischen Verhandlungen mit Preußen mit einer Sendung „langer Kerle" einzuleiten. Der Zar Peter schenkte dem Könige alljährlich 150 lange Rekruten, und auch die Kaiserin Anna suchte ihn einmal durch Übersendung von „quatre beaux Flügelmänner" zu bestechen.

Übrigens sorgte der König väterlich für das Wohlergehen seiner „lieben blauen Kinder," wie er selbst die Riesen seines Leibregiments nannte. Viele von ihnen erhielten von ihrem königlichen Chef Grundstücke, Gärten, Häuser zum Geschenk; anderen wurden Hebestellen und selbst Kanonikate verliehen. Auch war ihnen gestattet, Bittschriften für andere anzufertigen und sie dem Könige persönlich zu überreichen, eine Dienstleistung, die sie sich natürlich durch die Bittsteller gehörig bezahlen ließen.

Von der strengen Beobachtung des Reglements seitens der übrigen Feldregimenter überzeugte sich der König bei den Revuen, die er alljährlich in Begleitung seiner ersten Generale, unter denen der Fürst von Dessau nicht fehlen durfte, in den Garnisonen abhielt. Diese Revuetage waren für die betreffenden

Kommandeure sehr wichtig, oft verhängnisvoll. Bei der rücksichtslosen Strenge des Königs kam es wohl vor, daß er dem Kommandeur vor der Front des Regiments, wenn er dieses nicht in erwünschtem Stande fand, die Entlassung erteilte mit den bündigen Worten: „Scher' Er sich zum Teufel!" Die Freude aber leuchtete ihm aus den Augen, wenn ihm das Regiment in schöner Zusammensetzung aus stattlichen, wohlgestalteten Mannschaften und in musterhafter Verfassung vorgeführt wurde. Dann pflegte er sich wohl bei dem betreffenden Kommandeur zum Mittag anzumelden, und die Laune, die er bei Tische zeigte, war der richtige Barometer für den Grad seiner Zufriedenheit. Es kam daher vor, daß der Kommandeur vor der Besichtigung seine Mannschaften zur höchsten Anstrengung mit den Worten anspornte: „Kinder, macht, daß der König heute vergnügt speist!"

Von der Leistungsfähigkeit der Kavallerie hatte Friedrich Wilhelm nur eine geringe Meinung. Ihre Verwendung in der Weise, wie später Friedrich der Große sie lehrte, lag der damaligen Taktik noch fern. Auch bei ihr sah der König auf lange Reiter und auf kräftige, starke Rosse, wodurch ein Hauptmoment ihrer Wirksamkeit, die Beweglichkeit, beeinträchtigt wurde. Friedrich der Große nennt die Reiter seines Vorgängers „Kolosse auf Elefanten, welche sich weder gehörig zu bewegen, noch zu fechten wußten."

Die Artillerie betreffend, gebührt Friedrich Wilhelm das Verdienst, das Zunft- und Handwerksmäßige dieser Waffe beseitigt und sie durch die militärische Verfassung, die er ihr gab, den anderen Waffen mehr genähert zu haben.

Die Stärke, auf welche Friedrich Wilhelm seine Armee im Verlaufe seiner Regierung brachte, betrug:

bei der Infanterie: 66 Linien- und 4 Garnisonbataillone, zusammen 56000 Mann; außerdem 4 Landregimenter;

bei der Kavallerie: 111 Schwadronen (nämlich 60 Dragoner-, 45 Reiter-, 6 Husaren-Schwadronen); zusammen 16500 Pferde;

bei der Artillerie: 732 metallene, 1425 eiserne Kanonen; 171 metallene, 128 eiserne Mörser; 27 metallene, 27 eiserne Haubitzen.

Im Jahre 1739 zählte die gesamte Armee 83486 Mann, von denen 72000 nach kürzester Vorbereitung ins Feld rücken konnten.

Es drängt sich uns die Frage auf, woher Friedrich Wilhelm in seinem verhältnismäßig armen Lande die Mittel zur fortgesetzten Vermehrung und Unterhaltung seiner Armee, sowie zu den kostspieligen Werbungen der langen Soldaten nahm. Es genügt nicht, auf den Betrag des jährlichen Kanons hinzuweisen, mit welchem die Ritterschaft ihre Dienste zu Roß ablöste, oder

auf die Rekrutenkasse, zu welcher jeder, der ein Amt oder eine Standeserhöhung erhielt, eine Summe nach gewissem Prozentsatze zu steuern hatte. Was die große Rüstung möglich machte, war die große Sparsamkeit des Königs in allen übrigen Verwaltungszweigen. Friedrich Wilhelms militärische Thätigkeit war nicht eine einseitige, sondern sie stand mit der inneren Gesamtverwaltung im engsten Zusammenhange. Während er auf der einen Seite die Mittel des Staates im weitesten Umfange für die Unterhaltung der Armee in Anspruch nahm, war er auf der anderen unablässig bemüht, die Gewerbthätigkeit zu fördern und dem fleißigen Bürger neue Quellen des Wohlstandes zu öffnen. Die Armeebedürfnisse selbst sollten dem einheimischen Fleiße und der Gewerbthätigkeit zu gute kommen. Am Anfange des achtzehnten Jahrhunderts war das deutsche Gewerbe tief herabgekommen; das rohe Material wurde ausgeführt, um im Auslande verarbeitet und dann in der Heimat für teuere Preise wiedergekauft zu werden. Friedrich Wilhelm beobachtete den Grundsatz, daß das Geld im Lande bleiben müsse. Er verbot die Ausfuhr der Wolle, sowie den Gebrauch der fremden Tuchwaren im Lande; zugleich erließ er genaue Vorschriften für die Fabrikation der einheimischen Tuche und ordnete eine sorgsame Prüfung des Tuches durch geschworene Schaumeister an. Auf diese Weise erzielte er nach einiger Zeit wohlfeile und feine Tuche. Der ganze Tuchbedarf für die Armee ward im Inlande beschafft. Bald hatten die preußischen Tuche nicht allein die ausländischen verdrängt, sondern sie gingen auch nach Schweden und Rußland; im Jahre 1724 erhielt Preußen die gesamten Tuchlieferungen für die russische Armee. Das Lagerhaus in der Klosterstraße wurde zu einer großen Niederlage von Vorräten an Tuch, Leder und Leinen für die Armee eingerichtet.

Friedrich Wilhelms hausväterlicher Sinn war stets auf das Nächstliegende, Praktische gerichtet. Der geniale Gedanke des Großen Kurfürsten, jenseits des Meeres eine preußische Kolonie zu begründen und dem Seehandel eine größere Ausdehnung zu geben, fand bei ihm keinen Anklang. Die preußische Besitzung in Westafrika ward an Holland abgetreten (1721).

Als eine der wesentlichsten Quellen des Wohlstandes betrachtete Friedrich Wilhelm den Landbau. Es erfreute sein Auge, wenn er auf seinen Reisen wohlangebaute Felder an Stelle früherer Moräste, stattliche Wirtschaftsgebäude und einen wohlgenährten Viehstand sah. Er zog fremde Ansiedler in die entvölkerten Landesteile, so namentlich die verfolgten evangelischen Salzburger (1731—1732) in die Gegend von Memel, Tilsit, Gumbinnen und Insterburg, und gewährte denselben nicht allein Acker, Bauholz und Gerätschaften, sondern

Die einwandernden Salzburger Protestanten.

er schickte ihnen auch Reisegelder und sorgte für ihre Sicherheit. Er selbst war mit seiner ganzen Familie zugegen, als die ersten Züge der Salzburger auf ihrer Durchreise in Berlin Unter den Linden bewirtet wurden, und sprach den neuen Ankömmlingen in freundlicher Weise zu. Auch das havelländische Luch, jene sumpfige Fläche, die uns aus den Tagen von Fehrbellin bekannt ist, wurde unter Friedrich Wilhelm zum großen Teil in fruchtbaren Boden verwandelt und teils mit Holländern, teils mit Salzburgern bevölkert.

So machte Friedrich Wilhelm die wohlthuende Wahrnehmung, daß der Wohlstand des Landes sich hob, die Bevölkerungszahl in den Städten in stetem Wachsen begriffen war und auch die Lage des Bauernstandes sich besserte. Während er große Summen auf sein Heer verwendete, sammelte er zugleich Millionen in den Staatsschatz.

Es war natürlich, daß das Anwachsen der preußischen Militärmacht den Argwohn der anderen Mächte erregte. Insbesondere waren es die österreichischen Staatsmänner, welche sich deshalb Bedenken machten und auch wegen der formidablen Rüstungen Preußens bei dem preußischen Gesandten in Wien Vorstellungen erhoben. Der König aber verfolgte unbeirrt seine Ziele. Auf den Bericht des Gesandten schrieb er zurück (27. Dezember 1718), er möge nur antworten: „daß wir naturellement die Soldaten liebten, und lieber an dieselben als an Sachen, woraus andere Herren sich ein plaisir machten, Geld verwenden wollten." Auf eine andere Vorstellung, die man dem preußischen Gesandten in Wien machte, wenn Preußen nur einigermaßen seine übergroße Armatur einschränke, so werde es sowohl dem Kaiser als anderen Ständen im Reich allen billigen Argwohn um ein gutes Stück verringern, bemerkte der König dem Gesandten ad marginem: „Wo Gott will, soll die Armatur vergrößert werden, bevor ein Jahr um ist; ist in mentem alles resolviert und mit dem Beutel wohl überlegt" (22. März 1721).

Der Preußische Staat war ein Militärstaat, aber — mit vorwiegend friedlicher Tendenz. Die große militärische Rüstung Preußens ging nur aus dem einfachen, praktischen Gedanken Friedrich Wilhelms hervor, einen Staat zu schaffen, der auf sich selbst und auf seiner eigenen Kraft beruhen solle. Nicht, als ob in dem militärischen Wesen alle übrigen Richtungen des Staatslebens aufgegangen wären; aber die Lage und der bisherige Entwickelungsgang des Staates erforderte dringend diese feste, militärische Organisation, mit deren Zerstörung der ganze Staat zusammenbrechen würde. Indem Friedrich Wilhelm dies mit klarem Geist erkannte, führte er Preußen auf derjenigen Bahn vorwärts, die ihm durch seine Geschichte und seinen Weltberuf vorgezeichnet war.

Das Ende des Nordischen Krieges.

Von den beiden Kriegen, welche seit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts die Mächte Europas unter den Waffen hielten, war beim Regierungsantritt Friedrich Wilhelms der Krieg im Südwesten im Erlöschen, der im Nordosten im neuen Aufflammen. Am 2. April 1713 wurde der Friede von Utrecht unterzeichnet, dessen Bedingungen — soweit sie Preußen betrafen — uns bereits bekannt sind (vergl. S. 323 u. f.). Kaiser und Reich hatten an diesem Friedensschlusse keinen Anteil genommen; König Friedrich Wilhelm ließ daher, getreu seinen Pflichten als Reichsfürst, sein Reichskontingent (6000 Mann) bei der Armee des Prinzen Eugen am Oberrhein zurück. Allerdings gab es dort kein Reichsinteresse mehr zu verteidigen, sondern es war Österreich, welches die Kräfte des Reichs für die Idee der Universalmonarchie aufbot. Der Krieg wurde von ihm mit wenig Glück geführt. Das linke Rheinufer bis Speier hinab, die Festung Landau fielen in die Gewalt der Franzosen. Marschall Villars ging über den Rhein und bedrohte Freiburg. Karl VI., der sich geweigert hatte, dem Frieden von Utrecht beizutreten, mußte sich jetzt in den Friedensschlüssen zu Rastatt für Österreich (7. März 1714) und zu Baden für das Reich (7. September) viel ungünstigere Bedingungen gefallen lassen. Er erkannte den Bourbonen Philipp V. als König von Spanien an; von dem spanischen Erbe fielen nur die spanischen Niederlande, Neapel, Mailand und Sardinien — das sieben Jahre später mit Sizilien vertauscht wurde — an Österreich. Von einer Rückgabe des Elsaß oder auch nur der Stadt Straßburg an das Reich war nicht mehr die Rede, vielmehr mußte auch Landau an Frankreich abgetreten werden. Die geächteten Kurfürsten von Bayern und Köln wurden in ihre Lande wieder eingesetzt.

So war die Ruhe im südwestlichen Europa für den Augenblick wiederhergestellt, aber noch lange nicht aller Zündstoff beseitigt. Schon im folgenden Jahre traten Verhältnisse ein, welche die durch die Friedensschlüsse geschaffenen Zustände wieder in Frage stellten. Am 10. September 1715 starb Ludwig XIV.;

sein Sohn, sein Enkel und sein ältester Urenkel waren ihm bereits vorangegangen. Für seinen noch unmündigen jüngsten Urenkel, Ludwig XV., übernahm der Herzog Philipp von Orleans, ein Brudersohn Ludwigs XIV., die Regentschaft. Dieser suchte, im Gegensatze zu der Politik Ludwigs XIV., nähere Beziehungen mit England anzuknüpfen; es war das erste Zeichen einer beginnenden Spaltung zwischen den französischen und spanischen Bourbonen.

In Spanien glaubte Philipp V. sich berufen, die Gerechtsame seiner Vorgänger auch in den alten Nebenlanden der spanischen Krone zu erneuern. Dieser Gedanke wurde namentlich seit der zweiten Vermählung des Königs, mit Elisabeth Farnese von Parma, welche den Ansprüchen Spaniens auf die an Österreich übergegangenen italienischen Provinzen noch diejenigen ihres eigenen Hauses hinzufügte, der leitende der spanischen Politik. Der unternehmende Minister Alberoni betrieb die Pläne der Königin mit außerordentlicher Energie. Der Zeitpunkt, als Österreichs Streitkräfte durch einen neuen Türkenkrieg gefesselt waren, schien ihm der geeignetste zum Losschlagen. Es ließ sich auch durch die Quadrupel-Allianz, welche die Mächte Österreich, England, Frankreich — den Beitritt von Holland setzte man voraus — zur Aufrechthaltung der Bestimmungen von Utrecht schlossen, nicht irre machen und suchte seine Pläne durch die verwegensten Kombinationen zu fördern. Er unterstützte mit spanischem Gelde die Türken, sowie die Erhebung der Ungarn unter dem Fürsten Rakoczy von Siebenbürgen gegen Österreich, ja, er plante mit dem schwedischen Minister Baron von Görtz eine Zurückführung der Stuarts auf den englischen Thron.

Während so der Spanische Erbfolgekrieg in einem Spanisch-Österreichischen Kriege noch ein blutiges Nachspiel fand, waren in den deutschen Küstenländern von der Oder bis zur Elbe die Heere des Zaren, der Polen und Dänen im Kampfe wider die sinkende Schwedenmacht begriffen. In Schwedisch-Pommern besaß Schweden noch einen Rückhalt gegen die Angriffe seiner Gegner und einen Sammelplatz für eigene Offensivunternehmungen. Der Versuch einer Neutralitätserklärung für die deutschen Provinzen Schwedens war an der Zurückweisung Karls XII. gescheitert. Im September 1712 landete General Stenbock mit einem neuen schwedischen Heere auf der Insel Rügen, warf sich zwischen die dänischen und polnisch-sächsischen Kriegsvölker, schlug die ersteren vollständig bei Gadebusch (20. Dezember), brannte Altona nieder, zog sich dann aber vor der Übermacht der ihn verfolgenden Polen und Sachsen über die Eider nach Tönningen zurück, das ihm die neutrale Gottorpsche Regierung öffnete (Januar 1713). Von den Heeren der Verbündeten in Tönningen eingeschlossen, kapi-

tulierte Stenbock unter der Bedingung, daß ihm mit seinem Corps ungehinderter Abzug nach Schweden gestattet, die Festung Tönningen aber dem Herzoge von Gottorp zurückgegeben würde (15. April 1713). Aus der Parteinahme der Gottorpschen Regierung für Schweden nahm nun aber Dänemark Veranlassung zu einem feindlichen Vorgehen gegen dieses ihm verhaßte Haus, vielleicht in der Hoffnung, bei dieser Gelegenheit das Gottorpsche Schleswig dem dänischen Staatsgebiete einzuverleiben. Tönningen, das nach Stenbocks Abzuge von holstein-gottorpschen Truppen besetzt worden, wurde von den Dänen eingeschlossen.

Gleichzeitig ward Schweden in allen seinen deutschen Besitzungen angegriffen. Die Polen und Sachsen zogen vor Stralsund, die Russen vor Stettin, — und König Karl XII. weilte noch immer in der Türkei. Vorher ein bewunderter Kriegsheld, jetzt ein tollkühner Abenteurer und lästiger Gast, ließ er es darauf ankommen, daß ihm die Pforte die Gastfreundschaft kündigte, daß er mit seiner kleinen Schar Schweden von einem türkischen Heere belagert und sein Haus in Flammen geschossen wurde, und brachte dann in seinem unverbesserlichen Starrsinn noch dreiundvierzig Wochen in freiwilliger Gefangenschaft in Demotika zu.

So hatten sich die nordischen Verwickelungen bis zum Frühjahr 1713 gestaltet. Durfte Preußen seine bisherige indifferente Politik in den nordischen Angelegenheiten auch jetzt fortsetzen? Durfte Friedrich Wilhelm zugeben, daß neben Schweden noch eine andere — vielleicht die polnisch-sächsische oder die schnell emporgestiegene russische — Macht sich in dem Lande festsetzte, auf das schon seine Vorfahren, die Markgrafen und Kurfürsten von Brandenburg, gerechte Ansprüche erhoben und auf das der Große Kurfürst in den Friedensschlüssen zu Osnabrück und St. Germain nur im äußersten Drange der Zeitverhältnisse verzichtet hatte? — Die Lage der Dinge war derart, daß Preußen sich der aktiven Teilnahme kaum länger enthalten konnte, aber welche Partei sollte der König ergreifen? Die Zahl der Gegner eines fast schon zu Boden geworfenen Fürsten, der ihn nicht beleidigt hatte, noch zu vermehren, nur um Land zu gewinnen, das glaubte Friedrich Wilhelm vor Gott und seinem Gewissen nicht verantworten zu können; sich aber mit demselben Fürsten, der ohne Plan und Ziel, in blinder Leidenschaft den Krieg betrieb, in ein Bündnis einzulassen, dadurch seine ostpreußischen Lande den Einfällen und Verheerungen der Russen preiszugeben, wäre Pflichtverletzung gegen sein eigenes Land gewesen.

Die nächste Veranlassung zu einem bestimmten Hervortreten Preußens in den nordischen Angelegenheiten gab ein Antrag der holsteinschen Regierung.

Der von Dänemark schwer bedrängte Herzog Karl Friedrich von Holstein-Gottorp, Neffe Karls XII. und mutmaßlicher Erbe der schwedischen Krone, bat um Preußens Hilfe zur Wiedereinsetzung in seine verlorenen holsteinschen Lande und erbot sich dagegen, sobald er zur schwedischen Krone gelangt sein würde, Stettin und Vorpommern bis zur Peene an Preußen abzutreten. Für die Dauer des Krieges wurde vorgeschlagen, die Festungen in Schwedisch-Pommern durch preußische und holsteinsche Truppen gemeinsam besetzen zu lassen. Diese Anträge, welche die damaligen holsteinschen Minister Baron von Görtz und von Bassewitz mit großem Eifer betrieben, fanden günstige Aufnahme beim Könige. Auf Grund derselben wurde unter Zustimmung des schwedischen Statthalters in Pommern, Moritz Wellingk, ein Vertrag zwischen Preußen und Holstein geschlossen (22. Juni 1713), dessen wichtigste Bestimmung die Übergabe von Stettin an Preußen war. Die Ausführung scheiterte jedoch an der entschiedenen Weigerung des Kommandanten von Stettin, General von Meierfeld, die Festung irgend jemandem zu übergeben, es sei denn auf ausdrücklichen Befehl seines Königs, da er dessen eigenhändige Ordre habe, den Ort zu maintenieren und keine fremden Truppen einzulassen.

Nun schritten die Russen unter Menzikoff zur Belagerung von Stettin (August). Am 14. September wurde eines der wichtigsten Außenwerke, die Sternschanze, mit stürmender Hand genommen. Bald darauf begann ein verheerendes Bombardement. Mit Zittern und Zagen erwarteten die Bürger den Sturm und die Plünderung der Stadt durch die Russen und wandten sich selbst an den König von Preußen mit der Bitte um Schutz. Auch Meierfeld sah keine Hoffnung mehr und erklärte sich bereit, die Festung den Truppen einer neutralen Macht zu öffnen. Alsbald war der kluge Minister von Bassewitz in Stettin und vermittelte die Kapitulation (29. September). Zwei Bataillone der schwedischen Besatzung wurden von ihm in holsteinschen Dienst genommen und blieben in Stettin; der Rest erhielt freien Abzug nach Stralsund.

Unterdessen hatte auch eine Verständigung zwischen Preußen und Rußland stattgefunden. Der Zar war damit zufrieden, daß Stadt und Gebiet von Stettin, sowie der ganze Landstrich bis zur Peene mit den Oderinseln bis zum Frieden der gemeinsamen Verwaltung von Preußen und Holstein übergeben würden, wenn diese Staaten sich verpflichten wollten, die Kosten der Belagerung von Stettin, die auf 400000 Thaler geschätzt wurden, an Rußland zu erstatten. Auch für Stralsund und Wismar sollten, wenn sie freiwillig eingeräumt oder mit Gewalt genommen würden, ähnliche Bestimmungen in Ausführung kommen. Nachdem auf diese Weise ganz Schwedisch-Pommern von den schwedischen Truppen

geräumt sein würde, sollten die nordischen Verbündeten ihre Truppen aus Pommern zurückziehen und keine Feindseligkeiten mehr gegen Pommern ausüben, wogegen Preußen sich verpflichtete, die Schweden während der Dauer des Krieges nicht wieder nach Pommern kommen zu lassen. Dies war der wesentliche Inhalt des Vertrages von Schwedt (6. Oktober 1713), mit welchem Preußen seinen ersten entscheidungsvollen Schritt in den nordischen Angelegenheiten that. Was der Kaiser mit der sogenannten Neutralitätsakte vergeblich angestrebt hatte, das übernahm jetzt Preußen durchzuführen, um die norddeutschen Küstenländer von den Leiden und Lasten des Krieges zu befreien.

An demselben Tage, als der Vertrag abgeschlossen wurde, rückten preußische Truppen in Stettin ein. In den folgenden Tagen besuchte König Friedrich Wilhelm die Stadt, besichtigte die Festungswerke und musterte seine Truppen daselbst (7. bis 10. Oktober).

Aus der Teilnahme der holsteinschen Truppen an der Besatzung ergaben sich mancherlei Schwierigkeiten. Schon das Benehmen des Herrn von Bassewitz bei der Kapitulation konnte zweideutig erscheinen. Nun erfuhr man, daß Holstein mit Schweden einen Vertrag abgeschlossen habe, wonach die holsteinschen Truppen, die jenseits der Peene lagen, in schwedische Dienste übernommen seien. Damit hatte also Holstein die Neutralität aufgegeben, welche die Voraussetzung für die Beteiligung Holsteins an der Sequestration von Schwedisch-Pommern gebildet hatte. Schon jetzt lag die Frage nahe, ob nicht die Entfernung der holsteinschen Truppen aus Stettin zu fordern sei. Friedrich Wilhelm vertagte einstweilen die Entscheidung, um sich nicht zu sehr auf die Seite der nordischen Alliierten gedrängt zu sehen.

Die wichtigste Frage des Augenblicks war, wie Karl XII. sich zu diesen neuen Abmachungen stellen würde. Die Ereignisse waren in der That ernst genug, um ihn aus seiner Erstarrung aufzuwecken. Alles schien ihn darauf hinzuweisen, eine Verständigung mit Preußen zu suchen und sich in diesem einen wohlwollenden Vermittler zu schaffen. Noch lag es nicht in Friedrich Wilhelms Absicht, sich in Stettin dauernd festzusetzen; er war jedoch entschlossen, die Festung nicht vor Wiederherstellung des Friedens und auch dann nur gegen Erstattung der von ihm und zugleich für Holstein vorgeschossenen Summen herauszugeben. Die Erklärungen, die Karl XII. aus der Türkei erließ, lauteten wenig beruhigend. Er stellte dem Könige anheim, sich wegen der von ihm verauslagten Gelder „an den rechten Mann zu halten“ und legte ausdrücklich Protest dagegen ein, daß Stralsund und Wismar unter ähnlichen Bedingungen an eine neutrale Macht übergeben würden, wie dies mit Stettin leider geschehen

sei. Endlich entschloß sich Karl XII., seine freiwillige Verbannung aufzuheben. Er verließ Demotika, stieg zu Targowitz an der siebenbürgischen Grenze zu Pferde und trat, allein von einem Adjutanten, dem Obersten von Düring, begleitet, jenen berühmten Ritt an, der ihn in vierzehn Tagen mitten durch die österreichischen Staaten und durch das Reich über Wien, Regensburg, Nürnberg, Kassel nach der Ostseeküste führte. Mit Schnee bedeckt, kam er in der Nacht zum 21. November (1714) in Stralsund an.

Es war eine eitle Hoffnung, daß seiner Ankunft der Friede folgen werde. Sein Sinn war nur darauf gerichtet, neue politische Verbindungen anzuknüpfen, Geld aufzubringen und Truppen ins Feld zu stellen. Friedrich Wilhelm sandte den General Grafen Schlippenbach nach Stralsund, um den König zu seiner Rückkehr zu beglückwünschen, zugleich aber auch von ihm eine Erklärung über seine Absichten und eine Sicherstellung der von ihm geleisteten Zahlungen zu fordern (15. Dezember). Wie sehr auch die Umgebung Karls XII. zur Nachgiebigkeit riet, überließ sich doch dieser allein den Eingebungen der Leidenschaft. Alles, wozu er sich erbot, war, einen Teil jener Schuld anzuerkennen; dafür verlangte er aber von Preußen die sofortige Räumung von Stettin. Von einem Versprechen, die nordischen Verbündeten von Pommern aus nicht anzugreifen, wollte er nichts hören. Am 31. Dezember verabschiedete sich Graf Schlippenbach von ihm. Der König schrieb an den Fürsten von Dessau (9. Januar 1715): „Dier Herren Schweden sind noch so fier, als sie gewesen sind zu Altranstädt. Aber Gott gebe, daß wir das Frühjahr erleben, alsdann wird man sehen, ob sie dieselbe Langage führen."

Das Frühjahr kam heran. Alle Vermittelungsversuche waren gescheitert; am Hofe des Königs von Preußen war keiner mehr, der zum Frieden riet. Lange war Friedrich Wilhelm mit seinem Gewissen zu Rate gegangen, ob er gerechte Ursache zum Kriege habe. Jetzt wurde ihm die Entscheidung durch zwei offenbar feindselige Akte der Schweden leicht gemacht. Sie vertrieben ein kleines preußisches Detachement in Wolgast, welches noch innerhalb des in preußische Verwahrung gegebenen Gebietes lag (23. Februar 1715). Daß diese Beleidigung von Preußen nicht sogleich als Kriegsfall angesehen wurde, ermutigte sie, kaum zwei Monate darauf (22. April), zu einem Überfall der Stadt und Insel Usedom, sowie der Schanzen an der Peenemündung. Als die Nachricht von dem zweiten Ereignis drei Tage darauf spät abends beim Könige eintraf, ließ er noch in derselben Nacht dem schwedischen Gesandten seine Pässe zufertigen mit der Weisung, binnen fünf Stunden Berlin, binnen fünfzehn Stunden das preußische Gebiet zu verlassen; ein preußischer Offizier

hatte ihn bis an die Grenze zu begleiten. Gleichzeitig erhielt der General von Borcke in Stettin Befehl, die holsteinschen Truppen daselbst als Schwedenfreunde zu entwaffnen.

Der Würfel war gefallen. Friedrich Wilhelm sah sich nach langem Zögern nun endlich doch dazu gedrängt, mit den nordischen Verbündeten gemeinschaftliche Sache gegen Schweden zu machen. Im Lager bei Schwedt wurde ein Corps von 25000 Mann Preußen und 8000 Sachsen zusammengezogen. Fürst Leopold von Dessau erhielt den Oberbefehl. Ende April ging der König selbst zur Armee ab, mit ihm der Geheimrat von Ilgen. Aus dem Feldlager erließ der König ein Schreiben an den Kaiser, um sein Verhalten zu rechtfertigen, und verkündete seinen Unterthanen, daß er die Waffen gegen Schweden ergriffen habe.

Am 28. Juni wurde das Lager bei Schwedt aufgehoben; die kriegerischen Operationen nahmen ihren Anfang. Ihr Gegenstand war die Festung Stralsund, wo Karl XII. den Kern seiner Heeresmacht gesammelt hatte. Am 13. Juli trafen die vereinigten Armeen vor Stralsund ein und begannen sogleich den Aufmarsch zur Umschließung; links gegen die Westseite der Stadt die Dänen (24 Bat., 40 Eskadr.), rechts die Preußen (27 Bat., 22 Eskadr.) und Sachsen (7 Bat., 15 Eskadr.), im ganzen etwa 5000 Mann. Ein preußisch-sächsisches Corps unter General von Arnim (circa 12000 Mann) war direkt aus dem Lager von Schwedt nach Wollin entsandt worden, um der dänischen Flottille in den dortigen Gewässern zum Rückhalt zu dienen. Die Wiedereroberung von Wolgast und Usedom (31. Juli) und die Erstürmung der Peenemünder Schanze (22. August) durch dieses Corps waren die ersten preußischen Waffenthaten in diesem Kriege.

Die Festung Stralsund hatte den Ruhm der Unüberwindlichkeit, den sie in Wallensteins Tagen erworben, bereits gegen den Großen Kurfürsten wieder eingebüßt; sie war jedoch seit jener Zeit aufs neue befestigt, mit Außenwerken umgeben worden und galt mit Recht für das stärkste Bollwerk der Schweden auf dem Festlande. Mit Vorräten für längere Zeit hinaus versehen, von einer starken, kriegstüchtigen Besatzung (17000 Mann), deren Mut durch die persönliche Gegenwart ihres Königs noch mehr gehoben ward, verteidigt, war sie zu einem hartnäckigen und langen Widerstande wohl eingerichtet und fähig. Der Marquis Croissy, der sich als französischer Vermittler in Stralsund aufhielt, warnte den König vor einem Angriff auf Stralsund mit den Worten: „Mit der Erfahrung eines Soldaten, der fünfundzwanzig Jahre im Felde gewesen, kann ich Ew. Majestät versichern, daß, wenn je ein Unternehmen mir

Druck und Verlag von Carl Flemming in Glogau.

schwer erschien, ich die Belagerung von Stralsund für unausführbar erklären muß."

Die Belagerung konnte erst dann mit Nachdruck betrieben werden, wenn es gelungen war, durch die Einnahme von Rügen der Festung ihren Rückhalt und ihre Verbindung mit Schweden zu nehmen. Hierzu war aber die Mitwirkung der dänischen Flotte erforderlich. Um die Einfahrt derselben in den Bodden zu hindern, hatte Karl XII. das Fahrwasser zwischen Rügen und der Peenemünder Spitze durch versenkte Schiffe gesperrt. Nur mit großen Schwierigkeiten gelang es der dänischen Flottille, welcher ein Schiffer aus Rügen den Weg zeigte, in den Bodden einzulaufen (25. September). Jetzt erst konnte das schwere Belagerungsgeschütz zu Wasser vor Stralsund geschafft, die Transportschiffe von den Küsten herbeigezogen, die Landung auf Rügen vorbereitet werden.

Am 19. Oktober wurden die Laufgräben eröffnet; die Expedition nach Rügen mußte des Wetters wegen noch verschoben werden. So verging der Sommer, ohne daß wesentliche Fortschritte gemacht wurden. Durch die schwierigen Belagerungsarbeiten, den Dienst in den Laufgräben erlitten die Truppen mehr Verluste als durch ein Gefecht. Da entwarf der Generaladjutant des Königs, Oberstlieutenant von Köppen, den Plan zu einem Überfall, der die Billigung des Königs erhielt und durch dessen Gelingen der Mut der Truppen von neuem gehoben wurde.

Die Festung Stralsund liegt fast inselartig gegen Norden von der See, gegen Osten, Süden und Westen von Teichen und Sümpfen umgeben, zwischen denen nur schmale Landstreifen vor den Thoren die Verbindung nach außen vermitteln. Diese Zugänge waren durch Außenwerke verteidigt; eines der stärksten lag vor dem östlichen Zugange, dem Frankenthore, zwischen Sumpf und See. Oberstlieutenant von Köppen kannte die Beschaffenheit des Strandes aus seiner Jugendzeit; er hatte wohl oft, als schwedischer Kadett in den Meereswellen badend, seine Brust gestärkt und wußte, daß die See bei dem jetzt wehenden Südost bis auf eine weite Strecke hinaus flach sei, so daß man das Außenwerk vor dem Frankenthore, die See durchschreitend, umgehen und in seinen Rücken gelangen konnte. Hierauf war sein Plan zur Überrumpelung des Werkes gegründet. Während er selbst eine Heerschar auf dem ihm bekannten Wege durch das Wasser in den Rücken des Werkes führte, sollte ein anderer Teil die Besatzung in der Front angreifen und ihm dadurch das Eindringen in die offene Kehlseite erleichtern.

In der mondhellen Winternacht (zum 5. November) sammelte sich die Schar Preußen — aus 1800 Mann, die sich freiwillig gemeldet hatten, be-

stehend — am Strande. Es muß ein merkwürdiger Anblick gewesen sein, wie diese Kerntruppen in fester, gerader Haltung, die blanken Grenadiermützen, die erhobenen Piken und Musketen im Mondlichte glitzernd, in die See hineinmarschierten, immer tiefer bis an Gürtel und Brust, wie sie auf einem weiten Umwege über das Festungswerk hinaus gelangten, wieder zum Strande einschwenkten, in unerschütterter Ordnung das Ufer erstiegen und stürmend in die Kehle des Werkes eindrangen, dessen Besatzung — mancher erst durch die ihm auf die Brust gesetzte Pike — aus dem Schlafe geschreckt wurde. Der gleichzeitige Angriff des sächsischen Generals Grafen Seckendorf (des späteren kaiserlichen Gesandten am Berliner Hofe) in der Front vermehrte die Verwirrung unter den Schweden. Drei Regimenter streckten die Waffen; das wichtigste Außenwerk der Festung mit 30 Geschützen war erobert.

Nun galt es, Rügen den Schweden zu entreißen. Nachdem bei Ludwigsburg unweit Greifswald gegen 400 flache Fahrzeuge zusammengebracht worden, wurde eine Heeresabteilung von 24 Bataillonen und 35 Eskadrons, etwa 16000 Mann Preußen, Dänen und Sachsen, eingeschifft. Die Könige Friedrich Wilhelm und Friedrich IV. von Dänemark befanden sich auf der Kronjacht, mit ihnen der Oberbefehlshaber des gesamten Geschwaders, Fürst Leopold von Dessau. Sein Tagesbefehl (14. November) schloß mit den Worten: „Die bravour wird nicht zu kommandieren sein, weil es lauter brave, ehrliche Leute, von denen man nichts anders, nächst göttlicher Hilfe und Beistand, zu vermuten hat, insbesondere, wenn diese ihnen vorgeschriebene Disposition in allen Stücken observieret wird. An keine retirade wird nicht zu gedenken sein, und Solches muß man den Gemeinen wohl imprimieren."

Am 15. November vormittags 11 Uhr ging die Flottille unter Segel. Durch das trübe, regnerische Wetter der Beobachtung von der Insel her entzogen, gelangte sie nachmittags 3 Uhr vor Stresow. Zwei Stunden darauf war das Fußvolk ausgeschifft. Sobald die Truppen an Land stiegen, ergriffen sie die Spaten und sicherten sich durch lange, verschanzte Linien sowie durch aufgepflanzte spanische Reuter. Bis um 11 Uhr war auch die Reiterei ausgeschifft. Alles ging in größter Ruhe und Ordnung genau nach der Disposition vor sich. Fürst Leopold ordnete die Armee in drei Treffen, die beiden ersten aus Infanterie, das dritte aus Reiterei bestehend, von welcher sechs Eskadrons zur Deckung der rechten Flanke detachiert wurden. Die Stellungen waren kaum bezogen, als der Anmarsch des Feindes gemeldet wurde.

Die Schweden hatten von der Landung einer bedeutenden Truppenmacht auf Rügen nicht eher etwas erfahren, als bis dieselbe bewerkstelligt war, und

daher auch nichts gethan, um sie zu verhindern. Karl XII. befand sich persönlich auf Rügen, aber in der Erwartung, daß die Landung nicht an diesem Flecke, sondern auf der Halbinsel Zudar erfolgen würde, an einem der Landungsstelle ganz entgegengesetzten Punkte. Als er spät abends vom Pferde stieg und in dem Wohnhause eines in der Nähe des Strandes gelegenen Gutes Pritzwald sein Nachtquartier nehmen wollte, erhielt er die Meldung von der erfolgten Landung bei Stresow. Er war der Meinung, daß man es nur mit einer Abteilung von etwa 1000 Mann zu thun habe, und beschloß, mit seinen sämtlichen auf Rügen stehenden Truppen — etwa 2500 Reiter und 1500 Mann Fußvolk — ihnen sofort auf den Leib zu rücken. Als er gegen 4 Uhr morgens auf die wie durch Zauberschlag entstandenen Verschanzungen traf, soll er verwundert ausgerufen haben: „Gott, ist das möglich!" Dennoch gab er Befehl zum sofortigen Angriff, welcher mit großem Ungestüm ausgeführt wurde und die Schweden bis an und auf die Verschanzungen führte. Aber das verheerende Gewehrfeuer, die feste und zuversichtliche Haltung der preußischen Bataillone, als einige dänische bereits zu wanken begannen, hinderte ihr weiteres Vordringen. Alle erneuten Versuche scheiterten. Die sechs seitwärts aufgestellten Eskadrons gingen in die linke Flanke des Feindes und drückten auf seinen Rückzug. Als die Morgendämmerung einen Überblick über das Feld vor den Schanzen gestattete, ließ die Zahl der Leichen, die dasselbe bedeckten, erkennen, mit welcher Erbitterung der Kampf geführt worden war. Auch König Karl XII. war von Streifschüssen verwundet worden; einige seiner besten Offiziere, unter ihnen sein treuer Begleiter auf dem Ritte von Ungarn bis Stralsund, General von Düring, waren gefallen. Des Königs Pferd lag erschossen auf dem Platze.

Die Reste der schwedischen Truppen auf der Insel hatten sich nach der Schanze an der alten Fähre, gegenüber Stralsund, zurückgezogen und ergaben sich am folgenden Tage, ohne einen Angriff abzuwarten.

Nun nahm auch der Angriff auf der Landseite einen rascheren Fortgang. Bald nach der Einnahme von Rügen wurde das Bombardement gegen Stralsund eröffnet. Am 17. Dezember wurde das Hornwerk vor dem Knieper Thor erstürmt, folgenden Tags bei einem Ausfall der Schweden von diesen zurückerobert, dann von den Preußen wiedererstürmt und behauptet. Die eroberten Werke wurden durch Laufgräben und Wälle mit den Belagerungswerken verbunden, die bereits bis an die Kontreskarpe des Hauptgrabens heranrückten. Zwischen dem Franken- und Triebseer Thor war eine breite Bresche geöffnet, der Teich davor war zugefroren. Alles bereitete sich zum Sturme vor.

Am 21. Dezember sandte Karl XII. Bevollmächtigte mit Friedensanerbietungen ins Hauptquartier der Belagerer. Sie erhielten zur Antwort, es handele sich für jetzt nicht um den Frieden, sondern um die Übergabe von Stralsund. Am folgenden Morgen sah man auf Rügen einen Fischerkahn von Stralsund auslaufen und sich unter dem Kreuzfeuer der Belagerungsbatterieen mühsam durch das Treibeis auf den Wogen hindurcharbeiten. Als der Kahn sich eine Strecke von der Küste entfernt hatte, hörte man in der Bresche beim Frankenthor Schamade schlagen, möglich, daß die mißtönigen Klänge noch bis an den Bord des Fischerkahns hinüberschallten, in welchem Karl XII. die deutsche Ostseeküste verließ, um sie nie wiederzusehen. „Gleich einem jener Jomsvikingenjarle" — sagt Ranke — „ging er, nachdem er die Ostsee und ihre Gestade mit Krieg erfüllt und dann die Gegenwirkungen des Geschickes auf sich gezogen, nach dem Norden zurück, um daselbst zu verschwinden."

Die Besatzung von Stralsund wurde für kriegsgefangen erklärt; um jedoch die Tapferkeit des Feindes zu ehren, wurde bestimmt, daß 1000 geborene Schweden und 120 Offiziere nach der Wahl des Kommandanten in ihre Heimat entlassen werden sollten. Am 26. Dezember hielten die beiden Könige mit dem Fürsten von Dessau ihren Einzug in die eroberte Festung. Dem getroffenen Abkommen gemäß wurde Stralsund mit Rügen und Vorpommern links der Peene an Dänemark zur Besatzung und Verwaltung übergeben.

Mit dem Fall von Stralsund war Schweden seines Hauptbollwerks auf deutschem Boden beraubt, Wismar nur noch ein verlorener Posten. Mochten die anderen Mächte ein Interesse daran haben, Karl XII. bis in seine nordische Heimat zu verfolgen, Preußen konnte sich begnügen, den Krieg aus den deutschen Provinzen der schwedischen Krone entfernt zu haben, und konnte, im Besitz von Stettin und der Odermündungen, die weitere Entwickelung in Ruhe abwarten.

Das Bündnis der Gegner Karls XII. begann sich zu lockern, und das diplomatische Ränkespiel unter den verbündeten Staaten wurde mit größerem Eifer betrieben als der Krieg. Jeder suchte sein eigenes Interesse sicher zu stellen, und es bildeten sich innerhalb des großen Bundes kleinere Separatbündnisse einzelner Staaten untereinander zu dem Zwecke, sich ihr Anteil an den Eroberungen gegenseitig zu verbürgen. So hatte sich Hannover, das seine Ziele in Deutschland mit Hilfe seiner englischen Politik zu erreichen suchte, schon vor der Einnahme von Stralsund den Besitz von Bremen und Verden durch Dänemark zusichern lassen gegen das Versprechen, Dänemark in der Er-

werbung der gottorpschen Lande zu unterstützen. August II. suchte durch die Gunst des österreichischen Hofes die Krone Polens in seinem Hause erblich zu machen. Auch Preußen mußte seine Anstalten treffen, um für den Fall von Separatfriedensschlüssen der übrigen Staaten mit Schweden nicht isoliert dazustehen. In einer persönlichen Zusammenkunft des Königs Friedrich Wilhelm und des Zaren Peter in Havelberg (November 1716) kamen diese beiden Fürsten dahin überein, sich gegen jeden Versuch anderer, sie zur Herausgabe der von ihnen besetzten Teile der schwedischen Provinzen zu nötigen, gegenseitig Beistand zu leisten. Dieser Vertrag war Hannover und Sachsen, welche das Anwachsen der russischen Macht im Osten mit Mißtrauen und Besorgnis erfüllte, ein Dorn im Auge. Sie boten alle Mittel auf, um mit Hilfe des Kaisers das preußisch-russische Bündnis zu sprengen. Namentlich zeigte sich der sächsische Minister von Flemming wenig bedenklich in der Anwendung der Intrigue als eines Mittels zur Erreichung höherer politischer Zwecke.

Der König, gerade, wahr und gewissenhaft in der Erfüllung der übernommenen Verpflichtungen gegen seine Bundesgenossen, aber aufbrausend und zornig, wenn seitens dieser nicht die gleiche Gewissenhaftigkeit beobachtet wurde, und um so mißtrauischer, weil er das Spiel der Intriguen immer zu spät durchschaute und dieselbe Waffe nicht anzuwenden verstand, hatte unter seinen Bundesgenossen einen schweren Stand. Es war die Zeit der kleinen Verschwörungen, die Zeit, in welcher die Minister des katholischen Spanien und des protestantischen Schweden, Alberoni und Görtz, das Komplott zur Zurückführung der Stuarts auf den englischen Thron anspannen und darauf hin ihre weltumfassenden Pläne bauten (1718), in dieser Zeit geschah es, daß ein merkwürdiger Abenteurer vorübergehend das Vertrauen des Königs gewann.

Dieser Mensch, ein protestantischer Ungar, Namens Johann Michael von Klement, hatte sich unter Vorzeigung verschiedener Dokumente Zutritt beim Könige verschafft und enthüllte demselben einen geheimen Anschlag der Gegner Preußens, der auf nichts Geringeres hinauslief, als sich der Person des Königs und des preußischen Staatsschatzes zu bemächtigen und den preußischen Staat an Österreich auszuliefern. Klement bezeichnete den sächsischen Minister von Flemming als Urheber dieses Planes, den der Prinz Eugen billige, und nannte eine Reihe hochgestellter Personen in der unmittelbaren Umgebung des Königs — darunter den General von Grumbkow, den Fürsten von Dessau, Dohna, Creutz u. a. —, welche für die Ausführung gewonnen seien. Seine Angaben lauteten so bestimmt, sie gewannen durch die vorgelegten Briefe von der Handschrift des Prinzen Eugen und anderer eine solche Glaubwürdigkeit,

daß der König keinen Anstand nahm, ihm zu trauen und ihm die behufs weiterer Nachforschungen und Entdeckungen geforderten hohen Summen auszahlen ließ. Am Hofe und in der Hauptstadt herrschte die größte Bestürzung; Personen aus den höchsten Kreisen wurden verhaftet und in Untersuchung gezogen; der König wußte nicht mehr, wem er glauben und trauen sollte. Es blieb jedoch bei den einseitigen Denunziationen; die von Klement weiter in Aussicht gestellten Papiere blieben aus, und die Ermittelungen, welche die preußische Regierung unter der Hand in Wien und Dresden anstellen ließ, führten zu keinen anderen Spuren, als daß Prinz Eugen sich des Klement einige Jahre hindurch als Agenten bedient, daß auch Flemming ihn einmal als Spion in Berlin gebraucht habe, und daß in Wien ein Teil seiner Schulden bezahlt worden sei.

Die Sache war so ernst, daß man ihr auf den Grund gehen mußte. Klement wurde verhaftet und die Untersuchung gegen ihn eingeleitet. Seine Aussagen lauteten jetzt widersprechend; nach einigen Verhören gestand er, daß er die Handschrift des Prinzen Eugen in einigen von ihm vorgezeigten Briefen gefälscht, daß er andere Briefe durch Bestechung von Sekretären sich verschafft habe, daß der ganze Plan, den er dem sächsischen und österreichischen Kabinett untergeschoben, auf einer Fiktion beruhe, die er mit einigen von ihm namhaft gemachten, dunkeln Persönlichkeiten ausgesonnen habe. Der Betrüger hatte seine Rolle so vortrefflich gespielt, das ganze Spiel, zu dem er sich hergegeben, beruhte auf einem so künstlichen Gewebe von Wahrem und Falschem, von wirklichen und erfundenen Dingen, daß es fast unmöglich war, die Hauptfäden herauszuerkennen, und daß seine jetzigen Geständnisse nicht wahrscheinlicher klangen als seine früheren Denunziationen. Möglich, daß er nur das Werkzeug eines anderen war, daß der eigentliche Urheber sich in das Dunkel zurückzog; lag es doch im Interesse solcher Männer, wie Alberoni, Görtz u. a., Zwiespalt und Verwirrung an den europäischen Höfen hervorzurufen, um desto sicherer ihre eigenen Pläne verfolgen zu können.

Klement wurde ebenso wie sein Genosse Lehmann zum Tode verurteilt und hingerichtet. Ein dritter, Bube mit Namen, kam der Vollstreckung des Urteils durch Selbstmord zuvor.

Jedenfalls war es Klement gelungen, zwischen dem Berliner Hofe einerseits, dem Dresdner und Wiener Hofe andererseits eine noch lange nachwirkende Spannung zu erregen, die auch durch die begütigenden Schreiben Friedrich Wilhelms an den Kaiser und den Prinzen Eugen nicht gehoben wurde. Gegen den preußischen Gesandten in Wien ließ sich der Prinz Eugen wiederholentlich aus, er sei der Chef der kaiserlichen Armee, nicht von Banditen.

Wenn auch kein Attentat gegen den preußischen Staat, so doch ein Plan zur Niederhaltung Preußens war in Wien verabredet worden. Durch die Wiener Allianz (5. Januar 1719) zwischen Österreich, Hannover und Sachsen sollte Preußen gezwungen werden, das Bündnis mit Rußland fallen zu lassen und in Bezug auf Schweden der hannöverschen, in Bezug auf Polen der sächsischen Politik zu folgen.

Fast gleichzeitig mit der Nachricht von dem Abschluß der Wiener Allianz traf in Berlin noch eine andere Kunde von hoher Wichtigkeit ein: König Karl XII. war am 11. Dezember 1718 in den Laufgräben vor Friedrichshall erschossen worden. Der Mann, der dem Frieden am meisten entgegen gewesen, war beseitigt. Wer ihm auch auf dem Throne folgen mochte, ob der Sohn seiner älteren Schwester, Karl Friedrich von Holstein-Gottorp, oder seine jüngere Schwester Ulrike Eleonore, die Gemahlin des Prinzen Friedrich von Hessen-Kassel, mußte sein nächstes Streben darauf richten, dem erschöpften Lande den Frieden wiederzugeben.

Zur Vermittelung des Friedens zwischen Schweden und seinen nordischen Gegnern erbot sich als neutrale Macht England. Die englischen Minister König Georgs I. hatten zur Zeit das Übergewicht über die hannöverschen erlangt und suchten insbesondere dahin zu wirken, daß Rußland isoliert und dem gewaltigen Anwachsen dieser Macht Einhalt gethan würde. Ein vorläufiges Übereinkommen zwischen England und Schweden, wonach dieses sich dazu verstand, Bremen und Verden gegen eine Geldentschädigung von einer Million an Hannover abzutreten, sollte die Grundlage zur Erneuerung der englisch-schwedischen Allianz bilden. Nun wandte sich England an Preußen und verlangte von ihm eine Entscheidung, ob es die englische Vermittelung annehmen oder sich Rußland ganz in die Arme werfen wolle. Im ersteren Falle versprach es, ihm den Besitz von Stettin zu verschaffen; es forderte jedoch, daß der preußische Friedensschluß unabhängig von dem russischen erfolgen solle.

Friedrich Wilhelm schwankte; er hatte sich durch den Vertrag von Havelberg Rußland gegenüber verpflichtet und konnte sich in seinem Gewissen dadurch nicht erleichtert fühlen, daß auch Rußland in Aaland bereits einseitig in Friedensverhandlungen mit Schweden getreten war. Er fühlte sich mehr zu der gewaltsamen Weise des Zaren als zu dem Doppelspiel der englisch-hannöverschen Politik hingezogen; seine Minister rieten dagegen zur Annahme der englischen Vermittelung, die ihm alles gewährte, was er zum Vorteil seines Hauses und Landes anstrebte. Die Aufregung warf den König auf das

Krankenlager; er überließ den Ministern die Verantwortung. Nachdem diese den Vertrag mit England unterzeichnet hatten (4. August), schrieb der König auf eine Eingabe des Ministers von Creutz als Marginal: „Wo ich in Englands und Kaisers Joch komme durch diesen Traktat, so wird es meinen Ministern die Köpfe kosten; dieses habe prognostizieren wollen."

So schwer es dem Könige auch ankam, diesem Vertrage seine Bestätigung zu geben, so war damit doch der einzig richtige Weg für Preußen beschritten; denn da auch die anderen Staaten, Dänemark und Polen, bereits in Verhandlungen mit Schweden waren, so würde Preußen, allein auf Rußland angewiesen, bald eine schwere Stellung an seiner Seite gehabt und die Schutzherrschaft Rußlands noch drückender empfunden haben als die jetzt durch die Neigung zu England hervorgerufene Verstimmung des Zaren. Auf Grund jenes Vertrages kam durch Vermittelung Englands am 1. Februar 1720 der Friede zu Stockholm zwischen Preußen und Schweden zum Abschluß. Preußen erhielt Stettin mit den Odermündungen und den Inseln Usedom und Wollin sowie Pommern bis zur Peene und zahlte dafür die Summe von zwei Millionen Thalern an die Krone Schweden.

Am 29. Mai 1720 erließ König Friedrich Wilhelm aus Berlin das Besitzergreifungspatent „wegen der von der Cron und Reich Schweden an Seine Königliche Majestät von Preußen cedierten Vor-Pommerschen Lande." Am 10. August 1721 empfing er die Erbhuldigung seines zurückgewonnenen altväterlichen Erblandes in dessen Hauptstadt Stettin.

Auch Dänemark und Polen eilten zum Friedensschlusse. Jenes erlangte den Besitz der dem Herzog von Holstein-Gottorp entrissenen Provinz Schleswig, welche trotz des alten Grundrechts der beiden Herzogtümer Schleswig und Holstein, „up ewig tosamende" zu bleiben, mit Dänemark vereinigt wurde. August II. wurde als König von Polen anerkannt. Stralsund und Rügen wurden an Schweden zurückgegeben.

Der Zar Peter blieb noch auf dem Kriegsschauplatz, da Schweden, ermuntert durch die Zusprache Englands und durch das Erscheinen einer englischen Flotte in der Ostsee, sich nicht entschließen konnte, die hochgespannten Forderungen Rußlands zu gewähren. Als aber der Zar zu wiederholten Malen mit Raub- und Brandzügen die schwedischen Küstenlandschaften heimsuchte, als die gehoffte Unterstützung Englands ausblieb, sah sich Schweden genötigt, im Frieden zu Nystadt (10. November 1721) die harten Bedingungen des Zaren anzunehmen und die reichen Ostseeprovinzen Ingermanland, Esthland mit Reval, ganz Livland und einen Teil von Karelien an Rußland abzutreten.

So war denn auch dieser Krieg, der seit dem Anfange des Jahrhunderts den Norden und Osten Europas in Spannung erhalten hatte, beendigt. Die Machtstellung, welche Schweden seit dem Dreißigjährigen Kriege hier eingenommen, war gebrochen. Es war die Frage, welchen Gebrauch die Staaten, die sich auf Schwedens Kosten bereichert und an seiner Statt erhoben hatten, von den errungenen Vorteilen in ihren neu geschaffenen Positionen machen würden.

Die Vorteile, welche Preußen gewonnen hatte, waren von außerordentlichem Belange. Seine Stellung an der Ostsee war befestigt und erweitert worden. Im Besitze der Odermündungen und eines vorzüglich gelegenen Hafenplatzes, war es in stand gesetzt, seinem Handel einen kräftigen Aufschwung zu geben. Alsbald begann Friedrich Wilhelm das Land neu zu bebauen und zu kolonisieren. Die fast in Trümmern liegende Hauptstadt erstand aus dem Schutte, ganze Häuserreihen wurden neu angelegt. Wo der König die Kosten nicht allein trug, gab er doch bedeutende Hilfen zu den Baugeldern. Daß es noch eine schwedische Partei in Stettin gab, beweist die Inschrift eines Bechers, den der König den Stettiner Bürgern schenkte: „Vivant alle guten Preußen, die es nicht sind, hohl' der Teufel!" Aber auch dies sollte bald anders werden. Des Königs Fürsorge beschränkte sich nicht auf die Hauptstadt, sondern sie erstreckte sich über das ganze Land. Ein weiter Landstrich, der früher mit schlecht bestandenen Sümpfen und Morästen bedeckt war, wurde entwässert und mit Ansiedlern aus dem Auslande bevölkert (Königs-Holland). Eine Reihe von neu entstandenen Dörfern — Aschersleben, Blumenthal, Eichhof, Ferdinandshof, Friedrichshagen, Heinrichswalde, Schlabrendorf, Sprengersfelde, Wilhelmsberg — zeigten von der zunehmenden Landeskultur. So geschah es, daß die altgermanische Bevölkerung dieses Landesteils mit ihrer kernigen Kraft und Zähigkeit sich immer mehr in das preußische Wesen hineinlebte und in Freud' und Leid mit gleicher Treue an Preußens Schicksalen teilnahm.

Herrenhausen und Wusterhausen.

Mit den Friedensschlüssen zu Utrecht, Rastatt und Baden, zu Stockholm und Nystadt waren die Verhältnisse der europäischen Staaten zu einander völlig verschoben worden. Die Gründung einer zweiten bourbonischen Dynastie im südwestlichen Europa, der Zuwachs, den Österreich aus dem spanischen Erbe erhalten, das Herabsinken Schwedens von seiner gewaltigen Machtstellung im Norden und das Emporkommen Rußlands in der Reihe der europäischen Großmächte — dies waren die Momente, mit welchen die Politik der nächsten Jahrzehnte zu rechnen hatte. Der alte Gegensatz zwischen der bourbonisch-französischen und der habsburgisch-österreichischen Macht war zwar noch nicht gehoben, er hatte jedoch durch diese Neugestaltung seine frühere Bedeutung verloren, und der Gedanke der Erhaltung des Gleichgewichts unter den vier Hauptmächten Europas — Frankreich, England, Österreich und Rußland — wurde der leitende für das neue System. In diesem System kam die Bedeutung der kleineren Staaten insofern zu ihrem Ausdruck, als sie durch ihren Anschluß an die eine oder andere der vier Hauptmächte das Gewicht derselben verstärkten.

Das Haus Österreich hatte sich in dem Spanischen Erbfolgekriege und in dem bald nach diesem geführten und siegreich beendigten Türkenkriege (Friede zu Passarowitz 1718) zu neuer Macht emporgerichtet. Dieselbe reichte in den Donaulanden bis nach Belgrad hinab; sie erstreckte sich in Italien über Mailand, Sardinien und Neapel, im Westen Deutschlands über die früher spanischen Niederlande; aber deutscher war die Politik des Hauses Habsburg durch diesen Länderzuwachs nicht geworden. Der Kaiser stützte sich mehr auf die Mittel seiner außerdeutschen Staaten als auf die geeinte Kraft des Reiches und verlieh durch die Machtstellung Österreichs dem Reiche den Schein einer Macht, die es in Wirklichkeit nicht mehr darstellte.

Von einer deutschen Reichspolitik konnte um so weniger die Rede sein, da auch viele deutsche Fürsten fremde Kronen trugen und die Politik ihrer fremden

Staaten auf ihre Stellung im und zum Reiche zurückwirkte. Der Kurfürst von Hannover trug die englische, der Kurfürst von Sachsen die polnische Krone, die in seinem Hause erblich zu machen er eifrig bestrebt war. Der Prinz Friedrich von Hessen-Kassel war als Gemahl der jüngeren Schwester Karls XII. (unter Umgehung des Gottorper Herzogs) auf den schwedischen Thron erhoben worden. Andererseits hatten auch auswärtige Staaten durch ihre deutschen Besitzungen auf den Reichstagen Sitz und Stimme, so Dänemark für Oldenburg und Delmenhorst, Schweden für Stralsund und Rügen, den letzten Rest deutschen Bodens, den es aus dem Schiffbruch gerettet hatte.

Wenn es in Deutschland noch einen festen, geschlossenen Kern gab, so war dieser in Preußen zu finden. Von den östlichen Grenzen des ehemaligen deutschen Ordensstaates, den äußersten Vorposten deutscher Kultur im Osten, und von den Küsten der Ostsee, wo dereinst die germanischen Stämme der Vandalen und Sueven mit slavischen Völkerschaften um die Herrschaft gerungen, erstreckte sich Preußen über den ganzen Norden Deutschlands bis nach den neugewonnenen Grenzlanden am Rhein, wo die Gegensätze der protestantischen und katholischen, der niederländischen und spanischen Interessen, der habsburgischen und bourbonischen Dynastieen so oft mit den Waffen aufeinander getroffen waren, — ein vielfach durchbrochenes, geographisch zerrissenes Gebiet, welches aber durch das straffe, geordnete Verwaltungssystem und durch die militärische Rüstung Preußens Einheit und Geschlossenheit erhielt und die Kraft gewann, die übrigen, im nördlichen Deutschland verstreut liegenden kleineren Staaten mehr und mehr an sich zu ziehen. Der preußische Staat war aus den engen Grenzen seines früheren Berufs herausgewachsen; er hatte in den letzten Jahren des Nordischen Krieges eine selbständige Politik geführt und, ohne die Erlaubnis des Kaisers nachzusuchen, einen erheblichen Gewinn davongetragen. Noch war Preußen weit davon entfernt, ebenbürtig neben den vier Hauptmächten auftreten zu können; aber es war auch diesen nicht mehr möglich, bei wichtigen Entscheidungen in deutschen oder europäischen Angelegenheiten über Preußen hinwegzugehen. Preußen war eine europäische Macht geworden und zugleich eine deutsche Macht geblieben. Dies war es, was die Eifersucht Österreichs erregte.

Es lag im Charakter der Zeit, daß die Staaten sich ihren Länderbesitz oder die Erreichung gewisser Ziele für die Zukunft nicht durch ihre eigenen inneren Einrichtungen und Rüstungen, sondern durch gegenseitige Verträge zu sichern suchten. Die Verbindung mit einer solchen Militärmacht, wie sie Preußen unter Friedrich Wilhelm I. vorstellte, mußte den Mächten besonders vorteilhaft erscheinen, man bewarb sich von verschiedenen Seiten um Preußens Bündnis;

Preußen wollte aber nicht mehr als Hilfsmacht einer anderen, sondern als selbständige Macht auftreten. Es ist nötig, einen Blick auf die allgemeine Lage zu werfen, um zu sehen, wie dieselbe auf die Beziehungen Preußens zu den übrigen Staaten zurückwirkte.

Der bourbonische König von Spanien, Philipp V., hatte, wie wir uns erinnern, mit Österreich den Kampf um die italienischen Lande des spanischen Erbes wieder aufgenommen; er überzeugte sich jedoch bald von der Unmöglichkeit, bei dem Widerspruche der verbündeten Mächte seine Absichten durchzuführen. Nicht allein, daß die englische Flotte im Mittelmeer überall den spanischen Unternehmungen entgegentrat sondern es war bereits an der Pyrenäengrenze zu Feindseligkeiten zwischen Frankreich und Spanien gekommen. Philipp V. erbot sich zum Frieden; der Minister Kardinal Alberoni wurde demselben zum Opfer gebracht. Darauf erkannte Spanien die Bestimmungen des Utrechter Friedens an, wofür Österreich dem ältesten Sohne der Königin die Nachfolge in Parma und Piacenza sowie in Toscana zusicherte. Savoyen mußte Sizilien mit Sardinien vertauschen; die Herzöge von Savoyen nahmen den Titel „Könige von Sardinien“ an.

Der Versuch Spaniens, den Kaiser um den Besitz seiner italienischen Lande zu bringen, war gescheitert, Österreichs Stellung in Italien neu befestigt. Aber eine schwere Sorge trübte dem Kaiser die Freude an dem neuen Erfolge. Karl VI. war der einzige lebende Sproß des habsburgischen Mannsstammes. Es war Gefahr vorhanden, daß das große Staatengebiet, welches im Laufe von vier und einem halben Jahrhundert unter habsburgischem Scepter vereinigt worden war, nach seinem Tode auseinanderfallen, daß über seine Staaten dasselbe Schicksal hereinbrechen würde, welches kurz vorher das spanische Erbe betroffen hatte. Karl VI. sah es als die Hauptaufgabe seines Lebens an, einem solchen Ausgange vorzubeugen, und ließ bereits im April 1713 in einer feierlichen Versammlung seines Geheimen Rats ein Hausgesetz (die sogenannte „Pragmatische Sanktion“) verkündigen, welches bestimmte, daß die österreichischen Kron- und Erblande nach seinem Tode ungeteilt zusammenbleiben und für den Fall, daß er keinen männlichen Nachkommen hinterließe, auf seine Töchter, falls es auch an diesen fehlte, auf die hinterlassenen Töchter seines Bruders Joseph I. vererben sollten. Dieses Hausgesetz erhielt eine um so größere Wichtigkeit, als Karl VI. nach dem frühen Tode eines Sohnes in der That nur noch Töchter hatte, deren älteste, Maria Theresia (geb. 13. Mai 1717), danach als die berufene Erbin der gesamten österreichischen Staaten erschien. Die neue Erbfolgeordnung war bei den Ständen

der Kron- und Erblande nirgends auf Widerstand gestoßen; es war jedoch vorherzusehen, daß die Verhandlungen darüber mit den fremden Mächten nicht ganz glatt verlaufen und daß diese ihre Zustimmung an die Erfüllung von Gegenforderungen knüpfen würden. Schon waren einige Differenzpunkte zwischen Österreich und den Seemächten aufgetaucht. Dahin gehörte die Gründung einer österreichischen Handelskompanie in Ostende, durch welche Karl VI. seinen niederländischen Provinzen freien Handelsverkehr nach den ostindischen Gewässern zu eröffnen dachte, — eine Einrichtung, gegen welche die Engländer und Holländer, weil sie ihren eigenen Handel schädigte, lebhaft protestierten.

Das meiste Entgegenkommen für die pragmatische Sanktion fand der Kaiser von einer Seite, wo er es am wenigsten erwartet hätte. Spanien, das ihm soeben noch mit den Waffen gegenüber gestanden, suchte die Freundschaft Österreichs zu gewinnen. War es vorher durch England und Frankreich verhindert worden, seine Pläne gegen Österreich durchzuführen, so dachte Philipp V. jetzt, gestützt auf Österreich, eine desto entschiedenere Stellung gegenüber England und Frankreich einnehmen und die im Utrechter Frieden an England abgetretenen Besitzungen, Gibraltar und Minorca, wieder an Spanien bringen zu können. Eine Beleidigung, welche der Hof zu Madrid soeben vom Pariser hatte hinnehmen müssen, mochte zu dieser plötzlichen Wendung der spanischen Politik beigetragen haben. Auf die Veranlassung des Herzogs von Bourbon, der nach dem Tode des Herzogs von Orleans (1723) die Regentschaft in Frankreich übernommen hatte, war nämlich die Infantin, welche dem jungen Könige Ludwig XV. zur Gemahlin bestimmt war und in Frankreich ihre Erziehung erhielt, über die Pyrenäen zurückgesandt worden, weil man in Frankreich einer Vermählung des jungen Königs Ludwig XV. mit der Tochter des vertriebenen Königs von Polen Stanislaus Leßczinski den Vorzug gab.

Der spanische Bevollmächtigte Ripperda fand in Wien die günstigste Aufnahme. Er versprach für Spanien die Gewährleistung der pragmatischen Sanktion und die Anerkennung der Handelskompanie von Ostende und erhielt dagegen vom Kaiser die Zusage, England zur Herausgabe von Gibraltar und Minorca zu bestimmen. Diese vorläufige Annäherung führte bald zu einem engen Bündnis der beiden katholischen Mächte. Dasselbe sollte besiegelt werden durch eine Vermählung des Infanten Don Carlos, dem die Nachfolge in Parma, Piacenza und Toscana verbürgt war, mit der habsburgischen Erbtochter Maria Theresia, wobei man in Don Carlos bereits den zukünftigen deutschen Kaiser sah. Es war also das Wiederaufleben des Gedankens der österreichisch-spanischen Universalmonarchie in anderer Form.

Durch das spanisch-österreichische Bündnis (April 1725) war kein Staat unmittelbarer bedroht als England. Die von Spanien zurückgeforderten Plätze im Mittelmeer waren Hauptstationen für den englischen Handel nach der Levante, die mit neuen Vorrechten ausgestattete Handelskompanie von Ostende that bereits seinem Handel nach Ostindien Eintrag. Man mutmaßte, daß das Bündnis auch gegen die protestantische Erbfolge in England gerichtet sei und vielleicht neue Unternehmungen der Stuarts in England oder Schottland begünstigen werde. England, welches in dem System des Gleichgewichts der europäischen Mächte den besten Schutz für seine Handelsinteressen erblickte, suchte daher dem spanisch-österreichischen Bündnis eine andere Koalition gegenüberzustellen. Der Zustimmung Frankreichs war es bereits gewiß; für die Deckung der hannöverschen Lande gegen Österreich wäre der Beitritt Preußens ihm dringend erwünscht gewesen.

Auch für Österreich waren durch ein Zusammengehen mit Preußen manche Vorteile zu erreichen. Noch war die pragmatische Sanktion von keiner anderen Macht anerkannt als von Spanien; die Gewährleistung derselben durch Preußen wäre für Österreich von um so größerem Vorteil gewesen, weil sie diejenige durch das Reich eingeleitet haben würde. Trotzdem geschah österreichischerseits nichts, um sich in Preußen eine günstige Stimmung zu schaffen. Der Kaiser behandelte den König von Preußen nicht als den ersten deutschen Reichsfürsten, dessen Rat er vor allem schätzte, sondern als einen heimlichen Gegner und nahm in allen Streitigkeiten und Prozessen von vornherein Partei gegen Preußen. Der König beklagte sich bitter über diese Behandlungsweise des Kaisers. Die Spannung zwischen dem Berliner und Wiener Hofe ging (im Herbst 1721) so weit, daß die beiderseitigen Gesandten abberufen wurden. „Es ist unsere Meinung," schrieb der König damals (4. November), „ohne alle fernere zu Wien machende bassesse die Sache gehen zu lassen, wie sie geht, und derselben so lange zuzusehen, bis man in Wien auf andere Gedanken kommen und endlich einmal begreifen wird, daß man mit uns als mit einem gekrönten Haupt und Kurfürsten des Reichs auf eine solche niedrige Art nicht hätte umgehen sollen." Später fand zwar ein Einlenken des Wiener Hofes statt, und der diplomatische Verkehr wurde wiederhergestellt; aber das alte System der Niederhaltung Preußens wurde deshalb nicht aufgegeben. Noch im Januar 1725 schrieb der König: „Man hat in Wien einmal die Maxime, daß man uns auf alle Weise klein machen müsse und daß, wenn wir schon einmal in einer Sache Recht hätten, die Raison d'Estat des Kaisers nicht zuließe, uns damit aufkommen zu lassen."

In den beiden Kreisen der spanisch-österreichischen und der englisch-französischen Allianz, welche jede für sich um Bundesgenossen warben, bewegte sich

die damalige europäische Politik; von beiden wurde Preußen berührt. Es ist schon gesagt worden, daß Friedrich Wilhelm kein Freund der diplomatischen Federfuchsereien war. Sein Weg war geradeaus und mitten hindurch; auf die Seiten- und Schleichwege verstand er sich nicht. Was ihn nicht unmittelbar anging, zog er auch nicht in den Kreis seiner Betrachtungen. Die Handelsinteressen der Seemächte, das A und O ihrer Politik, lagen ihm ebenso fern, wie etwa die Kämpfe des Zaren am Kaspischen Meer wider Persien. Das Interesse der Evangelischen im Reiche, die Frage der Nachfolge auf dem deutschen Kaiserthrone waren dagegen Dinge, die er als deutscher Reichsfürst sich auf das lebhafteste zu Herzen nahm. Es ist keine erhebende Rolle, die wir den biederen deutschen Herrn bei den diplomatischen Anstrengungen der Mächte, ihn zu sich hinüberzuziehen, spielen sehen; jetzt nachgiebig, nahe daran, einen Vertrag abzuschließen und alle Bedingungen desselben zu erfüllen, dann wieder plötzlich mißtrauisch, ob man ihn nicht zum besten habe, ihn nicht kujonieren wolle, und nach der entgegengesetzten Seite zugreifend.

Die ersten Anstrengungen, um den König zu gewinnen, wurden von englischer Seite gemacht. Die Verhältnisse zwischen dem Berliner und dem hannöverschen Hofe hatten sich seit dem Stockholmer Frieden freundlicher gestaltet als früher. So oft Georg I. von England nach Hannover herüberkam, veranstaltete er, wenn es irgend möglich war, eine Zusammenkunft mit seiner Tochter und seinem Schwiegersohn, sei es in Berlin, sei es in Hannover oder in jenem Jagdbezirke der Altmark, wo in den großen Eichen- und Buchenwaldungen der Göhrde dereinst die Sitze der Sachsen und Wenden zusammengrenzten.

Im Sommer 1725 begab sich Georg I. wieder nach Hannover; in seiner Begleitung befand sich der englische Minister Lord Townshend. Auf eine Einladung seines Schwiegervaters kam auch Friedrich Wilhelm dorthin; sein Minister von Ilgen folgte ihm. Es war nicht Friedrich Wilhelms Art, bei solchen Zusammenkünften Politik zu treiben. Er war zu offen mit seinen Ansichten herauspolternd und ging in der augenblicklichen Aufwallung oft weiter, als politisch klug war. Des Königs gereizte Stimmung gegen Österreich kam indessen dem Wunsche Georgs I., Preußen in ein Bündnis mit England zu verflechten, zu statten. Bei den Wanderungen der beiden Fürsten in den Hofgärten zu Herrenhausen, welche damals in dem Rufe standen, die schönsten der Welt zu sein, mag so manches harte Wort gegen den Kaiser gefallen sein. Das Vorgehen der katholischen Partei im Reiche, die Verfolgungen der Reformierten in der Pfalz durch den Pfalzgrafen Karl Philipp, die Hinrichtungen, welche König August II. auf Antrieb der Jesuiten an den angesehensten deutschen

Bürgern in Thorn wegen Störung einer Prozession vollstrecken ließ, waren Dinge, welche das Interesse der beiden norddeutschen protestantischen Reichsfürsten in gleichem Grade erregten; das soeben abgeschlossene spanisch-österreichische Bündnis schien eine Gefahr für den evangelischen Glauben sowie für das Reich in sich zu schließen und dem Reiche einen spanisch-bourbonischen Kaiser aufdringen zu sollen. Außer der Abwehr dieser gemeinschaftlichen Gefahr hatte aber auch jeder der beiden Fürsten noch seine besonderen Ziele vor Augen, für deren Erreichung er die Unterstützung des anderen zu erlangen wünschte. Wenn König Georg forderte, daß Preußen ihm alle seine „Besitzungen und Rechte in und außer Europa, sowie besonders die, welche den Handel betreffen," gewährleisten solle, so verlangte Friedrich Wilhelm von ihm eine Garantie seiner Rechte auf Jülich und Berg; denn auch diese Frage trat — wie wir sogleich des näheren hören werden — bei dem voraussichtlich nahe bevorstehenden Aussterben des Hauses Pfalz-Neuburg wieder in den Vordergrund der preußischen Politik.

Was die Einigung der beiden Könige noch mehr zu fördern schien als die politischen Interessen, waren die Heiratspläne der Königin Sophie Dorothea. Die Königin, die noch immer mit ganzem Herzen an dem alten Welfenhause hing und auf eine glänzende Zukunft für dasselbe hoffte, wünschte lebhaft, auch das Schicksal ihrer Kinder für die Dauer mit diesem Hause zu verknüpfen. Der Königin Bruder, der Prinz von Wales (späterer König Georg II.), hatte einen Sohn und heranblühende Töchter. Es war der Königin Lieblingsplan, ihren Neffen, den Sohn des Prinzen von Wales, mit ihrer Tochter Wilhelmine, ihren Sohn, den Kronprinzen Friedrich, mit einer ihrer Nichten, der Töchter des Prinzen von Wales, zu verloben. König Georg ließ den Heiratsideen Sophie Dorotheas freies Spiel, nichts schien ihrer Verwirklichung entgegenzustehen als die Jugend der für einander Bestimmten. Unter so hoffnungsvollen Aussichten kam der Vertrag von Herrenhausen zum Abschluß (3. September 1725), dem auch Frankreich beitrat. Die Königin vermißte darin eine bestimmte schriftliche Zusage ihres Vaters bezüglich der von ihr geplanten Heiraten; aber sie tröstete sich, auch ohne diese seiner Einwilligung sicher zu sein.

Der einzige politische Vorteil, welchen dieser Vertrag Preußen zu bringen schien, war das Versprechen Englands und Frankreichs, dahin zu wirken, daß bei dem Abgange des Hauses Neuburg die Länder Jülich und Berg weder unter Sequester gestellt, noch daß ein förmlicher Prozeß über ihren Besitz geführt, sondern daß die Sache schnell und einfach durch einen unparteiischen Schiedsspruch geordnet werden sollte. Bekanntlich hatte der Große Kurfürst,

als er den Kleve-Jülichschen Erbfolgestreit durch einen Teilungsvertrag mit dem Pfalzgrafen Philipp Wilhelm von Neuburg (1666) zum Abschluß brachte und sich mit dem Besitz von Kleve, Mark und Ravensberg begnügte, sich für den Fall des Aussterbens des Neuburger Mannsstammes den Anfall von Jülich und Berg an sein Haus vorbehalten. Von den acht Söhnen Philipp Wilhelms war jetzt — außer den beiden ehelosen geistlichen Herren, dem Kurfürsten von Trier und dem Bischof von Augsburg — nur noch einer, der Pfalzgraf Karl Philipp, am Leben. Dieser hatte nur zwei Töchter, von denen er eine dem Pfalzgrafen von Sulzbach vermählt hatte, in der Hoffnung, dadurch die Nachfolge in Jülich und Berg von dem protestantischen Preußen auf diese Pfälzer Nebenlinie abzulenken. Gegenüber den vorherzusehenden Verwickelungen zwischen Preußen und Pfalz-Sulzbach sowie der Einmischung des Kaisers und anderer Prätendenten bot jener Artikel des Herrenhauser Vertrages eine willkommene Handhabe für Preußen.

Der Vertrag von Herrenhausen war zwar eigentlich defensiver Natur, nur zum gegenseitigen Schutze von Besitzungen und Rechten geschlossen; dennoch konnte kein Zweifel darüber obwalten, daß die Spitze desselben gegen Österreich gerichtet war. Friedrich Wilhelm hatte sich mit diesem Vertrage entschieden zu den Gegnern Österreichs geschlagen; er hatte sein Recht auf Berg und Jülich nicht unter des Kaisers, sondern unter Englands und Frankreichs Schutz gestellt und durch Übernahme des Schutzes der englischen Handelsrechte eine Pflicht auf sich genommen, die ihn leicht in Konflikt mit Österreich bringen konnte. Der Vertrag erregte überall in der Welt das größte Aufsehen. In der Wiener Hofburg sprach man in Ausdrücken der tiefsten Entrüstung über Preußen und Hannover. „Zwei Kurfürsten" — hieß es in einem kaiserlichen Schreiben nach Regensburg — „haben sich auf eine im Reiche nie erhörte Weise wider uns empört" u. s. w. Man sprach von Landfriedensbruch und Reichsacht, und schon gab es unter den kleinen Fürsten einige, welche sich zum Lohn für ihre Anhänglichkeit an das Haus Österreich bei Vollstreckung der Acht Hoffnung auf preußische Gebietsteile machten.

Auch Friedrich Wilhelm hatte nicht Ursache, mit dem Herrenhauser Vertrage Staat zu machen. Er war von seinem alten Grundsatze, sich so lange freie Hand zu halten, bis es zum Klappen komme, ohne Not abgewichen und hatte sich dadurch des Rechts, im entscheidenden Augenblick als Schiedsrichter einzutreten, begeben. Der eigentliche Zweck des Vertrages, die Einleitung zu einem großen Bunde zu bilden, wurde nie erreicht. Schon bei der Einladung an Holland zum Beitritt erhoben sich Differenzen. Den Artikel wegen Jülich und Berg hatte man Holland nicht einmal vorzulegen gewagt; aber auch an

der Garantie von Mörs und Lingen nahm Holland Anstand. Dagegen verband man mit dem Artikel, welcher die „Gewährleistung aller Rechte, besonders derjenigen, welche den Handel betrafen," eine Deutung, welche dem Könige beim Abschlusse des Vertrages durchaus ferne gelegen hatte. Nicht das Interesse der Evangelischen, sondern die Frage der ostendeschen Handelskompanie sollte den Kernpunkt des Vertrages bilden. Es schien dem Könige, als ob es bei allem nur darauf abgesehen sei, ihn für die englischen und holländischen Handelsinteressen ins Feuer zu schicken; er aber hatte durchaus keine Neigung, für die Preise der englischen Kolonialwaren oder für die holländischen Tabakspreise seine Armee marschieren zu lassen. „Wie ein Blinder gehe ich nicht hinein," schrieb er bereits wenige Monate nach dem Abschluß (Dezember 1725), „ich muß den pot aux roses wissen und nicht ihr gallopin sein. Sie wollen Krieg mit der Feder führen, damit habe ich nichts zu thun; ich will Frieden haben oder rechten Krieg; soll Krieg sein, so müssen sie andere Vorbereitungen machen, als bis jetzt zu sehen." Auf die Vorhaltung, daß er, auch abgesehen von Ostende, vom Kaiser das Schlimmste zu erwarten habe und auf die Allianz mit England und Frankreich hingewiesen sein würde, erwiderte der König in einer Marginalbemerkung (Dezember 1725): „Wo er anfängt, daß ich ihm keine Ursache gegeben habe, so habe einen Sekundanten, der besser als Frankreich und England ist. Unser Herr Gott der lebet auch noch, der hat Preußen groß gemacht, der wird's nicht fallen lassen; aber die Assistance von meinen Alliierten cela sont des paroles aber weiter nichts, und mit Chimären lasse ich mich nicht amusieren; ich will Realitäten haben."

Am Wiener Hofe war man von dieser Verstimmung des Königs gegen seine Alliierten wohl unterrichtet. Man fühlte, daß man es vorher zu arg getrieben habe, daß es der Kaiser selbst gewesen sei, welcher durch seine geringschätzende Behandlung den König auf die Seite der Gegner Österreichs gedrängt habe. Angesichts der drohenden Kriegsgefahr trat das Bestreben hervor, mit Preußen wieder anzuknüpfen; es konnte für diesen Zweck kein geeigneterer Vermittler gefunden werden, als der kaiserliche General Graf Seckendorf.

Dieser General, dessen militärische Eigenschaften der König bereits bei früheren Veranlassungen, namentlich bei der Belagerung von Stralsund, als er noch in sächsischen Diensten stand, schätzen gelernt hatte, einer der wenigen Protestanten im kaiserlichen Heerdienst, besaß die Kunst, sich einen nicht unbedeutenden Einfluß auf den König zu verschaffen. Er war ein erfahrener Weltmann und „geschickter Negotiateur," ein umsichtiger Offizier und ein trefflicher Gesellschafter im Tabakskolleg. „Er hatte" — wie er selbst sagte —

„dem Könige seine Treue und Devotion von Jugend an gewidmet“ und war überaus beflissen, sich in seiner Gunst zu behaupten. Auch in der Ferne suchte er sich durch kleine und große Aufmerksamkeiten in gutem Andenken beim Könige zu erhalten; er versah die königliche Küche mit fetten Krammetsvögeln aus Dresden, die Armee mit langen Rekruten aus dem Raizenlande. Es gehörte die Geschmeidigkeit eines Seckendorf dazu, um seine Hingebung für den König von Preußen mit dem Eifer für den kaiserlichen Dienst zu vereinigen. Mit der ehrlichsten Miene von der Welt suchte er in die Geheimnisse des preußischen Kabinetts einzudringen, um sie im Interesse des kaiserlichen Hofes zu verwerten, und er gewann das Vertrauen des Königs in so hohem Grade, daß er dessen Absichten oft früher erfuhr als die Minister. Er spielte den Biedermann so vortrefflich, daß er sich selbst dafür hielt; aber er vermutete in jedem ehrlichen Manne einen Ränkespinner, dessen geheimen Plänen er nachspüren müsse. Er hatte am Berliner Hofe eine Partei für sich, die mit ihm zu Österreich hielt, und an deren Spitze der General von Grumbkow stand.

General von Grumbkow.

Im Frühjahr 1726 traf Graf Seckendorf zufolge einer Einladung des Königs zu den Revuen in Berlin ein. Der König sprach in seiner offenen Weise auch über die politische Lage mit ihm und fuhr im Laufe des Gesprächs unwillkürlich heraus: „Herr General, auf Offizierparole, ich bin besser kaiserlich als hannöverisch!“ Er überließ es dem Grafen, von diesem Gespräche dem Prinzen Eugen Bericht zu erstatten. Seckendorf begab sich alsbald nach Wien, er kam nach Berlin zurück und bat den König, die Bedingungen zu bezeichnen,

unter welchen er zu einem festen und beständigen Vertrage mit Österreich bereit sei.

Das Eis war gebrochen, die Bahn für weitere Unterhandlungen frei. Diese bewegten sich für Österreich um die pragmatische Sanktion, für Preußen um Berg und Jülich. Der König hatte hinsichts der ersteren keine Bedenken; wegen Berg und Jülich erhoben sich Schwierigkeiten, weil der Kaiser als Sohn einer Prinzessin von Neuburg selbst Ansprüche auf diese Länder erhob und die katholischen Häuser Pfalz-Neuburg und Pfalz-Sulzbach im stillen begünstigte. Der König erklärte sich bereit, auf Jülich zu Gunsten Sulzbachs zu verzichten, wenn ihm dafür der Anfall von Berg zugesichert würde, und Seckendorf versprach, die Zustimmung des Kaisers einzuholen, um auf dieser Grundlage ein Abkommen zu treffen.

Im Herbst 1726 weilte der König in Wusterhausen; er wünschte, hier, ungestört von den Federfuchsern, seinem Hauptvergnügen, der Jagd, nachzugehen, — bald schon fühlte er sich selbst gleich dem gejagten Wilde. Von Wien kam Seckendorf zurück mit dem Vertragsentwurf in der Tasche; der englische und französische Gesandte baten um eine Audienz nach der anderen, um den Abschluß zu hintertreiben, und die Königin Sophie Dorothea war in der höchsten Aufregung in Berlin zurückgeblieben; sie fühlte, daß mit dem Abschluß des österreichisch-preußischen Bündnisses ihre Heiratspläne scheitern würden. Je mehr die Aussichten für Österreich stiegen, desto dringender wurden die englischen Anerbietungen. Der englische Gesandte versprach, binnen einigen Tagen die schriftliche Genehmigung des Königs zu der geplanten Doppelheirat vorzulegen; er stellte die Ankunft des Prinzen Friedrich zum Besuch am Berliner Hofe und zur Vorstellung bei der ihm zugedachten Braut in nahe Aussicht. Seckendorf, der sogleich herausspioniert hatte, daß wieder etwas im Werke sei, wodurch das Zustandekommen des Vertrages gestört werden könne und der im Geiste den Prinzen schon in Berlin sah, erklärte, daß der Kaiser durchaus damit einverstanden sei, den König in der Nachfolge in Berg anzuerkennen, und legte ein Schriftstück vor, das ganz in dem Sinne aufgesetzt war, wie der König angegeben hatte. Am 12. Oktober erfolgte die Unterzeichnung dieses sogenannten Vertrages von Wusterhausen.

Diese Übereinkunft verdiente den Namen eines Vertrages nicht ganz. Sie sollte erst dann in Kraft treten, wenn es durch Vermittelung des Kaisers gelungen war, die Zustimmung von Kurpfalz und Sulzbach zu dem Anfall von Berg an Preußen zu erlangen. Um dieselbe Zeit, als Seckendorf noch zwischen Berlin und Wien hin und her reiste, je nach den Umständen die Maske wechselnd, fanden in Wien Verhandlungen mit Kurpfalz, Kurtrier, Sulzbach und

einigen anderen katholischen Höfen über ihren Beitritt zum spanisch-österreichischen Bündnis statt. Kurz vor Schluß des Jahres 1727 hatte man in Berlin die beglaubigte Nachricht, daß der Kaiser bei diesen Verhandlungen (16. August 1726) — bereits zwei Monate vor dem Abschluß des Wusterhauser Vertrages — dem Pfalzgrafen von Sulzbach die Nachfolge in Berg und Jülich ohne allen Vorbehalt verbürgt und ihn in derselben gegen jedermann mit aller Kraft zu unterstützen versprochen habe. Was sollte man nun von den Verhandlungen in Wusterhausen denken? Der König schrieb: „Ich kann es fast nicht glauben; es wäre gar zu schwarz, wenn das wahr wäre." Daß unter solchen Umständen die versprochene österreichische Vermittelung bei Pfalz-Neuburg und Pfalz-Sulzbach nur ein Trugspiel war, lag auf der Hand. Für den Fall aber, daß der Vergleich mit den Pfälzer Linien über Jülich und Berg nicht zu stande käme, hatte der König schon vorher ausdrücklich die Allianz mit Österreich für null und nichtig erklärt.

So wenig der Kaiser, wie früher England und Frankreich hatten ihren Zweck, die königliche Kriegsmacht für ihre eigenen Interessen in das Vordertreffen zu schieben, erreicht. Jede von beiden Parteien glaubte ihn zu haben, und keine hatte ihn.

Unterdessen hatten die großen europäischen Angelegenheiten ihren Fortgang genommen. Schon war ein spanisches Heer zum Angriff auf Gibraltar in Bewegung gesetzt worden, schon hatten die englischen und französischen Schiffe Auftrag, die Schiffe der ostendeschen Handelskompanie ohne weiteres wegzunehmen. Es war die Rede davon, daß ein Heer von Hannoveranern, Hessen, Dänen, Schweden unter englisch-französischen Fahnen in Norddeutschland aufgestellt werden sollte, um in Schlesien einzufallen, und Österreich traf Anstalten, um diesem Angriff durch einen Einfall in die hannöverschen Lande zuvorzukommen.

In dieser kritischen Lage machte Österreich neue Anstrengungen, um zur Verständigung mit Preußen zu gelangen. Im Mai 1728 erschien Graf Seckendorf wieder in Berlin, diesmal etwas kühler empfangen als früher. Durch die Gunst, in der er noch immer beim Könige stand, erreichte er indessen, daß dieser dem Minister von Ilgen Befehl erteilte, in neue Verhandlungen mit Seckendorf zu treten. Der Graf brachte das unumwundene Versprechen des Kaisers, dem Könige zum Herzogtum Berg zu verhelfen, falls der König die pragmatische Sanktion gewährleisten wolle; der Kaiser werde die Jülich-Bergsche Angelegenheit in der Weise ordnen, daß er als Sohn der Eleonore, Tochter des verstorbenen Pfalzgrafen Philipp Wilhelm, sich selbst für den bestberechtigten Erben erklären und alsdann seine Rechte zwischen Sulzbach und Preußen

teilen, dem ersteren Jülich, dem letzteren Berg zusprechen würde. Nur Düsseldorf sollte ausgenommen und zu einem kaiserlichen Waffenplatze eingerichtet werden. Auf des Königs Einwendung, daß ein Land ohne Hauptstadt ihm gleich einem Hause ohne Eingang vorkomme, ließ der Kaiser auch diesen Anspruch fallen; aber er stellte zur Anerkennung der pragmatischen Sanktion noch die Forderung, daß der König demjenigen Prinzen, den er der Erzherzogin Maria Theresia zum Gemahl bestimmen werde, seine Stimme bei der Kaiserwahl geben solle. Auch diese Forderung lehnte der König ab und erklärte ausdrücklich in einem Marginal zu einem Schreiben der Minister von Boocke und von Knyphausen — der treue Ilgen war inzwischen gestorben —: „Keinen Spanier, pas de Français, einen Teutschen wollen wir." Die Regelung der übrigen Fragen bot geringere Schwierigkeiten. Beide Staaten verbürgten sich in diesem Berliner Vertrage gegenseitig ihren Besitzstand und verpflichteten sich, falls derselbe von irgend einer Seite angegriffen werden sollte, einander mit Truppenmacht — Preußen mit 10000, Österreich mit 12000 Mann — zu Hilfe zu kommen; im Falle eines Reichskrieges sollte das preußische Reichskontingent in diesen 10000 Mann mit inbegriffen sein. Am 3. Februar 1729 wurden in Berlin die Ratifikationen ausgewechselt, nicht ohne daß der König durch seine Minister noch einmal vor dem Grafen Seckendorf erklärt hatte, daß er bei der Kaiserwahl freie Hand behalte, „wofern der Kaiser seine Tochter an Don Carlos oder einen Prinzen, der nicht ein Deutscher sei, gebe." Noch deutlicher hatte sich der König in einem Marginal vom 29. Januar ausgedrückt: „Ich wiederhole hiermit noch einmal vor Gott und der honnetten Welt, daß ich meine Hände frei habe, wofern ein Spanier oder Franzose in die kaiserliche Succession einflicken will, au contraire ich alle Gegen-Mesuren nehmen werde, und das wäre rechter altdeutscher patriotischer Wille.

Wenn der König mit dem Vertrage von Herrenhausen in einer Art von revolutionärer Wallung in das Lager der Gegner Österreichs gegangen war, so bezeichnen die Verträge von Wusterhausen und Berlin seine Rückkehr zu Österreich. Es war des Königs reichspatriotische Gesinnung, welche ihn zu dieser Entscheidung bewogen hatte. Er war dabei von der Voraussetzung ausgegangen, daß Österreich, wenn nicht durch seine Bundestreue, so doch durch sein eigenes Interesse sich getrieben fühlen würde, den Berliner Vertrag in allen Punkten redlich zu halten. Mochte man immerhin in des Königs Verhalten Wankelmut und Unschlüssigkeit finden, so ist doch nicht zu leugnen, daß gerade diese Mittelstellung Preußens es war, welche den Ausbruch des allgemeinen Krieges verhütete. Der entschiedene Zutritt der preußischen Kriegsmacht zu

der einen oder anderen Partei hätte den Krieg zweifellos gemacht. In allen Stücken zeigte der König, daß er sich mehr auf sein gutes Recht und auf seinen Degen verließ als auf ein Stück Pergament mit Schrift und Siegeln.

Die nächste Folge der Verträge von Wusterhausen und Berlin war eine Spannung zwischen Preußen und England. König Georg I. war gestorben (11. Juni 1727). Mit seinem Nachfolger Georg II., dem Bruder der Königin Sophie Dorothea, hatte Friedrich Wilhelm schon in der Jugend nicht auf freundschaftlichem Fuße gestanden. Bei seiner Thronbesteigung ließ er ihm jedoch den Wunsch aussprechen, ein den verwandtschaftlichen Beziehungen entsprechendes gutes Einvernehmen zu unterhalten; er fügte hinzu, er würde niemals zulassen, daß die deutschen Provinzen des Königs von England belästigt würden, nur möchte auch dieser sich jeden Angriffs auf die kaiserlichen Lande von Hannover aus enthalten und keine fremden Truppen auf deutschen Boden ziehen. Trotzdem kam es schon sehr bald zu Irrungen zwischen beiden Fürsten, die einen ernsten Charakter annahmen. Während man sich alle Mühe gab, den Ausbruch des allgemeinen Krieges zu verhüten, zog hier ganz ungeahnt ein Wölkchen herauf, das eine unmittelbarere Gefahr in sich barg als das drohende große Kriegsgewitter.

Die Gewaltsamkeiten, welche einzelne preußische Werber sich auf hannöverschem Gebiete verstattet hatten, riefen von dieser Seite Gegenmaßregeln hervor. Verstimmt war Georg II. — zum erstenmal als König von England — nach Hannover gekommen (Juni 1729). Er unterließ es, der Gewohnheit seines Vaters gemäß, dem kaiserlichen und dem verwandten preußischen Hofe von seiner Ankunft Kenntnis zu geben, und begann alsbald mit Truppenzusammenziehungen, Heerschauen, Rüstungen, als ob er sogleich in den Krieg zu ziehen beabsichtige. Plötzlich kam durch Zeitungen die Nachricht nach Berlin, daß alle preußischen Soldaten, die sich auf hannöverschem Gebiete blicken ließen, auf des Königs Befehl aufgegriffen und in Haft geführt würden. Während etwa zehn durch Werbung gepreßte Hannoveraner in preußischen Garnisonen exerzierten, saß die doppelte und dreifache Anzahl Preußen in den hannöverschen Arrestzellen. Der König brauste im Zorn auf; in der ersten Aufwallung hatte er nicht übel Lust, sofort ein paar Quartiere im Lüneburgischen aufheben zu lassen; er ließ sogleich 52 Bataillone in Kriegsbereitschaft setzen. Es war nicht abzusehen, welchen Gang die Dinge nehmen würden, wenn sie einmal ins Rollen kamen. Österreich, dem dieser Zwischenfall sehr gelegen kam, ließ dem Könige seinen Beistand zusagen; England und Frankreich hielten zu Hannover. Friedrich Wilhelm, wie sehr erregt er auch über das Verfahren seines Schwagers

sein mochte, konnte bei ruhiger Überlegung als gewissenhafter Regent sich der Ansicht nicht verschließen, daß er in einem Kriege aus solchem Anlaß, einem „Fähnrichsduell zwischen zwei Reichsfürsten," nicht die seiner würdige Rolle spielen werde, und war zufrieden, wenn es noch einen anderen ehrenhaften Weg gab, diese Händel auszugleichen. Nach längeren diplomatischen Unterhandlungen fand die Beilegung durch ein von beiden Teilen gewähltes Schiedsgericht statt.

War damit der vereinzelt glimmende Kriegsfunke erstickt, so war die allgemeine Gefahr noch nicht beseitigt. Bald nachdem Österreich an Preußen einen neuen Bundesgenossen gewonnen, verlor es den einzigen, den es bisher gehabt hatte. Die Aussicht, daß die Erzherzogin Maria Theresia dem Infanten Don Carlos vermählt werden solle, war für die ehrgeizige Königin Elisabeth von Spanien wohl die Haupttriebfeder zu dem spanisch-österreichischen Bündnis gewesen. Allmählich hatte sie die Überzeugung gewonnen, daß Österreich dieses Eheversprechen nicht halten würde. Spanien verließ das österreichische Bündnis und trat in Verhandlungen mit England, die ihren Abschluß durch den Vertrag zu Sevilla fanden (20. November 1729). England erklärte sich damit einverstanden, daß die italienischen Lande Parma, Piacenza und Toscana an Don Carlos fallen und daß die festen Plätze in diesen Fürstentümern schon jetzt von spanischen Truppen besetzt würden.

Jetzt wurde von den Gegnern Österreichs der Plan gefaßt, ein Heer von Engländern, Hannoveranern und Hessen am Main und Neckar zusammenzuziehen; die Franzosen sollten am Oberrhein einbrechen, sich mit jenem vereinigen und den Kaiser in seinen Erblanden, in Böhmen und Österreich, angreifen. Von den rheinischen Kurfürsten erwartete Frankreich keinen Widerstand. Spanien wurde aufgefordert, seine Truppen, wie der Vertrag von Sevilla ihm zugestand, nach Italien zu schicken und die festen Plätze besetzen zu lassen (Frühjahr 1730).

Die Ausführung dieses Projektes hatte für England-Hannover doch etwas Bedenkliches, solange die geschlossene Macht Preußens auf Österreichs Seite stand. Die englische Politik setzte deshalb nochmals alle Hebel an, um Preußen von dem Bündnis mit Österreich abzuziehen und dadurch dieses vollständig zu isolieren. Diesmal wurde von England der Gedanke einer Familienverbindung zwischen den Häusern Hannover und Brandenburg aufgenommen, um eine politische Annäherung an Preußen anzubahnen.

In den nun folgenden Vorgängen spielt auch der junge Kronprinz von Preußen eine so bedeutsame Rolle, daß wir unser nächstes Interesse der Jugendgeschichte desselben zuwenden müssen.

König und Kronprinz.

Auf dem jungen Kronprinzen Friedrich, der am 24. Januar 1712 im Schlosse zu Berlin geboren ward, ruhte die Hoffnung König Friedrich Wilhelms I., daß die Einrichtungen, die er dem Staate gegeben, auch in Zukunft Bestand und Dauer haben würden. Mit Sorgfalt hatte Friedrich Wilhelm die Personen ausgewählt, welche die Erziehung des munteren, lebhaften Knaben leiten sollten. Es waren dies während der ersten Jahre die betagte Frau von Rocoulle, der schon die Erziehung Friedrich Wilhelms anvertraut gewesen war, und die Oberhofmeisterin Frau von Kameke. Als der Prinz in sein siebentes Lebensjahr eintrat, ward ihm der General von Finckenstein zum Oberhofmeister, der Oberst von Kalkstein zum Hofmeister gesetzt, beide als zuverlässige und treffliche Offiziere bekannt. Von großem Einfluß auf die geistige Entwickelung des Knaben war sein täglicher Lehrer Duhan de Jandun, ein eingewanderter französischer Edelmann, den der König in den Laufgräben vor Stralsund als Begleiter eines jungen Grafen kennen gelernt hatte. Die Instruktion, welche der Erziehung Friedrich Wilhelms zu Grunde gelegen hatte, sollte nach einigen Abänderungen auch für diejenige seines Sohnes maßgebend sein. Er wollte, daß sein Sohn ein Mann nach seinem Sinne werden sollte, ein braver Kriegsmann, ein guter Wirt und ein frommer evangelischer Christ. In der That ließ es sich anfangs so an, als ob der Sohn ganz nach des Vaters Art schlagen würde. Wie mag des Königs Herz gelacht haben, als Friedrich ihm einst unter dem Siegel der Verschwiegenheit anvertraute, seine Mutter wisse ein paar schöne große Rekruten, sie dürfe aber nicht erfahren, daß er (Friedrich) dies dem Könige angezeigt habe, oder als ihm gemeldet wurde, daß der achtjährige Knabe das erste Rebhuhn im Fluge geschossen habe. Wie freudig mag er vom Fenster des Schlosses aus zugesehen haben, wie der Kronprinz, das dreieckige Hütchen auf dem Kopfe, im knappen blauen Röckchen, hoch zu Roß seine

Kompanie Kadetten exerzierte. Aber es kam anders, als der Vater dachte. Es liegt nicht in dem Gesetz der Welt, daß ein Geschlecht genau dem anderen gleiche. Mit den Erfahrungen des vorangegangenen Geschlechts, aber mit anderen Mitteln und Kräften geht jede neue Generation an die Lösung der Aufgaben, die von jenem wegen der Unzulänglichkeit seiner Kräfte ungelöst geblieben oder die ihm aus dem Wirken und Schaffen der Vorgänger von neuem erwachsen sind.

Auch in dem Knaben Friedrich kamen, je mehr er heranwuchs, desto mehr seine besonderen Anlagen zur Erscheinung und Geltung. Der Kronprinz sowohl, wie seine vier Jahre ältere Schwester Wilhelmine, waren — wie Droysen sagt — „von lebhafter Empfindung, von hellem Geiste und von jener kecken Schlagfertigkeit des Auffassens und Urteilens, die nur des sittlichen Ernstes und der inneren Arbeit bedarf, um auch gerecht gegen andere und wahr gegen sich selbst zu werden; — der Kronprinz noch in der vollen Gärung seines inneren Wesens, allen Eindrücken empfänglich. Gemeinsam trieben sie Musik, die sie leidenschaftlich liebten, und nicht minder verband sie die Freude an der schönen Litteratur, von der ihnen wenigstens die französische vollständig vertraut war.“ Es war Duhan, welcher den Prinzen in einen neuen Kreis von Vorstellungen und Gedanken einführte, in ihm den Geschmack für französische Bildung erweckte und ihn darauf hinwies, daß es noch einen anderen Fürstenruhm gebe als denjenigen, welcher auf einen mächtigen Herrscherwillen und auf eine starke Heeresmacht sich gründet. Die französischen Bücher, die Dichtungen und Tragödien der französischen Klassiker, die dem Vater verhaßt waren, wurden die Lieblingslektüre des Sohnes, und die kleine Welt, die sich in seinem Kopfe gestaltete, stand in scharfem Gegensatze zu der Welt, die ihn umgab. Es konnte dem Könige nicht entgehen, daß Friedrich seine Neigungen nicht mehr teile. Auf einem Tauffeste bei Grumbkow (20. März 1724) faßte der König — so wird berichtet — den Kronprinzen eine Zeitlang scharf ins Auge und sagte dann: „Ich möchte wohl wissen, was in diesem kleinen Kopfe vorgeht; ich weiß wohl, daß Fritz nicht die nämlichen Neigungen hat wie ich, ich weiß auch, daß es Leute giebt, die ihm andere Empfindungen einflößen und ihn dahin bringen, alles zu mißbilligen, was ich gethan habe.“

Bedeutungsvoll für den Entwickelungsgang des jungen Prinzen war der Besuch in Dresden, wohin er seinen Vater auf eine Einladung des Königs August II. zu den Karnevalsfestlichkeiten im Februar 1728 begleitete. Der Eindruck des leichtsinnigen, wollüstigen Hofes mit Genüssen, die ihm bis da-

hin unbekannt gewesen, wirkte noch lange in ihm nach, als er bereits nach Berlin zurückgekehrt war, und die spartanische Lebensweise am Hofe seines Vaters behagte ihm jetzt noch weniger als vorher. Auf die Bitte der Königin

Kronprinz Friedrich und Prinzessin Wilhelmine.

wurden die Virtuosen Weiß und Quanz vom Dresdener Hofe von Zeit zu Zeit nach Berlin beurlaubt, um ihren Kindern Musikunterricht zu erteilen. Weiß unterrichtete die Prinzessin auf der Laute, Quanz den Kronprinzen auf der Flöte. Der Prinz begann das sanfte Flötenspiel dem Lärm der Trommeln, den goldbrokatenen Schlafrock der knappen Uniform vorzuziehen; das Tabakskolleg und die wüsten Jagden widerstrebten seinem Geschmack.

Diese Änderung im Wesen des Kronprinzen verstimmte den Vater. Der König hielt sich in seinem ganzen Wandel an bestimmte Gesetze und Regeln gebunden, er erwartete, daß der Sohn das Gleiche thun würde; in diesem aber regte sich immer lebendiger der Trieb nach freier Selbstbestimmung. Der König nannte ihn oberflächlich und nachlässig, er schalt ihn einen Querpfeifer, einen Poeten; der Kronprinz dagegen beklagte sich über die harte, unwürdige Behandlung des Vaters.

Der Gegensatz zwischen Vater und Sohn findet seinen Ausdruck in einem Briefwechsel, der wenige Monate nach dem Dresdener Besuche stattfand. Friedrich fühlte sich von Herzen zu einer offenen Aussprache gedrängt und schrieb an seinen Vater (11. September 1728):

„Mein lieber Papa!

„Ich habe mich lange nicht unternehmen mögen, zu meinem lieben „Papa zu kommen, teils weil es mir abgeraten, vornehmlich aber, weil ich „mich noch einen schlechteren Empfang als den ordinären sollte vermuten sein, „und aus Furcht, meinen lieben Papa mehr mit mein gegenwärtiges Bitten „zu verdrüßen, habe es lieber schriftlich thun wollen. Ich bitte also meinen „lieben Papa, mir gnädig zu sein, und kann hierbei versichern, daß nach „langem Nachdenken mein Gewissen mir nicht das mindeste gezeihet hat, „worin ich mich etwas zu reprochieren haben sollte; hätte ich aber wider „mein Wissen und Willen gethan, daß ich meinen lieben Papa verdrossen „habe, so bitte ich hiermit unterthänigst um Vergebung und hoffe, daß mein „lieber Papa den grausamen Haß, den ich aus allem seinem Thun genug „habe wahrnehmen können, werde fahren lassen; ich könnte mich sonsten „gar nicht darein schicken, da ich sonsten immer gedacht habe, einen gnädigen „Vater zu haben, und ich nun das Konträre sehen sollte. Ich fasse dann „das beste Vertrauen und hoffe, daß mein lieber Papa dieses alles nach„denken und mir wieder gnädig sein wird, indessen versichere ich ihn, daß „ich doch mein Tage nicht mit Willen fehlen werde und ungeachtet seiner „Ungnade mit unterthänigstem und kindlichstem Respekt bin

meines lieben Papa

getreuester und gehorsamster
Diener und Sohn
Friedrich."

Die Antwort lautete:

„Sein eigensinniger böser Kopf, der nicht seinen Vater liebet, denn „wann man nun alles thut, absonderlich seinen Vater liebet, so thut man, „was er haben will, nicht wenn er dabei steht, sondern wenn er nicht alles „sieht. Zum andern weiß er wohl, daß ich keinen effeminierten Kerl leiden „kann, der keine menschlichen Inklinationen hat, der sich nicht schämt, nicht „reiten noch schießen kann und dabei malpropre an seinem Leibe, seine Haare „wie ein Narr sich frisiert und nicht verschneidet und ich alles dieses tausend„mal repremandiert, aber alles umsonst und keine Besserung in nichts ist. „Zum anderen hoffährtig, recht bauernstolz, mit keinem Menschen spricht, „als mit welche, und nicht popular und affabel ist, und mit dem Gesicht „Grimassen macht, als wenn er ein Narr wäre, und in nichts meinen Willen „thut, als mit Force angehalten; nichts aus Liebe und er alles dazu nichts „Lust hat, als seinem eigenen Kopf folgen, sonsten alles nichts nütze ist. „Dieses ist die Antwort.

Friedrich Wilhelm."

Wenige Wochen nach diesen unerfreulichen Erklärungen kam es bei der Hubertusfeier in Wusterhausen zu einer ergreifenden Scene zwischen Vater und Sohn. Der Kronprinz, welcher an der Tafel neben dem polnischen Gesandten Suhm saß, ließ sich fortreißen, zu diesem von der Knechtschaft zu reden, in der er gehalten würde, und fragte ihn, ob König August II. ihm wohl bei seinem Vater die Erlaubnis zu einer Reise auswirken würde, um wenigstens für einige Zeit dem Zwange zu entgehen. Vom Wein erregt, sprach er lauter als gewöhnlich, so daß die Königin, die ihm gegenüber saß, schon besorgt wurde, der König möchte davon hören. Der Kronprinz fuhr trotzdem fort, sein Herz in dieser Weise zu erleichtern; nur wenn ihn der Blick des Vaters traf, unterbrach er sich selbst mit den Worten: „Ich liebe ihn dennoch!" Vor dem Aufbruch von der Tafel ergriff der Kronprinz die Hand des Königs, bedeckte sie mit Küssen und warf sich ihm voll überströmenden Gefühls an die Brust. Der König sagte abwehrend, aber mit bewegter Stimme: „Schon gut, werde Du nur ein ehrlicher Kerl!" Niemals sah man den König vergnügter als an demselben Abend im Tabakskolleg.

Trotzdem dauerte die Spannung fort, neue Mißverständnisse kamen hinzu. Die Schulden, welche der Kronprinz hinter dem Rücken des Vaters machte und nie ganz eingestand, steigerten die Unzufriedenheit des letzteren, die sich in öffentlichem Tadel, zuweilen sogar in leidenschaftlichen Zornausbrüchen kundgab. Dem Kronprinzen wurde seine Lage unerträglich. Schon damals trug

er sich mit der Idee, den Hof seines Vaters zu verlassen und eine längere Reise anzutreten. „Ich habe zuviel Ehre," schrieb er an seine Mutter, „um solche Behandlung länger zu ertragen, und bin entschlossen, auf die eine oder andere Art der Sache ein Ende zu machen."

Um diese Zeit war es, als die Idee einer doppelten Heiratsverbindung zwischen den Häusern Hannover und Brandenburg von der englisch-hannöverschen Politik nochmals erfaßt und mit Eifer betrieben wurde. Sir Charles Hotham, ein junger whigistischer Oberst, ward nach Berlin gesandt, um im Auftrage König Georgs dem preußischen Hofe offizielle Vorschläge zu machen.

In der Umgebung Friedrich Wilhelms spielte eine doppelte Intrigue. Die Königin Sophie Dorothea, ihre Kinder, fast sämtliche Minister waren für die Heirat. Friedrich erwärmte sich um so lebhafter für die Idee, weil er in ihr ein Mittel sah, sich der strengen väterlichen Aufsicht zu entziehen und aus seiner abhängigen Lage zu befreien. Er sowie seine Schwester träumten sich in Empfindungen hinein, die ihnen in Wirklichkeit fremd waren. Nicht ohne Grund bemerkte der König als Marginal auf ein Schreiben der Minister in dieser Angelegenheit (4. Februar 1730): „Wie kann man ein Mensch lieben, das man niemals gesehen, Possen!"

Die österreichische Partei am Berliner Hofe intrigierte gegen die Heirat. Graf Seckendorf hatte den preußischen General von Grumbkow, der sogar von Wien Geld bezog, ganz auf seiner Seite. Beide unterhielten geheime Beziehungen mit dem preußischen Residenten Reichenbach in London und schrieben diesem vor, wie er seine Berichte aus England zu halten habe, um dem Könige den englischen Heiratsplan zu verleiden. Er mußte vorstellen, wie die englisch-hannöversche Politik mittels desselben nur darauf hinarbeite, Preußen in Abhängigkeit von England zu bringen. Dem englischen Ministerium gelang es, einen Teil dieser Korrespondenzen aufzufangen; die Briefe wurden geöffnet, gelesen und weiter befördert oder auch — nach Umständen — unterschlagen.

Friedrich Wilhelm selbst wünschte vor allem den Frieden in seinem Hause erhalten zu sehen! Er hätte der Vermählung seiner Tochter Wilhelmine mit dem Prinzen von Wales, welche von seiner Gemahlin so lebhaft befürwortet wurde, gerne zugestimmt; den Kronprinzen hielt er jedoch noch für zu jung und zu unreif, um ihn einen eigenen Hofhalt führen zu lassen. Und warum mußte es gerade die englische Prinzessin sein? — Er besorgte, daß diese, durch das glänzende Hofleben in England verwöhnt, zu großen Aufwand machen, die Einfachheit und Sparsamkeit der von ihm eingeführten Hausordnung unterbrechen und einen ungünstigen Einfluß auf ihren Gemahl, den Kronprinzen,

üben würde. Er glaubte den Berichten Reichenbachs; aber er mißtraute der Königin, welche die Hand in diesen Heiratsangelegenheiten hatte.

So fand Sir Charles Hotham den Boden, als er am 2. April (1730) in Berlin eintraf und zwei Tage darauf in Charlottenburg seine erste Audienz beim Könige hatte.

Der König hörte die Eröffnungen Hothams, sofern sie die Vermählung der Prinzessin Wilhelmine mit dem Prinzen von Wales betrafen, mit Vergnügen an. Er dachte sich, wie er sie mit dem Antrage selbst überraschen, sie unerwartet im Beisein des Gesandten um ihre Einwilligung fragen wolle, und bestimmte ihr 40000 Thaler zur Mitgift, — soviel habe auch seine Gemahlin mitbekommen. Vorläufig sollte noch Schweigen beobachtet werden, bis der Ritter weitere Ordre aus England haben werde; aber wie hätte der König es über das Herz bringen sollen, die gute Botschaft vor den Seinigen geheim zu halten! Nach wenigen Tagen wußten sowohl die Königin, als die Prinzessin Wilhelmine, der Kronprinz und der ganze Hof, um was es sich handelte. Der König aber wußte nicht, daß die Heirat des Kronprinzen mit einer englischen Prinzessin die Bedingung der anderen war. Hotham gab in seinem Berichte nach England der Hoffnung Ausdruck, auch für diese Verbindung die Zustimmung des Königs zu erlangen.

Gerade einen Monat nach der ersten hatte Hotham seine zweite Audienz beim Könige (4. Mai). Nachdem er in aller Form für den Prinzen von Wales um die Hand der Prinzessin Wilhelmine angehalten und der König erklärt hatte, daß ihm dies lieb und angenehm sei, fügte Hotham hinzu, König Georg II. wünsche in noch engere Verbindung mit dem preußischen Hause zu treten und zu diesem Zwecke eine seiner Töchter dem Kronprinzen zu vermählen; er erbiete sich zugleich, der gewählten Prinzessin die Regentschaft seiner hannöverschen Erblande, das heißt in anderer Form dem Kronprinzen die Statthalterschaft in Hannover, zu übertragen; der Kronprinz solle in Hannover residieren und sich nur verpflichten, auf den Ruf des Königs nach England herüberzukommen. Der Antrag lautete lockend genug; der König dankte und versprach, denselben mit seinen Ministern zu prüfen.

Was England mit diesem Antrage beabsichtigte, ist leicht zu erkennen. Es wollte mit dieser Doppelheirat ein engeres Bündnis mit Preußen vorbereiten, durch die Übertragung der Statthalterschaft den Kronprinzen in Abhängigkeit von England bringen und Schutz für die hannöverschen Lande gegen Österreich erlangen. Der König trug aber auch noch andere Bedenken. War es nicht vor allem nötig, daß der Kronprinz in preußischer Zucht zum Manne heran-

reifte, damit er dereinst nicht als ein Fremder den preußischen Thron besteige, sondern seinem Volke auch der preußische Friedrich würde? Und nun ließen die politischen Verhältnisse in kürzester Zeit den Ausbruch des Krieges zwischen England-Hannover und Österreich, dessen Bundesgenosse Preußen war, erwarten. Sollte dann die Welt erleben, daß der Kronprinz als Statthalter von Hannover gegen die Armee, deren Kriegsherr er werden sollte, daß der Vater gegen den Sohn die Waffen ergreife? — Diese Erwägungen waren maßgebend für die Antwort, welche Friedrich Wilhelm dem englischen Staatsboten erteilte (11. Mai). Der Vermählung seiner Tochter mit dem Prinzen von Wales stimmte er zu; in die Vermählung seines Sohnes mit einer englischen Prinzessin wollte er nicht eher willigen, als bis die Differenzen Englands mit dem Kaiser beigelegt seien; auch dann behielt er sich vor, die Zeit der Vermählung zu bestimmen, der Kronprinz müsse erst in ein männliches Alter eintreten. Endlich verlangte er von England aufs neue die Gewährleistung von Berg.

Auch Kronprinz Friedrich hatte Kenntnis von dem Stande der Verhandlungen. Die Ankunft Hothams in Berlin war in eine Zeit gefallen, als der Kronprinz, schwermütig und niedergeschlagen, auf nichts anderes dachte, als auf Befreiung aus seiner gedrückten Lage. Die Anträge, deren Überbringer Hotham war, hatten seinen Mut aufs neue belebt. Die Aussicht auf die hannöversche Statthalterschaft, auf die Besuche in England, wo seine Schwester dann als Prinzessin von Wales weilen würde, hatte einen gewissen Reiz für ihn. Da schlug die Antwort des Königs an Hotham auch diese Hoffnung nieder. Friedrich erkannte nicht die Gründe, welche seinen Vater zu dieser Antwort bewogen, und sah in der Ablehnung oder Hinausschiebung der von ihm so lebhaft gewünschten Heirat nur eine Hartherzigkeit gegen seine Person. Er kam insgeheim mit Hotham zusammen und beteuerte ihm, daß er nur die Prinzessin Amalie wählen, daß er eher das Leben verlieren, als einer anderen die Hand zur Ehe reichen würde; ja, er machte ihm vertrauliche Andeutungen, daß er bereit sei, auch gegen den Willen seines Vaters nach England zu reisen, wenn sein Oheim, der König Georg, ihn dort unter seinen Schutz nehmen wolle.

Wie viel oder wie wenig von einer beabsichtigten Flucht des Kronprinzen zu den Ohren des Königs gedrungen sein mag, ist schwer zu sagen; jedenfalls hatte seine Verstimmung gegen den Kronprinzen in letzter Zeit bedeutend zugenommen. Im Juni besuchte Friedrich Wilhelm auf eine Einladung Königs August II. in Begleitung des Kronprinzen und des Fürsten von Dessau das Lustlager der sächsischen Truppen bei Mühlberg. Hier ereignete sich wieder eine höchst beklagenswerte Scene zwischen Vater und Sohn, von der der König selbst

sagt, er habe den Kronprinzen „aufs Rüdeste und Härteste traktieret in der Hoffnung, er würde in sich gehen und seine Konduite ändern.“ Nicht genug, daß er ihn körperlich mißhandelte, sondern er fügte noch den Schimpf hinzu, ihm zu sagen, „wenn er (der König) von seinem Vater so mißhandelt worden, würde er sich erschossen haben; aber Friedrich habe keine Ehre und lasse sich alles gefallen.“

Dieser Vorgang reifte den Entschluß des Kronprinzen. Sein erster Gedanke, auf der Stelle nach Leipzig aufzubrechen und sich dort bis zum Eintreffen der aus England erwarteten Nachrichten verborgen zu halten, wurde wieder aufgegeben, weil der sächsische Gesandte entschiedenen Protest einlegte. Doch eine andere günstige Gelegenheit zur Flucht bot sich ihm schon in der nächsten Zeit, da sein Vater im Monat Juli in Reichsangelegenheiten eine Reise durch Franken nach dem Rhein anzutreten beabsichtigte, auf welcher Friedrich ihn begleiten sollte. Er gab dem englischen Staatssekretär Guy Dickens, der sich in diesen Tagen mit Aufträgen Hothams aus dem Lager von Mühlberg nach London begab, Kenntnis von seinem Vorhaben, bei dieser Reise über Frankreich nach England zu flüchten, und ließ den König Georg um Aufnahme und Schutz bitten.

Mit Spannung sah Friedrich der Rückkehr des Staatssekretärs entgegen. Sie erfolgte in der zweiten Woche des Juli. Abends nach zehn Uhr traf der Kronprinz unter dem großen Portal des Berliner Schlosses mit ihm zusammen, während ein Vertrauter des Kronprinzen, Lieutenant von Katte vom Regiment Gendarmes, draußen die Wache hielt. Die Eröffnungen des Engländers lauteten nicht ermutigend. König Georg war zu vorsichtig, um die Verantwortung für ein so gefährliches Unternehmen tragen zu wollen, und ließ ihm raten, die Ausführung in Anbetracht der noch schwebenden Heiratsverhandlungen zu verschieben. Auf den 15. Juli war des Königs Abreise angesetzt, Friedrichs Entschluß litt keinen Aufschub; er äußerte selbst, „das wäre eine schlechte Sache, die man der Diffikultäten wegen unterlasse.“

Kurz nach Dickens' Rückkehr hatte Hotham seine Abschiedsaudienz beim Könige (10. Juli). Der König versicherte nochmals auf sein königliches Wort, daß er einer englischen Prinzessin als Gemahlin seines Sohnes vor jeder anderen den Vorzug geben werde und daß er bereit sei, binnen zehn Jahren die Vermählung eintreten zu lassen. Anstatt sich mit dieser Antwort vorläufig zu begnügen, verletzte Hotham durch seine anmaßende Sprache. Er glaubte, daß die englische Politik erst dann einen Erfolg über Preußen erlangen könne, wenn es gelungen sein würde, die österreichische Partei an diesem Hofe zu verdrängen, und richtete deshalb noch einen Hauptangriff gegen Grumbkow. Schon in einer früheren Audienz hatte sich Hotham über die, der englischen Regierung ab-

geneigte Haltung des preußischen Residenten Reichenbach in London beklagt und sich dafür auf den Briefwechsel Reichenbachs mit Grumbkow bezogen. Ohne zu fragen, auf welche Weise man Kenntnis von diesem Briefwechsel erhalten habe, hatte der König nachgegeben, den mißliebigen Residenten abzuberufen, was auch bereits in den nächsten Tagen geschah. Trotzdem beging Hotham in seiner Abschiedsaudienz, nachdem alle übrigen Angelegenheiten besprochen waren, die Taktlosigkeit, noch einmal auf jenen Briefwechsel zurückzukommen und als Beweisstück einen Brief von Grumbkow an Reichenbach hervorzuziehen, in welchem sich der erstere über die Methode des englischen Kabinetts, die Briefe aufzufangen, in verächtlichen Worten aussprach. Er war von Grumbkow eigens zu dem Zwecke geschrieben, um von den Engländern aufgefangen und gelesen zu werden. Ärgerlich über diese Anmaßung Hothams, erhob sich der König mit den Worten: „Meine Herren, ich habe genug von der Geschichte," warf den Brief auf den Boden und verließ das Zimmer. Hotham faßte diese Abfertigung als eine Beleidigung auf, die in seiner Person dem Könige von England angethan sei, und kehrte in den nächsten Tagen nach England zurück, trotz der dringenden Bitte des Kronprinzen, seine Abreise noch zu verschieben. Damit gerieten die Verhandlungen über die Familienverbindung ins Stocken zur größten Betrübnis der Königin Sophie.

Die Reise des Königs „ins Reich" war beschlossen, der Kronprinz sollte ihn begleiten. Der König beabsichtigte, die Höfe von Bamberg, Ansbach, Augsburg, Stuttgart, Mannheim, Darmstadt, Köln zu besuchen und mit ihnen gegenüber der drohenden Kriegsgefahr gemeinsame Maßregeln im Interesse des Reichs zu verabreden. Auf der Rückreise dachte der König seine Kleveschen Lande zu besuchen. Am 16. Juli erfolgte die Abreise.

Des Kronprinzen Plan war, sobald man den Rhein erreicht, über die französische Grenze zu gehen und vorläufig auf einem Schlosse des Grafen Rothenburg in Frankreich Zuflucht zu nehmen. Der Lieutenant von Katte, dem er seine Kostbarkeiten und einige tausend Thaler an barem Gelde übergeben hatte, sollte von Berlin aus auf die erste Weisung des Kronprinzen ihm dorthin nachkommen; ein anderer Vertrauter, der Lieutenant von Keith in Wesel, sollte sich nach dem Haag begeben und dort Vorbereitungen für den Aufenthalt und die Weiterreise des Kronprinzen treffen. Der Page Keith, ein Bruder des Lieutenants von Keith, war ebenfalls gewonnen worden, um dem Kronprinzen bei der Ausführung seines Vorhabens behilflich zu sein.

Die Vorbereitungen waren nicht völlig geheim betrieben worden. Der mit der unmittelbaren Aufsicht über den Kronprinzen beauftragte Oberstlieutenant

von Rochow war von einem Vetter Kattes, der durch einen zufällig in seine Hände geratenen, eigentlich an den Lieutenant von Katte gerichteten Brief des Kronprinzen von dem Fluchtplan Kenntnis erhalten hatte, gewarnt worden, „auf seinen hohen Untergebenen ein wachsames Auge zu haben."

Von dem letzten Nachtquartier aus, das der König mit seinem Gefolge vor Mannheim, in dem Dorfe Steinfurt unweit Sinsheim nahm (3. August), sollte die Flucht ins Werk gesetzt werden. Der König und der Kronprinz nahmen in zwei einander gegenüberliegenden Scheunen ihre Nachtlager. Da man nicht mehr weit nach Mannheim hatte, so ordnete der König an, daß der Aufbruch am folgenden Tage um zwei Stunden später als gewöhnlich, nämlich um fünf Uhr morgens stattfinden solle. Dem Kronprinzen schien die frühe Morgenstunde, wenn die Umgebung des Königs noch schlief, die geeignetste für sein Unternehmen. Er beauftragte den Pagen Keith, für den anderen Morgen um drei Uhr die Pferde bereit zu halten. In aller Frühe erhob er sich vom Lager und machte sich reisefertig. In seinem roten Roquelaure (Reiseüberrock), den er sich für diesen Zweck besonders hatte anfertigen lassen, stand er vor der Scheune, an einen Wagen gelehnt, und wartete auf den Pagen mit den Pferden. Als er kam, trat ihm unerwartet Rochow gegenüber und fragte ihn mit scharfem Tone, wohin er so früh mit den Gäulen wolle; er schien jedoch von der Antwort, daß es die Pferde der Pagen seien, befriedigt. Rochow, der von einem Kammerdiener des Kronprinzen von dessen frühem Aufbruche benachrichtigt worden war, unterhielt sich darauf unbefangen mit dem Kronprinzen. In dem Hauptquartier des Königs ward es allmählich lebendig. Der Kronprinz vertauschte auf Rochows Rat seinen auffallenden Roquelaure wieder mit einem Uniformrock. Die Reise ward in der gewohnten Art nach Mannheim fortgesetzt.

Am Abend war Mannheim erreicht. Viele Offiziere der französischen Garnison in Landau waren zur kurfürstlichen Tafel geladen. Der König besah mit dem Kronprinzen die Stadt, er ging mit ihm des anderen Tages in die Kirche. Abermals richtete der Kronprinz an den Pagen Keith die Aufforderung, ihm Pferde zu besorgen. Da fühlte sich der Knabe in seinem Gewissen bedrängt, daß er den König, dem er diente, täuschen sollte; er ging zum Könige, warf sich ihm zu Füßen und bekannte, was er wußte. Der König kämpfte seinen Zorn nieder, er wollte hier auf fremdem Gebiete kein Aufsehen gemacht wissen; aber er beschied in der Stille Rochow zu sich auf sein Zimmer im Schlosse und machte ihn mit seinem Kopfe dafür verantwortlich, daß er den Kronprinzen nach Wesel bringe — „lebendig oder tot."

Das war ein düsterer Reisezug, der sich am 6. August zu Wagen und

zu Roß auf der Straße von Mannheim nach Darmstadt bewegte. Noch ahnte der Kronprinz nicht, daß sein Geheimnis dem Könige verraten war; aber wenn er sich nicht gescheut hätte, dem Könige ins Antlitz zu blicken, er würde in seinen finsteren Mienen etwas gelesen haben, das eine gewaltige Bewegung in seinem Innern ankündigte. Die zurückhaltende Weise seiner Umgebung, das unheimliche Flüstern unter derselben ließen endlich keinen Zweifel mehr über das, was vorgegangen.

Von Frankfurt ward die Reise zu Wasser, auf dem Main und Rhein, fortgesetzt, am 12. August abends Wesel erreicht. Wir übergehen jene oft und mit Übertreibung geschilderten Scenen zwischen Vater und Sohn, bei welchen sich der König von leidenschaftlichen Zornausbrüchen fortreißen ließ und oft nur durch das Dazwischentreten seiner Generale von argen Thätlichkeiten zurückgehalten wurde. In Wesel fand das erste Verhör des Kronprinzen statt. Der König eröffnete dasselbe in Person mit einer ernsten Mahnung an den Kronprinzen, er möge „Gott seinem Herrn und seinem Vater die Ehre erweisen, alle Umstände der vorgehabten Desertion zu gestehen.“ Dieser bekannte, daß es seine Absicht gewesen, sich der unwürdigen Behandlung durch die Flucht zu entziehen; er nannte auch die Namen seiner Vertrauten Katte und Keith, von denen er annahm, daß sie sich bereits durch die Flucht gerettet hätten. Nur in Bezug auf Keith bestätigte sich die Annahme; dieser war, rechtzeitig gewarnt, nach Holland geflohen und entkam von da nach England; Katte wurde in Berlin ergriffen und verhaftet.

Dem Kronprinzen wurde der Degen abgefordert. Der General von Buddenbrock erhielt den Befehl, ihn als Gefangenen nach Küstrin zu bringen. Auf der Reise wurden die größten Vorsichtsmaßregeln beobachtet; denn der König argwöhnte, daß der Fluchtplan des Kronprinzen mit sehr weitverzweigten auswärtigen Kombinationen zusammenhänge. Die hessischen und hannöverschen Gebiete wurden vermieden. Die Umspannungen durften nicht in Städten und Dörfern, sondern nur davor stattfinden. Auch durfte der Wagen nur auf freiem Felde, fern von Wäldern und Gehegen, halten. Man aß nichts als kalte Küche. Zu Mittenwalde wurde ein weiteres Verhör abgehalten.

Gegen Mitte September traf der Gefangene in Küstrin ein und wurde hier in einem Zimmer des alten, seit langer Zeit unbewohnten Schlosses unter Schloß und Riegel in Gewahrsam gebracht. Zwei Schildwachen standen vor der Thür, eine dritte auf der Treppe, der wachhabende Offizier schlief im Vorzimmer. Niemand durfte länger als vier Minuten bei dem Gefangenen verweilen. Seine einzige Lektüre war die Bibel. So war es der Wille des Königs.

Trauriges Schicksal — unglücklicher Prinz! Du träumtest davon, dir eine unabhängige Zukunft zu schaffen, vielleicht in der Ferne, den Degen in der Hand, dir die Achtung deines Vaters zu erkämpfen, die er dir daheim versagte — nun ist deine Lage trostloser als jemals. Schon ist das Kriegsgericht eingesetzt, das in dem düstern Schlosse zu Köpenick an der Spree über den „Oberstlieutenant Fritz" und seine Mitschuldigen, die Lieutenants von Katte und von Keith, das Urteil sprechen soll. Wie wird der Spruch lauten? Vielleicht auf ewiges Gefängnis, vielleicht auf — den Tod! — Aber noch war Friedrich weit davon entfernt, an einen solchen Ausgang zu glauben; er war der Überzeugung, daß die Behandlung des Königs ihm keine andere Wahl mehr gelassen habe, daß sein Vorhaben nichts mit Desertion gemein habe und daß seine Freisprechung erfolgen müsse.

Der König, der gegen Ende des August in Berlin eingetroffen, fühlte sich namenlos unglücklich. Seine Gemahlin und die Prinzessin Wilhelmine hatten unter seinen erneuten Zornausbrüchen auf das schwerste zu leiden. Es war doch mehr als ein jugendliches Abenteuer, auf das der Prinz sich eingelassen, als er seinen Platz an des Königs Seite verlassen wollte, um sich ins Ausland zu begeben; der König argwohnte das Schlimmste, vielleicht ein Komplott gegen seine Regierung, seine Minister. Was sollte aus dem Staate werden, den er auf Disciplin, Ordnung und Unterordnung gegründet hatte, wenn der nächste zum Thron, sein eigener Sohn, diese Ordnung zu durchbrechen wagte, wenn er Offiziere aus des Königs Dienst verleitete, ihres Fahneneides zu vergessen und sein Vornehmen zu begünstigen!

Das Kriegsgericht trat in Köpenick zusammen; es war nach preußischer Art aus je drei Generalmajors, Obersten, Oberstlieutenants, Majors und Hauptleuten unter Vorsitz des Generallieutenants von Schulenburg zusammengesetzt; die Auditeure Mylius und Gerbett führten das Protokoll. Nachdem an den beiden ersten Sitzungstagen (25. und 26. Oktober) die Akten vorgelesen waren, fand am 27. Oktober die Abgabe des Urteils statt. Zuerst über den Kronprinzen: die Mitglieder erklärten sich einstimmig für „unvermögend, in einer Sache einen Spruch zu fällen, so hauptsächlich eines großen Königs Zucht und Potestat über seinen Sohn betreffe; in den Kriegsartikeln sei nichts enthalten, was auf diesen Fall passe." — Bei dem Urteil über Katte (28. Oktober) waren die Stimmen geteilt. Die einen stimmten für den Tod, empfahlen ihn aber der Gnade des Königs; die anderen erkannten, da sein sträfliches Vorhaben nur vorbereitet, nicht aber zur Ausführung gekommen sei, auf immerwährenden Festungsarrest. Der Vorsitzende schloß sich dem milderen Urteile

an, welches somit als dasjenige der Mehrheit dem Könige vorgelegt wurde. Keith, der wirklich desertiert war, wurde zum Tode verurteilt.

Das Erkenntnis lag dem Könige zur Prüfung vor. Also er selbst sollte nach der Meinung des Kriegsgerichts das Urteil sprechen über seinen eigenen Sohn. Die königliche Familie, die Stadt, das ganze Land harrten angstvoll auf seine Entscheidung. Die sämtlichen gekrönten Häupter Europas, auch der Kaiser, legten Fürsprache für den Kronprinzen ein. Die Generale Fürst von Dessau, Natzmer erklärten dem Könige unverhohlen, seine königliche Gewalt habe hier eine Schranke. General von Buddenbrock, der zu des Königs täglicher Umgebung gehörte, rief ihm zu: „Wenn Ew. Majestät Blut verlangen, so nehmen Sie meines; das des Kronprinzen bekommen Sie nicht, solange ich noch atmen kann!“ — In des Königs Stimmung lag etwas, das darauf hinzudeuten schien, daß er trotz alledem für das alte Römerwort: „fiat justitia, pereat mundus!“ ein schreckliches Beispiel in seiner eigenen Familie aufstellen werde. Aber diese Römerstrenge hätte einem christlichen deutschen Könige nicht geziemt. Friedrich Wilhelm durfte in einem solchen noch nie dagewesenen Falle, in diesem Widerstreit seiner Vater- und Königspflichten die in die Geschicke seines Hauses und Landes tief eingreifende Entscheidung nicht nach einer einseitigen Auslegung des Gesetzes treffen, sondern er hatte zu prüfen, was er Gott und seinem Gewissen schuldig war. Er hatte schlaflose Nächte, jagte hin und her zwischen Berlin und Wusterhausen, dann endlich ward es ruhiger in ihm, sein Entschluß war gefaßt.

Das Urteil des Kriegsgerichts über Katte fand der König zu milde, weil Katte, der als Offizier der Garde ihm doppelt verpflichtet gewesen, „mit der neuen Sonne tramiert,“ sich behufs der Desertion mit fremden Gesandten in „Durchstechereien“ eingelassen und mit dem Kronprinzen „komplottiert“ habe. Wollte er ihn schonen — meinte der König —, so werde er sich in Zukunft auf niemand mehr verlassen können, der bei ihm in Eid und Pflicht stehe. Nachdem das Kriegsgericht auch bei einer zweiten Zusammenberufung (31. Oktober) sein früheres Urteil nicht geändert hatte, hielt sich der König kraft eigener Machtvollkommenheit befugt, das Urteil dahin zu schärfen, daß Katte nach der Festung Küstrin gebracht und dort vor des Prinzen Augen mit dem Schwerte vom Leben zum Tode gebracht werden solle. Mit rührenden Worten bat Katte um Gnade: „ein verdorrender Baum werde noch eine Weile geschont, er aber treibe schon wieder neue Knospen der Treue und Anhänglichkeit,“ — des Königs Sinn blieb unerweicht. Er befahl, daß ihm nach Vorlesung des Urteils gesagt werden solle, es thäte dem Könige

leid; aber es sei besser, daß er sterbe, als daß die Gerechtigkeit aus der Welt komme.

Am 6. November sollte das Urteil vollstreckt werden. Am frühen Morgen wurde Friedrich mit der Meldung von dem, was ihm bevorstand, geweckt. Er bat dringend um Aufschub; er wollte Stafetten an den König senden, ihm sagen lassen, daß er allen Forderungen des Königs sich unterwerfen, daß er Entsagung, Tod, ewiges Gefängnis hinnehmen wolle, wenn nur der Freund geschont werde — die Ausführung des königlichen Gebots litt keinen Aufschub. Um 7 Uhr zog ein Kommando der Küstriner Garnison auf dem Walle auf und umschloß den zur Richtstätte bestimmten Platz, auf welchen die Fenster des kronprinzlichen Zimmers im Küstriner Schlosse hinausgingen. Bald darauf erschien der Verurteilte, von einem Kommando des Regiments Gendarmes, bei dem er gestanden hatte, begleitet; er schritt gefaßt und mutig. Sobald der Kronprinz ihn vom Fenster aus erblickte, rief er ihm mit gepreßtem Herzen zu: „Ich bitte Sie tausendmal um Verzeihung!“ Darauf Katte: „Sie haben keine Veranlassung, mich um Verzeihung zu bitten.“ Er kniete nieder und löste sein Halstuch. Des Kronprinzen Blick war starr und wie bewußtlos auf einen bestimmten Fleck gerichtet, er sah vielleicht im Geiste, was dem Freunde im nächsten Augenblick bevorstand, — ihm schwanden die Sinne. Als er wieder erwachte, war das Haupt seines Freundes gefallen. Friedrich wich nicht von seinem Fenster; er sah am Nachmittag, wie Haupt und Rumpf des Gerichteten in einen Sarg gelegt und weggetragen wurden; er starrte noch lange auf einen Blutfleck vor sich. In der Nacht hörte man ihn laut sprechen. Am folgenden Morgen sagte er, der König habe ihm Katte nicht nehmen können, er stehe ihm unaufhörlich vor Augen.

Ein tiefer Riß ging durch des Kronprinzen innerstes Wesen. Friedrich hatte bisher nur zu sehr in Idealen gelebt, jetzt war der furchtbare Ernst der Wirklichkeit vor ihn getreten. Wer das erlebt hat, der unterliegt entweder unter der Wucht der Verhältnisse, die er über sich heraufbeschworen, oder er sucht seine Befreiung von derselben in einem um so stolzeren, durch die Erfahrung geläuterten Emporstreben.

Friedrich mußte darauf gefaßt sein, daß auch ihm vielleicht schon in der nächsten Stunde das Todesurteil verkündigt würde, und es würde ihn weniger erschüttert haben als das furchtbare Schauspiel, dessen Zeuge er soeben hatte sein müssen. Der Feldprediger Müller, welcher Katte zum Richtplatz begleitet hatte, besuchte ihn am folgenden Morgen und brachte ihm die letzten Grüße des Freundes. Er fand ihn in weicher Stimmung, reumütigen Herzens und

berichtete darauf an den König: „Weil ich nun aus seinem vielfältigen wehmütigen Bezeigen vor Gottes Angesicht Euer Majestät versichern kann, daß keine Verstellung bei ihm im geringsten zu verspüren, so bitte ich auf das Allerunterthänigste, Euer Majestät wolle nach dem Exempel Gottes barmherzig sein." Darauf erteilte der König Müller den Auftrag, wenn er den Prinzen also finde, „daß ihm seine Sünden von Herzen leid sind und es sein aufrichtiger Wille ist, sich zu bessern," so solle er ihm andeuten, daß der König ihn zwar noch nicht ganz pardonnieren könne, aber aus unverdienter Gnade ihn aus dem scharfen Arrest entlassen wolle; er solle jedoch vorher einen körperlichen Eid ablegen, „dem königlichen Willen strikt und gehorsamlich nachzuleben und in allen Stücken zu thun, was einem getreuen Diener, Unterthan und Sohn gebührt."

Der Kronprinz, welcher auf diese Begnadigung nicht gehofft hatte und nicht eher daran glaubte, als bis er sich von der Handschrift des Königs selbst überzeugt hatte, schwur den Eid in Gegenwart mehrerer Zeugen, darunter die Generale von Grumbkow und von Glasenapp, und wurde darauf dem königlichen Befehl gemäß als jüngster Auskultator in die königliche Kriegs- und Domänenkammer zu Küstrin eingeführt, um an den Sitzungen und Arbeiten derselben teilzunehmen. Abends sollten ihn der Präsident von Münchow und der Direktor Hille in Kammersachen weiter unterrichten. Dem Kammerrat von Wolden wurde die Oberaufsicht über den Prinzen übertragen; außerdem wurden ihm die Kammerjunker von Natzmer und von Rohwedell beigegeben. Auch im übrigen lauteten die Vorschriften noch strenge genug. Der Kronprinz sollte keine Briefe schreiben, auch nicht an seine Geschwister, nur in bestimmten Zeitabschnitten an König und Königin; Musik weder machen, noch auch nur hören; Fremde so wenig wie möglich sehen, und nie sollte jemand von Politik mit ihm sprechen; nur von Gottes Wort und der Landesverfassung durfte die Rede sein. Von Büchern wurden ihm nur drei gestattet: die deutsche Bibel, das Gesangbuch und Arndts „wahres Christentum." „Wenn er mehr Lust zu lesen hat, sollen sie ihm aus dem Küstrinschen Archiv die Schriften und Dokumente der alten Verfassung des Markgrafen Hans holen lassen, da er sich mit Lesen dieser nützlichen Sachen divertieren kann. Wenn er das ganze Archiv ausgelesen, soll Wolden darüber berichten."

So begannen Friedrichs Lehrjahre. Er sollte vor allem lernen, seine Neigungen seinen Pflichten zu unterordnen, seine Leidenschaften zu beherrschen und sich in allen Stücken dem Willen seines königlichen Vaters zu unterwerfen — eine schwere Aufgabe für eine so eigenartige, reichbegabte und viel-

seitige Natur. Während er sich früher dem Zauber der schönen Künste gefangen gegeben, trat jetzt mit zwingender Notwendigkeit der Ernst der Lebensarbeit, der Vorbereitung für seinen Regentenberuf an ihn heran, und Friedrich widmete sich seiner neuen Aufgabe mit einem Eifer und einer Entsagung, welche seine Umgebung in Erstaunen setzten. Die Berichte, welche von Küstrin über den Prinzen beim Könige eingingen, lauteten immer günstiger. Nachdem ein Jahr der Buße vorübergegangen, entschloß sich der König, selbst seinen Sohn wiederzusehen. Auf einer Reise nach Ostpreußen traf der König (15. August 1731) in Küstrin ein und ließ alsbald den Kronprinzen zu sich bescheiden.

Noch einmal stellte ihm der König die schweren Folgen vor, die das Gelingen seines Fluchtversuches für das Land, für die königliche Familie und für ihn selbst gehabt haben würde. Als er ihn fragte, wie er es über das Herz habe gewinnen können, einen Vater so zu betrüben, der nur für ihn arbeite, warf sich der Kronprinz, vom Gefühl überwältigt, ihm zu Füßen und küßte unter Strömen von Thränen ihm die Hand. Auch der König war ergriffen, beim Abschiede drückte er ihn an seine Brust. Bald darauf wurden dem Prinzen einige Erleichterungen gewährt; er erhielt die Erlaubnis, die Stadtmauern von Küstrin zu verlassen und die nächsten Ämter zu besuchen.

Aber eine schwere Prüfung stand dem Kronprinzen noch bevor; sie betraf die Wahl seiner künftigen Lebensgefährtin. Die Verhandlungen mit England waren bekanntlich abgebrochen. Als sich in der Zeit der höchsten Spannung zwischen Vater und Sohn bei der Untersuchung herausstellte, daß der Kronprinz auch mit den englischen Bevollmächtigten in Verbindung gestanden und daß diese seine Aufträge nach England vermittelt, hatte der König ihnen erklären lassen, daß in Zukunft weder von der doppelten noch von der einfachen Mariage die Rede sein könne. Schon im folgenden Frühjahr (1731) wurde die Prinzessin Wilhelmine mit dem Erbprinzen von Baireuth verlobt. Zu den Vermählungsfestlichkeiten (November 1731) erhielt auch der Kronprinz die Erlaubnis, sich auf einige Tage nach Berlin zu begeben. Seine Ankunft erregte die freudigste Überraschung der Mutter und Schwester. Man staunte über die mit ihm vorgegangene Veränderung, vermißte die jugendliche Anmut und Lebhaftigkeit von früher und fand ihn besonnener, kühler, gesetzter.

Der König wünschte nun, auch den Kronprinzen durch ein Verlöbnis in seinem Sinne in die Bahnen seiner Politik fortzuziehen. Zu den merkwürdigen Gerüchten, die über die bevorstehende Vermählung verbreitet wurden, gehörte auch das einer Vermählung des Kronprinzen mit der jungen Erzherzogin Maria Theresia. Daß dasselbe auch zu den Ohren des Kronprinzen ge-

drungen war, beweist eine Stelle in einem Briefe desselben an Grumbkow, in welcher er sagt, daß er nicht abgeneigt sei, falls der König es wünsche, seine Hand der Erzherzogin Maria Theresia zu reichen, unter der Bedingung, daß er die Religion nicht zu wechseln brauche, — eine Erklärung, welche — wie der Prinz Eugen sagte — bewies, „was für weit aussehende Pläne dieser junge Herr hat." Zum Glück für Deutschland hatte dieses Gerücht keinen Anhalt in der Wirklichkeit; am Wiener Hofe war vielmehr schon der Herzog Franz von Lothringen der jungen Erzherzogin zum künftigen Gemahl erkoren.

Nach einem anderen Gerüchte war dem preußischen Kronprinzen die Prinzessin Elisabeth Katharine Christine von Mecklenburg, die Nichte der Kaiserin Anna und mutmaßliche Erbin des russischen Throns, als Gemahlin zugedacht. Daß Friedrich Wilhelm diese Verbindung im Ernst beabsichtigt habe, scheint sehr zweifelhaft; es konnte dem Könige nicht entgehen, daß durch die Vereinigung der großen slavischen Macht Rußland mit dem kräftig aufstrebenden deutschen Staat Preußen die Entwickelung des letzteren gehemmt werden müsse. Er wünschte seinem Sohn eine bescheidene, sanfte Frau, frommen Sinnes, und als solche war ihm durch die Vermittelung des Prinzen Eugen und Seckendorfs die Prinzessin Elisabeth Christine von Braunschweig-Bevern, eine nahe Anverwandte des Kaiserhofs, vorgeschlagen.

Die Vermählung des Kronprinzen mit der Prinzessin eines kleinen deutschen Fürstenhauses konnte nirgends politische Besorgnisse erregen; sie bot keine Gefahr, daß die preußische Politik in das Fahrwasser einer fremden Macht hinübergeleitet würde, wie dies bei der englischen oder russischen Heirat zu befürchten war. Daß die Prinzessin eine Nichte der Kaiserin, machte dem Könige diese Verbindung um so angenehmer. Er teilte dem Kronprinzen in einem herzlich gehaltenen Briefe (4. Februar 1732) seine Ideen über diese Heirat mit und versprach im Falle seiner Zustimmung für die Einrichtung seines Hausstandes und für sein gutes Auskommen zu sorgen, auch daß er in der Armee wieder angestellt werden und, sobald er einen Erben habe, auf Reisen gehen solle. „Ihr sollt mir cito euer sentiment schreiben," schrieb der König.

Die Aussicht auf endliche Wiedererlangung seiner Freiheit hatte für den Kronprinzen im ersten Augenblick soviel Verlockendes, daß er noch durch den zurückeilenden Kurier dem Könige antwortete, „wenn auch die Prinzessin hinter der Schilderung, die der König ihm von ihr gemacht, zurückbleiben sollte, so würde er sich doch in allem nach den Wünschen seines Vaters richten." Kaum aber war der Kurier fort, so fiel es dem Kronprinzen schwer aufs Herz, daß er sich des Rechts, sich eine Lebensgefährtin nach eigener Neigung zu wählen,

begeben, vielleicht sein Unglück beschlossen habe. Er bat Grumbkow auf das dringendste um seine Fürsprache, um den König von seinem Vorhaben abzubringen. „Für die Verirrungen, die er begangen," so schrieb der Prinz, „sei er genug bestraft; er wolle nicht Verpflichtungen eingehen, die ihn für immer unglücklich machen würden, lieber durch einen Pistolenschuß allen Qualen ein Ende machen."

Aber Grumbkow war zu vorsichtig, um die Partei des Kronprinzen zu nehmen. „Er werde Sr. Hoheit gerne dienen," antwortete er, „soweit es der Dienst des Königs zulasse; aber sich zwischen Vater und Sohn zu stellen, deren Gesinnungen so entgegengesetzter Art seien, das sei seine Absicht nicht; überdies wisse er, daß des Königs Wille in diesem Punkte unabänderlich sei." Gleichzeitig erhielt der Kronprinz ein Schreiben seines Vaters, welcher hocherfreut ihn wegen seines Gehorsams belobte und ihn anwies, in Küstrin alles zu bezahlen und am 26. Februar abends sechs Uhr sich in Berlin einzufinden.

Der Kronprinz reiste ab; seine Rückkehr nach Berlin fiel mit dem Besuche des Herzogs Franz von Lothringen am Berliner Hofe zusammen. Auch der Herzog und die Herzogin von Braunschweig-Bevern mit der sechzehnjährigen Prinzessin Christine waren in Berlin. Nachdem der Kronprinz erklärt, daß er keinen Widerwillen gegen die Prinzessin fühle, und diese auf die Frage ihrer Eltern geantwortet hatte, sie werde alles thun, was Vater und Mutter von ihr forderten, die Person des Prinzen mißfalle ihr mit nichten, wurde die förmliche Verlobung in Gegenwart des Herzogs von Lothringen gefeiert (10. März). Am folgenden Tage führte der König den Kronprinzen in die höchste Landesbehörde, das General-Direktorium, ein; auch ernannte er ihn zum Chef und Obersten des bisherigen Regiments von der Goltz in Ruppin, wo der Prinz nunmehr seinen Wohnsitz nahm.

Der Kronprinz hatte seine persönliche Freiheit wiedererlangt, aber um welchen Preis! — Um die volle Verzeihung seines Vaters zu erhalten, hatte er sich entschließen müssen, ein Verlöbnis einzugehen, welches weder der Neigung seines Herzens, noch der Richtung seines geistigen Strebens entsprach. Die Pforte zu einem stillen häuslichen Glücke blieb ihm verschlossen; die Weltbühne sollte ihn dafür entschädigen.

Das Verhältnis zwischen Vater und Sohn blieb fortan ungetrübt; Friedrich gewann das volle Vertrauen seines königlichen Vaters wieder.

Kronprinz Friedrich in Rheinsberg.

Geläutert und gefestigt in seinem inneren Wesen war Kronprinz Friedrich aus der Küstriner Prüfungszeit hervorgegangen. Im Ernste der Arbeit hatte er sich selbst wiedergefunden; sein schweifender Geist hatte Stetigkeit, sein Wille die Herrschaft über die Leidenschaften gewonnen. Mit Eifer widmete er sich zu Ruppin der militärischen Thätigkeit, exerzierte fleißig sein Regiment, ließ alle Neuerungen des Exerzierreglements, die der König in Potsdam vornahm, schnell und pünktlich einüben und versäumte nicht, schön gewachsene Leute, auch aus fernen Gegenden, als Rekruten anzuwerben, um bei den Musterungen die Zufriedenheit des Königs zu erlangen. Daneben betrieb er das Studium der Kriegsgeschichte und der Kriegswissenschaften nach den „Denkwürdigkeiten des Marquis von Feuquières“ und las unter anderem eine Schrift des Fürsten von Dessau: „Ausführliche Beschreibung, wie eine Stadt soll belagert werden.“

Wie sehr indessen Friedrich auch bemüht war, dem Willen seines königlichen Vaters nachzuleben, so vermochte er doch nicht, sich ganz von seinen früheren Lieblingsbeschäftigungen loszusagen. Die Liebe zu den Wissenschaften und Künsten, von denen der König verächtlich dachte, der Sinn für das Schöne im Leben, den dieser nicht besaß, blieben ihm zu eigen. Bald nach der Vermählung hatte der König ihm das Schloß zu Rheinsberg, drei Meilen nördlich von Ruppin, dem Standorte des kronprinzlichen Regiments, geschenkt (1734), welches der Kronprinz nach seinem Geschmacke umbauen und einrichten ließ und mit seiner Gemahlin bezog. Am stillen Ufer des Sees gelegen, in einer Gegend der Mark, welche — von dem großen Weltverkehr entfernt, desto anmutiger an sich durch den reizvollen Wechsel von Wald, Wasser und grünen Rasenflächen — einen erheiternden, friedlichen Eindruck auf Geist und Gemüt des Menschen übt, war dieser Ort recht dazu angethan, eine Pflegestätte derjenigen geistigen Bestrebungen zu werden, in denen Friedrich Erholung und Erhebung fand. Hier lebte der Prinz in dem Kreise geistvoller und lebens-

froher Freunde, die er in seine Umgebung zog, denjenigen Dingen, die dazu beitragen, das Leben zu verschönen und zu vertiefen. Auch die Kronprinzessin, die sanfte Elisabeth Christine, gab sich damals noch der frohen Hoffnung hin, mit ihm ein glückliches Los in der Häuslichkeit zu teilen; sie hat später oft mit Wehmut an die sonnigen Tage von Rheinsberg zurückgedacht.

Zu den Genossen des Rheinsberger Zirkels gehörten von Keyserling, von Knobelsdorff, der schon in der Küstriner Zeit sein treuer Gefährte gewesen, der frühere Prediger Jordan, eine Anzahl Offiziere verschiedenen Ranges und Alters, von Künstlern der Hofkapellmeister Graun, der Hofmaler Pesne und

Das Schloß zu Rheinsberg.

andere. Alle, die auf dem Schlosse wohnten, genossen volle Ungezwungenheit; jeder folgte seiner eigenen Neigung, der Musik, Malerei, Lektüre oder den wissenschaftlichen Studien, oder man wandelte, in philosophische Betrachtungen vertieft, an den stillen, waldigen Ufern des Sees und in den Baumgängen des Parks. „Unsere Beschäftigungen" — schrieb Friedrich an Suhm (1737) — „teilen sich in nützliche und angenehme. Zu den nützlichen rechne ich das Studium der Philosophie, der Geschichte und der Sprachen; die angenehmen sind die Musik, die Lust- und Trauerspiele, welche wir aufführen, die Maskeraden und die Schmausereien, die wir geben. Ernsthafte Beschäftigungen behalten indessen den Vorzug, und ich darf wohl sagen, daß wir nur einen vernünftigen Gebrauch von den Vergnügungen machen, indem sie uns nur zur

Erholung und zur Milderung des Ernstes der Philosophie dienen, welche die Grazien nicht leicht zu einem freundlichen Gesicht bewegen können."

Zur Tafel vereinigte sich die Gesellschaft im Speisesaal. Der Kronprinz belebte die Unterhaltung durch seinen sprühenden Witz, der oft mit einem Anfluge von Ironie gemischt war. In einem mit Stuck und Bildwerk bekleideten Saale, dessen Decke ein Gemälde von Pesne, den Sieg der aufgehenden Sonne über die Nacht darstellend, zeigte, fanden abends die musikalischen Aufführungen unter Leitung der beiden Graun und Bendas statt, bei welchen der Kronprinz, ein Meister im Flötenspiel, persönlich mitwirkte. Die Einladung zu einem solchen Konzert galt für eine besondere Gunstbezeigung. Auch bei der Aufführung von Tragödien französischer Klassiker übernahm Friedrich größere Rollen.

Es wehte ein poetischer Hauch über diesem Rheinsberg oder „Remusberg," wie man es wortspielend und sagendichtend nannte. Die Genossen des Kreises suchten schon durch eine Veränderung ihrer Namen den Erinnerungen des alltäglichen Lebens entrückt zu werden. So nannte sich Keyserling Cesarion, Jordan wurde Hephästion oder Tindal genannt u. s. w. Mit dem tapferen Refugié Heinrich August de la Motte-Fouqué, der als Lieutenant im Regiment Anhalt von dem Fürsten von Dessau dreiviertel des Jahres nach Rheinsberg beurlaubt ward, stiftete Friedrich den sogenannten Bayardorden, dessen Mitglieder sich nach dem Muster ihres Schutzpatrons, des „Ritters ohne Furcht und Tadel," durch ritterliche Tugenden und militärische Kenntnisse auszeichnen sollten. Sie trugen einen Ring in Gestalt eines gebogenen Schwertes mit der Inschrift: „Vive qui ne se rend pas!" — ein bezeichnender Wahlspruch für Friedrichs Ringen in seinen späteren Jahren.

In der Einsamkeit von Rheinsberg vertiefte sich Friedrich in die Welt der Ideen. Es waren die Gedanken einer neuen Zeit, einer Zeit der Aufklärung, der Bildung und der Humanität, die in den Gesichtskreis des Jünglings hineindämmerten und von ihm mit vollem Feuer erfaßt wurden. Der menschliche Geist suchte, unabhängig von der kirchlichen Auslegung der christlichen Glaubenslehre, auf dem Wege freien Denkens und Forschens zur Wahrheit durchzudringen und baute sich auf diese Weise eigene Systeme, welche außerhalb der kirchlichen Lehrsätze und Formeln standen. Dieser freien geistigen Bewegung hatten am Berliner Hofe schon zu Zeiten der philosophischen Königin Sophie Charlotte Leibnitz und die französischen Refugiés Bahn gebrochen; aber unter Friedrich Wilhelm I. war sie zum Stillstand gekommen. Die Hochschule zu Halle, die zu Anfang des Jahrhunderts einen so bedeutenden Aufschwung

Kronprinz Friedrich in Rheinsberg.

genommen hatte, war wieder zurückgegangen, seitdem ihr bedeutendster Lehrer, der Philosoph Christian Wolff, vor dem Drängen der Rechtgläubigen, die an seiner Lehrweise Anstoß nahmen, auf Befehl des Königs das Feld hatte räumen müssen. Auch Friedrich suchte sich klar zu werden über die Fragen vom Grunde und Zwecke der Dinge, von Zufall und Vorherbestimmung, von Freiheit und Notwendigkeit, von Dasein und Unsterblichkeit. Er hielt fest an den Grundlehren des Christentums; aber er konnte von diesem Standpunkte aus keine befriedigende Antwort auf jene Fragen finden. In dieser Zeit der Zweifel ward Friedrich mit den Wolffschen Schriften bekannt. Der frühere sächsische Gesandte am Berliner Hofe, Suhm, übersetzte für ihn Wolffs Hauptwerk: „Vernünftige Gedanken von Gott, der Welt und der Seele des Menschen" ins Französische. Ganz erfüllt von den Wolffschen Lehren, schrieb der Kronprinz an Suhm (27. März 1736): „Endlich beginne ich das Morgenrot eines neuen Tages in mir wahrzunehmen; er leuchtet mir noch nicht völlig in die Augen; aber ich sehe doch, es liegt in der Möglichkeit der Wesen, daß ich eine Seele habe und daß sie unsterblich ist." Bald darauf (18. April 1736) schrieb er an den früheren sächsischen Minister Grafen Manteuffel, mit dem er ebenfalls in brieflichem Verkehr stand: „Ich bin überzeugt von der Unsterblichkeit meiner Seele; ich glaube an Gott und an den, welcher gesandt ward, die Welt zu erleuchten und zu erlösen; ich werde tugendhaft sein, soviel ich kann, dem Schöpfer die Anbetung widmen, die seine Kreatur ihm schuldig ist, und die Pflichten eines guten Bürgers gegen die Menschen, meinesgleichen, erfüllen, nicht als könnte ich mir den Himmel mit meinen Werken verdienen, sondern in der Überzeugung, daß Gott ein Wesen nicht ewig unglücklich machen kann, das ihm dankbar ist, weil er ihm sein Dasein gegeben."

Friedrich empfand das Bedürfnis, sich über die von ihm durch die Wolffschen Schriften neu gewonnenen Anschauungen mit einem Manne von Geist und Fähigkeiten eingehend auszusprechen, und er fand einen solchen in Voltaire, der an der Spitze der französischen d. h. damals der europäischen Bildung stand. Er kannte Voltaires Schriften; was ihn lockte, war die Vielseitigkeit seines Geistes, sein Witz, seine gewandte Darstellung. Nun wandte er sich brieflich an den berühmten Dichter und Autor und knüpfte mit ihm einen Briefwechsel an, der trotz mancher Störungen doch im ganzen zweiundvierzig Jahre lang bis an Voltaires Lebensende fortgesetzt wurde. Bei aller Verehrung, die der Kronprinz seinen Geisteswerken zollte, bewahrte er jedoch ihm gegenüber die volle Selbständigkeit seiner Ansichten. Friedrich zeigte sich ihm in der Tiefe seiner Auffassungen weit überlegen. Zu seinen erhabenen Vor-

stellungen von Gott, von dem Verhältnis des Geschöpfes zu seinem Schöpfer reichte Voltaire nicht hinan. Voltaire hatte sich nach den philosophischen Lehren der englischen Freidenker, insbesondere Lockes, gebildet; aber er ging noch viel weiter als jene. Alles, was dem Menschenverstande nicht sogleich einleuchtete, hielt er für Aberglauben und Pfaffentrug. Bei Voltaire waren Eigenliebe und Eitelkeit die Haupttriebfedern seines Thuns; es schmeichelte seiner Eitelkeit, für den Vorkämpfer der geistigen Aufklärung zu gelten. Was dagegen Friedrich zu seinen philosophischen Beschäftigungen führte, war der ihm angeborene Forschungstrieb, das Verlangen, mit den treibenden Ideen des Jahrhunderts auf gleicher Höhe zu bleiben. Seine philosophischen Ansichten beschränkten sich nicht auf die Annahme eines bestimmten theoretischen Systems, sondern sie erfüllten sein ganzes Wesen, daher die Sicherheit seiner Entschließungen, die Folgerichtigkeit seiner Handlungen, die Stetigkeit in allem Thun.

Seine stille Geistesarbeit in Rheinsberg war für Friedrich eine ernste, theoretische Vorarbeit für seinen Königsberuf. In seinen Schriften aus dieser Zeit finden wir vielleicht manchen noch nicht ausgereiften Gedanken; aber es leuchtet aus ihnen eine Vorahnung der großen Aufgabe, zu deren Erfüllung er sich berufen fühlte. In den „Betrachtungen über den gegenwärtigen Zustand des europäischen Staatensystems“ (1736) scheint er bereits die Mittel und Kräfte zu prüfen, mit denen er dereinst in seiner auswärtigen Politik zu wirken haben werde, und ihm scheint die Macht Preußens nicht zu gering, um sich mit der ersten Militärmacht Europas messen zu können.

Weit bedeutender ist sein „Antimacchiavell,“ nicht eigentlich eine Widerlegung jenes Werkes „vom Fürsten“ des Florentiner Geschichtschreibers, in welchem dieser den Fürsten Ratschläge giebt, auf welche Weise und mit welchen Mitteln sie ihre Alleinherrschaft aufrecht erhalten und befestigen sollen, sondern eine Darlegung derjenigen Grundsätze, nach welchen er, im Gegensatze zu Macchiavell, ein Volk regiert sehen will. Nicht mit verschlagenen Gewaltmitteln, wie sie der Florentiner vorschlägt, nicht mit Hinterlist und Treubruch soll der Fürst regieren, sondern mit Weisheit, Gerechtigkeit und Güte. „Der erste Gedanke, den ein Fürst haben muß,“ sagt Friedrich, „das einzige Streben, das sich für ihn schickt, ist, etwas Nützliches und Großes für das Wohl seines Staates zu thun; dem muß er seine Eigenliebe und alle seine Neigungen opfern; dazu muß er alle Hilfe, alle bedeutenden Männer, die er gewinnen kann, verwenden, mit einem Worte alles, was geeignet ist, sein Streben für das Wohl seiner Unterthanen zur Ausführung zu bringen . . . . **Weit entfernt, der unumschränkte Herr seiner Unterthanen zu sein, ist der Fürst viel-**

mehr der erste Diener des Staats.“ Also dieselbe Forderung, welche König Friedrich Wilhelm an alle seine Unterthanen stellte, die Forderung der unbedingten hingebenden Pflichterfüllung, stellte der Königssohn hier an den Fürsten selbst. Dem Kronprinzen Friedrich galt der Staat nicht für den Ausdruck eines absolutistischen Herrscherwillens, sondern für eine Vereinigung vieler zur Besorgung ihrer gemeinsamen Angelegenheiten, zur Förderung der öffentlichen Wohlfahrt und zum Schutze des Vaterlandes. Der Fürst als „erster Diener des Staates“ soll zugleich der Vollstrecker des Gesamtwillens der Nation, er soll „das Werkzeug der Glückseligkeit seiner Unterthanen sein, wie sie dasjenige seines Ruhmes sind.“

So schrieb Kronprinz Friedrich in Rheinsberg (1739), und schon waren die Augen der Welt mehr hierher, nach der „aufgehenden Sonne“ gerichtet, als nach Potsdam, wo der gebrechliche König das Ende seiner Leiden herbeisehnte. Man erwartete einen vollständigen Umschwung der Dinge, wenn dieser hochstrebende, erleuchtete Prinz zur Bethätigung solcher Regierungsgrundsätze auf den Thron berufen würde.

Die Wendung in der preußischen Politik und der Polnische Thronfolgekrieg. Tod Friedrich Wilhelms I.

Seit den Verträgen von Wusterhausen und Berlin beruhte die Politik Friedrich Wilhelms I. auf dem Gedanken eines ehrlichen und aufrichtigen Zusammengehens mit Österreich. Zu Gunsten Österreichs hatte Friedrich Wilhelm dem englischen Bündnisse entsagt, die englischen Heiratspläne scheitern lassen und dadurch die Verstimmung seines Schwagers Georgs II. in höchstem Grade auf sich gezogen. Hauptsächlich seinen Bemühungen war es zu danken, daß die pragmatische Sanktion Karls VI. trotz des Protestes der Kurfürsten von Bayern und Sachsen, die — wie wir später des näheren hören werden — selbst Ansprüche auf Teile des österreichischen Erbes erhoben, vom Reiche anerkannt und gewährleistet wurde (3. Februar 1732). Alles, was er dafür von Österreich erwartete, war die Erfüllung von dessen vertragsmäßigen Verpflichtungen in der Bergischen Angelegenheit. Allein Österreich war weit davon entfernt, die von Preußen ihm geleisteten Dienste zu würdigen und durch ein gleiches Entgegenkommen zu erwidern.

Bald nach dem Scheitern der Heiratsverhandlungen mit Preußen hatte England eine Annäherung an Österreich gesucht. König Georg II. hatte keine Neigung, sich ohne das preußische Bündnis in einen Krieg gegen Österreich einzulassen, der ihm seinen hannöverschen Kurhut kosten konnte. Der Weg zum Frieden war leicht zu finden. Er brauchte nur dem Kaiser die Erfüllung seines Hauptwunsches, Anerkennung und Garantie der pragmatischen Sanktion, zuzusagen. Dafür erbot sich dieser, die Handelskompanie in Ostende aufzulösen und in den Einmarsch von 6000 Spaniern in Parma, Piacenza und Toscana zu willigen. Auf dieser Grundlage kam zwischen Österreich und Eng-

land ein Vergleich zu stande (16. März 1731), welchem später auch Holland beitrat. Frankreich, welches noch immer gegen die pragmatische Sanktion entschiedenen Widerspruch einlegte, sah sich infolgedessen genötigt, seinen Angriff auf Österreich zu vertagen.

Kaum war auf diese Weise die dringendste Gefahr vorläufig beseitigt, so begann Österreich gegen Preußen einen anderen Ton anzuschlagen und zeigte sich namentlich in der Erfüllung seiner Verpflichtungen in der Bergischen Sache außerordentlich lau. Der Kaiser verwandte seinen Einfluß nicht, um die Gegner der preußischen Ansprüche und Rechte zu einem billigen Vergleiche zu veranlassen, sondern er suchte nur, Preußen zur Nachgiebigkeit und zu Opfern zu bewegen. Seckendorf mußte den preußischen Ministern andeuten (Juni 1732), daß der König wenigstens auf Düsseldorf und auf einen Landstrich zu beiden Seiten des Rheins verzichten möge. Der König, in vollem Bewußtsein dessen, was er für Österreich gethan, und tief verstimmt über diese Anmutung, bemerkte hierzu in einem Marginalbescheide an die Minister: „Platt abschlagen; ich muß das Bergische haben und Düsseldorf und Ravenstein, oder ich will nichts haben. Wenn sie vor meiner Macht jaloux sind, habe ich dem Kaiser mit meiner Macht geschadet? Wäre ich nicht der Erste gewesen, die pragmatische Sanktion anzunehmen und bei der Fahne zu halten, wo wäre der Kaiser jetzt, wäre er noch zu Wien? Hätte ich mich auf die Gegenseite geworfen, so hätte sie können reussieren ....“

Bereits in früherer Zeit hatte der Kaiser dem Könige durch Seckendorf den Wunsch einer persönlichen Zusammenkunft aussprechen lassen und Friedrich Wilhelm infolgedessen sich bereit erklärt, dem Kaiser, wenn er im Sommer nach Karlsbad gehe, in Böhmen seinen Besuch zu machen. Jetzt mochte dieser Besuch dem Kaiser weniger angenehm sein, — er fürchtete, dadurch dem neuen Verbündeten, England, „ombrage“ zu geben, — dennoch vermochte er nicht mehr, dem ihm zugedachten Besuche zu entgehen. Am 31. Juli (1732) traf Friedrich Wilhelm auf dem kaiserlichen Gute Kladrup, nahe der schlesischen Grenze ein; in Chlumetz erwartete ihn der Kaiser. Beide Fürsten begaben sich nach der böhmischen Hauptstadt; auch die Kaiserin und Prinz Eugen waren in Prag. Trotz der glänzenden Aufnahme, die dem Könige bereitet war, kam doch so manches vor, wodurch der biedere Herr sich unangenehm berührt fühlte. Man schien mit einer gewissen Absicht zu erkennen zu geben, daß man auf die neue Allianz mit England einen bedeutend größeren Wert lege als auf das Bündnis mit Preußen. Auch die Eröffnungen zur Bergischen Sache konnten den König nicht zufriedenstellen. Er verließ Prag mit dem Stachel im Herzen (5. August).

Der preußische Minister von Podewils nannte die Zusammenkunft in Prag „das Grab der Freundschaft zwischen den beiden Monarchen."

Nächst der Bergischen Angelegenheit bildete diejenige der polnischen Thronfolge, welche mit dem nahenden Lebensende des hinfälligen August II. mehr und mehr in den Vordergrund trat, einen Prüfstein für die Dauerbarkeit des österreichisch-preußischen Bündnisses. Das Interesse der Mächte an derselben war ein verschiedenes. Frankreich wünschte die polnische Krone an Stanislaus Leßczinski, den Schwiegervater des jungen Königs Ludwigs XV., zurückzubringen, um auch im Osten eine feste Stellung gegenüber Österreich einzunehmen. Der Kaiser, welcher bereits alle Ursache hatte, vor Frankreich auf der Hut zu sein, wünschte die Wahl eines von Frankreich unabhängigen Fürsten, von dem nicht zu erwarten war, daß er der pragmatischen Sanktion in den Weg treten würde. Auch Rußland konnte die Wiederwahl des Stanislaus nicht dulden, war doch dieser Fürst durch die russischen Waffen aus Polen vertrieben und auf Rußlands Antrieb vom Thron ausgeschlossen worden. Österreich und Rußland einigten sich nun dahin, die Thronbesteigung des Stanislaus Leßczinski nötigenfalls mit den Waffen zu verhindern und dagegen nach dem Tode Augusts II. die Wahl auf den portugiesischen Infanten Don Emanuel zu lenken. Auch Preußen sollte für dieses Projekt gewonnen werden.

Die Bevollmächtigten Rußlands und Österreichs, der Oberstallmeister Graf Löwenwolde und der Graf Seckendorf, kamen (im Herbst 1732) nach dem uns bekannten königlichen Jagdschlosse zu Wusterhausen, um daselbst mit dem Könige gewisse Verabredungen zu treffen. Friedrich Wilhelm hätte am liebsten die Wahl eines polnischen Piasten gesehen, doch war er dem Vorschlage der Mächte nicht abgeneigt. Man einigte sich zu einem Vertragsentwurfe (13. Dezember), dessen wichtigste Punkte dahin lauteten, daß man die Wahlgerechtsame der polnischen Nation zwar achten, aber dieselben nicht durch eine Faktion zu gunsten Frankreichs oder des Stanislaus Leßczinski mißbrauchen lassen wolle, daß die drei Mächte dagegen alles thun, was mit dem freien Wahlrecht der Polen vereinbar sei, auch bestimmte Geldsummen und eine Anzahl Truppen bereit halten wollten, um beim eintretenden Tode Augusts II. die Wahl des portugiesischen Infanten Don Emanuel ins Werk zu setzen. Zugleich erbot sich die Kaiserin Anna „aus Freundschaft und Hochachtung für das Haus Brandenburg," das Herzogtum Kurland, das früher Lehen der Krone Polen gewesen, nach dem Tode des Herzogs, ihres Oheims, dem zweiten preußischen Prinzen, August Wilhelm, zu übertragen. Dieser sogenannte Löwenwoldesche Vertrag sollte die Grundlage für ein gemeinsames Handeln der drei Mächte Rußland,

Österreich und Preußen in der polnischen Frage beim Tode Augusts II. bilden; die Kaiserin Anna zögerte jedoch mit der Ratifikation so lange, bis er durch die Zeitereignisse überholt war.

Es ist von Interesse zu erfahren, welche Stellung König August II. selbst zu der Frage nahm, die das Schicksal des von ihm beherrschten Landes betraf. Dieser Fürst war noch ebenso leichtsinnig und lasterhaft, ebenso frivol und intrigant geblieben, wie in seinen Jugendtagen; die politische Intrigue hatte für ihn einen um so größeren Reiz gewonnen, da die Abnahme seiner Kräfte ihm die gewohnten Ausschweifungen nicht mehr gestattete. Er war kühn in der Wahl seiner Ziele, aber verächtlich in der Wahl der Mittel, die ihn dazu führen sollten. Sein Hauptaugenmerk war darauf gerichtet, die polnische Krone in seinem Hause erblich zu machen; aber er versäumte auch nicht, gelegentlich an die Rechte zu erinnern, welche durch die Verbindung seines Sohnes, des Kurprinzen, mit Maria Josepha, der ältesten Tochter Kaiser Josephs I., an sein Haus gekommen seien, und er malte sich aus, zu welchem Glanze sein Haus sich emporheben würde, wenn Böhmen, Schlesien, Mähren dereinst mit seinem Sachsenlande vereinigt sein würden. August II. trat mit Frankreich in Verhandlungen über eine Teilung der österreichischen Erbstaaten und entwarf zugleich Pläne für eine Teilung Polens, bei welchen er den Mächten Rußland, Österreich, Preußen polnische Landesteile überlassen wollte, um mit ihrer Zustimmung sich für den Rest zum erblichen Souverän zu erklären.

Im Januar 1733 begab sich August II. von Dresden nach Warschau und ward bei der Durchreise in Krossen im Namen des Königs von Preußen durch den General von Grumbkow, um dessen Sendung er insbesondere gebeten hatte, begrüßt. Es wird Merkwürdiges über diese Begegnung und Konferenz des Königs August mit dem preußischen Minister in Krossen (14. Januar) berichtet. Nach dem Beispiel der alten Deutschen, welche Rat pflogen, wenn sie beim Gelage saßen, und Beschlüsse faßten, wenn sie nüchtern waren, leerte der alte Macchiavell in jener Nacht eine Flasche nach der anderen mit Grumbkow, rückte dabei mit seinem polnischen Teilungsprojekte heraus und suchte des anderen Meinung darüber auszuforschen. Aber Grumbkow hielt tapfer stand, trank viel, aber sagte nicht mehr, als er wollte. So saßen sie zusammen sechs Stunden lang, tranken edeln Weines Fülle und kamen nicht vom Flecke. König August mochte wohl noch einen etwas wüsten Kopf haben, als Grumbkow am folgenden Morgen bei ihm eintrat. Der Eindruck, welchen die Gestalt des gebrechlichen alten Königs, wie er an jenem Morgen halb bekleidet am Kaminfeuer vor ihm stand, auf Grumbkow machte, spiegelte sich noch in einer

Vision, welche dieser bald nach seiner Rückkehr in Berlin hatte. Grumbkow erzählt, die Erscheinung des Königs sei an sein Nachtlager getreten und habe ihn angeredet: „Lieber General von Grumbkow, ich bin am 31. januarii zu Warschau gestorben."

Wirklich war König August II. bald nach seiner Ankunft in Warschau in der Nacht vom 31. Januar zum 1. Februar gestorben. Alsbald trat die polnische Thronfolgefrage in ein neues Stadium. Kurfürst August III., der weder an Talenten noch an Lastern seinem Vater gleichkam, wandte sich an den Kaiser, bat um dessen Unterstützung zu seiner Wahl in Polen und gab dafür die befriedigendsten Versprechungen bezüglich der pragmatischen Sanktion. Der Kaiser aber, welcher auf die Anerkennung der pragmatischen Sanktion durch August III. wegen der eigenen Ansprüche dieses Fürsten auf die österreichische Erbfolge besonderen Wert legte, nahm keinen Anstand, den früher von ihm aufgestellten Thronkandidaten Don Emanuel zu Gunsten Augusts III. fallen zu lassen, und bewog auch Rußland, August III. vor dem Infanten, der im Lande wenig Anhang habe, den Vorzug zu geben.

Die polnische Frage schien zum Brennpunkte eines großen Krieges zwischen den Hauptmächten — Frankreich einerseits, Österreich und Rußland andererseits — werden zu sollen. Von beiden Seiten wurde stark gerüstet, von beiden war die Kriegsfrage gestellt. Frankreich erklärte, die Wahl Augusts III. durch den Einfluß Österreichs und Rußlands als Kriegsfall anzusehen; das Gleiche erklärten Österreich und Rußland in Bezug auf die Wahl Stanislaus Leßczinskis. Sowohl August III. als Stanislaus warben um Anhänger für sich in Polen.

König Friedrich Wilhelm hatte noch freie Hand in der polnischen Frage. Da der Löwenwoldesche Vertrag von Rußland nicht ratifiziert und der in diesem aufgestellte Thronkandidat Don Emanuel fallen gelassen war, so sah Friedrich Wilhelm sich durch nichts in seinen Entschlüssen gebunden. Allerdings hatte die Erhebung eines deutschen Reichsfürsten, dessen Gebiet mit dem preußischen grenzte, auf den polnischen Thron für Preußen eine andere Bedeutung als die Wahl eines polnischen Piasten oder allenfalls des portugiesischen Infanten; der König war indessen auch jetzt nicht abgeneigt, mit Österreich und Rußland gemeinschaftliche Schritte zu Gunsten der Thronfolge Augusts III. zu thun, wenn dieser sich zur Erfüllung gewisser Bedingungen, insbesondere zur Anerkennung und Förderung seiner Rechtsansprüche auf Berg und Jülich, sowie zur Unterstützung der Erwerbung von Kurland für seinen zweiten Sohn, den Prinzen August Wilhelm, bereit erklärte. Daß der Dresdener Hof Kurland bereits dem Oberkammerherrn und Günstling der Kaiserin

Anna, Grafen Biron, angetragen und daß die Kaiserin dieses Anerbieten angenommen hatte, war dem Könige noch unbekannt. August III., der sich im Vertrauen auf den Schutz Österreichs und Rußlands seines Zieles bereits sicher glaubte, lehnte die preußischen Forderungen ab. Seitdem verhielt sich Friedrich Wilhelm kühl zur polnischen Angelegenheit; er hatte keine Veranlassung, in Polen für die Wahl eines Fürsten einzutreten, der sich, nachdem er mit Hilfe Preußens sein Ziel erreicht, vielleicht auf die Seite der Gegner Preußens schlagen würde. Seine früheren Verträge verpflichteten ihn jedoch, Österreich für den Fall, daß es in seinen Besitzungen angegriffen würde, ein Hilfscorps von 10000 Mann zu stellen.

Österreich mochte sich für den bevorstehenden Krieg der preußischen Bundesgenossenschaft nicht recht sicher fühlen; es mußte fürchten, daß der König sich nicht durch Verträge gebunden erachten werde, mit deren Erfüllung es der Kaiser, wie sich öfters gezeigt hatte, selbst nicht ernst meinte. Man sann in Wien auf ein anderes Mittel, um das preußische Staatsschiff in das Schlepptau der österreichischen Politik zu nehmen, und verfiel auf eine Heiratsintrigue. Man strengte sich an, um die zur Zeit der Spannung zwischen Österreich und England von jenem so lebhaft empfohlene Heirat des Kronprinzen mit der braunschweigischen Prinzessin jetzt in der letzten Stunde nicht zu stande kommen zu lassen und dagegen dem Kronprinzen eine englische Prinzessin zur Gemahlin zu geben. Durch England hoffte man Preußen regieren zu können, zumal, da man dem Könige selbst kein langes Leben zutraute.

Schon war der Tag der Vermählung angesetzt (12. Juni 1733), in allen Kirchen des Landes wurde die Fürbitte für das verlobte Paar gehalten. Die königliche Familie traf in dem prächtigen, mit Kunstschätzen reich ausgestatteten Schlosse zu Salzdahlum bei Wolfenbüttel ein, wo der Großvater der Prinzessin Christine, Herzog Ludwig Rudolf, die Hochzeit auszurichten übernommen hatte. In des Königs Begleitung befand sich Graf Seckendorf. Am Tage vor der Hochzeit erhielt Seckendorf durch Kurier aus Wien den dringenden Auftrag, dem Könige zu raten, daß er die Vermählung des Kronprinzen mit der Prinzessin Christine aufgeben und diesen mit der englischen Prinzessin Amalie verloben möchte. Am Morgen des Hochzeitstages, als der König noch im Bette lag, erschien Graf Seckendorf mit dem gewohnten gleißnerischen Lächeln vor seinem Lager; es mochte ihm wohl selber bei der Überbringung seines Auftrages nicht wohl zu Mute sein. Der König hörte ihn mit schweigendem Staunen an, öffnete und las die Zuschrift des Prinzen Eugen und gab sie dann Seckendorf mit dem Auftrage zurück, sie an seine Minister zur Beant-

wortung abzugeben und ihnen zugleich zu erklären, daß er, der König, durch keinen Vorteil der Welt sich würde bewegen lassen, seiner Ehre und Parole einen solchen Schandfleck anzuhängen. An demselben Tage wurde die Trauung des Kronprinzen Friedrich mit der Prinzessin Christine von Braunschweig-Bevern vollzogen. Friedrich Wilhelm hatte abermals einen Blick in das Trugspiel des Wiener Hofes gethan.

Unterdessen nahm die polnische Verwickelung ihren Fortgang. Am 12. September erfolgte die Wahl des Stanislaus Leßczinski. Bald darauf erschien ein russisches Heer vor Praga; unter seinem Schutze wurde August III. von seinen Anhängern zum Könige von Polen gewählt (5. Oktober). Die französische Armee besetzte Lothringen, sie ging bei Straßburg über den Rhein. An den König von Preußen erging die Aufforderung des Kaisers, sein vertragsmäßiges Hilfscorps von 10000 Mann zu stellen. Er antwortete, daß er sich mit 41 Bataillonen und 97 Schwadronen in Marsch setzen werde. Also nicht mit einem Teile, sondern mit seiner Hauptmacht wollte der König neben Österreich auf dem Kriegsschauplatz erscheinen, ohne eine neue Forderung daran zu knüpfen, und es ist kein Zweifel, daß er alsdann eine ganz andere Rolle in diesem Kriege gespielt und beim Friedensschlusse ein weit gewichtigeres Wort gesprochen haben würde, als wenn er nur im Anhange Österreichs auftrat. Darum aber lehnte der Kaiser mit verlegenem Danke das Anerbieten ab und wiederholte nur die Bitte um die vertragsmäßige Hilfe von 10000 Mann. „Der Kaiser scheint mir übel beraten," schrieb der König an Grumbkow „man hat die 50000 Mann verschmäht; ich werde die 10000 stellen, aber den Kopf ganz aus der Schlinge ziehen. Der Franzos mag den Meister spielen oder nicht, ich mische mich nicht drein. Mag der Kaiser sehen, wie er wieder solchen Alliierten bekommt, der alles ausgeführt hätte." Also seine vertragsmäßigen Verpflichtungen wollte der König erfüllen, aber auch nicht einen Schritt weiter gehen.

Mit wie lebhafter Teilnahme wir auch das trefflich ausgerüstete und disciplinierte preußische Hilfscorps unter General von Röder in den Feldzug am Rhein begleiten, so haben wir doch nichts von glänzenden Waffenthaten desselben zu berichten. Es war ein armseliger Krieg, dieser Polnische Thronfolgekrieg in den deutsch-französischen Grenzlanden, — ein Krieg ohne jeden patriotischen Impuls, ohne große Ziele, fast auch ohne alles militärische Interesse, ein nutzloses Hin- und Herziehen den Rhein hinauf und hinab. Der österreichische Oberbefehlshaber, Prinz Eugen, unter dessen oberste Leitung zugleich das preußische Hilfscorps sowie — nach der Kriegserklärung des Reichs

(Januar 1734) — die Reichsarmee gestellt wurden, hatte die Thatkraft seiner früheren Kriegszüge verloren und war nicht mehr der Mann, durch die Art seiner Kriegführung dem Kriege selbst einen gewissen Schwung zu geben. Die Franzosen hatten Kehl genommen, sie belagerten Philippsburg (Frühjahr 1734). Prinz Eugen, der mit seiner vereinigten Armee kaum eine Meile davon stand, that nichts zum Entsatz und ließ die alte Reichsfestung, ohne eine Schlacht zu wagen, in die Hände der Franzosen fallen. Kronprinz Friedrich, der sich mit dem Fürsten Leopold von Dessau in das Hauptquartier begeben hatte, sah sich in der Hoffnung, hier unter den Augen des Prinzen Eugen seine ersten Lorbeeren zu erwerben, getäuscht; er wird aber manche Beobachtungen gemacht und Vergleiche zwischen der Beschaffenheit der österreichischen und der preußischen Truppen angestellt haben.

Fürst Leopold von Anhalt-Dessau.

Im Sommer (1734) erschien auch König Friedrich Wilhelm im Feldlager, wohl weniger aus Interesse für den Krieg, als um seine lieben blauen Kinder im Felde zu begrüßen. Auf der Rückreise erkrankte er in Wesel; sein Leiden entwickelte sich zu einer qualvollen Wassersucht, er glaubte sich dem Tode nahe. „Ein Schiff fährt geschwinder, ein anderes langsamer," schrieb er an den Fürsten von Dessau; „sie kommen doch in denselben Hafen." Auch auf dem Krankenlager führte er die Regierungsgeschäfte in gewohnter Weise fort. Mit dem Ausgange des Jahres trat eine Besserung ein; seine volle Gesundheit erlangte er nicht wieder.

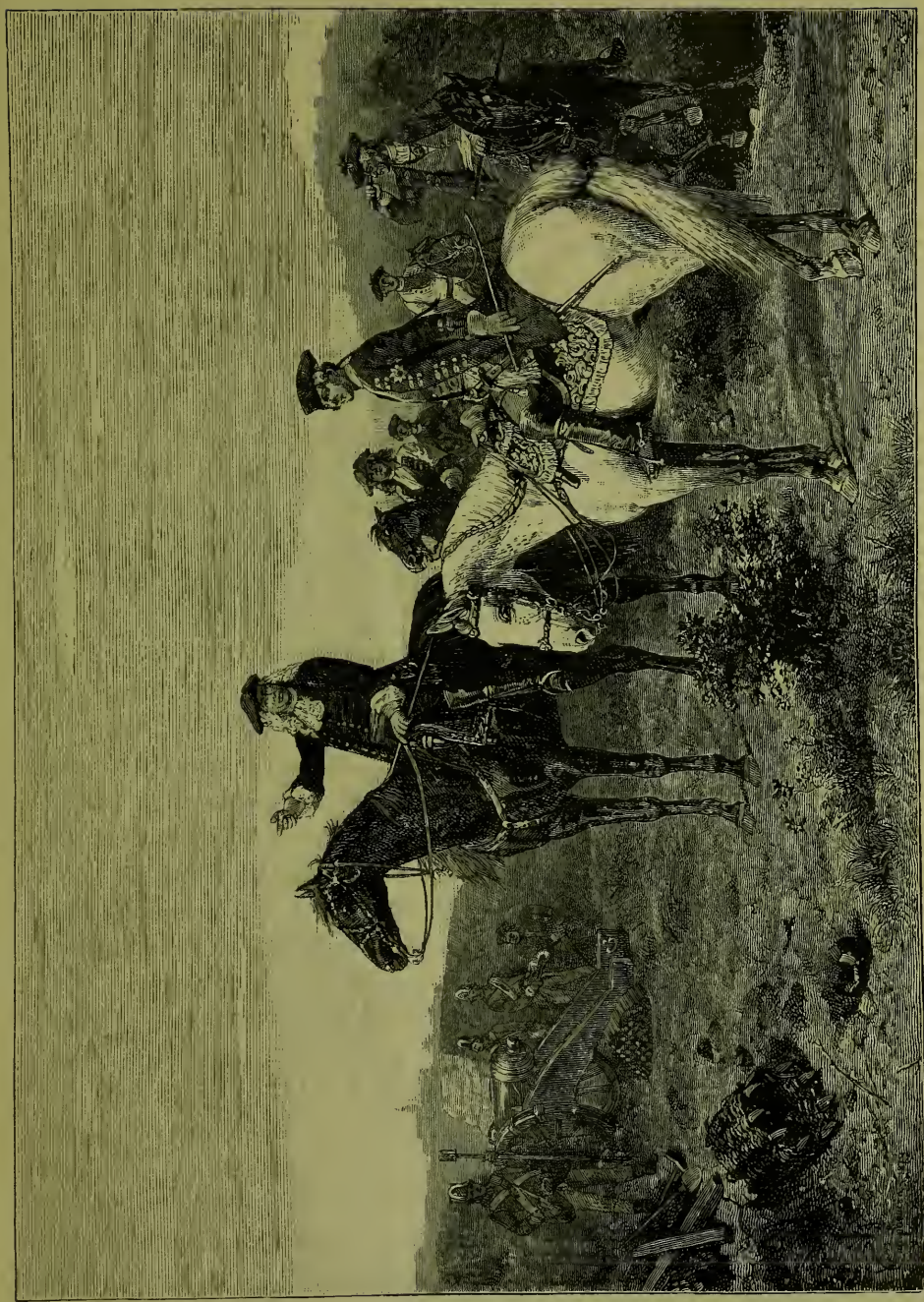
Auch in Italien waren die österreichischen Waffen nicht vom Glück begünstigt. Die Österreicher verloren hier nach und nach alle Festungen an die

Spanier und konnten die Besetzung von Neapel durch den Infanten nicht hindern. Nur in Polen stand die Sache der Franzosen und ihres Schützlings schlecht. Danzig, wohin sich Stanislaus geflüchtet hatte, widerstand zwar durch mehrere Monate dem Belagerungsheer der Russen und Sachsen unter Münnich, mußte jedoch, nachdem Stanislaus während der Verhandlungen Gelegenheit zu entkommen gefunden, die Kapitulation annehmen (9. Juli).

Je länger der Krieg dauerte, desto gespannter wurden die Verhältnisse zwischen Preußen und Österreich. Friedrich Wilhelm empfand es bitter, daß die Rolle, welche Preußen neben Österreich in diesem Kriege spielte, seiner Macht nicht würdig sei und dem wahren Interesse des preußischen Staates nicht entspreche. Er sah keine Veranlassung, August III. in Polen den Vorzug vor Stanislaus zu geben, und sah mit Unmut, daß die deutschen Grenzlande der Schauplatz dieses Krieges um die polnische Thronfolge waren. Während er am Rhein den Fortschritten der Franzosen Widerstand leistete, verhielt er sich in Polen neutral, gewährte dem flüchtigen Könige Stanislaus, auf dessen Kopf der russische General Münnich einen Preis von 100000 Rubel gesetzt, eine Zuflucht auf preußischem Gebiet in Angerburg und verweigerte auf das entschiedenste seine Auslieferung.

Im Jahre 1735 wurde der Krieg mit derselben Lauigkeit geführt, wie in den vorhergehenden, obgleich der Prinz Eugen noch durch 12000 Mann russischer Kriegsvölker verstärkt wurde. Im Spätherbst entschloß man sich im österreichischen Kriegsrat zu einer großen militärischen Aktion. Graf Seckendorf sollte mit den Reichsvölkern und den Preußen aus der Mainzer Gegend nach der Mosel aufbrechen und die französische Aufstellung in Lothringen in der linken Flanke umgehen; er bat den König um die Erlaubnis, auch die preußischen Truppen zu dieser Unternehmung verwenden zu dürfen. Aber sei es, daß dieser an den Ernst eines solchen Kriegszuges nicht recht glaubte und daß er besorgte, die Preußen sollten nur zu dem Zweck so weit vorgeschoben werden, um die bequemen Winterquartiere der übrigen Truppen zu decken, sei es, daß er überhaupt dieser Art von Kriegführung, wie sie bisher betrieben worden, überdrüssig war, kurz, er versagte seine Einwilligung und bestimmte, daß die Preußen bei der Hauptarmee bleiben sollten. Die große Aktion fand ohne Beteiligung der Preußen statt, die durch österreichische Truppen ersetzt wurden. Mit einigen Märschen quer durch den Hunsrück erreichte Seckendorf die Mosel, lieferte den Franzosen ein glückliches Gefecht bei Kloster Klausen und besetzte Trier (1. November).

Dieser vielbelobte Zug Seckendorfs hatte nicht einen strategischen, sondern



Prinz Eugen und Kronprinz Friedrich.

vielmehr einen höheren politischen Zweck, nämlich denjenigen, die Friedensverhandlungen, welche bereits seit einiger Zeit zwischen Österreich und Frankreich geführt wurden, vor den Verbündeten geheim zu halten; denn um dieselbe Zeit, als Seckendorf bei Trier eintraf, wurden bereits die Friedenspräliminarien bekannt, die (am 3. Oktober) in Wien abgeschlossen waren und nun allgemeines Staunen erregten.

Frankreich ließ seinen bisherigen Schützling Stanislaus Leßczinski fallen, erkannte August III. als König von Polen an und übernahm die Garantie für die pragmatische Sanktion. Der Preis, mit welchem Österreich diese bedeutenden Zugeständnisse von Frankreich bezahlte, war das deutsche Reichsland Lothringen, für welches der Herzog Franz Stephan mit dem Großherzogtum Toscana (nach dem Aussterben des letzten Mediceers) entschädigt werden sollte. Lothringen nebst Bar erhielt Stanislaus mit der Bestimmung, daß diese Lande nach seinem Tode an seinen Schwiegersohn Ludwig XV. oder an dessen Erben übergehen sollten. Neapel und Sizilien trat der Kaiser an den Infanten Don Carlos ab und erhielt dafür Parma und Piacenza zurück.

Dies war der wesentliche Inhalt der Wiener Präliminarien, denen auch Rußland und Polen sowie später Spanien beitraten. Sie waren ein empfindlicher Schlag für die preußische Politik. Gerade was Friedrich Wilhelm zu verhindern dringend bestrebt gewesen war, vollzog sich jetzt, ohne daß er auch nur befragt wurde. Wie hätte er auch voraussehen können, daß Österreich in die Abtretung des deutschen Reichslandes Lothringen an Frankreich, daß Frankreich in die Erhebung Augusts III. auf den Thron Polens willigen würde! Nun befand sich Preußen gerade zu einer Zeit, als die wichtigste Frage der preußischen Politik, die Jülich-Bergische, der Entscheidung entgegenging, in einer vollständig isolierten Lage. Am Wiener Hofe begegnete man Preußen mit gesuchter Nichtachtung. Man legte ihm die Nichtbeteiligung der preußischen Truppen an dem Seckendorfschen Zuge gleich einem Vertragsbruche aus. Nicht einmal von den Friedenspräliminarien wurde Preußen Mitteilung gemacht, und die Vermählung des Herzogs Franz Stephan mit der Erzherzogin Maria Theresia ward in Wien gefeiert (1736), ohne daß dem preußischen Hofe eine Anzeige zuging. Auf die preußischen Anfragen über den Stand der Jülich-Bergischen Angelegenheit hatte man in Wien nur ausweichende und zweideutige Antworten; ja, es war kein Zweifel mehr darüber, daß Österreich mit Frankreich und den Pfälzer Häusern in einem dem Berliner Vertrage von 1728 entgegengesetzten Sinne über die Erbfolge in Berg und Jülich unterhandelte. Mit Unmut erkannte der König, daß die Politik, der er seit einer Reihe von

Jahren gefolgt war, ihn von seinen wahren Zielen abgeführt hatte, und daß er diese im Bunde mit Österreich niemals erreichen würde. Er sah neue Aufgaben an den Preußischen Staat herantreten, zu deren Lösung er — auch abgesehen von Alter und Gebrechen — nicht die Kraft und die Mittel in sich fand. Damals sprach er, auf seinen Sohn, den Kronprinzen Friedrich weisend, zu Grumbkow die prophetischen Worte: „Hier steht einer, der mich rächen wird!"

Das stille, aber unaufhaltsame Erstarken Preußens war ein Moment, welches Österreich und den deutschen Staaten mehr zu denken gab als die Trennung Lothringens vom Reiche. Wie sehr man auch innerhalb und außerhalb des Reiches über die Vorliebe des „König-Korporals" für die „langen Kerls," über diese Armee spottete, die nur für die Wachtparade, nicht für den Krieg geschaffen schien, es lag doch in diesem Spott die Befürchtung, daß dieses Preußen, welches man jetzt isoliert und gedemütigt glaubte, ihnen zu mächtig werden könne. Preußen hatte unter den Staaten Europas weder zuverlässige Bundesgenossen, noch offene und rechtschaffene Feinde; aber es ward von allen Seiten mißtrauisch beobachtet, und es schien ein stilles Übereinkommen unter den Mächten zu herrschen, daß man jedem Machtzuwachs Preußens entschieden entgegentreten müsse. Die Haltung des Königs bei den Verhandlungen über die Jülicher Frage ließ erkennen, daß es eine Linie gab, über die er bei aller Friedensliebe und Nachgiebigkeit unter keinen Umständen zurückweichen, und daß er eher das Äußerste wagen, als die gerechten Ansprüche seines Hauses fallen lassen würde. Die vier Mächte Österreich, Frankreich, England und Holland unternahmen noch einen Versuch, um Preußen mit diplomatischen Mitteln einzuschüchtern. Sie beschlossen, in vier gleichlautenden Noten die Aufforderung an den König zu richten, daß er ihre gemeinschaftliche Vermittelung in der Jülich-Bergischen Sache annehmen und sich aller eigenmächtigen Schritte enthalten möge. Wie unparteiisch diese Vermittelung gemeint war, zeigte ihre erklärte Absicht, beim eintretenden Tode des Kurfürsten Karl Philipp von der Pfalz den Pfalzgrafen von Sulzbach die vorläufige Regierung in Berg und Jülich antreten zu lassen.

Der König wußte bereits, was er von den „Quadrilleurs" — so nannte er die vier Mächte — zu erwarten hatte; er wies die Minister an, die Überbringer der identischen Noten „höflich und mit vielen Reverenzen" zu empfangen und ihnen die Versicherung zu geben, daß er, der König, sich die Sache gewiß reiflich überlegen werde. Die preußische Antwort erfolgte dann (Februar 1738) in höflichen und allgemeinen Ausdrücken; sie ließ jedoch keinen Zweifel darüber,

daß der König die provisorische Besitzergreifung des Herzogtums Berg durch den Pfalzgrafen von Sulzbach nicht dulden, vielmehr nach dem Tode Karl Philipps — falls bis dahin kein Vergleich zu stande gekommen — selbst von dem Herzogtum Besitz ergreifen werde. Wie wenig er übrigens im äußersten Falle selbst den Krieg mit den Quadrilleurs scheute, geht aus seinem Schreiben an den Fürsten von Dessau hervor: „Dieses ist eine affaire d'honneur et point d'interest, also ist hier nichts zu acquirieren, sondern daß die puissancen mich nicht so honteusement behandeln sollen und mir mit der Feder eine solche bassesse thun machen. Denn dazu bin ich zu alt, mich auf meine funfzig Jahre zum Hundsfott machen zu lassen. Also werde ich nicht nachgeben, bis ich unterliege, und dazu soll mich nichts bringen als die force vieler puissancen... Nach den Franzosen frage ich nichts danach; wenn nur die Schweden und Russen dabei stille sitzen, mit den anderen nehme ich es auf. Es hat der David den Goliath mit der Schleuder tot geworfen; wo ich sie schlage, alors comme alors."

Österreich ging noch weiter; es schloß zu Anfang des Jahres 1739 einen förmlichen Vertrag mit Frankreich zu dem Zwecke ab, um nach dem Tode des Kurfürsten Karl Philipp den Besitz von Jülich, Berg und Ravenstein vorläufig auf zwei Jahre dem Pfalzgrafen von Sulzbach Karl Theodor zu sichern. Die Ratgeber des Kaisers bedachten nicht, daß dieser im Berliner Vertrage (1728) die Garantie der preußischen Nachfolge im Herzogtum Berg als Gegenbedingung für die preußische Garantie der pragmatischen Sanktion übernommen hatte, daß also nach diesem offenkundigen Vertragsbruch Österreichs König Friedrich Wilhelm oder seine Nachfolger wieder völlig freie Hand in der österreichischen Erbfolgefrage hatten. Und diese war noch keineswegs entschieden.

Mit Bezug auf diesen österreichisch-französischen Vertrag schrieb der König an den Kronprinzen: „Das ist der Dank für die gestellten 10000 Mann und alle Deference, so ich für den Kaiser gehabt, und könnt Ihr daraus sehen, daß es nichts helfe, wenn man sich für denselben sakrifizierte. Solange man uns nötig hat, flattiert man uns; sobald man aber glaubet, der Hilfe nicht mehr zu gebrauchen, so ziehet man die Maske ab und weiß von keiner Erkenntlichkeit. Die Betrachtungen, so Euch dabei einfallen müssen, können Euch Gelegenheit geben, Euch künftig in dergleichen Fällen zu hüten."

König Friedrich Wilhelm that jetzt einen Schritt zur Annäherung an Frankreich, und der leitende Minister Frankreichs Kardinal Fleury war bereit, zu einem für Preußen weniger ungünstigen Arrangement die Hand zu bieten. Preußen sollte Düsseldorf, einen Strich Landes längs des Rheinufers und einige Ämter im Bergischen an Sulzbach überlassen; dafür wollte Frankreich

ihm den Besitz des übrigen Teils von Berg verbürgen und sich verpflichten, sowohl die Pfälzer Häuser zur Annahme dieses Vergleiches zu bewegen, als auch Preußen in diesem Besitze gegen jede andere Macht ohne Ausnahme zu schützen. Friedrich Wilhelm glaubte, durch die Annahme dieses Vergleiches (5. April 1739) seinem Hause wenigstens einen Teil der Jülich-Bergischen Erbschaft zu sichern, wenn die Mißgunst Österreichs und der übrigen Mächte ihm die Durchführung seiner Ansprüche auf das Ganze unmöglich machte. „Es wird," schrieb er (6. Mai), „ein Donnerschlag für den Wiener Hof sein, wenn er diesen Vertrag erfährt."

Was den König nebenbei bewog, eine friedliche Beilegung des Jülich-Bergischen Erbstreites auf diese Weise anzubahnen, war ein Gefühl, ähnlich demjenigen, mit welchem der treue Hausvater, der sich zu einer großen Reise anschickt, vorher sein Haus zu bestellen pflegt.

Das letzte Lebensjahr des Königs war angebrochen. Im Sommer 1739 unternahm er in Begleitung des Kronprinzen eine Reise nach Litauen, welches — vor kurzem durch die Pest entvölkert und verödet, eine wahre Wüste, — jetzt durch die fürsorglichen Maßnahmen des Königs und durch den Fleiß der eingewanderten Salzburger in ein fruchtbares Land mit blühendem Handel verwandelt worden.

Ein Beweis des guten Einvernehmens, das zwischen Vater und Sohn obwaltete, war die Schenkung des königlichen Gestüts Trakehnen an den letzteren, für diesen um so angenehmer, da seine Finanzen eine solche Aufbesserung um ein jährliches Einkommen von 10—12000 Thalern sehr wohl vertragen konnten. Die Anstrengungen der Reise hatten bei dem Könige ein neues Aufbrechen seiner Gichtwunden zur Folge. Sehr leidend kehrte Friedrich Wilhelm nach Berlin zurück. Es folgte ein schwerer, qualvoller Winter. Der König fuhr zwar fort, seine Regierungsgeschäfte in der gewohnten Art zu betreiben — denn „Könige müssen mehr als andere Menschen aushalten können," so sagte er —; aber er fühlte die Abnahme seiner Kräfte und das heranschleichende Lebensende. Als die wärmeren Tage kamen, übersiedelte er nach seinem Potsdam (April 1740). „Lebe wohl Berlin, in Potsdam will ich sterben," rief er, als er in den Reisewagen gehoben ward.

Täglich ließ er sich um die gewohnte Stunde in seinem Rollstuhl zur Wachtparade fahren. Als er auch diesen Dienst einige Tage einstellen mußte, ließ er 200 Mann seines Potsdamer Leibregiments durch die Länge seines Zimmers hindurch langsam an sich vorüberziehen und erquickte sein Herz an dem Anblick seiner lieben „blauen Kinder."

Im Mai verschlimmerte sich sein Übel, die Brustwassersucht trat ein, ihm sanken die Kräfte. Der Kronprinz erhielt in Rheinsberg durch eine Stafette Nachricht von der Lebensgefahr, in der sein Vater schwebte. Er eilte nach Potsdam (27. Mai). Als er in die Nähe des Schlosses kam, sah er eine Menge Menschen dort versammelt, in ihrer Mitte den König auf seinem Rollstuhl. Er hatte sich an dem sonnigen Tage hinausfahren lassen, um der Grundsteinlegung eines Hauses beizuwohnen. Als er den Kronprinzen erblickte, streckte er ihm die Arme entgegen. Der Kronprinz sank knieend an seine Brust und hielt ihn lange umfangen.

Wenn Friedrich Wilhelm in seinen letzten Lebenstagen der ernsten Lage des Landes gedachte, dann ließ er seine Blicke auf dem Kronprinzen ruhen, der fortwährend an seinem Lager weilte. Er sammelte seine letzte Kraft, um ihm die Lage des Staates eingehend darzulegen, vielleicht auch manches Geheimnis ihm anzuvertrauen, das er bis zu diesem Tage auf dem Herzen bewahrt hatte, und die Art, wie der junge thatkräftige Prinz seine Mitteilungen aufnahm, die heilige Begeisterung für seinen Königsberuf, die ihm aus den Augen leuchtete, mochten dem sterbenden Könige den freudigen Trost geben, daß sein Werk auch unter ihm Bestand haben und fortgesetzt werden würde. Mit gehobener Stimme rief er den eintretenden Generalen zu: „Gott thut mir große Gnade, daß er mir einen so braven Sohn gegeben hat.“ Friedrich beugte sich über den Vater, küßte seine Hand und benetzte sie mit heißen Thränen. Dieser aber umschlang seinen Hals und rief noch einmal mit fester, zuversichtlicher Stimme: „Mein Gott, ich sterbe zufrieden, da ich einen so würdigen Sohn und Nachfolger hinterlasse.“

Vollständig vorbereitet und gefaßt, mit der Ruhe und Zuversicht eines Christen, beschloß Friedrich Wilhelm sein königliches Tagewerk. Nachdem er alle Regierungsgeschäfte bestellt, alle Anordnungen für seine Bestattung Punkt für Punkt diktiert, die Lieder bezeichnet, mit denen man ihn zu Grabe geleiten sollte, auch den „Sarg von Eichenholz mit kupfernen Griffen“ besichtigt, den er für seinen Leib hatte bestellen lassen, und nachdem er in Gegenwart der königlichen Familie, der Minister, der Generale und Adjutanten erklärt und, da seine Stimme matt ward, durch einen seiner Offiziere mit lauter Stimme hatte wiederholen lassen, daß er „die Regierung niederlege, Staat, Land und Leute, die volle königliche Gewalt und Souveränität dem Kronprinzen Friedrich übertrage,“ verschied Friedrich Wilhelm am 31. Mai 1740 um 3 Uhr nachmittags. —

Wenn wir an den Marksteinen eines großen Menschenlebens stehen, dann pflegen wir wohl nach den Erfolgen und dem Mißlingen der Bestrebungen, von denen es erfüllt war, das Gesamtergebnis des Wirkens und Schaffens der nun gebrochenen Menschenkraft zu berechnen. Der Rückblick auf das Leben Friedrich Wilhelms I. zeigt uns wenig glänzende äußere Erfolge; wir sehen ihn vielmehr öfters Irrungen unterliegen und Wege einschlagen, die ihn von seinen eigentlichen Zielen entfernen. Der Gedanke eines ehrlichen und aufrichtigen Zusammengehens mit Österreich, den Friedrich Wilhelm in allen Fragen der auswärtigen Politik von den Verträgen von Wusterhausen und Berlin bis zum Polnischen Thronfolgekriege vorwalten ließ, erwies sich bei den verschiedenartigen Interessen dieser beiden Mächte und bei dem offenkundigen Streben Österreichs, die Macht Preußens niederzuhalten, als unausführbar, und durch die bis zur Schwäche gehende Nachgiebigkeit des Königs gegen Österreich wurde zuweilen sogar die Selbständigkeit und das eigene Interesse des Staates in Gefahr gebracht.

In seinen Ansprüchen auf die Jülich-Bergische Erbschaft, welche der König in seiner auswärtigen Politik überall in den Vordergrund gestellt hatte, war er genötigt worden, so weit zurückzuweichen, daß er sich in seinen letzten Lebensjahren mit einem Teile von Berg ohne die Hauptstadt begnügt hätte. Wenn Friedrich Wilhelm während seiner ganzen Regierungszeit dahin gearbeitet hatte, das Ansehen Preußens unter den Staaten Europas zu heben, so mußte er jetzt doch erleben, daß Preußen fast isoliert stand und selbst bei der Geltendmachung seiner klaren Rechte auf sich allein und seine eigene Kraft angewiesen war. Wir würden jedoch unrecht thun, wenn wir die Schuld an diesen Mißerfolgen allein der Politik Friedrich Wilhelms zuschreiben wollten. Sie liegt vielmehr in der Übergangsperiode begründet, welche der Preußische Staat unter ihm zu durchlaufen hatte. Preußen war zu mächtig geworden, um die großen europäischen Entscheidungen ohne seine Teilnahme und Mitwirkung sich vollziehen zu lassen; es war noch nicht mächtig und angesehen genug, um seine Stimme mit demselben Gewicht, wie die übrigen Staaten, geltend machen zu können. Preußen hatte noch einen schweren Kampf zu bestehen, bevor es ebenbürtig in die Reihe der Hauptmächte eintreten konnte. Friedrich Wilhelm hatte den Staat in stand gesetzt, ihn führen zu können. Dies aber war der Erfolg seiner Regierungsthätigkeit im Innern, der größte seiner Lebensarbeit.

„Ich stabiliere die Souveränität wie einen Rocher von Bronze," — dieses Wort aus dem Anfange seiner Regierung hatte der König zur Wahrheit gemacht. Er hatte dem Staate ein so festes, straffes Gefüge gegeben, daß es

seinen Nachfolgern unmöglich gewesen wäre, an den Grundeinrichtungen des Staatsgebäudes Änderungen vorzunehmen, ohne dieses selbst zu zerstören. Nach Flächeninhalt der zehnte, nach Bevölkerungszahl der dreizehnte oder vierzehnte unter den Staaten Europas, folgte Preußen nach der Anzahl seiner Truppen (83000 Mann) den ersten Militärmächten, Frankreich, Rußland und Österreich, das aber jetzt aus den Wunden des letzten, unglücklich geführten Türkenkrieges blutete; an Zucht und Ausbildung kam sein Heer den besten der Welt gleich.

Friedrich Wilhelm hatte die jährlichen Einkünfte des Staates auf sieben Millionen erhöht, ohne daß das Land mit Steuern überbürdet war. In dem Staatsschatze befanden sich alles in allem etwa zehn Millionen. Aber nicht nach diesen Zahlen berechnen wir die Leistungsfähigkeit des Preußischen Staats; es lag vielmehr in diesem Staatswesen noch eine unwägbare Kraft verborgen, und es nahte der Genius, der sie wecken sollte.

Der
Weg zur Großmacht
unter
Friedrich II.
1740–1786.

Friedrichs II. Regierungsanfang.

Inmitten der Fäulnis und Verwesung, welche sich in dem Jahrhundert nach dem Dreißigjährigen Kriege in den Zuständen des Reichs kundgab, hatte der junge Staat der Hohenzollern seinen eigentümlichen, selbständigen Entwickelungsgang genommen und allmählich eine Stellung erobert, in welcher er einen Einfluß auf alle Entscheidungen in den Fragen der europäischen Politik übte. Die Frage, wie er zu einer solchen Bedeutung gelangt, ist nicht obenhin zu beantworten. Am wenigsten hatte er dies seinem Umfange oder seinem Reichtum an Hilfsquellen und Mitteln zu danken; denn das Erbe, welches König Friedrich Wilhelm I. seinem Nachfolger hinterließ, war zum großen Teil nur armes Sandland, und das ganze, von $2^1/_4$ Millionen Menschen bewohnte Königreich bedeckte nur einen Flächenraum von 2200 Quadratmeilen. Umgeben von argwöhnischen Nachbarmächten, von Kaiser und Reich geflissentlich niedergehalten, mußte Preußen bei jedem Schritt vorwärts von neuem um seine Existenz kämpfen; sein Wort und Wille hatten beim Auslande nur so lange Geltung, als es ihm mit den Waffen Nachdruck zu geben vermochte. Aber es war ein zäher, wetterfester Volksstamm, auf welchen die Hohenzollern ihre Schöpfung begründet hatten. Aus den niedersächsischen Ansiedlern, den Trümmern der alteingesessenen wendischen Bevölkerung und aus deutschen Einwanderern aller Lande war hier ein hartes, knorriges Geschlecht herangewachsen, ernst und arbeitsam, voll trotziger Kraft und zäher Ausdauer, das weder Mühe noch Anstrengung scheute. Nachhaltiger als in anderen Ländern hatte hier die Persönlichkeit der Fürsten auf den Volkscharakter eingewirkt; denn die Hohenzollern waren nicht allein Regenten, sondern auch Erzieher des Volkes. Sie waren inniger als irgend ein anderes Fürstenhaus mit ihrem Volke zusammengewachsen; sie hatten sich ihren Staat selbst geschaffen, mit dem sie stehen und fallen wollten. Von den Nachfolgern des Großen Kurfürsten bis auf Friedrich Wilhelm I. hatte jeder mit seinen Eigenschaften und Handlungen, mit seinem

Walten als Landesfürst den Vorgänger gewissermaßen ergänzt und fortgesetzt. Der große, staatskluge und schöpferische Friedrich Wilhelm, der Gründer des Brandenburgisch-Preußischen Staates, der prachtliebende erste König Friedrich I., der pflichtstrenge, rauhe Despot Friedrich Wilhelm I. — sie alle hatten in Land und Volk tiefe Spuren zurückgelassen und dem Staate jenes eigenartige, schroffe militärische Gepräge gegeben, durch welches er so großes Aufsehen unter den europäischen Mächten erregte.

Und nun kam ein Fürst zur Regierung, welcher nicht nur die großen Eigenschaften seiner Vorfahren in sich vereinigte, sondern welcher auch die Aufgaben seines Königsberufs und die geschichtliche Mission seines Staates größer und tiefer erfaßte als alle. Durch die Macht seines Genius wußte Friedrich nicht nur die größten und edelsten Geister seines Volkes und seiner Zeit in seinen Zauberkreis zu bannen, sondern auch die widerstrebenden in seine Bahnen mit fortzureißen. Rücksichtslos gegen das Leben und die Person des einzelnen, wo es die Verfolgung seiner hohen, idealen Ziele galt, stellte er die höchsten Anforderungen an sich selbst und an sein Volk und verstand es, dieses zu stärken und zu stählen für die schwere, eiserne Arbeit, zu der es bestimmt war und ist. Er wollte sein Volk zum Träger der großen Ideen seiner Zeit machen und bediente sich dazu zweier mächtigen Hebel, welche seit Friedrichs Tagen bis auf unsere Zeit die Grundlage des geistigen Fortschritts und alles neuen Lebens in Preußen geblieben sind: Intelligenz und Patriotismus. So wurde die halbhundertjährige Epoche der Regierung dieses großen Königs eine hochbedeutsame für die Entwickelung des Preußischen Staates und für das gesamte deutsche Volk, dem er nach einer langen Zeit der politischen Armut und der Enthaltung von allem selbständigen, willenskräftigen Handeln wieder das Bild eines kämpfenden deutschen Helden vor die Seele führte.

Es muß ein merkwürdiges Erwachen gewesen sein, als Friedrich am Morgen des 1. Juni 1740 im Berliner Schlosse darüber aus dem Schlummer fuhr, daß das Regiment von Glasenapp unter seinen Fenstern ihm, dem neuen Könige, den Eid der Treue schwur. Wenn am Tage zuvor der Schmerz über den Verlust seines königlichen Vaters alle anderen Empfindungen in ihm zurückgedrängt hatte und wenn die Nacht die Eindrücke des Erlebten zum Teil wieder verwischt hatte, so regte sich jetzt mit voller Macht in ihm das Bewußtsein: „Ich bin der König!“

Und königlich war sein Auftreten vom ersten Augenblick seiner Regierung an. Bald nach der Eidesleistung der Truppen empfing Friedrich die Generale der Berliner Garnison und redete sie mit folgenden Worten an: „Wir haben

unseren gemeinschaftlichen König und Herrn verloren und müssen uns darüber zu trösten suchen. Ich hoffe, Sie werden mir beistehen, die schöne Armee zu erhalten, welche Sie meinem Vater haben bilden helfen. Sie werden in mir einen Herrn finden, der Sie nicht weniger liebt als der verstorbene, nicht mindere Sorge für Sie tragen wird. An zwei Dinge will ich Sie erinnern. Das eine ist, daß die Truppen ebensowohl gut und brauchbar sein müssen als schön; das andere, daß sie dem Lande, das sie beschützen sollen, nicht verderblich werden dürfen. Gegen einige von Ihnen liegen Klagen über Härte, Habsucht und Übermut vor; stellen Sie dieselben ab; ein guter Soldat muß ebensowohl menschlich und vernünftig sein als brav."

Ebenso würdig lautete am folgenden Morgen (2. Juni) die Ansprache des Königs an die zur Eidesleistung versammelten Minister in Charlottenburg. Er dankte ihnen für die seinem Vater geleisteten treuen Dienste und sagte ihnen, er wisse wohl, daß sie auch ohne Eid ihm ebenso treu dienen würden. „Es ist Unsere Meinung nicht," fuhr er fort, „daß Ihr Uns ins künftige bereichern und Unsere armen Unterthanen drücken sollet, sondern vielmehr, daß Ihr sowohl den Vorteil des Landes, als Unser besonderes Interesse zu Euerm Augenmerk nehmet, inmaßen Wir zwischen beiden keinen Unterschied setzen; ja, wenn beide sich nicht miteinander vertragen, muß des Landes Vorteil den Vorzug vor Unserem eigenen, besonderen haben."

Von einem Sturze des bisherigen Systems, wie viele erwartet hatten, war nicht die Rede. Pflichttreue und Eifer, im Dienste seines Vaters bekundet, fanden auch unter ihm Anerkennung. Niemand wurde deshalb, weil er früher dem Kronprinzen entgegen gewesen, vom Könige verantwortlich gemacht. „Die Dekoration des Gebäudes wird eine andere sein; aber die Fundamente, die Mauern bleiben unversehrt," so hatte Friedrich bei einer früheren Veranlassung geäußert, und so geschah es jetzt. Der festgegründete und wohlgefügte, aber düstere und kasernenhafte Bau seines Vaters sollte licht und wohnlich werden. Nicht der äußere Zwang sollte zur Erfüllung der starren Pflicht treiben, sondern durch die höheren Ziele, die Friedrich dem Staate steckte, sollten zugleich die Pflichten der Bürger für den Staat geadelt, die Erfüllung derselben ihnen zum freudigen Stolze gemacht werden. Er betrachtete sich selbst nur als den ersten Diener des Staates. Wie anders als jenes prahlerische „l'état c'est moi," das König Ludwig XIV. auf die Stirnmauer seines Staatsgebäudes setzte, klang der Grundsatz Friedrichs: „Es ist nicht nötig, daß ich lebe, wohl aber, daß ich meine Pflicht thue und für das Vaterland kämpfe."

Friedrich wollte seine Unterthanen in den Genuß der hohen Güter der Geistes- und Gewissensfreiheit setzen und das Bewußtsein wahrer Menschenwürde in ihnen wecken. „Die Unwissenheit und die Vorurteile zu bekämpfen, die Köpfe aufzuklären und die Sitten zu kultivieren," das erklärte Friedrich für die Hauptaufgabe seiner Regierung. Es war kein fertiges System, das er aufstellte; aber alle seine Verfügungen atmeten den selbständigen Geist und den hohen Sinn des Fürsten sowie die Ideen einer neu anbrechenden Zeit.

Die Ideen, nach denen Friedrich den Staat leitete, mit größter Selbstverleugnung, aber selbstwillig, das Größte erstrebend und auch das Kleinste beherrschend, entsprachen der Einsicht, welche die Erfahrungen seiner Jugend und seines ersten Mannesalters ihm gegeben hatten. Frei sollte der Geist sein, jeder denken, was er wollte, aber thun, was seine Bürgerpflicht war. Wie er selbst sein Behagen dem Wohle des Staates unterordnete, so sollten alle seine Unterthanen bereitwillig das tragen, was er ihnen als Pflicht und Last auflegte. Jeder sollte in dem Kreise bleiben, in den ihn Geburt und Erziehung gesetzt, der Edelmann sollte Gutsherr und Offizier sein, dem Bürger gehörte die Stadt, Handel, Industrie, Lehre und Erfindung, dem Bauer der Acker und die Dienste. Aber in jedem Stande sollte jeder gedeihen und sich wohlfühlen. Gleiches, schnelles, strenges Recht für jeden, keine Begünstigung der Vornehmen und Reichen, in zweifelhaftem Falle lieber des kleinen Mannes.

Durch eine Maßregel der Wohlthätigkeit, das Öffnen der königlichen Magazine und den Verkauf des Kornes zu einem billigen Preise, gewann sich Friedrich schon im Anfange seiner Regierung die Herzen der Armen. Am dritten Tage seiner Regierung (3. Juni) verfügte der König die Aufhebung der Folter beim Gerichtsverfahren.

Alles geistige und wissenschaftliche Streben fand in König Friedrich einen freisinnigen Beschützer. Die tiefgesunkene Akademie der Wissenschaften in Berlin erhielt in dem Gelehrten Maupertuis — demselben, welcher den Beweis für die Abplattung der Erde an den Polen geführt — einen neuen Präsidenten; Gelehrte und Forscher aus dem Auslande, namentlich aus Frankreich, wurden in dieselbe eingeladen. Der König ließ es sich angelegen sein, den unter seinem Vater aus Halle verwiesenen Philosophen Wolff zur Rückkehr zu bewegen und ersuchte dessen Freund, den Propst Reinbeck in Berlin, die Vermittelung zu übernehmen: „Ich bitte Ihn, sich um des Wolffen Mühe zu geben. Ein Mensch, der die Wahrheit suchet und sie liebet, muß unter aller menschlicher Gesellschaft wert gehalten werden. Und glaube, daß Er eine conquête im Lande der Wahrheit gemacht hat, wenn Er den Wolff hieher persuadieret."

Wolff kam und nahm wieder seinen alten Platz auf dem Katheder ein. Die Gesellschaft der Freimaurer, der Friedrich bereits seit der Rheinsberger Zeit angehörte, wurde von ihm in seinen Staaten öffentlich anerkannt. Die Beschränkungen, die bisher auf der Tagespresse lagen, wurden aufgehoben. Bald nach Friedrichs Thronbesteigung erschienen in Berlin zwei Zeitungen, die eine

König Friedrich der Große.

in französischer Sprache, die andere unter dem Titel: „Berliner Nachrichten von Staats- und Gelehrten-Sachen," bekannter unter dem Namen der „Haude und Spenerschen Zeitung." Der König gestattete nicht nur eine freimütige Besprechung aller politischen Angelegenheiten in diesen Blättern, sondern er entwarf sogar hin und wieder selbst Artikel für dieselben. In Sachen der Religion hütete sich Friedrich, irgend einen Zwang auf die Gewissen zu üben. Auf eine Anfrage der Behörde, ob die katholische Schule für Soldatenkinder, durch welche einzelne zum Übertritt in die katholische Kirche verleitet würden,

beibehalten werden solle, erteilte der König den bekannten Marginalbescheid: „Die Religionen müssen alle toleriert werden und muß der Fiskal nur das Auge darauf haben, daß keine der anderen Abbruch thue; denn hier muß ein jeder nach seiner Façon selig werden.“ Man hat öfters den letzteren Satz aus dem Zusammenhange gelöst und ihm alsdann die Deutung gegeben, als ob Friedrich die freie Meinung des einzelnen an die Stelle des religiösen Bekenntnisses der Gemeinde habe setzen wollen. Aus dem Zusammenhange ergiebt sich, daß Friedrich damit nur den Grundsatz der christlichen Duldung der verschiedenen Konfessionen untereinander aussprechen wollte, einen Grundsatz, der um so bedeutungsvoller war zu einer Zeit, als noch in den meisten Staaten mit katholischem Oberhaupte die Andersgläubigen auf das äußerste bedrängt oder aus dem Lande vertrieben wurden.

Das materielle Wohl des Landes suchte Friedrich durch Begünstigung der Gewerbe zu fördern; er wünschte insbesondere, es dahin zu bringen, daß die Produkte der preußischen Industrie auch im Auslande gesucht und gekauft würden. Er zog geschickte Arbeiter aus Italien und Frankreich herbei, um die Samt- und Seiden-Industrie zu fördern, und errichtete im Generaldirektorium ein neues Amt für „Manufaktur- und Kommerziensachen.“

Solche Anfänge, in denen der Geist einer neuen Zeit sich ankündigte, weckten überall im Lande stolze Hoffnungen. Unter den Augen des hochsinnigen, jugendlichen Fürsten begann ein freudigeres Regen und Ringen aller Kräfte.

Am 22. Juni fand die Leichenfeier für König Friedrich Wilhelm I. statt. Zum letztenmal sah man das Potsdamer Riesenregiment in Reih und Glied aufmarschiert, um dem heimgegangenen Könige die Ehrensalven über das Grab nachzuschicken, — kein Vor- oder Nachknattern, ein Krach! Am folgenden Tage erfolgte die Auflösung dieses berühmten Regiments. Ein Teil der Mannschaften wurde mit den beiden Bataillonen des bisherigen Regiments Kronprinz vereinigt, um fortan das Garderegiment zu bilden. Die Ersparnisse, die durch die Auflösung des früheren Königsregiments gemacht wurden, verwandte Friedrich zur Errichtung von sechzehn neuen Bataillonen.

Dieselbe Sicherheit und Selbständigkeit wie in seiner inneren Regierung bewahrte Friedrich in seiner auswärtigen Politik. Vergeblich suchten die fremden Gesandten, seine Absichten zu ergründen. Ob er mehr zu England oder zu Frankreich neigte, ob er im Falle des Todes Kaiser Karls VI. für die pragmatische Sanktion einstehen oder mit eigenen Ansprüchen hervortreten würde, ahnte niemand. Aber aus einem an sich unbedeutenden Zwischenfalle konnte man leicht entnehmen, daß der König, der jetzt auf dem preußischen Throne

saß, sich nicht darauf beschränken würde, zu rüsten, sondern daß er auch willens war, loszuschlagen.

Aus der oranischen Erbschaft war auch die reichsfreie Herrschaft Herstall, der alte Erbsitz der Karolinger auf beiden Seiten der Maas, Preußen zugesprochen worden (1732), indessen der Bischof von Lüttich, welcher die Reichsunmittelbarkeit von Herstall nicht anerkannte und sich eine Art von Landeshoheit über dieselbe angemaßt hatte, wollte die neue Gewalt nicht aufkommen lassen. König Friedrich Wilhelm I. suchte einen gütlichen Vergleich herbeizuführen und brachte die Sache an den Reichstag, wo sie den gewöhnlichen Weg der Verschleppung ging. Diese Nachsicht bestärkte den Bischof in seinem Übermute, er reizte die Bevölkerung des Ländchens auf, dem neuen Könige die Huldigung zu verweigern, solange er nicht von ihm, dem Bischofe, die Belehnung empfangen habe. Da sandte der König ein Ultimatum an den Bischof (4. September 1740), in welchem er ihn aufforderte, in zweimal vierundzwanzig Stunden sich zu erklären, ob er gewillt sei, des weiteren seine angemaßte Landeshoheit über Herstall zu behaupten und die Rebellen dort in ihrem Trutze zu unterstützen. Als die Antwort ausblieb, ließ er den General von Borcke mit 1600 Mann in das Lütticher Gebiet einrücken und durch ihn eine Kontribution von 20000 Thalern auferlegen. Der bedrängte Bischof wandte sich an die benachbarten Fürsten und an den Kaiser; er sandte Abgeordnete nach Berlin, um einen Vergleich anzubieten und über den Kauf des Ländchens zu unterhandeln. Friedrich aber, zufrieden, ihm gezeigt zu haben, daß er ihn strafen könne, zu großmütig, um ihn „zu erdrücken," willigte in den Verkauf der Herrschaft, die ohnehin mit seinen Staaten in keinem Zusammenhange stand, setzte den Kaufpreis auf 200000 Thaler fest, wovon jene obengedachte Kontribution von 20000 Thalern in Abrechnung kam, und ließ bis zur erfolgten Zahlung seine Truppen im Lütticher Gebiet stehen.

Der Kaiser hatte das eigenmächtige Vorgehen Preußens in dieser Sache sehr übel vermerkt und erließ ein scharfes Abmahnungsschreiben an den König, welches indessen zu spät eintraf, um noch irgend eine Wirkung haben zu können.

Trotz dieses energischen Einschreitens zur Wahrung seiner Rechte war des Königs Sinn von Friedensgedanken erfüllt. Von der Huldigungsreise aus den westlichen Provinzen war Friedrich mit einem Fieber zurückgekehrt und suchte nun in seinem alten Rheinsberg oder „Remusberg" Erholung. Hier sammelte er die meisten seiner früheren Genossen wieder um sich; hier schrieb er an die Thür des für Keyserling bestimmten Zimmers eigenhändig dessen Rheinsberger Namen: Cesarion. Auch manche Freunde, an die sich Erinnerungen

aus früherer Zeit knüpften, fanden sich hier ein, so sein alter Lehrer Duhan de Jandun, sein philosophischer Freund Suhm, auch der uns von seinem verhängnisvollen Fluchtversuche noch bekannte von Keith. Unter den neuen Ankömmlingen befand sich der Italiener Algarotti, ein Mann von umfassendem Wissen und feinem Kunstverständnis, welcher bald die Gunst des Königs in hohem Grade gewann. Auch seine Schwester Wilhelmine, die Markgräfin von Baireuth, folgte dem Könige zum Besuche nach Rheinsberg. Ganz besonders aber freute sich dieser auf den für den Spätherbst angesagten Besuch Voltaires, mit dem er bereits im September im Kleveschen zusammengetroffen war. Auch Maler, Bildhauer und andere Künstler dachte der König an seinen Musenhof zu ziehen. Er sandte Graun nach Italien, um Sänger für die in Berlin neu einzurichtende Oper anzuwerben. Er trug sich mit Plänen zu prachtvollen Bauten in der Hauptstadt, er wollte ein französisches Schauspiel für Tragödie und Komödie einrichten und pries in Briefen das friedliche Glück des Landlebens. Da traf in Rheinsberg die Nachricht von einem Ereignis ein, welches alle Friedenspläne des Königs durchkreuzte und seine volle Thatkraft nach einer ganz anderen Richtung in Anspruch nahm.

Der Tod Kaiser Karls VI. und der erste Schlesische Krieg.

Am 20. Oktober 1740 starb zu Wien der deutsche Kaiser Karl VI., der Letzling des Habsburgischen Mannsstammes, desjenigen Stammes, welcher seit drei Jahrhunderten dem Deutschen Reiche seine Kaiser gegeben hatte. Dieser Todesfall bezeichnet eine bedeutsame Wendung in der europäischen Staatengeschichte. Karls VI. ganzes Streben war darauf gerichtet gewesen, durch das Hausgesetz der pragmatischen Sanktion die Erbfolge in den österreichischen Gesamtstaaten seiner Tochter Maria Theresia zu sichern, und dieses Hausgesetz war sowohl von den Ständen der österreichischen Kron- und Erblande, als auch von den meisten europäischen Staaten gewährleistet worden. Maria Theresia zögerte nicht nach dem Tode ihres Vaters, kraft der pragmatischen Sanktion die Regierung in den österreichischen Staaten, als souveräne Erzherzogin von Österreich, als Königin von Ungarn und Böhmen, anzutreten. Dennoch blieb die pragmatische Sanktion nur eine schwache Stütze für ihr Erbrecht, nach mehr als einer Seite hin anfechtbar; denn Karl VI. war mit dem Erlaß dieses Gesetzes über die Rechte anderer hinweggegangen, und er hatte es versäumt, dasselbe durch eine starke Armee und einen gefüllten Staatsschatz sicher zu stellen.

Vor allen war es Kurfürst Karl Albrecht von Bayern, welcher trotz der pragmatischen Sanktion Ansprüche auf die österreichische Erbschaft erheben konnte. Bereits 1703 hatte Kaiser Leopold mit Zustimmung seiner beiden Söhne Joseph und Karl eine Erbordnung erlassen, welche festsetzte, daß, wenn die männliche Nachfolge im Hause Habsburg aussterbe, die weibliche Nachfolge des älteren Sohnes Joseph derjenigen des jüngeren, Karl, vorangehen solle. Die Töchter Josephs I., Maria Josepha, Gemahlin des Kurfürsten August III. von Sachsen, und Marie Amalie, Gemahlin des Kurfürsten Karl Albrecht

von Bayern, hatten demnach das Vorrecht vor Maria Thereſia. Beide hatten bei ihrer Vermählung auf dieſes Vorrecht verzichtet; als aber der Kaiſer beim Reiche die Bürgſchaft für die pragmatiſche Sanktion nachſuchte, hatten Bayern und Sachſen dieſelbe mit Proteſt abgelehnt, weil ſie nicht das Reich, ſondern das Haus Öſterreich angehe und weil es des Kaiſers Sache ſei, zu wiſſen, ob er ſie, ohne die Rechte dritter zu verletzen, durchführen könne. Kurfürſt Auguſt III. hatte zwar gegen das Verſprechen Öſterreichs, ihn bei der polniſchen Königswahl zu unterſtützen, ſeinen Proteſt zurückgezogen, aber derjenige Bayerns blieb beſtehen; denn Bayern behauptete, noch einen anderen, älteren Anſpruch zu haben. Als nämlich Kaiſer Karl V. der Hilfe Bayerns gegen die Fürſten des Schmalkaldiſchen Bundes bedurfte, hatte er die Tochter ſeines Bruders Ferdinand, Anna, dem bayriſchen Herzog Albrecht in die Ehe gegeben und zugleich beſtimmt, daß, wenn die „männliche“ Nachfolge der beiden Brüder ausſterbe, die Erbfolge an die nach Bayern verheiratete Erzherzogin und deren Nachkommen übergehen ſolle*. Karl Albrecht war geſonnen, dieſe Erbanſprüche geltend zu machen, und legte auf die Nachricht von dem Regierungsantritt der Maria Thereſia feierlichſt Proteſt gegen die pragmatiſche Sanktion und gegen die auf Grund derſelben angenommenen Titel der Tochter des verſtorbenen Kaiſers ein. Er rechnete dabei auf die Unterſtützung Frankreichs, welches nach den Überlieferungen ſeiner bisherigen Politik nicht zugeben durfte, daß die ganze Macht des Hauſes Öſterreich, die es ſo oft bekämpft hatte, nun durch die Erbtochter Maria Thereſia auf deren Gemahl Franz Stephan und auf das Haus Lothringen übergehe. Endlich bewarb ſich auch Spanien unter Berufung auf alte Verträge um Teile der öſterreichiſchen Erbſchaft in Italien.

Die Frage der Kaiſerwahl, um die ſich ſowohl Franz Stephan von Lothringen-Toscana, als Karl Albrecht von Bayern bewarben, war gleichfalls eine offene.

So ſchien bei dem Tode Kaiſer Karls VI. das ganze alte Staatenſyſtem aus den Fugen zu gehen. Man zweifelte mit Grund, ob Öſterreich in ſeiner bunten Zuſammenſetzung eine ernſte Kriſis, wie ſie ihm bevorſtand, werde überwinden können.

Die Frage war, welche Rolle der Staat der Hohenzollern in der gegenwärtigen europäiſchen Verwickelung ſpielen, welche Partei der junge, thatenluſtige König von Preußen ergreifen würde. Wie wir wiſſen, hatte König

* In der zu Wien aufbewahrten Urkunde war nicht von dem Ausſterben der „männlichen,“ ſondern der ehelichen Nachfolge die Rede.

Friedrich Wilhelm I. die Gewährleistung der pragmatischen Sanktion übernommen. Da aber Österreich seine Gegenverpflichtung, dem Könige zum Besitze des Herzogtums Berg zu helfen, nicht erfüllt hatte, so hatte König Friedrich jetzt freie Hand. Was sollte er thun? Sollte er sich mit Maria Theresia zum Schutze ihrer Gesamtstaaten verbinden, ihrem Gemahl seine Stimme zur Kaiserwahl geben und dann vielleicht von dem Lothringer denselben Dank erfahren, wie seine Vorfahren von dem Hause Habsburg? — Sollte er sich den Gegnern der Maria Theresia beigesellen, um bei der allgemeinen Teilung der Erbschaft auch für sich ein Stück Landes zu gewinnen, was jene ihm wohlwollend zuschneiden würden? — —

König Friedrich lag im Fieber, im verschlossenen Gemach, als am 26. Oktober vormittags in Rheinsberg der Kurier aus Wien mit der inhaltschweren Nachricht eintraf. Man zögerte mit Recht, ihn jetzt bei dem kranken Könige vorzulassen, und ließ ihn etwa eine Stunde warten. Erst nachdem der Fieberanfall etwas nachgelassen hatte, empfing und las der König die wichtige Depesche. Vorüber waren die schönen Friedenspläne, vorüber die dem Genius geweihten hellen Sonnentage von Rheinsberg, vorüber war auch das Fieber, denn die ernste Lage der Welt spannte die Geisteskräfte des Königs zu ungewöhnlichen Entschließungen an, Entschließungen von einer Wichtigkeit und Tragweite, wie sie vor ihm noch kein König in Preußen, kein Kurfürst von Brandenburg zu fassen hatte. Er wog sie in der Stille seiner Seele, und als er in sich selber klar und entschlossen war, da ging er kühnen Mutes fest und sicher an die Ausführung.

Einige glaubten, der König werde die günstige Gelegenheit zur Erhöhung des Glanzes seines Hauses benutzen und die kaiserliche Würde an sein Haus zu bringen streben, und der alte Fürst von Dessau konnte nicht umhin, ein Schreiben folgenden Inhalts an ihn zu richten:

„Dessau, 26. Oktober 1740.

„Da ich gestern Abend sehr späht die nachricht erhalten habe, daß „S. Kayſ. Majestät die verwichene Woche in Wien verstorben sey, so kann „ich nicht unterlassen, hierdurch E. K. M. aus ergebenstem Herzen ganz „unterthänigst und gehorsamst zu wünschen, daß E. K. M. einhellig zu „dieser kayserlichen Würde erwählt werden, indem gewiß anitzo offenbar „Niemand in Europa lebt, der diese Würde meritierte und dieselbe im „Stande ist besser zu sutenieren, als E. K. M. Hieraus werden E. K. M. „abermals meine ganz ergebenste Treue gnädigst belieben zu ersehen; daß

„gewiß Niemand in der Welt Ih. K. M. treuer ist als ich; auch werden „E. K. M. allergnädigst erlauben, daß ich alle die meinige und mir be„sonders E. K. M. beständige unschätzbare Gnade nochmals allerunterthänigst „recommandiere und dabei versichere, daß ich mit ganz ergebenster Treue „bis in mein Grab verbleiben werde E. K. M. allerunterthänigster, treu„gehorsamster, treuester Diener

Leopold von Anhalt."

Der König dankte dem Fürsten mit freundlichen Worten, ohne auf die Sache einzugehen. Er trug kein Begehren nach dem imaginären Glanze der Kaiserkrone des damaligen Reiches. Er dachte auch nicht daran, sich mit den übrigen Feinden der Maria Thersia zu verbinden, um Teile ihrer Erbschaft an sich zu reißen. Aber er hielt den Augenblick für gekommen, um vor allem die Ansprüche seines Hauses auf Teile von Schlesien zur Geltung zu bringen und damit die Machtstellung seines Hauses in Deutschland zu vollenden.

Wir erinnern uns jener alten Rechtsansprüche, welche das Haus Brandenburg einerseits auf das Herzogtum Jägerndorf, das nach der Ächtung des Markgrafen Johann Georg von Brandenburg-Jägerndorf, des Kampfgenossen des Winterkönigs Friedrichs V. von der Pfalz (1620), von Österreich als verwirktes Lehn widerrechtlich eingezogen war, andererseits infolge der Erbverbrüderung des Kurfürsten Joachim II. mit dem Herzoge von Liegnitz, Brieg und Wohlau (1537) auf diese Lande besaß. Auch die Lande Liegnitz, Brieg und Wohlau hatte Kaiser Leopold in seiner Eigenschaft als König von Böhmen und Lehnsherr der schlesischen Herzöge beim Aussterben der letzteren eingezogen (1675). Der Große Kurfürst, obgleich durch den Schwedenkrieg in Anspruch genommen, versäumte damals nicht, an die brandenburgischen Erbrechte zu erinnern und forderte vielmehr die Herausgabe. Um endlich bei der drohenden Türkengefahr den unbequemen Mahner los zu werden, überließ ihm Österreich zur Entschädigung für seine schlesischen Ansprüche den Schwiebuser Kreis (1686); aber auch diese Abtretung wurde dadurch illusorisch gemacht, daß der Wiener Hof insgeheim den Kurprinzen Friedrich zu jenem Revers bewog, in welchem er versprach, nach seinem Regierungsantritt den Schwiebuser Kreis wieder zurückzugeben. Sowohl Friedrich I. als Friedrich Wilhelm I. hatten die Ansprüche auf Schlesien ruhen, aber nicht fallen lassen, und Österreich war im thatsächlichen Besitze der von Preußen in Anspruch genommenen Landesteile geblieben. Wenn die früheren Kurfürsten und Könige aus Rücksichten gegen den König von Böhmen, der zugleich deutscher Kaiser war, Anstand genommen

hatten, sich der schlesischen Lande zu bemächtigen, so hatte Friedrich II. jetzt, nach dem Tode des letzten Habsburgers, wo die gesamte österreichische Erbschaft in Frage stand, keine derartigen Rücksichten zu nehmen.

Ein Jahrhundert hindurch hatten die Hohenzollern an ihrem Staate gebaut. Jetzt war der Augenblick gekommen, um diesen durch das Gewicht seiner Waffen zu einer Stufe der Macht emporzuheben, auf welcher er gegen jede Nachbarmacht, auch gegen diejenige des Hauses Österreich, seinen selbständigen Willen behaupten durfte. König Friedrich wußte wohl, daß er mit der Waffenerhebung gegen das Haus Österreich zugleich einen schweren Schlag gegen die alte Reichsordnung zu thun im Begriffe stehe, aber was war das Reich deutscher Nation um diese Zeit? — eine Vielheit von landesfürstlichen Gebieten und einigen Städterepubliken ohne gemeinsames Band und ohne nationales Leben. Was im Reiche noch gesund und lebensfähig war, das bestand und lebte allein in und durch Preußen. Die vielfach gebrauchte Redensart von der „deutschen Freiheit“ erhielt erst durch Friedrich von Preußen wieder Sinn und Bedeutung. Eine deutsche Politik gab es im Reiche nicht mehr, seitdem die deutschen Fürsten das Recht hatten, Bündnisse mit dem Auslande zu schließen; aber es gab eine preußische Politik, die ihrem Kern und Wesen nach deutsch war.

„Die Zeit ist gekommen,“ schrieb Friedrich, „wo das alte politische System eine vollständige Änderung erfahren kann. Der Stein ist losgebrochen, der auf Nebukadnezars Bild von viererlei Metallen rollen und es zermalmen wird.“

Das alttestamentarische Bild von dem metallenen Kolosse auf thönernen Füßen, das der König Nebukadnezar im Traume gesehen und der Prophet Daniel ihm gedeutet hatte, war sehr wohl auch auf Österreich anzuwenden, das bei seiner gewaltigen Ausdehnung von den Niederlanden bis zur unteren Donau, von den oberen Elb- und Odergegenden bis nach Italien, bei seiner bunten Zusammensetzung aus verschiedenen Nationalitäten ohne ein einigendes Band und ohne gemeinsames Ziel, nach den Unfällen im letzten Türkenkriege bei einer schweren Erschütterung kaum noch Widerstand zu leisten vermochte. Und Friedrich war es selbst, der im Begriffe stand, den Stein auf den Koloß zu rollen.

Nicht, daß die deutschen Kaiser aus dem Hause Habsburg noch „Schirmherren und Mehrer des Reichs“ gewesen wären, wie der hohle Titel sagte, vielmehr erwartete und verlangte das Erzhaus vom Reiche, so fremd es sich sonst zu den Interessen desselben verhielt, den Schutz seiner Hausmacht.

Was dagegen Friedrich vom Hause Österreich für sich und für den von

ihm geleiteten Staat verlangte, war nichts als Gerechtigkeit. Er wollte nicht, daß dieser Staat, der schon durch seine Lage dazu berufen war, deutsche Art und Bildung im Osten gegen Polen, im Westen gegen Franzosen zu beschützen, nur neben den übrigen kleinen Staaten des verfallenden Reichs eine untergeordnete Stellung einnehmen sollte, sondern er forderte für sein Preußen unter den Staaten Europas den Platz, der ihm nach Recht und Macht gebührte. Das war Friedrichs Recht, und von diesem Standpunkt aus scheint uns die Frage nach dem formellen Rechte Preußens auf Schlesien, so zweifellos dasselbe auch liegen mochte, erst von sekundärer Bedeutung.

Der Standpunkt des abstrakten, starren Rechtes ist nicht derjenige, von welchem die Geschichte die Entschließungen der großen Männer beurteilt. Über die Rechtstitel, die aus Urkunden und Pergamenten hergeleitet werden, stellt die Geschichte das lebendige, stets sich verjüngende Recht der Völker und Staaten, ohne welches ein Fortschritt in der geschichtlichen Entwickelung nicht gedacht werden kann und dessen Wahrnehmung den Leitern der Staaten als schönste Pflicht obliegt. Das Erfülltsein von diesem Berufe rechtfertigt auch den Entschluß zum Kriege, als dem letzten Machtmittel der Könige; denn — so sagt Friedrich in seinem Antimacchiavell — „es giebt kein Tribunal über Könige; das Schlachtfeld ist ihr Gericht, mit den Waffen in der Hand müssen sie plädieren und womöglich den neidischen Gegner zwingen, der Gerechtigkeit ihrer Sache Raum zu geben."

Hätten die früheren habsburgischen Kaiser den preußischen Ansprüchen auf schlesische Lande Gerechtigkeit widerfahren lassen, dann würde König Friedrich II. jetzt keinen Rechtsgrund zu einem kriegerischen Auftreten gegen Österreich gehabt haben. Aber die Habsburger hatten diese preußischen Rechtsansprüche mit Nichtachtung behandelt, und die Hohenzollern hatten unentwegt daran festgehalten, wenn ihnen auch bisher die Machtmittel fehlten, um ihr Recht gegen das mächtige Haus Österreich, dem zugleich die deutschen Kaiser entstammten, durchzusetzen. Auf den deshalb dereinst mit Österreich auszufechtenden Kampf wiesen bereits die Aussprüche früherer hohenzollernscher Fürsten hin, wies bereits jenes prophetische Wort des Großen Kurfürsten: „Exoriare aliquis ex ossibus nostris ultor," das er zornig ausrief, als er sich genötigt sah, im Frieden zu St. Germain das den Schweden in gerechtem Kriege abgerungene Vorpommern wieder preiszugeben, weil der Kaiser nicht wollte, daß an der Ostsee „ein neues Königreich der Vandalen" sich erhöbe. Darauf zielte auch sein Sohn und Nachfolger Friedrich III. (König Friedrich I.), als er bei der von Österreich erzwungenen Herausgabe des Schwiebuser Kreises die Worte sprach: „Ich will und werde

mein Wort halten, weil ich muß. Unsere Rechte auf die schlesischen Fürstentümer auszuführen überlasse ich meinen Nachkommen, welche ich bei diesen widerrechtlichen Umständen weder verpflichten kann, noch will. Giebt es Gott und die Zeit nicht anders als jetzo, so müssen wir zufrieden sein; schickt es aber Gott anders, so werden meine Nachkommen schon wissen und erfahren, was sie deshalb dereinst zu thun und zu lassen haben." Und dasselbe deutete endlich König Friedrich Wilhelm I. noch bestimmter an, wenn er in seinen letzten Lebensjahren, erbittert über das Trugspiel Österreichs in der Bergischen Angelegenheit, auf seinen Sohn, den Kronprinzen Friedrich, wies mit den Worten: „Hier steht einer, der mich rächen wird!" — Die Rechtsansprüche auf Schlesien waren als ein heiliges Vermächtnis der Vorfahren auf einen jugendlichen, thatkräftigen Fürsten übergegangen, der erfüllt war von dem Streben, die Macht seines Hauses zu mehren und das Ansehen Preußens unter den Staaten Europas zu heben. Schlesien war ein würdigeres Ziel seines vaterländischen Ehrgeizes, als die noch immer in Frage stehende Jülich-Bergische Erbschaft. Friedrich betrachtete Schlesien zugleich als das Pfand, mit welchem Österreich die dem Hause Hohenzollern und dem brandenburgisch-preußischen Staate seit einer langen Reihe von Jahren zugefügten Kränkungen zu sühnen habe, und als eine Bürgschaft dafür, daß Österreich sich in Zukunft nicht mehr dem Emporstreben Preußens zu der ihm gebührenden Großmachtstellung widersetzen würde. Der Weg zur Großmacht ging durch Schlesien.

Friedrichs Entschluß zur Besitzergreifung Schlesiens war unwiderruflich gefaßt. Nur über die Art der Ausführung wünschte er noch, sich mit seinen vertrautesten Ministern Graf Schwerin und von Podewils zu beraten und beschied dieselben nach Rheinsberg. Aus seiner schnellen und scharfen Beurteilung der allgemeinen Lage entnahm er die Gründe, um ihre Bedenken gegen das Unternehmen zu widerlegen. Der Fürst von Dessau, in übler Laune, weil er nicht zu den Beratungen gezogen war und auch nicht mit ins Feld rücken sollte, schrieb dem Könige einen Brief nach dem anderen voll ernster Besorgnisse. Ihm antwortete der König:

„Rheinsberg, 24. November 1740.

„Ich habe Ihren Brief gekriegt und gesehen, mit was für Inquietüde „Sie den bevorstehenden Marsch meiner Truppen ansehen. Ich hoffe, daß „Sie Sich darüber beruhigen werden, und erwarten mit Geduld, zu was ich „Sie aestimir. Ich habe meine Dispositions alle gemacht, und werden Ihro „Durchlaucht schon zeitig genug erfahren, was ich befohlen habe, ohne sich „weiter darum zu inquietieren, indem nichts vergessen, noch versäumt ist."

Auf einen späteren Brief des tiefgekränkten alten Fürsten schrieb der König, welcher am 2. Dezember von Rheinsberg nach Berlin übersiedelte, besänftigend, aber bestimmt und bündig:

„Berlin, 2. Dezember 1740.

„Sie können versichert sein, daß Ich Ihre Meriten und Capacität „ehre, wie es einem jungen Offizier geziemt, einen alten, der der Welt „so viele Proben seiner Dexterität gegeben, zu ehren; auch werde Ich „Ew. Durchlaucht bei keiner Gelegenheit vorbeigehen, wo Sie mit gutem „Rate an die Hand gehen können. Aber was Ich jetzt vorhabe, ist eine „bloße Bagatelle, wiewohl es künftiges Frühjahr zum Ernste kommen dürfte.

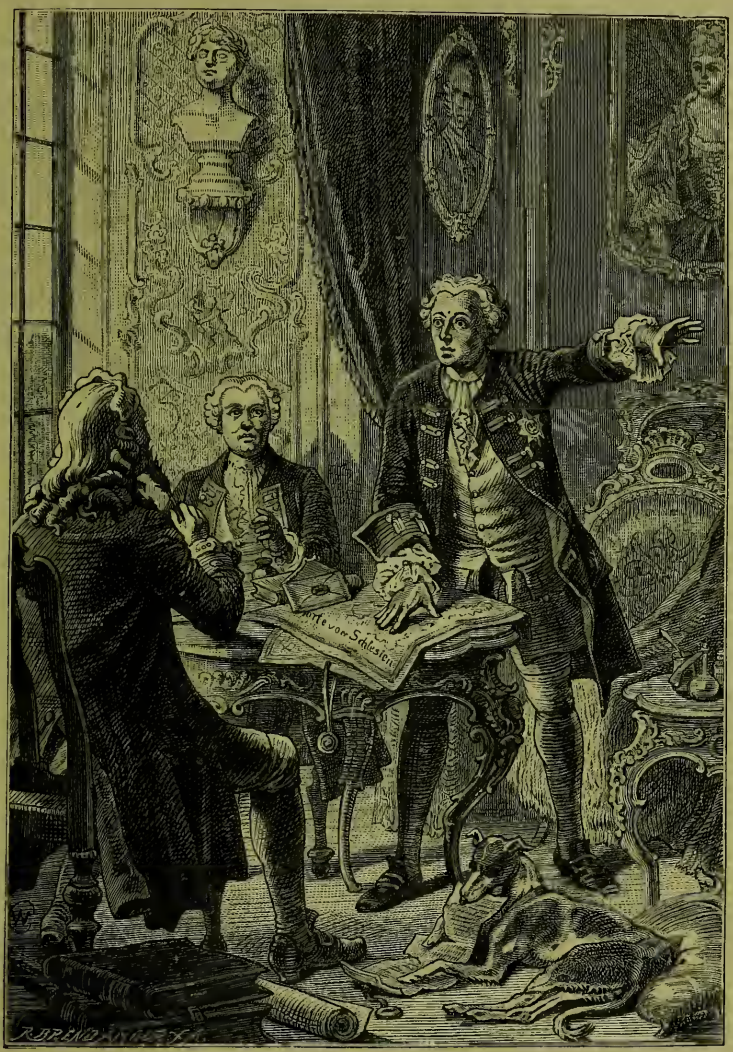
„Da Ich überdies an Sachsen einen Nachbar habe, dessen Absichten „Ich nicht kenne, so kann Ich in Meiner Abwesenheit die Aufsicht über „dasselbe und im Notfalle eine ernstere Wahrnehmung Niemandem besser „als Ihnen vertrauen. Die jetzige Unternehmung behalte Ich Mir allein „vor, auf daß die Welt nicht glaube, der König von Preußen gehe mit „einem Hofmeister ins Feld.

Friedrich."

Auch die fremden Gesandten ahnten noch nicht, mit was für Plänen der König sich trug. Sie ergingen sich in den verschiedensten Mutmaßungen und berichteten diese an ihre Regierungen. Aus Frankreich kam Voltaire nach Rheinsberg (25. November), angeblich um seinem königlichen Freunde Bericht über seinen „Antimacchiavell" zu erstatten, in Wirklichkeit wohl auch, um ihn im Auftrage der französischen Regierung über seine geheimen Pläne auszuhorchen; aber der berühmte Dichter zeigte sich zum Diplomaten wenig geschickt und kehrte nach Paris zurück, ohne anderes berichten zu können, als von den Rheinsberger Hoffesten, von der guten Laune des Königs und seinen philosophischen Unterhaltungen mit ihm. Am betroffensten zeigte sich der Marchese de Botta, der Ende November von Wien nach Berlin gesandt worden war und unterwegs wie in Berlin die kriegerischen Rüstungen gesehen hatte. In der ersten Audienz, die er beim Könige hatte (5. November), unterließ er es nicht, auf die Unwegsamkeit der Landstraßen in Schlesien anzuspielen. Der König erwiderte ihm: wer die Reise zu machen habe, werde schon Mittel finden, um durchzukommen; das Schlimmste, was dem Reisenden da zustoßen könne, sei, daß er beschmutzt ankomme.

Am 6. Dezember fiel der Schleier von dem Geheimnisse durch eine kurze amtliche Bekanntmachung, welche sämtliche auswärtigen Gesandten in Berlin

erhielten, daß der König den Entschluß gefaßt habe, ein Armeecorps in Schlesien einrücken zu lassen. Vergebens bat Botta den König wenigstens



König Friedrich teilt Schwerin und Podewils seine Pläne mit.

um Aufschub seines Vorhabens. Der König gab ihm zu verstehen, daß es damit zu spät sei. — Am Abend des 12. Dezember fand ein Maskenfest im Berliner Schlosse statt. Der König wohnte demselben einige Zeit in heiterer

Laune bei, verließ dann unbemerkt die Gesellschaft und bestieg den bereitstehenden Reisewagen, um sich zu seinen Truppen zu begeben, die, etwa 30000 Mann stark, an der schlesischen Grenze standen.

Bei Krossen, auf denselben Feldern, wo vor etwa einem halben Jahrhundert der Große Kurfürst seinen in den Türkenkrieg ziehenden Brandenburgern das letzte Lebewohl zugerufen, besichtigte der König seine zum Einmarsch in Schlesien bestimmten Truppen (15. Dez.), zum Teil noch dieselben Fahnen, die sie damals geführt. Er versammelte die Generale und Offiziere um sich und redete sie an in ähnlicher Weise, wie er einige Tage zuvor die Generale in Berlin vor seinem Abschiede von dort angeredet hatte:

„Meine Herren, ich unternehme einen Krieg, in welchem ich keinen anderen Bundesgenossen habe als Ihre Tapferkeit, keine andere Hilfe als mein Glück. Gedenken Sie allezeit des Ruhmes, den Ihre Vorfahren auf den Feldern von Warschau und Fehrbellin erwarben, und vergessen Sie niemals den guten Ruf der brandenburgischen Truppen. Wir werden Truppen die Spitze bieten, die unter dem Prinzen Eugen im höchsten Rufe standen. Obgleich der Prinz Eugen nicht mehr mit ihnen ist, so wird doch, indem wir uns mit tapferen Soldaten messen, der Ruhm, sie zu besiegen, um so größer sein. Leben Sie wohl, ziehen Sie hin nach den Feldern des Ruhmes, wohin ich Ihnen unverzüglich folgen werde."

Am folgenden Tage ward mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen die schlesische Grenze überschritten (16. Dezember).

Zum erstenmal schatteten brandenburgische Fahnen auf den Boden des Landes hernieder, der fortan mit den alten Landesteilen des Brandenburgisch-Preußischen Staates unter hohenzollernschem Scepter unzertrennlich zu einem Ganzen verbunden werden und ihre Schicksale in guten und bösen Tagen teilen sollte. Der brandenburgische Krieger — etwa von Schulenburg Grenadieren zu Pferden, von Baireuth Dragonern oder von v. Derschau zu Fuß — betrat zum erstenmal den Boden eines Landes, das seinem Gesichtskreise bisher so ferne gelegen, wie irgend eine Landschaft Polens oder der russischen Steppen. Er wußte und verstand nichts von den Rechtsansprüchen der Hohenzollern auf dieses Land, für dessen Verbindung mit seinem Heimatlande er nun auf Befehl seines Königs kämpfen und bluten sollte.

Friedrich eilte deshalb so sehr mit der Besitznahme Schlesiens, weil er besorgte, daß sonst eine andere Macht — etwa Sachsen — ihm damit zuvorkommen könne, und weil er nimmermehr dulden durfte, daß der sächsische Hof sich einer Provinz bemächtigte, auf welche sein Haus so gerechte und unleugbare

Ansprüche hatte. Der Große Kurfürst hatte dem Kaiser Leopold gedient und war dafür mit Undank belohnt worden; König Friedrich II. wollte zuerst seine Entschädigung in Besitz nehmen und dann Dienste leisten. Erst mit dem Pfande in der Hand wollte er mit Maria Theresia in Unterhandlungen treten über den ihr gegen ihre Feinde zu leistenden Beistand. Gleichzeitig mit dem Einmarsch in Schlesien sandte er deshalb den Grafen Gotter mit Eröffnungen nach Wien. Er erbot sich, die österreichischen Erblande in Deutschland mit seiner ganzen Macht gegen jedermann, der sie angreifen werde, zu verteidigen, und erklärte sich bereit, darüber ein enges Bündnis mit dem Wiener Hofe, mit Rußland und den Seemächten zu schließen; er wollte auch seinen ganzen Einfluß für die Kaiserwahl des Großherzogs Franz Stephan von Lothringen-Toscana, des Gemahls der Maria Theresia, aufbieten; was er dagegen forderte, war die völlige Abtretung Schlesiens, auf das sein Haus unbestreitbare Ansprüche habe.

Also nicht die Zertrümmerung der österreichischen Macht beabsichtigte Friedrich; er war im Gegenteil bereit, Maria Theresia in den schweren Gefahren, denen die österreichische Monarchie entgegenging, mit seiner ganzen Macht Beistand zu leisten; er wollte nur ein Pfand in der Hand haben, um gegen eine ungerechte Behandlung von seiten Österreichs in Zukunft gesichert zu sein.

Aber wie hätte Maria Theresia, die stolze Nachkommin einer langen Reihe von Kaisern und Königen, auf diese Forderungen eines Fürsten eingehen sollen, den sie unter allen ihren Feinden am geringsten schätzte! — Auch sie fühlte sich ja in ihrem vollen Rechte. Sie war kraft der pragmatischen Sanktion Königin von Ungarn und Böhmen, Herrin der gesamten österreichischen Erbstaaten und sah es als ihre oberste Pflicht an, diese Lande ungetrennt und ungeteilt unter ihrem Scepter zu erhalten. Sie wußte kaum von dem Unrecht, das auf einem Teile dieses Erbes haftete; sie kannte vielleicht nicht einmal den Ursprung der brandenburgischen Rechtsansprüche auf Schlesien und empfand es als eine schwere Beleidigung, daß dieser Markgraf von Brandenburg, dessen Amt als Reichsfürst und Erzkämmerer des heiligen römischen Reichs darin bestand, dem neugewählten Kaiser bei der Krönung das Waschbecken zu halten, von ihr, der Kaisertochter und der Gemahlin des mutmaßlichen künftigen Kaisers, ein Stück ihrer Erblande forderte und von der Gewährung dieser Forderung die Leistung seines Beistandes gegen ihre Feinde abhängig machte.

Es ist ein ergreifender Kampf, der sich aus dem Gegensatze dieser beiden gekrönten Häupter, als den Vertretern von ganz entgegengesetzten Principien,

entwickelt. Unser Interesse teilt sich in Bewunderung des energisch emporstrebenden, von seinem Berufe für die Macht und Ehre Preußens erfüllten Königs und in Teilnahme für die mit unentwegter Festigkeit für die Erhaltung ihrer Erbmacht eintretende junge Königin: — er, an der Spitze einer geschulten Militärmacht gewaffnet und bereit zur kühnsten Offensive, sie, auf das Hausgesetz ihres Vaters, die pragmatische Sanktion, pochend, auf den Rat ihrer Minister und Generale und auf das alte diplomatische Intriguenspiel hingewiesen; er, bei aller Kühnheit vorsichtig und berechnend, unverrückt die Sache und das Ziel im Auge behaltend, sie, von wachsender Glut des Hasses gegen den Feind ihres Hauses und ihres Glaubens erfüllt, leidenschaftlich, im Glücke übermütig. Seine Besitzergreifung von Schlesien deuchte ihr gleich einem meuchlerischen Überfalle. Sie hätte Preußen am liebsten zerstückelt und vernichtet gesehen und würde sich zu diesem Zwecke mit jedem Gegner Preußens verbunden haben; er hielt den Bestand der österreichischen Monarchie in dem damaligen Staatensystem für notwendig und wünschte die Macht Österreichs nur so weit zu schwächen, daß sie das Emporwachsen der preußischen Macht nicht mehr zu hindern vermochte; deshalb sein Zögern, sich in ein Bündnis mit Frankreich einzulassen; denn er wünschte die Befestigung und Erweiterung des französischen Einflusses in Deutschland noch weniger als des österreichischen.

Maria Theresia handelte in vollem Einverständnis mit ihrem Gemahl, dem Großherzog Franz Stephan, den sie (21. November) zum Mitregenten aller ihrer Erbkönigreiche und Lande, „nicht nur für sich, sondern auch für ihre jetzigen und künftigen Leibeserben“ erklärt und dem sie die Führung der böhmischen Kurstimme bei der Kaiserwahl übertragen hatte. Sie wies die Erbietungen König Friedrichs zurück und lehnte es überhaupt ab, in Unterhandlungen mit ihm zu treten, solange seine Truppen in Schlesien stünden. „Nicht einen Zollbreit Landes“ wollte sie abtreten, „eher die Türken vor Wien sehen.“

Diese stolze Sprache hätte der Königin besser gezieмt, wenn von ihren Vorfahren Anstalten zur Verteidigung des Landes getroffen worden wären. Aber die wenigen Truppen, die in Schlesien lagen, dienten zur Besatzung der festen Plätze, unter denen Glogau, Brieg und Neisse die haltbarsten waren. Kleinere Besatzungen befanden sich in den gleichfalls befestigten Orten Ohlau, Ottmachau und Namslau. Ein Corps von einigen tausend Mann Feldtruppen führte der General Brown aus dem Innern Österreichs zum Schutze der schlesischen Hauptstadt heran.

Friedrich ging eisernen Schrittes seinen Weg. Zwei Tage vor Weihnachten stand er mit seiner Armee vor Glogau, im Hauptquartier zu Herrndorf. Er

beauftragte den Feldmarschall Schwerin, sich am Gebirge entlang nach Glatz zu wenden, übertrug dem Erbprinzen Leopold von Anhalt-Dessau, dem Sohne des in Berlin zurückgebliebenen alten Fürsten, die Einschließung von Glogau und wandte sich mit der Hauptarmee gegen Breslau. Der König kündigte den Bewohnern Schlesiens an, daß er nicht als ihr Feind komme, sondern daß er sie in ihren Rechten und in ihrem Glauben schützen wolle, und die protestantische Bevölkerung Schlesiens begrüßte die preußischen Truppen, welche überall die strengste Mannszucht hielten, als Befreier von langem Drucke.

Maria Theresia.

Die Stadt Breslau besaß unter österreichischer Regierung gewisse Privilegien, namentlich das Recht, sich selbst zu bewachen und zu verteidigen. Sie brauchte keine Besatzung in ihre Mauern aufzunehmen; durchmarschierende Truppen wurden von dem Stadtmajor und einem Kommando der Stadtmiliz von einem Thore nach dem anderen geleitet, während alle Straßen, durch welche ihr Weg führte, durch Ketten abgesperrt waren. Zwar versuchte der österreichische General Brown persönlich die Stadtherren zur Aufnahme einer Besatzung zu veranlassen; aber die Bürgerschaft, in welcher namentlich ein Schuhmacher Döblin als Wortführer auftrat, geriet darüber in heftige Bewegung, so daß Brown es für gut hielt, von seinem Vorhaben Abstand zu nehmen. Er warf Verstärkungen nach Brieg, Ohlau, Nams-

lau, nach Neisse und Glatz und zog den Rest seiner Truppen zwischen Neisse und Ottmachau zusammen.

Am Neujahrsmorgen 1741 sah man von den Türmen Breslaus die preußische Kriegsmacht, welche sich auf dem Schweidnitzer Anger aufstellte. Man betrachtete neugierig zum erstenmal die knappen blauen Uniformen, die blanken Grenadiermützen der Preußen. Um $8\frac{1}{2}$ Uhr kam der König und nahm sein Quartier im Scultetischen Garten. Friedrich gewährte der Stadt die erbetene Neutralität, ließ ihr die eigene Besatzung und begnügte sich damit, Truppen in ihre Vorstädte zu legen. Er selbst hielt am 3. Januar mit glänzendem Gefolge seinen Einzug in die Hauptstadt Schlesiens.

Das kleine Ohlau, wenige Meilen oberhalb Breslau am linken Oderufer, kapitulierte (8. Januar), ohne daß ein Schuß gefallen war. Mit ihm war ein geeigneter Platz zur Anlegung von Magazinen gewonnen. Brieg wurde blockiert.

Um diese Zeit traf der Vortrab Schwerins — eine Abteilung Husaren unter Lieutenant von Milowitz — zwischen Frankenstein und Ottmachau auf österreichische Feldtruppen vom Brownschen Corps (9. Januar). Es waren Dragoner Lichtenstein, welche hinter dem Dorf Ellgut hielten. Obgleich von einem Gefecht ein Erfolg nicht abzusehen war, wollte doch Schwerin seinen Reitern Gelegenheit geben, eine Probe ihres Mutes abzulegen, und befahl den sofortigen Angriff. Milowitz stürmte mit gezücktem Säbel an der Spitze seines Trupps auf die überlegene Schar, warf dieselbe in die Flucht und fiel, von einer Kugel getroffen. Es war das erste Aufleuchten jenes herrlichen, hingebenden Mutes, den die Truppen Friedrichs von diesem ersten Scharmützel an durch alle Treffen und Schlachten der Schlesischen Kriege bis zum letzten Schwertschlage bewährten. Bald darauf fiel das feste Schloß Ottmachau (12. Jan.) und vor dem Schlusse des Monats auch Namslau. Einen Versuch auf Glatz mußte Schwerin aufgeben, da die Festung in Bereitschaft gesetzt und die Gebirgswege durch Verhaue gesperrt und ungangbar gemacht waren.

Der König war von Breslau gegen Neisse aufgebrochen. Der Kommandant, Oberst von Roth, war indessen auf nachdrücklichen Widerstand gefaßt; er hatte die Vorstädte niederbrennen lassen und ließ sich auch durch das Bombardement (13. Jan.) nicht schrecken. Bei der winterlichen Jahreszeit mußte auf eine regelmäßige Belagerung verzichtet werden.

Friedrich hatte im Laufe von sechs Wochen ganz Niederschlesien mit Ausnahme der drei Festungen Glogau, Brieg und Neisse, die er eng blockieren ließ, in seine Gewalt gebracht. Er übertrug Schwerin, welcher die Reste des Brownschen Corps über Troppau, Jägerndorf und Grätz nach Mähren zurückgedrängt

hatte, das Kommando mit dem Befehl, die Gebirgspässe Schlesiens nach Mähren zu bewachen, und begab sich selbst nach Berlin zurück (29. Januar).

Friedrichs Einrücken in Schlesien hatte große Aufregung in Europa hervorgerufen. Daß er es ohne Bundesgenossen und ohne Befragen der anderen Mächte gewagt, das Schwert gegen Österreich zu erheben, setzte Europa in Staunen, noch mehr die Größe und Schnelligkeit seiner Erfolge. War es mit der österreichischen Macht so bestellt, fragte man, daß der König von Preußen mit dem ersten Anlauf eine ganze Provinz wegnehmen konnte, fast ohne Widerstand zu finden? — Maria Theresia rechnete darauf, daß die Mächte, welche ihrem Vater die pragmatische Sanktion gewährleistet hatten, einen solchen Friedensbruch, den Umsturz des bisherigen Staatensystems, nicht dulden, sondern Maßregeln gegen den Friedensstörer ergreifen würden. Es fanden Verabredungen zwischen dem Wiener, dem Dresdener und dem Hannöverschen Hofe statt; ja, von dem Dresdener Hofe ging ein Plan aus, wonach Sachsen, England und Rußland sich zu einer bewaffneten Vermittelung vereinigen und, falls Friedrich Schlesien nicht freiwillig räume, ihre Truppen in die Mark Brandenburg einrücken lassen sollten. Um gegen diese freundnachbarlichen Absichten Sachsens und Hannovers geschützt zu sein, zog Friedrich eine zweite Armee zwischen Brandenburg und Genthin unter dem alten Fürsten von Dessau zusammen und erteilte diesem besondere Vollmachten. Er selbst begab sich gegen Ende des Februar wieder zur Armee nach Schlesien. Auf seinen Antrieb unternahm der Erbprinz von Dessau einen Sturm auf Glogau (9. Februar), welcher glänzend gelang, obgleich der österreichische Kommandant General Wallis die Wälle fortwährend mit Wasser hatte übergießen lassen, so daß sie bei dem Frostwetter gleichsam mit einem eisigen Panzer überzogen und spiegelglatt waren. Der Erbprinz selbst führte eine Sturmkolonne der Grenadiere von Glasenapp.

Der König führte unterdessen Verstärkungen herbei und stieß mit diesen sowie mit den Truppen aus Niederschlesien zu Schwerin, welcher eine Aufstellung bei Jägerndorf entlang der Grenze zur Beobachtung der Gebirgsübergänge genommen hatte. Schon unterwegs erkannte der König, daß diese Postierung nicht enge genug war, um das Durchdringen feindlicher Streifparteien aus Mähren zu verhindern. Mit einer solchen kam seine Begleitungsmannschaft zwischen Wartha und Frankenstein ins Gefecht. Als der König sich in Wartha vom Mittagsmahl erhob, erfuhr er, daß seine Bedeckung unterdessen eine österreichische Streifpartei in die Flucht gejagt, die ihn dort gefangen zu nehmen beabsichtigt hatte. Bald liefen Nachrichten ein, daß General Neipperg sich anschicke, mit 20000 Österreichern von Süden her das Gebirge zu übersteigen

und in Schlesien einzudringen. Der König hielt es für nötig, zum Schutze von Breslau sowie der Belagerung von Neisse eine Stellung in Schlesien zu nehmen, und zog seine Truppen von Troppau und Jägerndorf nach der Neisse zurück. Schon war ihm Neipperg auf einem Nebenwege über das Gebirge — über Freudenthal, Engelsberg, Würbenthal, Hermannstadt und Zuckmantel — in der Richtung auf Neisse um zwei Tagemärsche voraus. Die Belagerung von Neisse mußte aufgehoben werden, und die österreichische Hauptarmee stand auf den Verbindungen des Königs mit Ohlau, seinem Hauptstützpunkt in Niederschlesien, und mit Breslau. Nur durch eine Schlacht konnte Friedrich sich diese Verbindungen wieder öffnen. Friedrich bekennt später in seinen „Grundsätzen der Kriegführung": „Wenn der Feldherr gezwungen ist, sich zu schlagen, so ist dies immer die Folge eines Fehlers, den er begangen und der ihn genötigt hat, dieses stolze Gebot vom Feinde anzunehmen." In dieser übeln Lage befand sich Friedrich damals, weil die Österreicher sich infolge eines Fehlers von Schwerin — der zu weiten Postierung an der schlesisch-mährischen Grenze — zwischen seine Armee und Ohlau, wo seine Geschütze und Lebensmittel waren, geschoben hatten. Der König hatte ein Auge für seiner Gegner, sowie für seine eigenen Fehler, und indem er die letzteren später vermeiden lernte, brachte er es zur Meisterschaft in der Kriegführung.

Friedrich ging bei Löwen und Michelau auf das linke Ufer der Neisse und stieß am 10. April auf das österreichische Heer unter Neipperg, welches — kaum eine Meile von Brieg — in den Dörfern Mollwitz, Laugwitz und Barsdorf stand. Der König ließ sich den Vorteil entgehen, die Österreicher in ihrem Lager überraschend anzugreifen; er wollte in dieser, seiner ersten Schlacht von der herkömmlichen Methode nicht abweichen und ordnete seine Armee treffenweise in Schlachtordnung, rechts und links Kavallerie, in der Mitte das Fußvolk. Zwischen die Kavallerieregimenter des ersten Treffens waren auf dem rechten Flügel einige Bataillone Fußvolk eingeschoben. Friedrich war gezwungen, mit der Front gegen Berlin, den Rücken gegen das Gebirge zu kämpfen. Auch die Österreicher, welche erst durch Signale von den Brieger Türmen von dem Anmarsche der Preußen Nachricht erhielten, ordneten sich zur Schlacht. Beide Armeen waren etwa gleich stark (18—20000 Mann), die Österreicher an Reiterei, die Preußen an Fußvolk überlegen.

Die Kavallerie des österreichischen rechten Flügels unter General von Römer, welche schon seit dem Morgen das preußische Geschützfeuer ausgehalten hatte, eröffnete voll Ungeduld den Angriff, traf die Dragoner von der Schulenburg in der Flanke und warf sie in die Flucht. Ihr Führer fiel. König Friedrich

Aus der Schlacht bei Mollwitz.

sprengte in das Getümmel, führte neue Abteilungen herbei und suchte der Flucht Einhalt zu thun, als ein neuer, gemeinsamer Angriff der österreichischen Kavallerie die Verwirrung auf dem preußischen rechten Flügel noch weiter verbreitete. Neun preußische Geschütze wurden von der österreichischen Kavallerie erobert, deren Anführer, der tapfere Römer, bei einem Angriff auf die noch ungebrochene Infanterie des rechten Flügels den Tod fand. Auch Markgraf Friedrich von Schwedt, des Königs Vetter, fiel durch eine Kanonenkugel in der Nähe des Königs. In diesem bedenklichen Augenblick begaben sich Schwerin und der Erbprinz von Dessau zum Könige und baten ihn inständig, das Schlachtfeld zu verlassen. Sie stellten ihm vor, daß die Gefangennehmung oder der Tod des Königs ein weit größeres Unglück sein würde als eine verlorene Schlacht, deren Folgen noch immer wieder gut zu machen seien. Mit schwerem Herzen folgte der König dem widerwärtigen Rate und verließ die tobende Schlacht. Schwerin übernahm das Kommando.

Noch stand das preußische Fußvolk in fester Ordnung. In langen Linien, die beiden vorderen Glieder auf ein Knie niedergelassen, erwarteten die preußischen Bataillone unter krachendem Pelotonfeuer den Angriff der Feinde. Während ein Peloton die Salve abgab, hatte das nächstfolgende geladen und sich schußfertig gemacht, so daß ein beständiges Feuer von einem Flügel zum anderen rollte. Als die österreichischen Reihen erschüttert waren und zu wanken begannen, avancierte die ganze preußische Schlachtlinie in schnurgerader Richtung mit geschultertem Gewehr und fliegenden Fahnen unter klingendem Spiel, um in größerer Nähe wieder zu halten und ihr Feuer noch einmal zu beginnen, das jetzt eine mörderische Wirkung hatte. Diese musterhafte Haltung des Fußvolks, die Geschwindigkeit seines Feuers — auf drei österreichische Salven kamen fünf preußische — entschieden die Schlacht zu Gunsten der Preußen. Von den vorher verlorenen neun Kanonen wurden acht zurückgewonnen, außerdem ebensoviel österreichische Kanonen dazu erobert, auch vier Standarten und viele Trophäen. Neipperg gab den Befehl zum allgemeinen Rückzuge, was kaum noch nötig war.

Während die Schlacht diese glückliche Wendung nahm, ritt König Friedrich allein — denn er war dem ihn begleitenden Trupp Gendarmen weit vorausgeeilt — auf der Landstraße nach Oppeln und überdachte die ernsten Folgen seiner ersten Niederlage; denn als eine solche dachte er sich den Ausgang der Mollwitzer Schlacht. Er beabsichtigte, in Oppeln, das er von preußischen Truppen besetzt glaubte, Nachtquartier zu nehmen und weitere Nachrichten vom Schlachtfelde abzuwarten. Von der Thorwacht erschallte der Werdaruf. Auf

die Antwort „preußischer Kurier“ fielen Flintenschüsse — die Stadt war bereits von den Österreichern besetzt. Die Reiter wandten ihre Rosse und sprengten auf der Straße nach Löwen zurück. Hier in der Morgendämmerung ankommend, fanden sie nicht nur preußische Besatzung, sondern auch einen Adjutanten des Erbprinzen von Dessau mit der Meldung von dem siegreichen Ausgange der Schlacht. Der König kehrte sofort auf das Schlachtfeld zurück, nachdem er im Sattel eine Tasse Kaffee zu sich genommen, den die Witwe Panzern im Eckhause am Markte zu Löwen ihm darreichte.

Feldmarschall Graf Schwerin.

Die nächsten militärischen Folgen der Schlacht waren, daß Neipperg sich mit seiner geschlagenen Armee unter die Wälle von Neisse zurückzog, daß Friedrich seine Verbindungen mit Niederschlesien wieder geöffnet sah und daß auch Brieg nach einer kurzen Belagerung kapitulierte (4. Mai). Weit wichtiger aber waren die moralischen Folgen dieses ersten preußischen Sieges. Daß die preußischen Truppen, deren Leistungen man seit zwanzig Jahren nur vom Exerzier- und Paradeplatze her kannte, es in offener Feldschlacht mit den berühmten Soldaten des Prinzen Eugen aufgenommen und den Sieg davongetragen hatten, war eine Thatsache, mit welcher alle Mächte zu rechnen hatten. Und gerade jetzt nahm ein Krieg von allgemeinerer Ausdehnung seinen Anfang, in dem es sich nicht nur um den Besitz einer Provinz, sondern um die Erbfolge in den österreichischen Staaten handelte.

Kurfürst Karl Albrecht von Bayern schloß zur Durchführung seiner Ansprüche auf die österreichische Erbschaft mit Frankreich das Bündnis zu Nymphenburg (22. Mai) und wartete nur auf die Ankunft einer französischen Armee,

um den Krieg in die österreichischen Erbstaaten an der Donau zu tragen. Frankreich suchte auch Preußen zum Beitritt zu diesem Bündnis zu bewegen; indessen König Friedrich verhielt sich durchaus kühl gegen die französischen Anträge. Er hoffte noch auf einen günstigen Erfolg der englisch-hannöverschen Vermittelung; aber diese scheiterte an der hartnäckigen Weigerung der Maria Theresia, Friedrichs Ansprüche auf Schlesien zu befriedigen. Schon wurde von den verbündeten Höfen von Wien, Hannover, Petersburg und Dresden ein Kriegsplan für den Sommer festgestellt. Ein russisches Hilfscorps von 30000 Mann sollte durch Polen nach Mähren marschieren, auch versprach die Großfürstin, 12000 Mann auf Galeeren nach Preußen und Pommern zu schicken; 32000 Hannoveraner, Hessen und Dänen schlugen ein Lager auf dem Eichsfelde auf, um in das Magdeburgische und Halberstädtsche einzurücken; die sächsische Armee sollte nach Berlin marschieren. Friedrich teilte zwar die Ziele der französisch-bayrischen Politik nicht; aber er konnte nicht zugleich in Schlesien Österreich bekämpfen und an der Donau für Österreich Partei nehmen. So sah er sich gegen seine Neigung mehr und mehr auf die Seite Frankreichs gedrängt und schloß ein Defensivbündnis mit dieser Macht, ohne jedoch, wie Karl Albrecht, seine Angelegenheiten der Leitung Frankreichs anheimzugeben. Frankreich verpflichtete sich, ihm den Besitz von Niederschlesien mit Breslau mit allen Mitteln gegen jedermann zu verbürgen; dagegen verzichtete Friedrich, um jede Veranlassung zu Verwickelungen mit Bayern und den Pfälzischen Häusern zu beseitigen, auf das Herzogtum Berg; doch sollte diese Verzichtleistung nicht eher Geltung erhalten, als bis Preußen des ruhigen Besitzes von Niederschlesien mit Breslau versichert sein würde.

Friedrich, bereits im thatsächlichen Besitze dessen, was er forderte, konnte zunächst abwarten, was seine Verbündeten beginnen würden. Er hielt es jedoch an der Zeit, der Ausnahmestellung Breslaus ein Ende zu machen, zumal, da er in Erfahrung gebracht, daß Neipperg insgeheim mit angesehenen Bürgern von der österreichischen Partei in der Stadt Einverständnisse angeknüpft hatte, um sich der Stadt zu bemächtigen. Der Erbprinz Leopold von Anhalt-Dessau erhielt den Befehl, ihm mit einem Handstreich zuvorzukommen, der auch trefflich gelang. Er hatte den Durchmarsch eines preußischen Corps ansagen lassen. Der Stadtmajor und eine Abteilung der Stadtmiliz standen in herkömmlicher Weise bereit, die Preußen durch die Stadt zu begleiten (10. August). Diese hielten sich jedoch diesmal nicht an die vorgeschriebenen Straßen, sondern breiteten sich auch in anderen aus. Auf die Bemerkung des Stadtmajors, die Herren Preußen schienen den Weg zu verfehlen, antwortete ihm der Erbprinz,

daß dies mit nichten der Fall sei, daß vielmehr der König wegen mancherlei Anzettelungen zwischen Stadtbürgern und österreichischen Offizieren, welche die Auslieferung der Stadt an die Österreicher zum Zwecke hätten, den Befehl gegeben habe, die Stadt für die Dauer mit preußischen Truppen zu besetzen und die Bürgerschaft für den König von Preußen in Eid zu nehmen. In einigen Stunden waren die Wachen der Stadtsoldaten durch preußische Grenadiere abgelöst. Die Bürger wünschten sich in der Stille Glück, daß alles so ruhig und ohne Blutvergießen abgelaufen sei, und leisteten den Huldigungseid für den König von Preußen als Herzog von Schlesien.

Allmählich hatte auch Karl Albrecht seine Operationen begonnen. Am letzten Tage des Juli hatte er Passau und die Feste Oberhaus besetzt. Zwei französische Armeen gingen über den Rhein, die eine unter Marschall Belleisle, um dem Kurfürsten in Bayern zu Hilfe zu ziehen, die andere unter General Maillebois, um den hannöverschen Truppen in Norddeutschland das Gleichgewicht zu halten. Karl Albrecht zog in Linz ein (14. Sept.) und nahm den Titel eines Erzherzogs von Österreich an. Hätte er, anstatt die Zeit mit Hoffesten hinzubringen, den Kriegszug bis Wien fortgesetzt, so stand es übel um die Königin. Auch Kurfürst August III. von Sachsen trat gegen das Versprechen Karl Albrechts, ihm Mähren zu verschaffen, von dem österreichischen zu dem bayrisch-französischen Bündnis über.

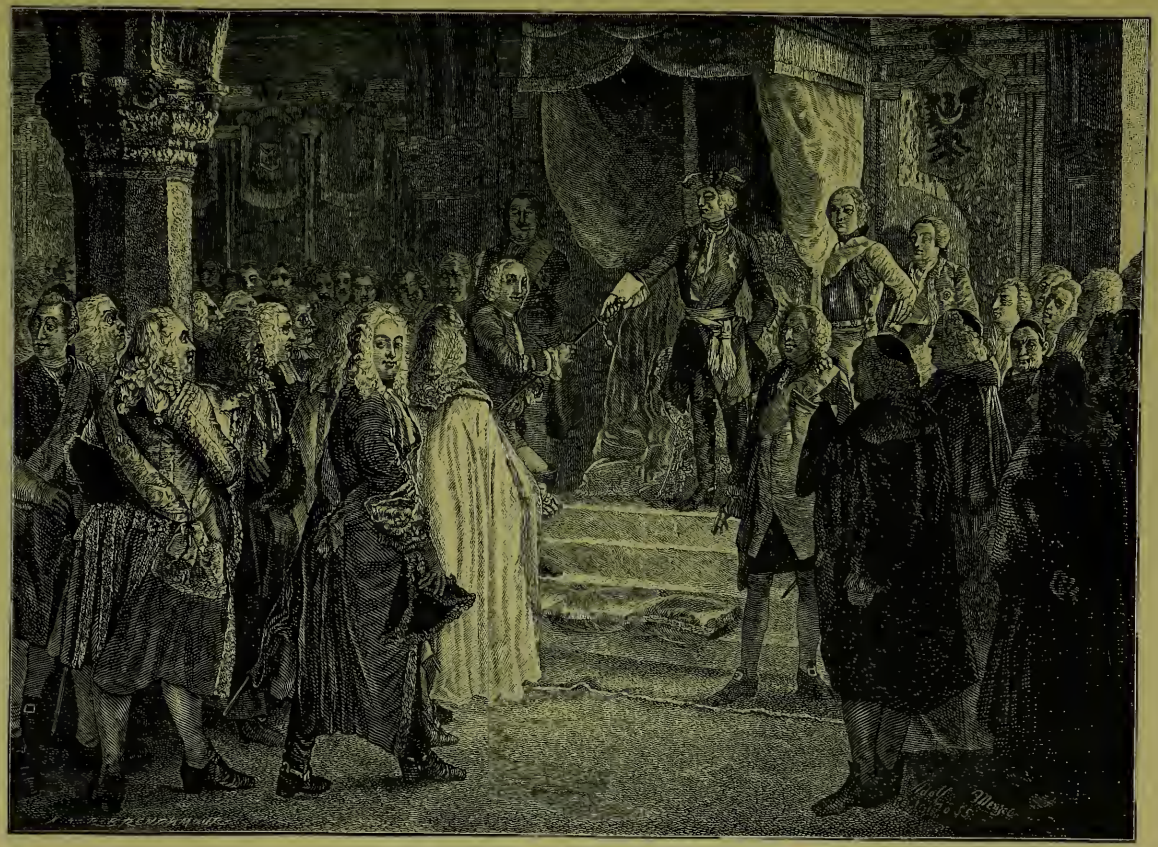
In ihrer gefahrvollen Lage entwickelte Maria Theresia eine bewundernswürdige Seelengröße. Von den Mächten Europas verlassen, von den Ständen der österreichischen Erblande nur schwach unterstützt, flüchtete sie zu der Treue und Tapferkeit ihrer Ungarn, die von ihren Vorfahren oft bedrückt und zur Empörung gereizt waren. In der ungarischen Nationaltracht, ihren Säugling, den Prinzen Joseph (nachmaligen Kaiser Joseph II.) auf dem Arme, Schmerz und Mut in ihrem edeln Antlitz, erschien die schöne Königin auf dem Reichstage zu Preßburg vor den ungarischen Magnaten, schilderte in ergreifender lateinischer Rede ihre unglückliche Lage, versprach dem Begehren und den Beschwerden der ungarischen Stände gerecht zu werden, berief sich auf die angestammten Tugenden der Ungarn und forderte von ihnen das Aufgebot der Komitate, das ist die Stellung des nationalen Heeres zum Schutze gegen ihre vielen Feinde. Der Eindruck der edeln, trotz des Unglücks ungebeugten Königin entzündete den Stolz und die Begeisterung der Magyaren. Sie rissen die krummen Säbel aus den Scheiden und schwuren: „Moriamur pro rege nostro Maria Theresia!“ (21. September 1741).

Freilich war, was die gewöhnliche Überlieferung in einen dramatischen

Moment zusammenfaßt, in Wahrheit das Werk schwieriger Beratungen zwischen der Königin und den ungarischen Ständen. Immerhin bleibt es ein hochherziger Entschluß der Maria Theresia, im rechten Augenblick durch die Gewährung großer Rechte und Freiheiten an die Ungarn sich eine neue Waffe gegen ihre Feinde zu schaffen.

Es vergingen jedoch noch immer einige Monate, bis die auf dem Reichstage zu Preßburg beschlossene Insurrektion — das Aufgebot der ungarischen Völkerschaften — in Scene gesetzt war, und Maria Theresia vermochte dem Kurfürsten Karl Albrecht keine schlagfertige Armee entgegenzustellen; die einzige, die sie besaß, stand unter Neipperg dem Preußenkönige gegenüber. Sie wünschte jetzt dringend, diese zum Schutze ihrer Hauptstadt heranziehen zu können. Aber Friedrich stand noch mit festem Fuß in Schlesien und hielt unerbittlich fest an seiner Forderung: „Ganz Niederschlesien mit Breslau!“ — In ihrer Bedrängnis erteilte die Königin dem Grafen Neipperg Vollmacht, mit dem Könige in Unterhandlungen zu treten und sogar in die Abtretung von Niederschlesien zu willigen, wenn der König nur auf Neisse und Glatz verzichten wolle. Neipperg bat den König um eine persönliche Besprechung, welche im Schlosse zu Klein-Schnellendorf unweit Neisse zwischen beiden Lagern stattfand (9. Oktober). Das Ergebnis dieser Besprechung war ein geheimer Waffenstillstand zwischen beiden Armeen. Maria Theresia versprach, bis zum Jahresschluß auf Grund der Abtretung von Niederschlesien bis an die Neisse, mit Einschluß der Festung Neisse, ebenso wie der Grafschaft Glatz, Frieden zu schließen; die Belagerung von Neisse sollte nur zum Schein fortgesetzt, die Festung binnen vierzehn Tagen übergeben werden. Der König verpflichtete sich dagegen, die Armee Neippergs bei ihrem Abzuge über das Gebirge nicht zu verfolgen und in Oberschlesien und dem nördlichen Teile von Böhmen seine Winterquartiere zu nehmen. Er forderte für diese Abmachungen das tiefste Geheimnis und erklärte sich durch dieselben nicht weiter gebunden, sobald das Geheimnis verletzt werden sollte.

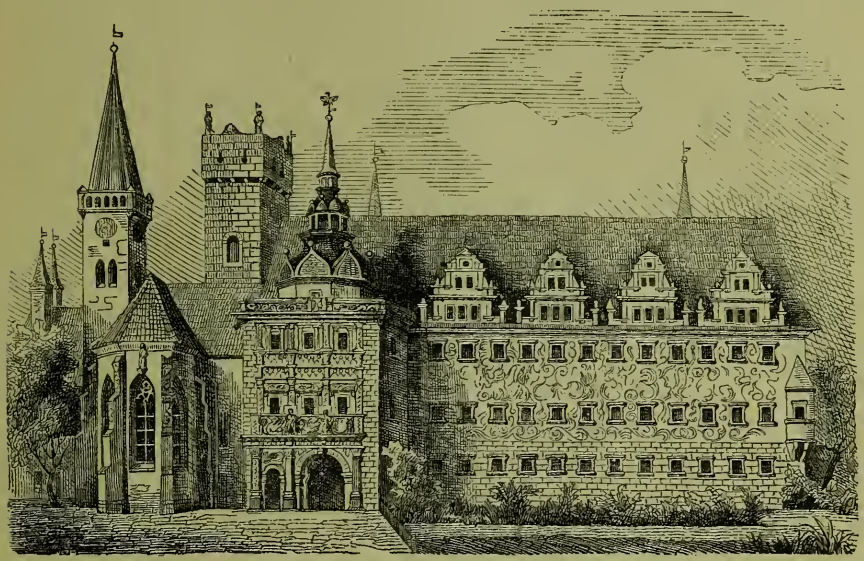
Durch die Übereinkunft von Klein-Schnellendorf hatte zunächst weniger Friedrich gewonnen, als Maria Theresia. Zwar hatte diese das Princip der Abtretung Schlesiens als Grundlage für den künftigen Friedensschluß anerkannt, indessen Friedrich wußte wohl, daß sie, sobald der Krieg eine für sie günstige Wendung nehmen oder sobald sie mehr Freiheit vor ihren übrigen Gegnern erhalten, sich durch diese im Drange der Not gemachten Zugeständnisse nicht gebunden erachten würde. Er verlegte indessen seine Armee in die Winterquartiere und nahm in Breslau die Erbhuldigung des Landes entgegen, wobei er das fehlende Reichsschwert, auf das sonst der Huldigungseid abgelegt wurde,



Friedrich der Große nimmt die Huldigung der schlesischen Stände entgegen.

durch seinen Degen ersetzte. Die Versammlung schied unter dem Rufe: „Es lebe der König von Preußen, unser souveräner Herzog!“ (7. November).

Unterdessen setzten die übrigen Gegner der Maria Theresia den Krieg fort. Karl Albrecht gab seinen Zug nach Wien auf, als Neipperg mit der aus Schlesien zurückgezogenen Armee in Olmütz eintraf. Er wandte sich nach Böhmen, wohin auch die Sachsen und einige französisch-bayrische Corps ihren Marsch nahmen. Am 26. November wurde Prag genommen; Karl Albrecht ließ sich zum Könige von Böhmen krönen. Während er die Zeit mit prunk-



Das Schloß zu Brieg zur Zeit der Herzogin Dorothea Sibylla.

vollen Festen füllte, rüstete Maria Theresia eine neue Armee, um ihre Erblande an der Donau zurückzuerobern. Karl Albrecht begab sich von Prag nach Frankfurt a. M. und ward hier hauptsächlich auf Betrieb Friedrichs II. unter Ausschließung der böhmischen Kurstimme — weil Maria Theresia eine Stimme, die sie nicht selbst führe, auch nicht übertragen könne — zum deutschen Kaiser erwählt (24. Januar 1742). Er sollte niemals wahre Freude an der deutschen Kaiserkrone haben. Schon hatte die neue österreichisch-ungarische Armee unter Khevenhüller die Bayern aus Österreich zurückgedrängt; sie fiel in Oberbayern ein und besetzte an demselben Tage, als der neue deutsche Kaiser Karl VII. in Frankfurt gekrönt wurde, die Hauptstadt seiner Erblande, seine Residenz München (12. Februar).

Auch die Stellung der französisch-bayrischen Armee und der Sachsen in Böhmen wurde durch die Fortschritte der österreichischen Waffen in Bayern bedroht. Kaiser Karl VII. und Kurfürst August III. von Sachsen erkannten, daß sie ohne die Hilfe Preußens nicht zum Ziele kommen konnten. König Friedrich aber hoffte, jetzt endlich Maria Theresia zum Frieden zu bewegen. Unwillig darüber, daß das Geheimnis der Klein-Schnellendorfer Abkunft von österreichischer Seite gebrochen worden und daß Maria Theresia noch immer zögerte, die Einleitungen zum Friedensschlusse diesem Abkommen gemäß zu treffen, beschloß er, wieder handelnd in den Krieg einzugreifen. Was er wollte, war nichts Geringes. Er dachte zunächst Mähren zu erobern und dann, in einer geeigneten militärischen Stellung, Maria Theresia zu zwingen, die von den Verbündeten besetzten Provinzen — Schlesien an Preußen, Mähren an Sachsen, Böhmen an Bayern — abzutreten. Indem er es selber übernahm, Bayern und Sachsen diese Vergrößerung zu verschaffen, wünschte er zu verhüten, daß diese Fürsten in französische Abhängigkeit verfielen und daß der französische Einfluß im Reiche überwöge.

Friedrich erteilte an Schwerin den Befehl, die Armee aus den Winterquartieren aufbrechen zu lassen und nach Mähren zu führen. Er selbst verweilte bei der Durchreise von Berlin nach dem Kriegsschauplatze in Dresden und suchte den Kurfürsten August III. zu überreden, daß er die sächsische Armee zu dem Zuge nach Mähren unter seinen Oberbefehl stelle, was nicht ohne Schwierigkeiten gelang. Am 28. Januar traf der König in Olmütz ein. Um Mitte Februar hatten die preußischen Truppen ihre Stellungen an der mährisch-niederösterreichischen Grenze bezogen, von Znaym die Taya hinab über Kostel und Göding bis zu ihrer Mündung in die March, einzelne Abteilungen noch weiter südlich gegen Wien vorgeschoben; Zietens Husaren trugen bereits den Schrecken ihres Namens bis in die Wiener Vorstädte. Auf dem rechten Flügel, nahe der böhmischen Grenze, in Iglau und Gegend standen die Sachsen. In dieser Stellung deckte Friedrich Mähren und Böhmen und bedrohte zugleich Wien. Hätte der König, anstatt halten zu bleiben, seinen Kriegszug weiter bis Wien fortgesetzt, so wär' es ihm wohl möglich gewesen, die Annahme seiner Friedensbedingungen von Maria Theresia zu erzwingen; indessen er selbst mochte Bedenken tragen, seine ganze Macht in die Schanze zu schlagen, um Mähren für Sachsen, Böhmen für Bayern zu gewinnen.

Das Glück, das den österreichischen Waffen soeben in Oberbayern noch einmal gelächelt, hatte den Stolz der Habsburgerin gehoben. Sie wollte lieber einen Krieg auf Leben und Tod, als um den Preis zweier alten habsburgischen

Kronländer den Frieden. Jetzt machten sich auch die Wirkungen ihres Aufrufs an die Ungarn geltend. Die halbwilden Völkerschaften im Innern Ungarns und an den mährischen Grenzgebirgen, die Jazygen, Kumanen, Morlaken und Uskoken, erhoben sich, um den Krieg in ihrer barbarischen Art zu führen. Die Verbindungen Friedrichs nach Mähren und Oberschlesien wurden von ihnen vielfach unterbrochen, die Nachfuhr und Verpflegung der Truppen dadurch erschwert. Viel hatte Friedrich in dieser Zeit auch über die mangelhafte Unterstützung seiner Bundesgenossen, namentlich über den Ungehorsam der sächsischen Befehlshaber zu klagen. Aus allen diesen Gründen entschloß er sich, seine Stellung aufzugeben und nach Böhmen zurückzugehen. Maria Theresia atmete auf.

Der Marsch durch das von der aufgeregten Bevölkerung besetzte Land war voll Gefahren und Beschwerden und erforderte die größte Vorsicht. Wenn ein Regiment in das Dorf kam, das ihm zum Nachtquartier angewiesen war, begann es damit, alle Zugänge durch Wagenbarrikaden zu schließen. Hinter denselben wurden Wachen aufgestellt und durch eine Kette von Posten untereinander verbunden. Die Hauptwache ward hinter der steinernen Mauer eines Kirchhofs aufgestellt. Von Viertelstunde zu Viertelstunde gingen Ronden von da nach den verschiedenen Posten. In den Häusern brannte Licht, ein Mann mußte in jedem Quartier die Nacht über wach bleiben. Gewehr und Patrontaschen mußten die Mannschaften so zur Hand haben, daß sie jeden Augenblick ergriffen werden konnten. Unter Anstrengungen und Kämpfen mannigfacher Art zog sich das Heer durch Mähren nach der böhmischen Grenze zurück.

Auf der Höhe von Chrudim, welche die böhmische Hügellandschaft weit überragt, hielt der König am Pfingstsonntag (12. Mai) 1742 und sah aus den Schluchten und Thälern die Spitzen der ankommenden Bataillone und Schwadronen auftauchen, sprengte ihnen auch wohl entgegen und wies den Regimentern die Lagerplätze an.

In Böhmen ward seine Armee durch die Truppen des Fürsten von Dessau verstärkt, die aus dem Lager bei Brandenburg herbeigezogen waren. Der Fürst traf einige Tage später ein, als der König ihn erwartet hatte, weil er nicht die von diesem vorgeschriebene Marschroute innegehalten hatte, und mußte dafür einen strengen Verweis hinnehmen. „Ich wundere mihr sehr," schrieb der König (Chrudim, 21. April), „daß Ew. Durchlaucht als ein alter Offizier nicht acurater meine ordres folgen, die ich Ihnen gebe, und wenn Sie noch habiler als Cesar wehren und meine ordres nicht acurat und stricte nachleben, so hilft mihr das Übrige nichts; ich verhoffe, daß es bei diesem avertissement bleiben wirdt und daß Sie mihr ins künftige keine weiteren Uhrsachen zu beschwerden geben werden."

Auch das Corps des Erbprinzen von Dessau, welcher die Festung Glatz erobert und die Huldigung der Grafschaft für den König entgegengenommen hatte, vereinigte sich im Lager von Chrudim mit der Hauptarmee.

Die Österreicher unter dem Prinzen Karl von Lothringen, dem Bruder des Großherzogs, waren ebenfalls aus Mähren nach Böhmen aufgebrochen. Sie wünschten, Prag wieder zu nehmen, das nach ihren Nachrichten nur schwach von den Franzosen besetzt war, die preußische von der französisch-bayrischen Armee getrennt zu halten und die preußische Hauptarmee durch Zerstörung der Magazine in ihrem Rücken und durch Erregung des Aufstandes unter dem böhmischen Landvolke zum Verlassen von Böhmen zu zwingen. An demselben Tage, als Friedrich sein Lager bei Chrudim aufschlug, traf der Prinz Karl bei Saar, zwei Tagemärsche südlich Chrudim, ein. In den folgenden Tagen setzten beide Armeen auf konvergierenden Linien, oft nur zwei Stunden voneinander entfernt, ihren Marsch in der Richtung auf Prag fort. Friedrich beschloß, sich den Österreichern auf dem Wege nach Prag vorzulegen und sie zur Schlacht zu nötigen, der er in vollem Vertrauen zu der bewährten Tapferkeit seiner Truppen entgegensah.

Am 16. Mai erreichte der König mit der Avantgarde Kuttenberg. Das Gros der Armee unter dem Erbprinzen von Dessau bezog an demselben Tage ein Lager bei dem Marktflecken Chotusitz, während die Österreicher die eine Stunde davon südlich gelegene Stadt Czaslau besetzten. Der Prinz Karl zog noch in der Nacht seine ganze Armee bei Czaslau zusammen, um in der Frühe des folgenden Tages die Preußen in ihren Dörfern überraschend anzugreifen; aber der Erbprinz hatte die Bewegungen des Feindes beobachtet und stellte die Armee rechtzeitig in Schlachtordnung auf zwischen Cirkwitz und Sehuschitz, in der Mitte Chotusitz, dessen weitschimmernder weißer Kirchturm der ganzen Aufstellung zum Richtpunkt diente. Beide Armeen standen nach herkömmlicher Weise in zwei Treffen geschart, in der Mitte Infanterie, auf den Flügeln Kavallerie. Die Armee Friedrichs zählte 30 Bataillone, 70 Eskadrons; die österreichische war um einige Bataillone und Schwadronen überlegen.

Die Kavallerie auf dem preußischen rechten Flügel — Küraſſiere von Buddenbrock und Dragoner von Rothenburg — eröffnete die Schlacht mit einem ungestümen Angriff auf die Kavallerie des österreichischen linken und warf dieselbe auf das Fußvolk zurück. Hier aber lockerte sich die Ordnung; die Schlacht löste sich in ein Getümmel von Einzelkämpfen auf ohne einheitlichen Plan und Leitung. Der aufgewirbelte Staub hinderte die Übersicht und steigerte die Verwirrung. Auch auf dem anderen Flügel hatte die Schlacht begonnen. In Chotusitz gerieten das preußische und das österreichische

Fußvolk hart aneinander. Die Preußen verteidigten unter schweren Verlusten Mauer für Mauer des brennenden Dorfes, bis die um sich greifenden Flammen die Kämpfenden trennten. Auf beiden Flügeln tobte die Schlacht entscheidungslos fort. Da gab Friedrich durch sein persönliches Eingreifen derselben die entscheidende Wendung. Er führte eine preußische Batterie auf einen Hügel, der in der linken Flanke der österreichischen Schlachtordnung lag. Dieselbe eröffnete von hier ein so wirksames Feuer, daß die österreichischen Angriffe auf der ganzen Linie schwächer wurden und die Österreicher den erneuten Angriffen des preußischen Fußvolks im Centrum bei Chotusitz nicht mehr zu widerstehen vermochten. Sie räumten das Schlachtfeld. Eine große Anzahl von Gefangenen, sowie 18 Geschütze fielen in die Hände der Preußen. Der preußische Verlust an Toten war etwas stärker als der österreichische; insbesondere die preußische Kavallerie hatte viele Verluste (gegen 1200 Mann). Aus dem eroberten Geschütz ließ Friedrich Viktoria schießen.

Seit der Räumung Mährens hatte Friedrich seinen Plan, auch für Bayern und Sachsen den Frieden zu vermitteln, für jenes Böhmen, für dieses Mähren zu gewinnen, aufgegeben. Er hatte allein den Krieg begonnen, allein seine Schlachten geschlagen und die Gefahren bestanden, er wollte sich jetzt nicht durch Rücksichten auf seine lauen Verbündeten hindern lassen, einen günstigen Frieden für seine eigenen Lande zu schließen. Maria Theresias Stolz war aber durch die Schlacht bei Chotusitz so gebeugt, daß sie mehr zum Frieden neigte als früher, und die englischen Vermittler gaben sich die größte Mühe, sie zur Annahme der Forderungen Friedrichs zu bewegen. Sie verzichtete namentlich auf ihre frühere Bedingung, daß Friedrich sogleich nach dem Friedensschlusse auf ihre Seite treten und ihr gegen ihre übrigen Gegner, seine bisherigen Verbündeten, Beistand leisten solle. So kam es zur Festsetzung der Friedenspräliminarien von Breslau (11. Juni). Österreich trat ganz Niederschlesien und Oberschlesien bis auf Teschen, Troppau und die Landschaft „jenseits der hohen Gebirge und der Oppa," ebenso wie die Grafschaft Glatz mit voller Souveränität an den König von Preußen ab, welcher dagegen die auf Schlesien haftenden Schulden übernahm.

Bei der Umwandlung der Präliminarien in einen definitiven Frieden suchten die österreichischen Unterhändler noch einiges zu retten. Zu dem Lande „jenseits der hohen Gebirge und der Oppa," welches Österreich behalten sollte, rechneten sie auch das Herzogtum Jägerndorf, indem sie den Namen Oppa auf einen kleinen Zufluß der Oppa bezogen, der östlich Jägerndorf in diese mündet und auf einigen alten Karten als „kleine Oppa" bezeichnet war. Obgleich Jägern-

dorf den Kern der brandenburgischen Ansprüche auf Schlesien bildete, ließ Friedrich doch diese Auslegung gelten, um den Abschluß des Friedens nicht aufzuhalten, und nahm zum Ersatz für Jägerndorf die mährische Enklave Katscher bei Ratibor. Am 28. Juli wurden die Friedensratifikationen zu Wien ausgetauscht.

Das Urteil der Mächte über den Frieden war sehr verschieden. Am meisten betroffen war Frankreich, das bisher bei allen Friedensschlüssen in Deutschland mitgeredet hatte. Auf die Vorstellungen Voltaires, daß ganz Paris über das Verfahren des Königs außer sich sei, antwortete dieser, „um das Geschrei der Pariser kümmere er sich wenig; das seien Horniſſe, die immer summten, und ihr Tadel wie die Scheltworte eines Papageien." Der König hatte in der That vom Pariser Hofe wohl zuletzt einen Tadel hinzunehmen, hatte doch Kardinal Fleury, wie dem Könige wohl bekannt war, schon seit längerer Zeit mit Wien insgeheim unterhandelt.

Friedrich konnte mit Genugthuung auf die beiden ersten Jahre seiner Regierung zurückblicken. Er hatte einen glorreichen Krieg allein gegen eine der ersten Mächte Europas geführt, zwei Schlachten geschlagen und ebensoviel Siege gewonnen und einen ruhmvollen Frieden geschlossen. „Wir hätten," sagte Friedrich mit Bezug auf den Breslauer Frieden, „vielleicht später einen besseren Frieden erhalten können, vielleicht aber auch einen schlechteren; als Politiker und für das Wohl des Landes, das ich regiere, habe ich nicht anders handeln können; immer ist es ein großes und glückliches Ereignis, das mein Haus in den Besitz einer der blühendsten Provinzen Deutschlands setzt nach dem Schluß eines glorreichen Krieges; man muß zu rechter Zeit innezuhalten wissen."

Friedrich sah aber auch voraus, daß es noch langwierige und blutige Anstrengungen kosten würde, um das, was in zwei Jahren errungen war, für die Dauer zu behaupten und sicherzustellen. Daher war sein Streben vor allem darauf gerichtet, die Kräfte seines Landes zu sammeln, die Armee fortzubilden und durch Verstärkung der schlesischen Festungen, namentlich Neisse, Glatz und Glogau, das Verteidigungssystem der Provinz zu verbessern.

Und es war nicht die Behauptung Schlesiens allein, auf die er sein Augenmerk zu richten hatte. Friedrich hatte mit diesem ersten Schlesischen Kriege seinem Preußischen Staate zugleich eine Machtstellung im Reiche und unter den ersten Staaten Europas errungen, die eine neue großartige Anspannung aller Kräfte von demselben erforderte, um gerüstet den Kämpfen der Zukunft entgegenzugehen.

0177801